

Schriften

des

Vereins für Geschichte

des Bodensees und seiner Umgebung.

Vierzigstes Heft.



Mit einer Karte, zwei Photographien und einer Stammtafel.

Lindau i. B.

Kommissionsverlag von Joh. Thom. Stettner.

1911.

Z 2168<sup>2</sup>

## Vorbericht.

Zum drittenmal seit seiner Gründung hielt der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung in diesem Jahr seine Tagung in Ravensburg. Es war die 41. Generalversammlung, zu der man am 25. und 26. September sich zusammenfand. Die Feststadt hatte Flaggenschmuck angelegt, und ihre Bevölkerung bewies dem Verein dankenswerte Gastfreundschaft. Am erfreulichsten aber war der Zuwachs, den die Mitgliederzahl in Ravensburg erfuhr; 50 neue Vereinsgenossen konnten hauptsächlich dank der Verbearbeit des Herrn Oberbürgermeisters Reichle während dieser Generalversammlung neu eingeschrieben werden, eine Tatsache, durch die Ravensburg die Palme vor allen unseren übrigen Festorten verdient hat.

Am Sonntag den 25. September nachmittags trat zunächst der Vereinsauschuß zu einer Beratung im Rathhause saale zusammen, während die Mitglieder sich auf der Weitsburg versammelten und des Wiedersehens und des herrlichen Rundblickes über die Stadt und das gesegnete oberchwäbische Land sich freuten. Dann ging man zur Mitgliederversammlung in den kleinen Saal des Konzerthauses. 35 Mitglieder nahmen teil. Aus den Beratungen sei folgendes hervorgehoben: Die Kasse schließt pro 1909 mit 3750 Mk. Einnahmen und 3477 Mk. Ausgaben ab. Ihre Einnahmen erfuhren eine erfreuliche Steigerung durch Gewinnung eines jährlichen Zuschusses von 250 Mk. von seiten des bayerischen Kultusministeriums und durch Erhöhung des von S. Majestät dem König von Württemberg gewährten Mietbeitrages für unsere Museumsräume auf 500 Mk. Für diese Zuwendungen sei auch hier nochmals ehrerbietiger Dank gesagt! Als Tagungs-ort für nächstes Jahr wurde St. Gallen bestimmt. Der Museumsbau in Friedrichshafen (s. vor. Jahresbericht) konnte, nachdem die Pläne und Vorarbeiten abgeschlossen waren, in nahe Aussicht gestellt werden. Endlich wurde beschlossen, künftighin das bisher übliche Eintrittsgeld bei Erwerbung der Mitgliedschaft fallen zu lassen, um so den Beitritt zum Verein zu erleichtern.

Im großen Saale des Konzerthauses fand dann die öffentliche Abendunterhaltung statt. Herr Oberbürgermeister Reichle begrüßte die unterdessen zahlreicher gewordenen Mitglieder, denen er das ehrende Prädikat „Männer der Wissenschaft“ gab, und die Gäste aus der Stadt, die den weiten Saal füllten, und wünschte der Versammlung einen gelungenen Verlauf. Er wies besonders auf die Zentenarfeier der Stadt Ravensburg hin, welche in diesem Jahre ihrer hundertjährigen Zugehörigkeit zur Krone Württemberg freudig gedenke. An denselben Gedanken, der auch zur Wahl Ravensburgs als Festort beigetragen hatte, knüpfte der Vereinspräsident, Herr Bürgermeister Hofrat Schüginger aus Lindau, an, indem er der Stadt Ravensburg für den freundlichen Empfang Dank

sagte und ihren geschichtlichen Sinn hervorhob, von dem besonders das neu errichtete Museum Zeugnis ablege. Zwei wissenschaftliche Vorträge bot der Abend. Herr Pfarrer Dr. Joh. Bumiller von Aufhausen, Bayern, ein geborener Ravensburger, führte in das Gebiet der Prähistorie, indem er die Zuhörer im Geist einen Gang „von Heidelberg nach Schaffhausen und zum Wildkirchl“ tun ließ. Die Ausführungen des gelehrten Redners gipfelten in der Behandlung der Frage nach dem Vorhandensein eines Eiszeitmenschen, seiner Verschiedenheit vom heutigen Menschen einerseits, aber auch von den verwandten Tiergattungen (Affen) anderseits. Den eigentlichen Zentenar-Festvortrag hielt hierauf Herr Stadtarchivar Merk von Ravensburg über „Die Organisation Ravensburgs unter Bayern und Württemberg.“ Seine Ausführungen waren gewürzt mit zahlreichen Mitteilungen aus archivalischen Quellen. Den ganzen Abend verschönten die Darbietungen des Ravensburger Liederfranzes und der Regimentskapelle von Weingarten.

Der folgende Tag sah schon in der Frühe die Mitglieder des Vereins im neuen Museum. Die Freunde der Geschichte und Naturgeschichte in Ravensburg haben sich mit dieser Sammlung wirklich ein Verdienst erworben. Sowohl der prächtige Raum und die Aufstellung, wie die Reichhaltigkeit überraschen die Besucher. Von besonderem Wert schien uns die Sammlung von Skulpturen, teils Originalen, teils Abgüssen, zu sein, an der Herr Bildhauer Schnell das Hauptverdienst hat und die ein Bild namentlich der spätgotischen kirchlichen Skulptur in Oberschwaben zu geben imstande ist. Bei dem folgenden Rundgang durch die Stadt wurden unter kundiger Führung der alte Mauerring, das Hospital, das neu geordnete Stadtarchiv besichtigt, zuletzt die Liebfrauenkirche, in welcher Herr Stadtpfarrer Dr. Hafner die neuen Wandgemälde von Fugel erklärte.

Hierauf begann wieder im Konzertsaal die Hauptversammlung mit Begrüßung seitens des Präsidenten und des Oberbürgermeisters Reichle. Dann betrat Herr Postrat Dr. Schöttle aus Tübingen das Rednerpult und hielt einen aus reicher Kenntnis geschöpften und oft mit launigem Humor gewürzten Vortrag über „Ravensburg und sein Verkehrsleben in den letzten dreihundert Jahren.“ Sehr fesselnd und verständlicher, als sonst die Vorträge über dieses Gebiet zu sein pflegen, sprach Herr Landesgeologe Dr. W. Schmidt über die Rückzugsbewegungen der Gletscher und die Grenzen der verschiedenen Eiszeitgebiete in Oberschwaben. Der Vortrag, der durch Lichtbilderkarten unterstützt war, bot zum Teil neue Ergebnisse. Im Anschluß an diesen Vortrag besprach Herr Oberstudienrat Dr. Lampert aus Stuttgart noch einige aus der Eiszeit stammende kleine Lebewesen, die in Oberschwaben und im Bodensee, aber nur in den kältesten Wasserschichten, vorkommen, „glaziale Rebiotenfauna.“ Die anschauliche, von frischem Humor getragene und von Abbildungen unterstützte Schilderung dieser Tierchen fand großen Beifall.

Ihren üblichen Abschluß fand die Tagung durch das Festmahl im Kaiserhof, bei dem die gleichfalls üblichen Tischreden die fröhliche Feststimmung erhöhten.

Es erübrigt noch ein Wort über die Arbeit des Vereinsausschusses in dem Berichtsjahre 1910. Der Ausschuß trat 6 mal zu Sitzungen zusammen, außer während der Generalversammlung stets in Friedrichshafen. Den Hauptgegenstand seiner Beratungen bildete natürlich die Verlegung unserer Sammlungen in das der Stadt Friedrichshafen gehörige Kameralamtsgebäude. Zur endgültigen Beschlußfassung in dieser Angelegenheit und zur Aufnahme eines Anlehens von 3000 Mk. wurde sogar eine außerordentliche Generalversammlung in Friedrichshafen am 22. März gehalten. Die Angelegenheit kam nach

Überwindung einiger Schwierigkeiten in Gang, indem die Stadt Friedrichshafen in höchst dankenswerter Weise die Herstellung des Gebäudes für den Museumszweck nach den Plänen des Architekten Baumeister in Bregenz übernahm, der Verein aber für die innere Einrichtung von Herrn Kommerzienrat Prym in Konstanz ein Darlehen von 3000 Mk. zu billigem Zinsfuß erhielt. Der Ausschuß mußte mit Bedauern ein altbewährtes, seit der Gründung dem Verein angehöriges Mitglied, Herrn Medizinalrat Th. Lachmann, aus Gesundheitsrücksichten ausscheiden sehen. Derselbe wurde zum Ehrenmitglied ernannt und ihm die künstlerische Urkunde darüber vom Herrn Präsidenten und Vizepräsidenten überreicht. Möge seine wohlverdiente Mußezeit, die unterdessen schon schöne Früchte geschichtlicher und volkskundlicher Studien getragen hat, noch eine lange und ungetrübte sein! Das von Herrn Lachmann so lange geführte Amt eines II. Schriftführers wurde Herrn Pfarrer Dr. Wolfart in Lindau übertragen, auf die hierdurch frei werdende Stelle im Ausschuß als Vertreter Bayerns Herr Pfarrer Bertle in Sigmarszell neu gewählt.

Für den Schriftleiter:  
**Dr. Wolfart.**

# Inhaltsverzeichnis.

Vorbericht . . . . .	Seite III
----------------------	--------------

## I. Vorträge.

1. Ravensburg und sein Verkehrsleben in den letzten dreihundert Jahren. Von Postrat Dr. Gustav Schöttle in Tübingen . . . . .	3
2. Rückzugsstadien der Würmvergleitserung im Argengebict. Von Martin Schmidt in Stuttgart. (Mit einer Karte.) . . . . .	26

## II. Abhandlungen und Mitteilungen.

1. Die Königszinse in der Reichsstadt Ravensburg im Jahre 1366. Von Karl Otto Müller in Ravensburg . . . . .	53
2. Tagbuch über die Belagerung der Reichsstadt Überlingen durch die Schweden vom 24. April bis zum 16. Mai 1634. Von Hofrat Professor Dr. Kober in Überlingen . . . . .	116
3. Dr. Max Wilhelm Gözinger, ein deutscher Sprachforscher. Von Dr. Johannes Meyer in Frauenfeld . . . . .	141
4. Ein Spareverlaß aus dem Kloster Salem von 1481. Von Dr. Hermann Baier . . . . .	248
5. Zur Geschichte des Buchdrucks in Konstanz. Von Dr. Hermann Baier . . . . .	256
Bücheranzeigen . . . . .	262
Erklärung . . . . .	268

## III. Vereinsnachrichten.

1. Personal des Vereins . . . . .	271
2. Mitgliederverzeichnis . . . . .	272
3. Darstellung des Rechnungsergebnisses für das Rechnungsjahr 1910 . . . . .	289
4. Schriftenaustausch . . . . .	291
5. Schenkungen an die Vereinsbibliothek . . . . .	296
6. Erwerbungen für die Bibliothek . . . . .	298
7. Schenkungen an das Zeppelinkabinett . . . . .	299
8. Erwerbungen für das Zeppelinkabinett . . . . .	300
9. Versammlungen des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung . . . . .	301

**Anmerkung.** Mit Bedauern werden manche in diesem Hefte den Schluß von Herrn Professor Dr. Beyerle's Arbeit vermissen, in der auch eine Besprechung des schönen Buches von Herrn Professor Dr. Knapp, Stuttgart „Die Anfänge des Stiftes St. Gallen“ erscheinen sollte. Hierzu ist zu bemerken, daß in der Ausschußsitzung vom 26. September 1911 in Friedrichshafen beschlossen wurde, die Drucklegung des letzten Teiles der Arbeit über Arbon, dessen rechtzeitige Lieferung Herr Professor Beyerle nicht sicher versprechen konnte, zu verschieben, damit das Erscheinen des Vereinsheftes nicht in Frage gestellt werde.  
Die Schriftleitung.

I.

# Vorträge

gehalten auf der

einundvierzigsten Jahresversammlung

zu

Ravensburg den 26. September 1910.



# Ravensburg und sein Verkehrsleben in den letzten dreihundert Jahren.

Auf Grund archivalischer Forschungen

von

Postrat Dr. Gustav Schöttle  
in Tübingen.

## I.

Die vortreffliche Verkehrslage, welche Oberschwaben von Natur aus besitzt,<sup>1</sup> wurde nach dem Ende des Mittelalters allmählich verkümmert und zuletzt geradezu in ihr Gegenteil verkehrt durch die Gebietszersplitterung des Landes und den verrotteten politischen Zustand des alten Deutschen Reiches. Die verwahrlosten Landstraßen, die Zollbeschwerden infolge übermäßiger Vermehrung der Zollstätten, die mangelnde öffentliche Sicherheit und viele andre verkehrsschädliche Erscheinungen waren die Ursachen, daß während des 17. und 18. Jahrhunderts der Landstrich zwischen Iller, Donau und Bodensee zu einem ziemlich weltabgeschiedenen, verkehrsarmen Erdwinkel geworden war, der von dem Transit und Großverkehr soviel wie möglich gemieden wurde. Davon machten nur die wenigen Plätze einigermaßen eine Ausnahme, die den Vorzug genossen, unmittelbar an der schönen Wasserstraße des Bodensees zu liegen.

Nur eine bestimmte Klasse von Verkehrtreibenden fühlte sich von Oberschwaben angezogen. Das waren die Zigeuner, Gauner, Landstreicher und sonstiges gemeinschädliches Gesindel. Diese Leute liebten die Gegend, weil sie sich hier, wenn sie in dem einen Gebiete verfolgt wurden, leicht und rasch in ein andres zurückziehen konnten.

<sup>1</sup> Der langgestreckte Wasserspiegel des schwäbischen Meeres mit seiner durch den Rhein dargestellten Fortsetzung bis Schaffhausen bot besonders für die Verhältnisse des Mittelalters ein ausgezeichnetes Verkehrsmittel dar (das freilich von noch größerem Nutzen gewesen wäre, wenn seine Längenausdehnung, anstatt parallel derjenigen des Alpengebirgszuges zu laufen, rechtwinklig darauf aufstößte). Am Nordrande des Sees mündeten außer mehreren von Bayern und Tirol herführenden Verkehrslinien vier große Landstraßenzüge, von Niederschwaben und Franken herkommend. Alle diese vereinigten sich hier, um entweder über die Graubündnerpässe nach Italien oder über Zürich nach der Westschweiz und Südfrankreich weiterzuführen. Jene vier Straßen aus Schwaben kreuzten sich mit einer andern, welche das Elsaß und den obern Rheinwinkel mit Bayern und Österreich verband und seit den Tagen der Kaiser Max I. und Karl V. die österreichische Militär- und Poststraße blieb, bis der Breisgau überhaupt aufhörte österreichisch zu sein.



Eine der Routen, die Paris mit Wien verbanden, nämlich diejenige über Lünéville, Markkirch und Kolmar,<sup>1</sup> führte durch Oberschwaben. Dem elenden politischen Zustande des alten Deutschen Reiches ist es im Grund ebenfalls zuzuschreiben, wenn diese Verkehrsbeziehung, anstatt Nutzen zu schaffen, sich in eine verderbenbringende verwandelte, indem fast bei jeder von den vielen kriegerischen Verwicklungen, die zwischen Frankreich und Österreich eintraten, diese Verkehrslinie mithalf, daß Oberschwaben von den Kriegsheeren beider Mächte ausgezogen und verwüstet wurde.

Was die Stadt Ravensburg insbesondre betrifft, so war diese, wie in dem letzten Jahrgang unsrer Vereinschriften von mir nachgewiesen wurde, ums Jahr 1400 daran gegangen, planvoll eine künstliche Verbesserung ihrer von Natur gegebenen Verkehrsverhältnisse herbeizuführen, wobei namentlich das Schiffbarmachen der Schussen eine Rolle spielte. Der bereits in der Ausführung begriffen gewesene Plan ist leider gescheitert infolge der verworrenen staatlichen Zustände jener Zeit und der damals noch unentwickelten Kanalbautechnik.

1486 gelangte das Gebiet rund um die Stadt herum, das Schloß inbegriffen, gänzlich in die Hände eines übermächtigen Staates,<sup>2</sup> nämlich Österreichs, von dem sich Ravensburg nunmehr völlig umklammert sah. Das Wohl und Wehe der Stadt hing seitdem in vielen Beziehungen von dem guten oder bösen Willen der österreichischen Beamten zu Altdorf ab. Vor allem sah Ravensburg seinen auswärtigen Verkehr dadurch unterbunden, und zwar vielleicht in einem höhern Grad, als wenn es selber zum österreichischen Untertanenverbande gehört hätte; denn in des Reichsoberhaupt's eigenen Erblanden wurde der Verkehr der Reichsstädte als ausländischer behandelt.

## II.

Die volkswirtschaftlichen Verhältnisse des ganzen Landes waren im Schwedenkriege bekanntermaßen die jammervollsten geworden, die sich ausdenken lassen. Auch das früher so blühend gewesene Ravensburg machte keine Ausnahme. Es riß eine allgemeine Verelendung ein, die ihren Höhepunkt während der Raubkriege Ludwigs XIV. erreichte. Der Auslandshandel der Ravensburger Großkaufleute war schon zu den Zeiten Karls V.

<sup>1</sup> Auf dem Ramm der Vogesen, zwischen Markkirch und St. Dié, hart an der heutigen deutsch-französischen Grenze steht oder stand wenigstens vor dreißig Jahren noch ein aus den Zeiten Napoleons I. stammender Kilometerstein mit der Aufschrift: „Route de Paris à Vienne.“ Den 12. März 1910 beschäftigte sich der deutsche Reichstag und nicht lange zuvor auch die französische Deputiertenkammer mit den Wünschen des deutsch-französischen Komitees, das sich die Förderung des Baues einer mittelst eines großen Durchstichs der Vogesen zu erstellenden Eisenbahnlinie St. Dié-Kolmar zur Aufgabe machte und damit die Abkürzung der Verbindung Paris-Südschwaben, München und Wien erzielen wollte. Aussicht auf das Zustandekommen dieser Linie ist vor der Hand nicht vorhanden, da die französische Regierung und, wie es scheint, auch die deutsche dem Plan aus militärisch-politischen Gründen abgeneigt sind.

<sup>2</sup> Es waren dies teils Gebiete, die Österreich unmittelbar untertan waren, teils solche, über die ihm die Oberlehensherrlichkeit oder die Hochgerichtsbarkeit zustand. Diese letztere besaß Österreich sogar auch in dem Rest der ländlichen Herrschaften, welche sich Ravensburg und sein Spital in einem glücklichern Zeitalter zusammengekauft hatten. Von diesen besaß die Stadt am Ende des 18. Jahrhunderts noch den Ort Hinzisdobel und die Gemeinde Schmaleck, ferner der Spital Ravensburg die Gemeinden Mochenwangen und Wospertswende. Die Niederlage des schmalkaldischen Bundes gab 1547 Österreich willkommene Gelegenheit, in einer ihm zusagenden Weise die Hoheitsrechte Ravensburgs erheblich einzugrenzen.

gänzlich eingegangen.<sup>1</sup> Den Mangel einer für den Fernhandel vorteilhaften geographischen Lage der Stadt hatte selbst die außerordentliche Geschäftstüchtigkeit und Energie der alten Ravensburger Patrizier auf die Dauer nicht auszugleichen vermocht.

Was den Groß- und Kleinhandel betrifft, so nahm dieser im Laufe der Zeit zu Ravensburg eine merkwürdige, ganz eigenartige Gestaltung an. Insbesondere gab es einen berufsmäßigen Detailhandel, einen eigenen Handelsstand, seit dem westfälischen Frieden mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch dort überhaupt nicht mehr. Soweit die durch den Schwedenkrieg herbeigeführten jämmerlichen Zustände noch etwas wenigstens von einem Handelsbetrieb nötig hatten, sehen wir diesen in Ravensburg zu einem bloßen Nebenerwerbszweig der Zunfthandwerker herabgedrückt, in der Weise nämlich, daß die verschiedenen Zweige des Detailhandels größtenteils unter die einzelnen Zünfte verteilt waren, meist mit dem Rechte der Ausschließlichkeit, während andre Handelszweige als Versorgungsposten armer Witfrauen oder sonstiger Leute dienten. Die städtische Gesetzgebung hatte diese Entwicklung gefördert<sup>2</sup> in der an sich löblichen Absicht, dem durch die Kriege verarmten Handwerkerstand in dem Erwerb seiner Nahrung etwas aufzuhelfen.

Der Ravensburger Detailhandel unterschied sich somit von demjenigen anderer Städte darin, daß in diesen letztern gewöhnlich die gelehrten Kaufleute und Krämer eigene Handels- oder Krämerzünfte oder Innungen bildeten und mehr oder weniger mit dem Recht ausgestattet waren, allen, die denselben nicht angehörten, die Handelschaft zu verbieten; in Ravensburg dagegen verhielt sich die Sache fast umgekehrt; die Handwerkerzünfte hatten die Befugnis, die Kaufleute, soweit solche überhaupt aufkommen konnten, von dem Handel mit den meisten Handelsartikeln auszuschließen.

Dieser gesetzgeberische Mißgriff hatte zur Folge, daß von da ab in Ravensburg anstatt richtiger leistungsfähiger Kaufläden eine über das Bedürfnis hinausgehende Anzahl kleiner nebenher betriebener Kramläden sich aufboten. Das war keine Grundlage, auf der ein gesunder Kleinhandel aufblühen konnte, und es würde das der Stadt mit der Zeit sicher verhängnisvoll geworden sein und ihr ihre Landkundschaft entzogen haben, wenn nicht im 18. Jahrhundert wieder ein Stamm gelehrter Berufskaufleute aufgekommen wäre. Dabei hatte das neugeweckte Bedürfnis nach Zucker, Kaffee usw.<sup>3</sup> mitgewirkt,

<sup>1</sup> Siehe G. Schöttle in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, 1909. S. 53—59.

<sup>2</sup> Eine ravensburgische Satzung von 1554 enthält bereits Anfänge einer solchen Entwicklung. Darnach war damals schon jeder zünftige Handwerksmeister berechtigt, neben seinem Handwerk eines der fünf sogenannten freien Gewerbe (oder vielmehr Handelschaften) zu betreiben. Es waren dies der Gewandschnitt (d. h. Tuchhandel im Kleinen), der Barchentschnitt, der Lederhandel, der Eisenhandel und das Gemerz, welches letzteres wieder in drei verschiedene Zweige zerfiel, das Mehl-, das Obst- und das „schmohige“ Gemerz (d. h. Handel mit Fettwaren und Talglöchtern).

<sup>3</sup> Die Einbürgerung jedes neuen Genussmittels, insbesondere von Kaffee und Tabak, Obstmoft und Brantwein, ging auch in Ravensburg unter langem und heftigem Widerstande der Obrigkeit vor sich. Noch in einem Ratsprotokoll vom 22. September 1780 heißt es: „Denen Armen wird der selbst dem Mittelmann grundverderbliche Kaffee bei Verlust des genießenden Almosens verboten.“ Das Rauchen hatten im dreißigjährigen Krieg neben dem Schnapstrinken und andern Untugenden die fremden Soldaten in der Stadt heimisch gemacht. Nach dem Frieden sah der Rat sich außer Stand, es, wie er wollte, wieder zu unterdrücken. Den 16. April 1657 erging ein Rauchverbot folgenden Inhalts: „Bei Strafe eines Reichstalers soll niemand keinen Toback trinken, es würde ihm dann durch den Medicum verordnet.“ Aufgehoben ist dieses Verbot niemals worden; es ging damit, wie mit den meisten Verordnungen des Stadtrates, die, wenn sie nicht in der Folge wieder eingeschärft und erneuert wurden, bald der

im übrigen aber ging diese Rückbildung mehr oder weniger in Zuwiderhandlung gegen die erwähnten Stadtgesetze und Zunftordnungen vor sich, und immerhin hatten die neu= aufgekommene Berufskaufleute gegenüber den mit zahlreichen Vorrechten ausgestatteten Handwerkern und deren Kramläden einen schweren Stand. Die dadurch erzeugten Reibungen gestalteten sich in den 1780er Jahren zu langen, ungewöhnlich heftigen Streitigkeiten aus, welche die Gemüter im Städtchen in mächtige Aufregung versetzten. Im Jahr 1790 entschied der Magistrat den Streit in der Hauptsache zugunsten der Kaufleute, indem er die allzu schrankenlos ausgeübten Handlungsvorrechte der Handwerker eindämmte.

Bei dem erbitterten Kampfe, der um den Kleinhandel als Erwerbsquelle dergestalt unter der Bürgerschaft selber tobte, ist es selbstverständlich, daß diese zugleich mit allen Kräften bemüht war, die fremden Händler, vor allem die Hausierer und Wanderlager, nach Möglichkeit ferne zu halten.<sup>1</sup> Selbst den Besuch des Ravensburger Jahrmarkts würde man diesen auswärtigen Konkurrenten gerne verboten haben, wenn man nur nicht hätte befürchten müssen, durch einen solchen Eingriff in die Marktfreiheit die Marktprivilegien zu gefährden, welche die Kaiser Rudolf I. und Friedrich III. der Stadt verliehen hatten.

### III.

Nur um ein kleines besser als im Handel sah es mit den Gewerben aus. Die Feinwandindustrie hatte ihrem einstigen Vorort Ravensburg so vollständig den Rücken gefehrt, daß man 1751 und 1752 die Blätterschau und die Golschenschau als unnötig geworden ganz aufhob. Das Weberhandwerk war in der Hauptsache auf bloßes Kundengewebe beschränkt und selbst darin durch die Konkurrenz eingeführter fremder Fabrikate bedrängt. Im Jahre 1779 vermochte die Weberzunft nicht einmal mehr die Mittel aufzubringen, um ihr haufälliges Zunfthaus vor dem Einsturz zu retten, und sah sich darum genötigt, zum Zweck der Mitbenützung des Zunfthauses der Schuhmacher mit diesen eine Art Verbindung einzugehen.

Die uralte ravensburgische Papierindustrie bestand noch fort, wenn auch ohne besonders zu blühen. Unter diesen Papiermühlen darf man sich keine großartigen Fabrikanlagen vorstellen. Es war bescheidener Handwerksbetrieb, der sein Erzeugnis schlicht und recht auf den Jahrmärkten der Umgebung absetzte,<sup>2</sup> gerade so wie die Ravensburger Gerber ihr Leder. Mit diesen beiden Artikeln, sowie ein wenig Tuch und den später in ziemlicher Menge verschickten wollenen und baumwollenen Strümpfen ist die Aufzählung der ravensburgischen Ausfuhrartikel des 18. Jahrhunderts erschöpft.

Mißachtung und zuletzt völliger Vergessenheit anheimfielen. 1707 tritt sich bereits die Schmiedzunft mit der Schneiderzunft um das Recht des Tabakverkaufs; es wurde vom Rat den Schmieden „abgestriekt“ und den Schneidern allein zugesprochen. Viel rascher als gegenüber dem Kaffee kapitulierte der Rat vor dem Tabak, und dieser rückte, da er nicht zu unterdrücken war, dann zu einer willkommenen Finanzquelle vor.

<sup>1</sup> Namentlich Meißner mit Tuch, Savoyarden mit Südfrüchten, Franzosen mit Gewürzen, Juden mit allem Möglichen.

<sup>2</sup> In den letzten Jahrzehnten der Reichsstadt brachte man das Ravensburger Papier zuweilen auch auf die Messen von Zurzach und Frankfurt; ferner machte man Versuche, es auf Kredit an auswärtige Lager zu legen.

Für den auswärtigen Absatz der Gewerbezeugnisse Ravensburgs waren die Verhältnisse überhaupt nicht günstig, da in den meisten Städten und Gebieten ringsumher gegenüber dem Handel und den Gewerben Fremder ähnliche selbstfüchtige Bestrebungen herrschten wie in Ravensburg selber. Im 18. Jahrhundert verschloß Bayern den auswärtigen Industrieprodukten seine Landesgrenzen durch Sperrzölle, und in Österreich mit Ausnahme seiner schwäbischen Besitzungen geschah daselbe.

Demzufolge arbeitete der ravensburgische Gewerbsmann fast nur für den Bedarf seiner Mitbürger und der Bauern der Umgebung, und dieser Bedarf war der allgemeinen Verarmung wegen nur gering. Diese spärliche Absatzmöglichkeit ist eine hinlängliche Entschuldigung dafür, daß das Bestreben, allen Wettbewerb zu unterdrücken, sich im gewerblichen Leben, wie im Kleinhandel mit äußerster Rücksichtslosigkeit durchzusetzen suchte, weil man eben die ohnedies allzu schmale Gelegenheit zum Verdienst nicht wollte teilen müssen mit Leuten, die nicht der Zunft oder gar nicht einmal der Stadt angehörten.

Der Handwerker und der Händler waren weit entfernt, den Konkurrenzkampf durch das Mittel billigerer Preise oder besserer Ware ausfechten zu wollen; vielmehr suchten sie zu solchem Zweck obrigkeitliche Verbote und Zwangsmaßregeln auszuwirken.<sup>1</sup> Freilich zeigte der Stadtmagistrat solchen Wünschen gegenüber sich bei weitem nicht immer geneigt. Er ging mit Recht meistens davon aus, daß bei der Lage der Stadt mit solchem Vorgehen überhaupt nicht viel zu erreichen sei und die möglicherweise dadurch hervorgerufenen Wiedervergeltungsmaßregeln vielleicht einen noch größeren Schaden mit sich bringen möchten. Recht lästig empfand der Ravensburger Handwerker- und Handelsstand die Konkurrenz des nahegelegenen österreichischen Altdorfs.

Dem Aufkommen großindustrieller Unternehmungen jeder Art standen fast unübersteigliche Hindernisse entgegen. Vor allem waren es abermals die zünftlerischen Interessen und Anschauungen, die sich solchen Versuchen widersetzen,<sup>2</sup> selbst wenn es sich um Artikel handelte, die in Ravensburg gar nicht hervorgebracht wurden, wie sich z. B. in dem Fall eines Tabakfabrikanten zeigte, der sich daselbst niederlassen wollte, aber das städtische Bürgerrecht nicht zu erlangen vermochte.

<sup>1</sup> In einigen Einzelheiten herrschte im Mittelalter mehr Freiheit; so durfte von auswärts hergeführtes Brot in der Stadt feilgehalten werden (Satzung von 1387), desgleichen Fleisch; nur sollte dieses nirgends anders als hinter der Meß verkauft werden. Eben, Geschichte von Ravensburg I, S. 442, 448. In beiden Beziehungen war der Grund der: man suchte die Zufuhr von Lebensmitteln möglichst zu fördern, um einen Mangel daran zu verhüten, wie er bei den frühern schlechten Verkehrs wegen so leicht eintreten konnte.

In spätern Zeiten war das Einführen und das Feilhalten von auswärtigem Brot und Fleisch verboten; aber der Magistrat benutzte dann und wann die zeitweilige Aufhebung dieser Verbote als ein Mittel, um die Widerpenstigkeit zu brechen, welche die Bäcker und Metzger der Stadt gegenüber den obrigkeitlichen Preistagen oder sonstigen gewerbepolizeilichen Anordnungen nicht selten an den Tag zu legen sich getrauten.

Ellenwaren durften Fremde während des Mittelalters nicht allein an Markttagen, sondern, wenn es „innerhalb des Birtes Tür“ geschah, auch zu andern Zeiten, in der Stadt verkaufen. Eben, a. a. D., S. 443 f. Hierbei handelte es sich wohl um Stoffe, die in der Stadt gar nicht erzeugt wurden. 1709 dagegen wird den meißnischen Tuchhändlern verboten, ellenweise zu verkaufen; nur noch in ganzen Stücken, im großen, ward ihnen der Verkauf gestattet.

<sup>2</sup> Es sollte kein Zunftgenosse sein Gewerbe über den Umfang handwerksmäßigen Kleinbetriebs hinaus ausdehnen. Selbst Waren, die sich ganz besonders für den Export geeignet hätten, wollte man nicht ausnehmen. 1760 wird verordnet, daß kein Zeugmacher mehr als vier Stühle betreiben dürfe.

Etwas wenigens, das einer Großindustrie gleichsah, gab es in Ravensburg immerhin: seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ließen einige Strumpfwirkermeister, namentlich die Kutter, durch andre zünftige Ravensburger Strumpfwirker und =stricker wollene und baumwollene Strumpfwaren auf den Handel herstellen und vertrieben diese im großen namentlich auf den Messen von Frankfurt und Zurzach. Bei der damaligen Kleidertracht war der Verbrauch ein sehr starker; denn ob hoch oder nieder, alt oder jung, trugen alle männlichen Personen Wadelsstrümpfe zu ihren kurzen Kniehosen. Dieses Strumpfgeschäft kam in Ravensburg bald ganz hübsch ins Blühen, und während man in diesen Zeiten hier bei fast allen Handwerken mit Strenge darauf hinwirkte, den kommenden Handwerker Nachwuchs möglichst einzuschränken, gestattete 1787 der Magistrat jedem Strumpfwirkermeister, je zwei Lehrlinge gleichzeitig zu halten.

Nichtsdestoweniger war man aber von zunft- und obrigkeitswegen fortgesetzt bemüht, daß die durch das Zunftwesen gesteckten Grenzen auch bei dieser Industrie allerseits eingehalten werden sollten. Es wird wohl im Interesse jener zünftigen Unternehmer geschehen sein, wenn 1769 der Rat anordnete, daß die Ravensburger Kaufleute sich des Strumpfhandels „bemüßigen“ sollten.

Jene Unternehmer suchten in der Folge ihren Betrieb in der Weise auszudehnen, daß sie auch in auswärtigen Orten für ihre Rechnung Strumpfarbeiter beschäftigten. Das war aber den Interessen der einheimischen Zünftigen entgegen, und der Stadtmagistrat fuhr (1771/73) mit scharfen Verboten dazwischen. Er verlangte, die Fabrikanten (so nannte man diese Unternehmer jetzt) sollten ihre Arbeiten ausschließlich durch „Hiesige“ fertigen lassen, zumal viele auswärtige Strumpfarbeiter auf der Fabrikanten eigenes Betreiben in die Stadt und ins Bürgerrecht aufgenommen worden seien, und im Falle der Bedürftigkeit samt ihren Angehörigen der Stadt und deren *pils corporibus* zur Last fallen würden.

In den 1780er Jahren schätzte man den Gesamtwert dieser Ravensburger Strumpfausfuhr auf jährlich  $\frac{1}{2}$  Million Gulden; aber 1804 betrug er nur noch den vierten Teil davon, da der Absatz solcher Waren nach Frankreich, Italien und der französischen Schweiz seit der Revolutionszeit durch Spermmaßregeln verschlossen war, ein Schlag, von dem sich jener Ravensburger Industriezweig nicht mehr erholte.

Endlich mag auch der Musselin- und Vorhangstickerei Erwähnung geschehen. Sie wurde als Hausindustrie von weiblichen Personen und Kindern stark betrieben und zwar für Rechnung ostschweizerischer und vorarlbergischer Unternehmer, in derselben Weise, wie es noch heutzutage für die jetzt in der Stadt selber aufgekommene Gardinenfabriken geschieht. Als Mittelpersonen zwischen den Arbeitern und Geschäftsfirmen unterhielten die letztern am Plage ihre eigenen Faktoren oder Stückfergger.

Obchon die Industrie in kirchlicher Beziehung ein neutrales Gebiet ist oder sein sollte, so übte doch das durch den Westfälischen Frieden für die städtische Regierung und Verwaltung eingeführte Prinzip einer ziffermäßig genau gleich abgewogenen Parität auch auf das Gewerwesen einen Einfluß aus. Die Hammerschmitten z. B. sollten ausschließlich von dem katholischen Religionsteil, die Sägewerke dagegen bloß von dem evangelischen vergeben werden. Andre konzessionspflichtige Betriebe waren halbscheidig verteilt; demnach sollte es z. B. für alle Zukunft genau soviel „evangelische Mühlen, evangelische Bierbrauereien“ in der Stadt geben, wie katholische Mühlen und katholische Bräuhäuser usw.

Da die katholische Bevölkerung an Kopfszahl, wenn auch nicht an Besitz, bedeutend überwog und zugleich das umliegende Land ganz katholisch war, so ist klar, daß jene gleichmäßige halbtscheidige Verteilung der Ämter und der konfessionierten Gewerbe sehr zum Vorteil der Evangelischen ausschlug.

#### IV.

Etwas Landwirtschaft für den Hausbedarf pflegten die meisten Handwerker der Reichsstadt nebenher zu betreiben; sie brachten sich damit leichter durch die Not der Zeiten hindurch. Etwa ein Achtel der Einwohnerschaft betrieb ausschließlich Landbau, nämlich die sogenannten Rebleute, die eine eigene Zunft bildeten. Die Stadtmarkung brachte früher eine beträchtliche Menge Wein hervor; doch bildete dieser keinen Gegenstand der Ausfuhr und des Handels, sondern konnte nur in der Weise verwertet werden, daß ihn jeder Nebenbesitzer im eigenen Hause an seine Mitbürger und an die fremden Marktbesucher im Ausschank verzapfte. Da auch im übrigen der Weinausschank in der Stadt damals von hoch und nieder stark betrieben wurde, so vermochte der Konsum mit dem Angebot vielfach nicht gleichen Schritt zu halten, trotz vorhandenen guten Willens.

Es strebten daher die ravensburgischen Rebleute darnach, von dem Wettbewerb auswärtiger Weine tunlichst befreit zu werden. Vor allem hatte man dabei im Auge diejenigen Sorten, die dem Ravensburger Gewächs einigermaßen ähnlich waren, also hauptsächlich die aus der nähern Umgebung; die Weine von jenseits des Bodensees und Rheins verbot man gewöhnlich ganz, für die übrigen fremden Weinsorten pflegte man je nach dem Ausfall des Weinherbstes zeitweilig Einfuhrsperren anzuordnen, vor allem dann, wenn in Ravensburg selber viel Wein gewachsen war. Das Merkwürdige aber ist, daß man die Sperre in der Regel nicht über das ganze Jahr erstreckte, sondern die Einfuhr während der Herbstzeit, nämlich von Michaelis bis Nikolai, fast immer frei ließ.

Dadurch ward der ausgesprochene Zweck der Maßregel, dem Ravensburger Rebbau aufzuhelfen, nahezu ganz hinfällig gemacht, indem es ja jedem, der das Nötige an Vermitteln oder an Kredit besaß, freistand, zu seinen Weineinfuhren den Zeitraum zu wählen, da der Paß offen stand. Insofern stellte diese halbe Einfuhrsperre sich mehr als eine Begünstigung der reichen Wirte dar, denn als ein Mittel, den armen Rebleuten aufzuhelfen. Dagegen führte erstens die Maßregel für die Konsumenten eine Verteuerung herbei, und zweitens, wie die Erfahrung feststellte, ward dadurch der Weinhandel unterbunden und von der Stadt fast gänzlich abgetrieben.

Erst als der Geist der französischen Revolution in den reichsstädtischen Rathhäusern drohend umging und zugleich die Lehren der Nationalökonomie Adam Smiths dort Eingang zu finden begannen, hörte Ravensburg 1795 auf, solche nutzlose Weinsperren beizubehalten.

Auch dem Getreide gegenüber befolgte die ravensburgische Wirtschaftspolitik ein System der Verkehrshemmung, jedoch in einer gerade entgegengesetzten Richtung, als es bei dem auswärtigen Weine der Fall war. Während man diesen gewöhnlich von der Stadt abzuhalten suchte, ging bei den Brotfrüchten, die sich innerhalb des Herrschaftsbereichs der Stadt be- oder einfanden, das Bestreben der Obrigkeit in der Regel dahin,

dieselben womöglich nicht wieder hinauszulassen, so lange nicht feststand, daß kein eigener Bedarf der Einwohner darnach vorlag. Es war die bei den frühern Verkehrsverhältnissen nicht unbegründete Beforgnis vor Teuerung und Hungersnot, was dieses Bestreben veranlaßte. Die Spekulation suchte in den meisten Jahrgängen das Korn aus dem Lande hinaus in die nahegelegene getreidearme Ost- und Zentralschweiz zu entführen, und es brauchten dann nicht einmal eigentliche Mißernten einzutreten, um in den südschwäbischen Städten da und dort einigen Mangel an Brot und Korn herbeizuführen.

Obwohl Ravensburg inmitten eines Landstriches mit reichem Getreidebau gelegen ist, war der Kornmarkt daselbst nicht erheblich. Daran war die geographische Lage der Stadt schuld. Für diesen Handelszweig hätte die Stadt entweder weiter entfernt vom Bodensee oder aber viel näher daran liegen, selber Hafenplatz sein müssen. Die Kornbauern der Ravensburger Gegend führten nämlich ihr Getreide anstatt auf den Ravensburger Markt oft lieber unmittelbar an den See, nach Lindau oder Überlingen, später sogar auch nach dem kleinen Buchhorn, weil sie an diesen Orten höhere Preise erzielten. Die schweizerischen Händler konnten solche dort zahlen, weil sie da die Landfracht an den See ersparten. Dagegen war für die Umwohner der weiter landeinwärts als Ravensburg gelegenen Städte der Weg an den See doch vielfach zu weit, und so kam es, daß Biberach und selbst das kleine Waldsee sich bedeutenderer Kornmärkte erfreuten als Ravensburg.

## V.

Die im bisherigen vorgeführte Skizze des Erwerbslebens von Alt-Ravensburg bietet somit ein nicht gerade erfreuliches Bild. Indessen befand sich die Stadt verhältnismäßig in mindestens keinem stärkeren Grad des Heruntergekommenseins als die meisten andern oberdeutschen Reichsstädte, von den großen wie Ulm und Augsburg an bis herab zu Buchhorn und Isny und andern kleinsten. Die Stadtverwaltung und der ganze Zustand von Ravensburg haben sogar einen begeisterten Lobredner gefunden in den 1787 erschienenen „Briefen eines reisenden Engländer's“, deren Verfasser (übrigens ein Deutscher) mit seinem Lob freilich etwas weit geht; er sagt über Ravensburg unter anderm: „Alle öffentlichen Anstalten sind besser und zweckmäßiger als in den übrigen Reichsstädten Deutschlands und als in manchen hochgepriesenen deutschen Fürstenresidenzen; für öffentliche und private Schulanstalten, für Sicherheit und Reinlichkeit, für gute Finanzverwaltung und Justizordnung, für wahre Sittenverbesserung, für Kultur und Industrie ist hier gesorgt.“

Unter den vorhin geschilderten Umständen mußte Ravensburg vorderhand sich damit bescheiden, der gewerbliche Mittelpunkt eines fruchtbaren Landstriches zu sein, und der mit Viehhandel verknüpfte Wochenmarkt bildete den wichtigsten Faktor im damaligen volkswirtschaftlichen Leben der Stadt. Er überdauerte alle Stürme und jeden Wechsel der Zeiten. Allerdings das ländliche Zufuhrgebiet des Marktes und damit vielfach auch der Absatzkreis für die städtischen Erzeugnisse engte sich nach und nach etwas ein, weil in verschiedenen andern Orten der Umgegend neue Märkte aufkamen. Einzelne von diesen erwiesen sich freilich als nicht lebensfähig und schloßen zum Teil bald wieder ein.

Besonders lästig waren für Ravensburg die Versuche, die das nahe Altdorf-Weingarten seit 1377 immer wieder aufs neue machte, um einen Konkurrenzmarkt

aufzurichten. Diese Bestrebungen bedrohten geradezu die ganze wirtschaftliche Existenz Ravensburgs, nachdem ihnen die österreichischen Amtleute Vorschub zu leisten angingen. Fast ein halbes Jahrtausend zogen sich die Streitigkeiten darüber hin. Indessen gelang keiner dieser Versuche jemals auf die Dauer, und man sah ein, daß es doch eine schwierige Sache war, uralte eingewurzelte und eingelebte Markt- und Verkehrsbeziehungen durch bloße amtliche Dekrete in andre Richtung zu verweisen. Der Altdorfer Markt ließ sich aller angewandten Mühe ungeachtet nicht in die Höhe bringen, obwohl man selbst zu Verbote, den Ravensburger Markt zu besuchen, und zu Gewalttätigkeiten schritt (1621 bis 1623 und 1653). Staatsrechtlich betrachtet war allerdings in dieser Marktsfreiache der Standpunkt Ravensburgs nicht unangreifbar. Es stützte sich nämlich darauf, daß in Übereinstimmung mit dem altdeutschen Rechte (Sachsenspiegel III, 66) der Kaiser Friedrich III. im Jahre 1464 dieser Stadt das Privileg verliehen hatte, es solle eine Meile im Umkreis um dieselbe nirgends sonst ein Markt abgehalten werden dürfen. Aber es galt später, oder genau genommen damals schon, die Errichtung neuer Wochen- und Jahrmärkte als eine jedem größern Landesherrn zustehende Befugnis, die sich weder durch ältere, noch durch neuere kaiserliche Privilegien beschränken ließ.<sup>1</sup>

## VI.

Bei dem geschilderten Tiefstand von Industrie und Handel in der Stadt ist nicht zu erwarten, daß zu jenen Zeiten der auswärtige Verkehr hier eine besondere Lebhaftigkeit hätte annehmen können. Die Verkehrsbeziehungen des Landmannes reichten überhaupt gewöhnlich nicht über die nächsten Marktstädte hinaus; sehr viel weiter gingen die des Handwerkers in der Stadt auch nicht, und der eine wie der andre pflegte seine auswärtigen Angelegenheiten nicht brieflich, sondern lieber persönlich bei Gelegenheit des Marktbesuches zu erledigen.

Im Mittelalter gab es keine Beförderungsanstalten für den allgemeinen Verkehr. Wenn ein Privatmann — was aber etwas ganz Ungewöhnliches war — in die Ferne etwas abmachen sollte, dann hatte er die Wahl, entweder sich selber auf den Weg zu begeben, oder eine andere Person als Boten und Bevollmächtigten eigens abzusenden, oder aber die Gelegenheit zu einer Gefälligkeitsbeförderung auszuwarten, welches letzteres zwar ein viel billigeres, aber meistens um so unzuverlässigeres Beförderungsmittel war. Auf Messen ziehende Händler, Wallfahrer, wandernde Klosterbrüder, herrschaftliche oder städtische Käufer, fahrende Spielleute und anderes nomadisierendes Volk: das waren die Leute, die solche Nebenaufträge zu übernehmen pflegten.

<sup>1</sup> Nach einem uralten städtischen Statut durfte auf dem Ravensburger Wochenmarkt bei Strafe von sechs Schilling Pfennig kein Auswärtiger, bevor zu Neune geläutet war, Hühner, Eier, Käse und Schmalz einkaufen, welches Verbot einmal den Zweck hatte, den Einheimischen die Gelegenheit zu verschaffen, ihren Bedarf an jenen Küchenartikeln vorher zu decken; zugleich aber damit verhüten wollte, daß die gleichzeitige Nachfrage der Fremden die Preise in die Höhe treibe.

Um jener Beschränkung auszuweichen, versahen sich die benachbarten landvogteiischen Angehörigen in der Weise mit solchen Eswaren, daß sie für die durch das österreichische Gebiet nach Ravensburg zu Markt ziehenden Lebensmittel sich ein Vorkaufsrecht anmaßten. Die hiewegen ausgebrochenen Mißhelligkeiten beglich man 1603 dadurch, daß Ravensburg den landvögtischen Untertanen den freien Einkauf auf seinen Märkten einräumte, was aber erst im Jahre 1781 auf alle übrigen Fremden ausgedehnt wurde.



Im 16. Jahrhundert entstanden regelmäßige Botenkurse, welche in periodischer Wiederholung bestimmte Orte miteinander verbanden. Zwei solcher Kurse berührten Ravensburg. Von da ab vermittelten sie mit Hilfe ihrer Anschlußverbindungen den größten Teil des in weitere Ferne sich bewegenden Verkehrs der Bewohner der Stadt. Den mit Norden und Süden bediente der von der Kaufmannschaft zu St. Gallen aufgestellte, zwischen dort und Nürnberg hin- und herfahrende Bote, während die Richtung nach Osten und Westen durch den von dem Magistrat und den Kaufleuten von Memmingen für die Strecke Memmingen-Ravensburg-Konstanz aufgestellte Ordinaribote besorgt ward. Auch die Ravensburger Obrigkeit kam von der mittelalterlichen Gepflogenheit, die Briefe auswärts durch eigens abgeschickte Expressboten zu versenden, allmählich ab und bediente sich nun ebenfalls dieser viel billigern Ordinariboten.

Schon seit den Zeiten des Kaisers Maximilian I., als die ältesten Postkurse Deutschland zu durchziehen anfangen, ging ein solcher an Ravensburg vorbei, wenn auch ohne dort Station zu halten. Es war dies die österreichisch erbländische Postlinie, welche Innsbruck mit Freiburg im Breisgau und dem damals österreichischen Oberelsaß verband.<sup>1</sup> Die Ravensburg nächstgelegenen zwei Stationen waren Bergatreute und Markdorf; später aber, als man der schnellern Beförderung wegen die Stationsentfernungen verkürzte, Weingarten und Dürnaß, Gemeinde Taldorf. Dieser Postkurs dauerte bis 1806, d. h. solange als Österreich Besitzungen in Schwaben hatte. Indessen benutzte man in der Gegend diese Posten fast nur für den Briefverkehr mit Wien, Innsbruck und andern österreichischen Orten; für sonstige Richtungen verblieb man vorerst bei dem hergebrachten Ordinaribotenwesen.

Während des Schwedenkrieges, 1634/35, legte die sogenannte Reichspost, die übrigens genau genommen ein Thurn- und Taxisches Privatunternehmen war, eine Postlinie von Augsburg aus über Memmingen, Leutkirch und Wangen nach Lindau an. Der Postbriefverkehr Ravensburgs mit der Außenwelt, Österreich ausgenommen, ward von da an fast fünf Jahrzehnte lang durch das Postamt Lindau vermittelt. Ein Botenweiblein, die sogenannte Tappel Anne, erhielt von der Obrigkeit die Konzession, alle acht oder vierzehn Tage zwischen den beiden Städten die Postsachen hin und her zu tragen, soweit die Kriegswirren und die öfters auftretende Pest es zuließen.

Wenn die durch den dreißigjährigen Krieg herbeigeführte allgemeine Verarmung nach wiederhergestelltem Frieden einerseits dem Neuaufblühen von Handel und Verkehr sich wenig günstig erwies,<sup>2</sup> so hatte immerhin andererseits der lange Krieg in die starre Abgeschlossenheit des kleinstädtischen Fürstalleinlebens manche Bresche gelegt und zugleich die Bevölkerung Deutschlands mit eisernen Fäusten durcheinander gerüttelt. Beides im Zusammenhang mit der nunmehr auf Wiederherstellung geordneter volkswirtschaftlicher Zustände gerichteten Tätigkeit brachte dennoch vielen vordem nie gesehenen Wandel und Verkehr und eine starke Ausbreitung des Post- und Botenwesens mit sich und damit

<sup>1</sup> G. Schötle. Das Postwesen Oberschwabens in Fr. Webers Post und Telegraphie im Königreich Württemberg. 1901, S. 71/83.

<sup>2</sup> Auf das Vorhandensein von Wohlstand läßt sich daraus keineswegs schließen, daß ein Ratsbeschuß von 1661 sich gegen die Kleiderpracht wendet, welche die niedern Volksklassen der Stadt, insbesondere die Frauenpersonen, ergriffen habe. Erstens werden das nur vereinzelte Fälle gewesen sein; weiter aber ist der leitende Beweggrund für dieses Einschreiten ziemlich durchsichtig: die höhern Stände betrachteten dergleichen „Hoffart und Übermut“ als einen Eingriff in ihre Standesvorrechte.

zugleich auch die Gründung einer Postanstalt in Ravensburg. Jene erfolgte in dem Jahre 1681, demselben, in welchem Straßburg an die Franzosen verloren ging. Ravensburg verdankte die neue Verkehrseinrichtung nicht gerade seiner damaligen eigenen Verkehrsbedeutung, sondern dem Umstand, daß man eben an diesem Punkte eine Station für Pferdewechsel nötig hatte. Die Taxische Postverwaltung wollte nämlich damals Ulm und Nürnberg in unmittelbare Postverbindung mit Lindau und der Schweiz bringen (über Biberach und Waldsee). Während größere Reichsstädte, wie Nürnberg und Ulm, sich mit allen Kräften dagegen wehrten, daß Postämter innerhalb ihrer Ringmauern errichtet würden, sah in Ravensburg der Magistrat sehr gern ein solches dort entstehen und ließ ihm jede Förderung zuteil werden, in der Erwartung, daß die neue Post und die mit ihr durchreisenden Fremden etwas Verdienst unter die durch die Kriege verarmte Einwohnerschaft bringen möchten.

Den Betrieb der Posten jener Zeiten kann man sich nicht bescheiden genug vorstellen. Es wurden bloß Briefe befördert und zwar nicht mittelst Wagen, sondern durch reitende Postillone. Diese regelmäßige Postverbindung fand aber nicht alltäglich statt, sondern setzte sich auch auf der Ravensburger Linie anfänglich und jahrzehntelang in der Woche nur einmal in jeder Richtung in Bewegung. Außer dem Briefdienst befaßte sich die Post noch mit Extraposten, d. h. die Posthalter stellten auf Verlangen den durchreisenden Vornehmen, auch den Regierungs- und Hofkurieren gegen hohes Entgelt frische Pferde von einer Station zur andern. Eine regelmäßige Beförderung von Paketen und Personen durch die Posten kam erst im Laufe des 18. Jahrhunderts nach und nach auf, übrigens keineswegs auf allen Postrouten. Die verschiedenen Zweige des postalischen Geldverkehrs sind bekanntlich erst eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts.

Das Briefporto der Taxischen Posten hing von der zurückgelegten Wegstrecke ab und steigerte sich in annähernd gleichem Verhältnis mit dieser. Es war darum für kürzere Strecken etwas billiger, als es heute der Fall ist, auf größere Entfernungen aber viel teurer; z. B. ein einfacher Brief, einerlei ob frankiert oder unfrankiert, von Ravensburg nach Memmingen, Lindau, Überlingen oder Biberach kostete nur 2 Kreuzer, das ist nicht ganz 6 Pfennig heutiger Währung. Dagegen betrug nach Hamburg das Porto auf dem billigsten Wege 20 Kreuzer = 57 Pfennig unseres Geldes. Dazu kam allerdings noch, wenn der Brief am Bestimmungsort durch den Briefträger ausgetragen wurde, in allen Fällen der von dem Briefempfänger zu entrichtende Briefbestellkreuzer.

## VII.

Die politische Zerrissenheit, an der ganz Deutschland krankte, war auf die Spitze getrieben in Oberschwaben. In dieses teilten sich mehrere Duzend selbständige Herrschaften und Reichsstädte, deren Gebiete seltsam zerhackt<sup>1</sup> und ineinander verschlungen waren, und zwischen denen eingestreut kleine österreichische Gebietsplitter lagen. In allem, was mit Volkswirtschaft und Verkehr zusammenhing, zeitigte dieser Umstand die übelsten Folgen und so ganz besonders im Straßenwesen.

Planmäßig die Landstraßen in ununterbrochen gutem Zustand zu erhalten, das war von vornherein ein Gedanke, der jenen Zeiten ziemlich ferne lag. Man wartete

<sup>1</sup> z. B. das Gebiet der Reichsstadt Biberach bestand aus neun getrennten Stückchen.

vielmehr ruhig ab, bis eine Straße allmählich unbenutzbar zu werden anfing und Klagen darüber einliefen. Gesah dies, so erhob sich unter den beteiligten Herrschaften nur allzuhäufig schon über den Punkt ein Streit, wer zur Reparatur dieser oder jener Strecke verpflichtet sei und welche der anstoßenden Orte und Herrschaften dazu Beihilfe leisten mußten. Mit den Erörterungen darüber konnte eine lange Frist hingehen, und die Schäden wurden immer unerträglicher.

War man über jenen Punkt glücklich im reinen, dann hielt es oft recht schwer, daß die Pflichtigen sich nun auch alle zur Tat aufrafften, namentlich wenn nicht sie, sondern andre den Hauptnutzen aus der zu bessernden Straßenstrecke hatten. Noch geringer war die Bereitwilligkeit, wo eine Gebiets Herrschaft oder deren Untertanen gerade ein Interesse daran hatten, den bestehenden schlimmen Zustand fortzusetzen, so z. B. wenn man den anliegenden Bauern einen Verdienst durch Vorspannleistungen zuwenden, oder aber den Verkehr ganz anderswohin ableiten wollte. 1767 z. B. beklagte sich der Postverwalter von Weingarten, die Herrschaft Waldburg-Wolfegg lasse bei Witschwend und Eintürnen die uralt hergebrachte Post- und Heerstraße geflissentlich untergehen, um den gesamten Verkehr nach Wolfegg zu ziehen (Akten des k. Staatsfilialarchivs Ludwigsburg).

Das sind Fälle, wo es sich um längst bestehende Straßen handelte; wenn aber gar irgend eine neue Verkehrsanlage zum gemeinsamen Nutzen eines ganzen Landstriches geschaffen werden sollte, dann erhoben sich noch größere Schwierigkeiten, und nicht zum wenigsten von seiten der Reichsstädte, die in ihren letzten Zeiten von einem krampfhaften Hangen am Hergebrachten und von Feindseligkeit gegen alle Neuerungen beherrscht waren. Daß irgend ein Zustand, bloß weil er eine lange Zeit hindurch gedauert hatte, damit einen gewissen Anspruch gebe, für alle Ewigkeit in gleicher Weise aufrecht erhalten zu bleiben, das sah man dort als eine Selbstverständlichkeit an, die keiner weiteren Rechtsgrundlage bedürfe.

Ein besonders hervorstechendes unter zahllosen zu Gebote stehenden Beispielen liefert der Arlbergpaß. Dieser war bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ein schlechter und winters in der Regel gar nicht benützbarer Saumpfad ohne jede internationale Bedeutung, und selbst der nachbarschaftliche Verkehr zwischen Vorarlberg und Tirol, ob schon beide Länder unmittelbar aneinander grenzen, vollzog sich auf weiten Umwegen durch fremdes Gebiet hindurch über Rempten, Isny und Lindau. Diese Städte erblickten ein schreiendes Unrecht darin, daß Österreich in den 1730er Jahren endlich darauf dachte, den Verkehr zwischen jenen beiden Kronländern ohne solchen Umweg und ohne Berührung auswärtigen Gebietes ganz in die eigenen Lande zu verlegen, d. h. jenen Saumpfad durch eine ordentliche „Salzstraße“ zu ersetzen. Zur Ausführung gelangte dieser Plan übrigens erst ein halbes Jahrhundert später, weniger wegen der Proteste Lindaus, als aus Mangel an Geldmitteln und weil auch österreichische Städte, so Bregenz und Bozen davon Nachteile befürchteten, während Feldkirch das Projekt mit Eifer unterstützte.

Da das einmal dieser, das andermal ein anderer Stand ebenso egoistisch dachte und handelte, wie in diesem Fall jene Städte, so hatte allerdings keiner dem andern etwas vorzuwerfen. Als im Jahre 1776 Riedlingen und Saulgau in bequemere Verbindung mit dem Bodensee gesetzt werden sollten durch den Bau der bis zur

Eisenbahnzeit sehr belebten sogenannten Kornstraße, boten Ravensburg und Buchhorn, wiewohl vergeblich, alles auf, um den Plan zu hintertreiben.<sup>1</sup>

Der blind-selbstsüchtige Widerstand kleiner Reichsstände gegen nützliche, gemeinsame Maßregeln wurde niedergehalten, wenn das mächtige Österreich den Plan irgendeiner solchen mit Ernst förderte. Maria Theresia und ihr Sohn Joseph taten sehr viel, um auch in ihren vorderösterreichischen Gebieten, soweit die leidigen Verhältnisse Schwabens es zuließen, die im Landstraßenwesen herrschende Verwahrlosung zu bekämpfen, und es ist wohl hauptsächlich dem Einfluß jener beiden Herrscher zuzuschreiben, wenn der schwäbische Kreis von der Mitte des 18. Jahrhunderts an sich die Straßenbesserung ernstlich angelegen sein ließ.

Auch fürstliche Reisen gaben manchmal Anlaß, vorher die betreffenden Straßenstrecken gründlich wieder herzustellen. Wenn man nicht genau wußte, welche Strecke man wählen werde, konnte dies für die Straßen des ganzen Landes von Vorteil sein, wie das z. B. 1770 der Fall war, als Marie Antoinette nach Paris reiste, und zwar über Ehingen und Riedlingen. Es wurde dort nicht allein die sogenannte Dauphinestraße neuangelegt, sondern man hatte im Hinblick auf jene Reise auch im ganzen südlichen Schwaben und insbesondere in der Ravensburger- und Bodenseegegend mit großem Eifer die Straßen in bessern Stand gesetzt.

Einen günstigen Einfluß auf das oberschwäbische Straßenwesen hatte im 18. Jahrhundert auch der Wettbewerf, der zwischen Bayern und Österreich bestand um den Salzvertrieb nach Schwaben und der Schweiz. Während Österreich von Tirol aus nach dem Bodensee selber Abkürzungsstraßen baute, zahlte Bayern Subventionen an verschiedene oberschwäbische Reichsstände zum Zwecke der Verbesserung der aus Bayern nach dem Bodensee führenden „Salzstraßen.“ Dies und die Hoffnung auf den von der Salzpedition zu erwartenden Nutzen brachten es zuwege, daß neben andern auch Ravensburg um 1759 mit Eifer daran ging, die Landstraßen der Umgebung gründlich zu untersuchen und den vorhandenen Schäden abzuhelpfen.

In den ältern Zeiten bestand die Wiederherstellung einer Straße in nicht viel mehr, als daß man mit Keisach, Steinen und Erde die entstandenen Löcher ausfüllte. Bei jedem Regen hatten sich diese mit Wasser und Schlamm gefüllt, und sie waren oft so groß und tief, daß Pferde und Wagen darin verschwanden. Ungefähr seit 1750 begann man auf Anordnung des schwäbischen Kreises Kunststraßen zu bauen, d. h. was man damals so hieß: es wurde der Straße ein Kiesbelag gegeben, auch für den nötigen Wasserabfluß gesorgt.

Obwohl diese sogenannten Kunststraßen, mit den heutigen verglichen, etwas sehr Minderwertiges darstellten, bildeten sie doch gegenüber dem frühern Zustand einen großen Fortschritt, dessen wohltätige Wirkungen nicht ausblieben. Dem Fuhrmann und Bauern kam die Schonung ihrer Zugtiere jeden Tag zum Bewußtsein, und die neuangelegten Chaussees bewirkten, daß die Bodenseeweine im übrigen Süddeutschland sehr gesucht zu werden anfangen und bedeutend höhere Preise erzielten als vordem. In guten Erntejahren ward die Fruchtausfuhr nach der Schweiz stärker als je vormals. Die Mißernte

<sup>1</sup> Andre Beispiele finden sich bei Baumann, Geschichte des Allgäues, an verschiedenen Stellen, so der Bau der Merbrücke bei Schwarzenbach 1673, ferner die Salzstraße von Tannheim über das Joch, 1540 ff.

von 1770, die in ganz Schwaben eine ungemein hohe Teuerung der Brotrüchte mit sich brachte, würde im Mittelalter einen Teil der Bevölkerung zum Hungertode verurteilt haben. Aber mit Hilfe der verbesserten Chausseen vermochten jetzt die Obrigkeiten ohne Schwierigkeit Reis aus Italien und Getreide aus andern fernen Ländern herbeizuschaffen und zum Teil unentgeltlich, zum Teil unter den Selbstkosten an die Ärmern abzugeben und vielen dadurch das Leben zu retten.

### VIII.

Wenn wir den bereits angeführten Verkehrseinrichtungen noch hinzufügen das Kornhaus, das Salzhaus und das Waghhaus samt der obrigkeitlichen Fürsorge für Maß und Gewicht, ferner die städtische Warenschau und den von Amts wegen aufgestellten sogenannten Unterkäufer, dann haben wir so ziemlich alles beisammen, was in reichsstädtischen Zeiten hier vorhanden gewesen ist an Veranstaltungen für positive Förderung auswärtigen Verkehrs. Zahlreicher aber und sehr einschneidend waren diejenigen obrigkeitlichen Maßnahmen, welche eine künstliche Erschwerung oder Unterdrückung auswärtigen Verkehrs entweder direkt bezweckten oder wenigstens zur notwendigen Folge hatten. Die Hauptkategorien dieser künstlichen Verkehrshemmnisse bestehen in folgenden:

- 1) Der Zunftzwang mit seinem Streben nach möglichster wirtschaftlicher Abschließung gegen die Außenwelt;
- 2) weiter, die Erschwerung des Verkehrs der Fremden und überhaupt die grundsätzliche Zurücksetzung der Auswärtigen gegenüber den Einheimischen auf fast jedem Gebiete der materiellen Interessen, namentlich bei dem Recht zum Verkaufen und Kaufen, im Gewerbebetrieb, in dem Gebrauche der dem öffentlichen Nutzen dienenden verschiedenen Einrichtungen und den dafür zu zahlenden Gebühren, endlich bei den Zöllen, Steuern und Abgaben;
- 3) Bannrechte und Monopole; ein Salzhandelsmonopol war in Ravensburg zeitweilig in Kraft, in der Umgegend auch ein Eisenmonopol;
- 4) zeitweilige vollständige Verkehrssperren gegenüber bestimmten Orten oder Gegenden; sie konnten vom ganzen Reich oder vom Kreis oder von einzelnen Gebieten ausgehen;
- 5) zeitweilige oder dauernde Sperrung oder Erschwerung der Einfuhr gewisser Waren (in Ravensburg Wein und Leder);
- 6) desgleichen Sperrung der Ausfuhr (dabei kommen unter anderm in Betracht: Korn, Unschlitt, Tierhäute);
- 7) Stapel- und Niederlagsrechte, Straßenzwang waren in ältern Zeiten als verkehrsfördernde Einrichtungen gedacht, im Laufe der Zeit aber aus einer Wohltat zur Plage geworden. Ravensburg besaß keine solchen Vorrechte; wohl aber war es von solchen andrer Orte gelegentlich belästigt;
- 8) endlich sind zu nennen als nicht geringe Verkehrshemmungen die einheimischen und die fremden Zölle.

Neben diesen künstlich erzeugten Verkehrshindernissen her gingen die von der Natur oder den Umständen gegebenen. Vor allem war es die Unsicherheit der Landstraßen, namentlich infolge des im frühern Oberschwaben besonders heimischen

Gauner- und Räuberwesens, im Mittelalter kamen dazu noch die unausgesetzten Fehden und die Gefährdung durch Wölfe.

Mit jener öffentlichen Unsicherheit steht im Zusammenhang die vormalige Festungseigenschaft aller Städte mit ihrem Verschlossenhalten der Stadttore bei Nacht und in unruhigen Zeiten auch bei Tage.

Weiter waren es die in kurzen Fristen sich wiederholenden Heimsuchungen durch Pestkrankheiten verschiedener Art bei Menschen und Vieh, welche das ohnehin vorhandene Streben, sich gegen die Außenwelt abzuschließen, periodisch noch mehr steigerten.

## IX.

Während Ravensburg gegen das Ende des Mittelalters die größten Geldmänner Europas zu seinen Bürgern zählte, befand es sich, wie wir gesehen haben, seit dem dreißigjährigen Krieg in einem jämmerlichen wirtschaftlichen Verfall, und den nach 1750 eingetretenen schwachen Anlauf zu einer Besserung machten die französischen Revolutionskriege wieder zunichte. Nun aber trat der Wendepunkt ein, der die Periode des Niederganges abschloß. Die Wandlung beruhte freilich auf Rechtsbruch und Gewalttaten, und bevor der erfreuliche Wiederaufschwung seinen Anfang nahm, ging eine schmerzhaft und stürmische, fast zwei Jahrzehnte andauernde Übergangszeit voraus. Das alte Römisch-Deutsche Reich, das ohnehin nur noch ein Scheinleben geführt hatte, ging vollends auseinander, und auf Napoleons Machtgebot verschwanden von der Landkarte Oberschwabens alle die Zwergstaaten und kleinen Herrschaften, deren Eifersüchtelei und Indolenz die Interessen des allgemeinen Verkehrs so mannfach geschädigt hatten. Die kleinen schwäbisch-österreichischen Gebietsteile, deren Amtleute sich ebenfalls wie kleine Souveräne gebärdet hatten, wechselten auch den Herrn.

Ravensburg wurde 1803 dem Staate Bayern einverleibt. Das Aufhören der Reichsunmittelbarkeit ward von den Patriziern und den sonst gerade am Ruder befindlichen Familien im stillen betrauert; der gewöhnliche Bürgermann aber hatte dabei kaum viel zu verlieren;<sup>1</sup> die bäuerlichen Untertanen der Stadt konnten bei einem Herrschaftswechsel nur gewinnen, und die Zahlung der Römermonate und andre schwere Finanzlasten, welche die Reichsstadt für das Reich, das Reichskammergericht und den schwäbischen Kreis bisher hatte tragen müssen, hörten auch auf. Nun fiel aber drei Jahre nachher, 1806, das ganze Landgebiet rings um die Stadt herum an das neue Königreich Württemberg, so namentlich die österreichische Landvogtei Altdorf, die Truchseß-Waldburgischen Herrschaften und die frühern Reichsstifte Weingarten, Weißenau und Baidt. Ravensburg war von da an eine gänzlich von Württemberg umschlossene, von dem übrigen Bayern getrennte bayrische Gebietserklave. Die volkswirtschaftlichen Vorteile, welche aus der Vereinigung mit einem größern Staatswesen sich für die Stadt ergeben konnten, machte jene unglückliche Gebietsabgrenzung großenteils wieder zunichte.

<sup>1</sup> Die Bürger der Reichsstadt Ravensburg, die Patrizier ausgenommen, besaßen gar keine politischen Rechte, keinerlei Teilnahme am öffentlichen Leben, keine von ihnen gewählte Volksvertretung, keinen Einfluß auf Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung des Gemeinwesens, auf dessen äußere Politik, auf die Besetzung der Ämter und auf die sorgsam geheime gehaltene Finanzgebarung. Kein Bürger, außer den Ratsherrn, durfte nach einem Beschluß von 1659 amtlich als „Herr“ tituliert werden. Einen gewissen Ersatz für die entgehenden politischen Rechte bildeten materielle Vergünstigungen aller Art.

Als nun vollends Württemberg im Jahre 1808 nach dem Vorgang Bayerns das mittelalterliche System der Straßenzölle verließ und zu dem Grundsatz der Verzollung an den Landesgrenzen und zur Zollgrenzbewachung überging, mußte das betrübtte Ravensburg fast für alles, was es von auswärts bezog, den sehr gesteigerten württembergischen Zoll bezahlen und sah sich zugleich von seinem seitherigen Wochenmarktsdistrikt durch die vor den Toren der Stadt entstandene Zollgrenze so gut wie abgeschnitten. Selbst der Bauer vom Lande mußte das, was er in Ravensburg einkaufte, auf dem Weg in seine Heimat hoch verzollen. Zwischen den beiden Zollsystemen Bayerns und Württembergs eingeklemmt war die Stadt auf dem Punkt, in ihrem Nahrungsstand vollends erdrückt zu werden.<sup>1</sup>

Nun half die bayrische Regierung allerdings, was ihren eigenen Zoll anbelangte, den Klagen Ravensburgs größtenteils ab, indem sie dieses aus dem bayrischen Mautverband, in welchen es den 1. Juni 1808 einbezogen worden war, ein Vierteljahr nachher wieder entließ; aber der württembergische Zoll mit seinen schwerwiegenden Folgen blieb natürlich bestehen.

<sup>1</sup> Die bayrischen Zoll- und Mautordnungen vom 1. Dezember 1807 und 8. März 1808 hatten Ravensburg, weil vollständige Enklave, von dem bayrischen Mautsystem ausgenommen und als Zollausland behandelt. Das bedeutete für die meisten ravensburgischen Gewerbs- und Handelszweige eine Wohlthat, d. h. das kleinere von zwei Übeln; nur nicht für die Papiermüller und Seifensieder. Diese waren jetzt übel daran, weil sie nämlich ihre unentbehrlichen Rohstoffe, einerseits Lumpen, andererseits Unschlitt und Nische sich nicht mehr beschaffen konnten, indem Württemberg die Ausfuhr jener Stoffe verhinderte und Bayern durch ungeheuer hohe Ausfuhrzölle die gleiche Wirkung hervorbrachte (der bayrische Lumpenausfuhrzoll von 6 fl. per Zentner überstieg den Wert des Gegenstandes um mehr als das Doppelte). So konnte das Ravensburger Papier jetzt nicht einmal in Bayern selbst, noch weniger in Württemberg und anderwärts mit andern Papieren mehr konkurrieren.

Den Klagen jener beiden Industriezweige glaubte die bayrische Regierung am besten dadurch abzuhelfen, indem sie (vom 1. Juni 1808 an) Ravensburg in den bayrischen Mautverband aufnahm. Da jetzt der Warenverkehr zwischen Ravensburg und dem übrigen Bayern mautfrei passierte, war den Papiermüllern und Seifensiedern geholfen. Sie waren nun in der Lage, ihre Rohstoffe ohne Zollbelastung oder andre Schwierigkeiten aus dem eigenen Lande zu beziehen.

Dafür aber bedrohten jetzt die neuen Zollverhältnisse alle andern Handels- und Gewerbsleute der Stadt mit einem raschen Ruin. Fremde Handelsartikel, die von Ravensburg nach dem umliegenden Landbezirk verkauft wurden, unterlagen nunmehr nicht allein den gesteigerten württembergischen Zöllen, sondern auch der hohen bayrischen Maut. Ähnlich verhielt es sich mit den in der Stadt hergestellten Waren. Meistens unterlag schon vorher der Rohstoff einer drückenden Verzollung und falls das fertige Erzeugnis nachher an die Bewohner der Umgegend abgesetzt werden wollte, auch dieses. Die Ravensburger Geschäftsleute vermochten gegen die Konkurrenz der auswärtigen Orte und selbst gegen die der andern bayrischen Orte, die sich ja nicht in der exponierten Lage Ravensburgs befanden, nicht mehr aufzukommen, und die seitherigen Landkunden von Ravensburg wandten sich jetzt den Märkten und Firmen von Altdorf, Waldsee, Markdorf und Biberach zu.

Infolge der jammervollen Vorstellungen des Gewerbe- und Handelsstandes der Stadt stellte die bayrische Regierung mit dem 1. September desselben Jahres den vorigen Zustand wieder her, d. h. für die bayrischen Mauten galt Ravensburg (und Buchhorn) nun wieder als Ausland. Obwohl der Geschäfts- und Handelsverkehr mit dem die Stadt umgebenden württembergischen Gebiet durch die um Ravensburg gezogene Zollgrenze sehr viel litt, so war doch soviel erreicht, daß er jetzt wenigstens nicht mehr mit doppelten Ruten gezüchtigt wurde. Jetzt aber waren wieder die Seifensieder und Papiermüller diejenigen, welche die Suppe auszuessen hatten. Für sie bedeutete, wie schon ausgeführt, der frühere Zustand des Zollwesens annähernd den Untergang ihrer Geschäfte. Erst der zwei Jahre später erfolgende Herrschaftswechsel scheint jenen beiden Gewerben die Rettung gebracht zu haben.

## X.

Diese betrübenden Umstände begannen den Ravensburger Wochenmarkt, der damals fast die einzige Erwerbs- und Nahrungsquelle der Stadt ausmachte, zu zerstören, und für das württembergisch gewordene Altdorf-Weingarten lagen die Verhältnisse jetzt so günstig wie noch nie, um die seit vier Jahrhunderten verfolgten Absichten verwirklichen zu können und den Ravensburger Marktverkehr ganz und gar dorthin abzulenken.

Dazu kam, daß Ravensburg, welches bis dahin der Knotenpunkt der Postkurse des südlichen Oberschwabens gewesen war, jetzt diese Stellung größtenteils auch an Altdorf verlor. Die württembergische Regierung hatte nämlich die Posten in ihrem Land in eigene Verwaltung genommen und das Kursnetz gründlich umgestaltet, wobei natürlich die Interessen der eigenen Landesteile die Richtschnur bildeten.

Aus seiner mißlichen Lage wurde Ravensburg im Jahre 1810 unerwarteterweise erlöst durch eine neue Gebietsverteilung Napoleons. Es ward von Bayern, das anderweitige Entschädigung erhielt, neben verschiedenen andern Gebietsteilen an Württemberg abgetreten. Damit war die Lösung des Knotens herbeigeführt, wenn auch in andrer Weise, als es die Ravensburger sich gedacht hatten. In einer Bittschrift vom 26. Juli 1808 nämlich hatte der Handels- und Gewerbestand der Stadt dem König Max Joseph in beweglichen Worten seine Notlage geschildert und dabei einfließen lassen, sie könnten den innigsten Wunsch nicht unterdrücken, daß es der Vorsehung gefallen möchte, das umgebende Gebiet der Krone Bayern auch zu unterwerfen.

Nun, die neue Wendung, welche die Dinge nahmen, erzielte die beabsichtigte Wirkung gerade so gut; das Land rings um die Stadt stand mit dieser nunmehr unter einem und demselben Herrscher; der Sorgen wegen der schwergefährdeten wirtschaftlichen Zukunft der Stadt war man nun ledig, und die Freude der Einwohner über den Wechsel war keineswegs ein bloßer Akt der Höflichkeit, sondern in der That eine aufrichtig gemeinte, wenn auch freilich nicht ganz ungemischte. Neben dem, daß das württembergische Postamt zu Altdorf-Weingarten alsbald nach Ravensburg verlegt wurde, fielen jetzt vor allem vor den Stadttoren die Zollschranken,<sup>1</sup> welche die Stadt von ihrem ländlichen Zufuhr- und Absatzgebiet abgeschnitten hatten. Der Wochenmarkt ging wieder in die Höhe.

Freilich die schlimme Rheinbundszeit und ihre schweren Kriegslasten machten das Einleben in die neuen Verhältnisse nicht eben leicht, in Württemberg ebenso wie vordem unter Bayern, und die darauf folgenden Freiheitskriege und das Hungerjahr 1817 waren weit entfernt, schon eine Art von behaglichem Dasein aufkommen zu lassen. Es darf vielleicht auch an die Kontinental Sperre erinnert werden. Sie hatte für unsre Gegenden, wie überall, die Folge, daß die Kolonialwaren, die sich ja der süddeutschen Bevölkerung bereits unentbehrlich gemacht hatten, ungefähr auf das Dreifache im Preise hinauf gingen; ein Pfund Kaffee kostete 1811 in Ravensburg, statt vordem 48 Kreuzer, nun 2 Gulden 24 Kreuzer und ein Pfund Zucker anstatt 1 Gulden nun 3 Gulden.

<sup>1</sup> Die an den neuen Grenzen des Königreichs Württemberg noch fortbestehende Zolllinie kam gegenüber Bayern im Jahre 1828 und gegenüber Baden 1836 durch die Zoll-Einigungsverträge in Wegfall.



## XI.

Die politischen Umgestaltungen jener Zeit führten manche Verschiebung in den Hauptrichtungen des Verkehrs herbei. Neue Mittelpunkte, nach denen dieser gravitierte, kamen auf, während von den ältern Verkehrszentren einzelne mehr in den Hintergrund traten. Der Untergang des Reiches und die Verdrängung Österreichs aus dem Breisgau und seinen übrigen schwäbischen Gebieten hatte zur Folge, daß die vorher recht lebhaft gewesenen Verkehrsbeziehungen Schwabens mit Wien, Innsbruck usw. auf ein geringes zusammenschrumpften.

Die drei Staaten, unter die das südliche Schwaben aufgeteilt worden war, begannen alsbald die Straßenneze und sonstigen Verkehrseinrichtungen ihrer neuen Landesteile von dem Gesichtspunkt aus umzugestalten, daß nunmehr je die betreffende Landeshauptstadt den Ausgangspunkt zu bilden hatte. Was den Bodensee betrifft, so war jeder der drei Staaten bemüht, den Zug des Verkehrs dorthin und von dorthin möglichst durch das eigene Land und über die eigenen Hafenplätze zu leiten.

Der sich mehr und mehr steigernde Warenverkehr erregte da und dort das Verlangen nach Schifffahrtskanälen. Aber das nötige Geld dazu fehlte; die vielen Kriege hatten die geringe Kapitalkraft des Landes noch weiter gemindert. So blieb es bei den bloßen Wünschen. Schon 1807 befürwortete Graf v. Portia den Bau einer Kanalverbindung zwischen dem Bodensee und der Isar. Der Kanal sollte von Langenargen aus über Wangen und Immenstadt, Füssen und Weilheim nach der Münchener Vorstadt Giesing führen. Da die beiden erstgenannten Plätze schon drei Jahre nachher aus dem bairischen Staatsverband ausschieden, war in der Folge von einem derartigen Plane nicht mehr die Rede.

Dagegen wurden jetzt von seiten Württembergs Kanalpläne erwogen, um den Neckar (und damit zugleich den Rhein) mit Ulm und der Donau und diese mit dem württembergischen Bodenseeufer in Schiffsverbindung zu setzen. Bevor jedoch diese Erwägungen einen Abschluß fanden, veränderte sich die Sachlage dadurch, daß England 1825 anfang, Schienenstraßen mit Lokomotivbetrieb zu bauen und man in einer Reihe kontinentaler Staaten, so Bayern und Sachsen, diesem Beispiel nachfolgte.

1839 ließ die württembergische Regierung dem Landtag eine vergleichende Berechnung der voraussichtlichen Kosten vorlegen, welche ein Schiffskanal und eine Eisenbahnverbindung von Friedrichshafen nach Heilbronn verursachen würde. Darnach sollte eine eingleisige Eisenbahn für die Strecke vom Bodensee bis Ulm (104 km)  $6\frac{1}{3}$  Millionen Gulden kosten, dagegen für dieselbe Strecke eine Kanalverbindung mit 95 Schleusen etwas mehr, nämlich  $7\frac{1}{2}$  Millionen Gulden. (In der neuesten Zeit sind die Baukosten einer Kanalanlage Friedrichshafen-Ulm auf nicht weniger als 80 Millionen Mark, also sechsmal so hoch, veranschlagt worden.)

## XII.

Die Idee einer solchen Kanalverbindung verfolgte man damals nicht weiter und entschied sich dafür, von Friedrichshafen nach Heilbronn eine Schienenstraße herzustellen, da diese bei geringern Kosten größere Vorteile bot als der Schiffskanal. Im württembergischen Unterland war bereits das Bahnstück Bietigheim=Stuttgart=Süßen im Betrieb,

als den 8. November 1847 die kleine Bahnstrecke Ravensburg-Friedrichshafen eröffnet wurde,<sup>1</sup> die vorderhand ohne Anschlußverbindung für sich bestand.

Während der ersten 1½ Jahre beförderte diese kleine oberschwäbische Eisenbahn nur Personen.<sup>2</sup> Das, was ihre Fahrpläne damals an Zugverbindungen darboten, war augenscheinlich darauf berechnet, für die Regel nur eine der beiden vorhandenen Lokomotiven, und zwar nur ausnahmsweise länger als ungefähr sieben Stunden im Tag, unter Dampf halten zu müssen. An den gewöhnlichen Wochentagen liefen in jeder Richtung bloß zwei Züge: Abgang aus Ravensburg mittags 12 und nachmittags 4 Uhr; Rückfahrt aus Friedrichshafen um 1 und 5 Uhr nachmittags. Am Samstag, als am Ravensburger Wochenmarkt, verkehrten drei und am Sonntag vier Züge.

Mit der Vollendung der Bahnstrecke Ravensburg-Biberach, im Sommer 1849, wurde die Bahnverbindung der Stadt eine zweiseitige, und jetzt ging man auch zum Gütertransport über. Seitab der Bahnen gelegene Orte fingen an, regelmäßige Omnibus- und Frachtfuhrverbindungen nach den ihnen nächstgelegenen Bahnstationen einzurichten.

Im Juni 1850 war die Überschienung der Schwäbischen Alb vollendet und damit der Anschluß der oberschwäbischen Bahnlinie an die gleichzeitig erbaute unterländische hergestellt und die ganze Strecke von Friedrichshafen an ohne Unterbrechung bis nach Heilbronn in Betrieb genommen. Jetzt verkehrten in Oberschwaben täglich drei Bahnzüge in jeder Richtung, je einer morgens, mittags und abends. Es waren zwei gewöhnliche Personenzüge und ein gemischter Güterzug. Von sonstigen Zugsgattungen war noch keine Rede, namentlich nicht von Schnellzügen und reinen Güterzügen.

Gegenüber den bescheidenen Verkehrsverhältnissen, wie sie vor sechs Jahrzehnten in der Säuglingsperiode unserer Eisenbahnen statthatten, möge erwähnt werden, daß gegenwärtig, September 1910, täglich zwischen Ravensburg und Friedrichshafen 41 fahrplanmäßige tägliche Züge laufen.<sup>3</sup> Entsprechend dem noch wenig entwickelten Verkehr war die bauliche Anlage und die Ausstattung der Bahn erheblich einfacher als gegenwärtig, und schienengleiche Straßenübergänge haben sich, selbst an Punkten mit sehr starkem Landstraßenverkehr, noch bis in die letzten Jahre erhalten. Die Lokomotiven heizte man auf der oberschwäbischen Linie anfänglich jahrelang nicht mit mineralischen Brennstoffen, sondern mit Forstholz, von dem man 1848 täglich  $\frac{3}{4}$  württembergische Klafter verbrauchte.

<sup>1</sup> Im Sommer 1845, während die erste württembergische Bahnstrecke, nämlich Kannstadt-Eßlingen, sich ihrer Fertigstellung näherte, entschloß sich die Regierung auf Andringen der oberschwäbischen Städte und der Abgeordnetenkammer, gleichzeitig auch die Linie Ulm-Friedrichshafen in Angriff zu nehmen, weil man besorgte, daß sonst dem württembergischen Oberland der vorteilhafte Absatz seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse durch die Konkurrenz des Getreides der bayrischen Donaugegenden möchte entzogen werden, mit Hilfe der damals ebenfalls schon geplanten bayrischen Eisenbahn von Augsburg nach Lindau. Überhaupt versprach man sich in Württemberg für die künftige Gestaltung des Verkehrs große Vorteile, wenn jenes der erste Staat sein werde, der den Bodensee mit der Eisenbahn erreiche. Nun ist zwar bei diesem Wettrennen Württemberg in der Tat als erstes am Ziel angekommen; allein die Erwartung, daß ihm damit der Löwenanteil an dem Transitverkehr auch für die Zukunft gesichert sei, hat sich nicht verwirklicht.

<sup>2</sup> Die schwäbische Chronik vom 15. und 16. Oktober 1846 enthält die älteste Personen-transportordnung.

<sup>3</sup> 8 Schnell-, 5 Eil-, 13 Personenzüge, 4 Triebwagen, 3 Züge mit Personen- und Güterbeförderung, 8 Eil-, Stück- und gewöhnliche Güterzüge. Dazu kommen noch 3 Sonntagspersonenzüge und 2 Bedarfsgüterzüge.

Über die Billigkeit der Eisenbahnpersonenfahrtaxen scheint man sich vorher allzu sanguinischen Hoffnungen hingegeben zu haben; denn es war über ihre unerwartete Höhe im ganzen Land, von Heilbronn an bis an den Bodensee hinauf nur eine Stimme des Mißvergnügens, zumal die Provinzbewohner noch außerdem glaubten, daß die Hauptstadt samt Umgebung gegenüber ihnen in dem Tarif begünstigt worden sei. Nun ist soviel sicher, im Vergleich mit den ältern Verkehrsmitteln brachte die Eisenbahn und ihr Personentarif eine erhebliche Verbilligung: Eine Fahrt mit dem Postwagen kam samt der Einschreibgebühr und dem vorgeschriebenen Postillonstrinkgeld für die Wegstunde auf 14 bis 18 Kreuzer; die Wegstunde Bahnfahrt dagegen kostete in den damals vorhandenen drei Wagenklassen 4, 6 bezw. 8 Kreuzer. Das macht gegenüber den heutigen Bahntarifen immerhin 7 bis 10 % weniger aus; d. h. wenn man das inzwischen eingetretene Sinken der Kaufkraft des Geldes unberücksichtigt läßt; dagegen war die damalige niedrigste, die dritte Wagenklasse, gegenüber der seit einigen Jahren bestehenden vierten um etwas teurer.

Es stand noch mehrere Jahre an, bis die württembergischen Bahnen mit denen der Nachbarstaaten, und durch diese dann mit denen der übrigen Welt, den unmittelbaren Anschluß fanden. Gegen Baden erfolgte dieser 1853 in Bruchsal, gegen Bayern im darauffolgenden Jahr zu Ulm. Damit erst vermochten die Schienenstraßen ihrer Bestimmung als völkerverbindende Anstalt völlig gerecht zu werden.

### XIII.

Zu den Anfängen des Telegraphenwesens übergehend, mag erwähnt werden, wie aus den ravensburgischen Archivakten hervorgeht,<sup>1</sup> daß schon in den französischen Revolutionskriegen der Bezirk von einer Telegraphenlinie durchzogen war, allerdings keiner elektrischen, sondern einer optischen, welche der Erzherzog Karl 1799 bis 1800 hatte anlegen lassen. Eine der Telegraphenstationen befand sich zu Wilhelmskirch (1½ Stunden von Ravensburg). Von da ging die Linie in der Richtung auf Stockach und Donaueschingen weiter, da sich an dem letztern Orte das Hauptquartier des Erzherzogs befand. Ihre Entstehung verdankten diese und andre österreichische Feldtelegraphenlinien dem Umstande, daß eben um jene Zeit — entweder von dem Elsaß oder von der Schweiz her — ein neuer Einfall französischer Heere zu gewärtigen war, der dann Ende Aprils desselben Jahres in der Tat erfolgte, unter Moreau, der die Österreicher aus Oberschwaben vertrieb; infolgedessen gingen deren Feldtelegraphen dort selbstverständlich ein. Dafür aber ward Süddeutschland vom Dezember 1800 an bis zum Lüneviller Friedensschluß von einer französischen optischen Feldtelegraphenverbindung durchquert, die von Augsburg bezw. von Moreaus jeweiligem Hauptquartier über Ulm, Schaffhausen und Basel nach Straßburg führte, das einen der Endpunkte des stabilen optischen Telegraphennezes bildete, welches Frankreich nach dem System Chappe seit 1793 sich angelegt hatte.

<sup>1</sup> Der erstmalige Gebrauch des Wortes Telegraph geht dergestalt in den Ravensburger städtischen Akten schon auf den 7. März 1800 zurück. An diesem Tage nämlich weist der Magistrat der Reichsstadt den Waibel Bentele von Schmalegg an, den bei der Telegraphenstation zu Wilhelmskirch angestellten, unter den Befehlen des k. k. Hauptmanns v. Abel stehenden Pionieren das nötige Brennholz im Damsberg anzuweisen, um zu verhüten, daß sie, wie vordem, „eigens Gewalts“ solches wegnehmen möchten.

Die württembergischen elektrischen Staatstelegraphen wurden am 16. April 1851 dem öffentlichen Verkehr übergeben, und Mitte Dezember desselben Jahres auch eine Telegraphenstation zu Ravensburg. Die Hauptaufgabe dieser Telegraphen bestand übrigens noch darin, den Zwecken des Bahnbetriebes zu dienen. Allerdings, solange das kleine Stückchen Eisenbahn von Friedrichshafen nach Ravensburg, auf dem gleichzeitig nie mehr als ein einziger Bahnzug sich bewegte, noch keine Fortsetzung hatte, konnte dessen Betrieb der Fernsignale entbehren. Als jedoch die ganze Strecke von Heilbronn bis an den Bodensee ohne Unterbrechung befahren wurde, ging man daran, die Bahnstationen nacheinander durch elektrische Telegraphen (und zwar des noch heute gebräuchlichen Systems Morse) zu verbinden. Auf dem Weg über Ulm konnten auch mit Bayern und andern Ländern, soweit man schon Telegraphenanschluß dahin hatte, Drahtnachrichten ausgetauscht werden.

Die Gebühren für Telegramme, wenigstens für die innerhalb Württembergs verbleibenden, waren verhältnismäßig billig, wenn man berücksichtigt, daß es sich um den allerersten Anfang des Unternehmens handelte. Von Ravensburg aus kosteten 20 Worte nach Friedrichshafen 30 Kreuzer, nach Ulm 48 Kreuzer, nach Stuttgart 1 Gulden 6 Kreuzer und nach Heilbronn 1 Gulden 18 Kreuzer. Trotzdem war der private Telegrammverkehr anfänglich auffallend gering: in dem ersten halben Monat des Betriebs der Station Ravensburg wurden daselbst im ganzen nicht mehr als zwei Stück Privattelegramme abgesandt. Überhaupt waren es anfänglich lange Zeit hindurch nur die großen Geschäftshäuser und Spekulanten, denen der Telegraph als gewöhnliches Verkehrsmittel diente, während er bei der Masse der Bevölkerung für die Regel nur als der Bringer unvermuteter Unglücksbotschaften galt, und es war früher etwas ganz Gewöhnliches, daß das bloße Erscheinen eines Depeschboten, noch ehe man überhaupt wußte, was er brachte, in einem Hause schon blaffen Schrecken oder gar weibliche Ohnmachten hervorrief.

#### XIV.

Die Posten haben ihren Betrieb den durch die Eisenbahn geschaffenen neuen Verhältnissen gemäß von Grund aus umgestaltet; weiter haben sie neben ihrem Beförderungsgeschäft auch bankmäßige Geschäfte zu betreiben unternommen.

Die Weiterentwicklung der Eisenbahnen, Posten und Telegraphen, sowie die Einbürgerung des Telephons, der Fahrräder und Automobile, Straßenbahnen usw. hat in Ravensburg im ganzen den nämlichen Verlauf genommen wie anderwärts, und das gleiche ist zu sagen über die Umwälzungen, welche alle diese neuen Verkehrsmittel hervorbrachten bei der Industrie, dem Handel und der Landwirtschaft, weiter in unsern Gewohnheiten, Sitten und Lebensanschauungen, in unsern Bedürfnissen und der Art, sie zu befriedigen. Die Wirkungen, welche das fortwährende Durcheinandergerütteltwerden der Menschheit für diese in Zukunft weiter haben werden, lassen sich noch gar nicht alle übersehen.

Dem von Haus aus kümmerlichen und noch dazu künstlich unterbundenen Verkehr vor 100 oder 150 Jahren entsprachen die zu seiner Bedienung bestehenden ebenso dürftigen Vorkehrungen. Wenn wir diese mit den verschiedenartigen heutigen Verkehrseinrichtungen und den von ihnen alljährlich bewältigten Verkehrsmassen vergleichen, so heißt das ungefähr

soviel, wie eine Maus und einen Elefanten nebeneinander stellen. Z. B. der in Ravensburg abgehende und ankommende Frachtverkehr wurde zu Ende der Reichsstadtzeit auf jährlich 5000 ravensburgische Zentner geschätzt. Was dagegen im Jahr 1908 mit der Eisenbahn für Ravensburg ankam und von dort abgesandt wurde, betrug zusammen etwas über 2 Millionen Zollzentner.

Im Postverkehr war das Wachstum noch riesiger. Wir dürfen die Gesamtzahl der abgegebenen und angekommenen Sendungen nach gewissen Anhaltspunkten für die Zeiten um 1780 oder 1790 auf zusammen 8—10 000 Stück im Jahr anschlagen. Dagegen sind im Jahr 1908 zusammen 9 Millionen Postgegenstände jeder Art in Ravensburg abgegangen oder angekommen, wozu noch gegen 900 000 telegraphische und telephonische Mitteilungen treten.

Für Oberschwaben, und speziell Ravensburg, hat die Gesundung der politischen Verhältnisse auch zu der Heilung der wirtschaftlichen Schäden und zu einem erfreulichen Wiederaufschwunge geführt. Durch die württembergischen Könige und später zugleich unter dem Schirm des neuen deutschen Reiches ist im Laufe der verflossenen hundert Jahre diese Stadt aus ihrem tiefen Zerfall wieder zu neuer Blüte emporgehoben worden. Unter anderm war es eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Gewerbegesetzgebung,<sup>1</sup> dann das Fallen der innerdeutschen Zollschranken, weiter die Befreiung des Bauernstandes von den zahlreichen Lasten, die ihn bedrückt hatten; namentlich aber waren es die Eisenbahnen, die das Erwerbsleben in einer Weise gehoben haben, wie es ein Ravensburger von 1790 oder 1810 niemals zu erhoffen gewagt hätte. In der Stadt sowohl, als in vielen Orten der Umgebung, blühte eine Groß-Industrie auf.<sup>2</sup> Es öffnete sich ihr als Absatzkreis, ohne die frühern Zollbelastungen, alsbald das ganze Königreich Württemberg, und in der Folge auch das ganze zollvereinte Deutschland, während in den letzten Reichsstadtzeiten das hiesige Gewerbe eigentlich nicht weiter hinaus als bis zu einem paar Duzend benachbarter Dorfgemeinden seine Abnehmer finden konnte.

Im Laufe des segensreichen Jahrhunderts, auf das wir heuer zurückblicken, hat die Stadt ihre Einwohnerzahl von etwa 3600 auf 15 000 erhöht.<sup>3</sup>

Zu den Zeiten des alten Reiches waren, wie vorhin dargelegt wurde, die gemeinsamen großen Interessen ganzer Landstriche und aneinandergrenzender Länder so gut wie vogelfrei gegenüber der auf die Spitze getriebenen Selbstsucht der frühern kleinen Gebietsherrschschaften und reichsunmittelbaren Städte. Heute erfreuen sich diese gemeinsamen Interessen eines liebevollen Verständnisses sowohl bei den beteiligten Bevölkerungen

<sup>1</sup> Das uralte städtische Zunftwesen auf modernem Fuße allmählich umzugestalten, dazu hatte schon Bayern einen Anfang gemacht; Württemberg fuhr darin fort und räumte die immer lästiger werdenden Zunftschranken und andere althergebrachten Verkehrsbeschränkungen nach und nach hinweg; den Abschluß bildete 1862 die Einführung völliger Gewerbefreiheit.

<sup>2</sup> Maschinen, Vorhangstoffe, Holzpapier. Zeugnis von der erfreulichen Entwicklung geben die wiederholten Bezirksgewerbeausstellungen, die in der Stadt im Laufe der Zeit veranstaltet worden sind.

<sup>3</sup> Neben den verwitterten alten Festungstürmen und Stadtmauerresten erheben sich an der Peripherie der Stadt auf allen Seiten geschmackvolle moderne Wohngebäude und neue Straßenzüge. Die ungesunden alten Festungsgräben sind eingeebnet und in schattige Promenaden umgewandelt. Eine kleinere Strecke des Grabens allein blieb als Erinnerung fortbestehen und ward ihrer frühern Bestimmung zurückgegeben, nämlich der, einer Anzahl von Hirschen, die auf Stadtkosten unterhalten werden, zum Aufenthalt zu dienen.

als den Regierungen. Freilich harren in dieser Richtung noch viele große Aufgaben ihrer Lösung. Um nur an einige der wichtigsten zu erinnern:

Die schon seit mehr als einem halben Jahrhundert projektierte normalspurige Bahnverbindung zwischen Graubünden und dem Comersee würde dem Bodenseebecken die seit dem Mittelalter genossene Verkehrsbedeutung, die es vor wenigen Jahrzehnten durch die Brenner- und Gotthard-Eisenbahn verloren hat, zurückgewinnen. Es bildet das geradezu eine Lebensfrage nicht allein für die Ostschweiz und Vorarlberg, sondern einigermaßen auch für Württemberg und die bayrische Provinz Schwaben.

Ferner müßte die ebenfalls geplante Ermöglichung einer ununterbrochenen Großschiffahrt von Konstanz an bis hinab zum Meer und bis an die Steinkohlenreviere für die industrielle Entwicklung sämtlicher an den Bodensee angrenzender Länder von unberechenbarem Vorteil sein.

Nun, das bleibe der Zukunft überlassen! Es ist aber auch in den letzten Menschenaltern unendlich vieles Schöne und Gute zustande gekommen, das den gemeinsamen Interessen der Bodenseegegenden dient, und unter diesen Interessen sind nicht die geringsten diejenigen, denen der Bodenseegeschichtsverein seine Entstehung verdankt, und die dieser Verein nun 42 Jahre lang ununterbrochen und mit großem Erfolge gefördert hat. Ich schliesse mit dem Wunsche, daß dieser unser Verein auch in Zukunft immer wachsen, blühen und gedeihen möge.



# Rückzugsstadien der Würmvergletscherung im Argengebiet.

Von

Martin Schmidt

in Stuttgart.

(Mit einer Karte im Maßstabe 1 : 150 000.)

Geologische Feldarbeiten im Glazialdiluvium erfordern eine weitausgreifende Orientierung über ein größeres Gebiet, umso mehr, je wechselvoller die Landschaft gebaut ist. Mögen ihre einzelnen Glieder petrographisch und, was im Diluvium größere Bedeutung hat als in den andern Formationen, auch topographisch noch so deutlich gekennzeichnet sein, die Zugehörigkeit zu bestimmten Regionen von genetischer Bedeutung, in denen die einzelnen Elemente in rhythmischer Folge wiederkehren, ist im engen Rahmen eines Kartenblattes meist nicht zu erkennen.

Im oberschwäbischen Diluvium, im Gebiet des diluvialen Rheingletschers, ist diese rhythmische Gliederung, in der sich zugleich die zeitliche Aufeinanderfolge ihrer Entstehung ausspricht, eine besonders reiche. Eine vorherige Orientierung erschien also für den Beginn der mittlerweile schon weit geförderten Spezialaufnahme besonders wünschenswert. Ihre in vielen Punkten natürlich nur vorläufigen Ergebnisse faßt die vorliegende Arbeit zusammen. Es ist dabei der Versuch gemacht, auf der kürzesten Strecke, auf der sich die Rückzugerscheinungen der Würmeiszeit, die für das württembergische Oberschwaben vor allem in Betracht kommt, abgespielt haben, im Flußgebiet der Argen, die verschiedenen Phasen dieses Rückzuges mit ihren Begleiterscheinungen einigermaßen vollständig vorzuführen.

Ausnahmen machen dabei zwei Abschnitte der ganzen Fläche. Im Randgebiet des Beckens der Würmvereisung fehlten bisher die ausgezeichneten württembergischen Höhenkurvenarten in 1 : 25 000 (Blätter Wangen, Isny und Herbachhofen), und es ist leider wohl wenig Aussicht, daß diese Lücke in der nächsten Zeit schon ausgefüllt wird. Eine gute hypsometrische Karte ist aber für den Erfolg einer geologischen Aufnahme im Glazialdiluvium die erste Bedingung. Daher war es nicht möglich, auch das Randgebiet der Würmvergletscherung jetzt schon mit der nötigen Genauigkeit zu bearbeiten, und die Darstellung beschränkt sich — wie übrigens auch die gleich zu erwähnenden Arbeiten W. Schmidles im westlichen Bodenseegebiet — in der Hauptsache auf die eigentlichen Rückzugsstadien.

Auf der andern Seite bedarf die Arbeit im jüngsten, aber aus manchen Ursachen wenig übersichtlichen Gebiet um Lindau noch der Ergänzung, trotzdem hier eine sehr eingehende Bearbeitung aus neuester Zeit vorlag.<sup>1</sup> Die hier zu lösenden Fragen kommen indessen für die württembergische Spezialkartierung weniger in Betracht.

Die ältere Darstellung unsrer Gegend im geognostischen Atlas des Königreiches Württemberg<sup>2</sup> bot für Durchführung unsres Zweckes nur eine wenig brauchbare Handhabe. Es ist vielmehr auf diesen im übrigen mit bekannter Sorgfalt hergestellten Blättern versucht, unter Aufwand von viel Mühe eine chronologische Gliederung, wenigstens eine Zweiteilung zu erzwingen, die sich bei den spätern Untersuchungen<sup>3</sup> sehr bald als unrichtig und geradezu irreleitend erwiesen haben. Man darf sich demnach nicht wundern, wenn die jetzige Darstellung auf der beifolgenden Übersichtskarte in 1:150 000, und später auf den Blättern der geologischen Spezialkarte, jener ältern Karte an vielen Stellen gar nicht ähnlich sieht. Das mußte nach den seitherigen bahnbrechenden Arbeiten über diese Glazialbildungen erwartet werden.

Diese bahnbrechenden Untersuchungen sind bekanntlich das Verdienst N. Pencks und seiner Mitarbeiter. Er hat mit seinen klassischen Arbeiten über die diluvialen Vergletscherungen der Alpen und ihres Vorlandes die allgemeine Grundlage für eine chronologisch gegliederte Spezialdarstellung dieser Gebiete geschaffen.<sup>4</sup> Die Behandlung des Rheingletschers in dem schon zitierten abschließenden Werke (Seite 396 ff.) und die diesem Abschnitt beigegebene Übersichtskarte in 1:700 000 stellten die Grundzüge fest, nach denen in der Fülle der Einzelercheinungen auch unsres Gebietes Ordnung geschaffen werden konnte, selbst wenn man auf einiges Beiwerk der Penckschen Darstellung von mehr hypothetischem Charakter einstweilen Verzicht leisten wollte.

Auf der Grundlage der Arbeiten Pencks sind dann, um Früheres hier wegzulassen, folgende Arbeiten veröffentlicht, die Teile unsres Gebietes behandelten oder durch Schilderung der unmittelbaren Nachbarschaft wertvolles und maßgebendes Vergleichsmaterial erbrachten.

Vor allem hat W. Schmidle sehr eingehend zunächst die „geologische Geschichte des nordwestlichen Bodensees bis zum Maximalstand der Würmeiszeit“<sup>5</sup> geschildert und in einer Übersichtskarte dargestellt. In einer Reihe späterer Schriften<sup>6</sup> erweiterte und berichtigte er

<sup>1</sup> S. Hinkel. Der Boden von Lindau im Bodensee und Umgegend. Diese Zeitschrift. XXXVI, 1907. — Derselbe. Geologische Vorgeschichte von Lindau und Umgegend. In: Geschichte der Stadt Lindau. 1907.

<sup>2</sup> Blätter XI—XIV (Ravensburg, Tettnang, Isny und Leutkirch).

<sup>3</sup> N. Penck und E. Brückner. Die Alpen im Eiszeitalter. Gefrönte Preischrift. 1901 bis 1909, S. 420.

<sup>4</sup> Ich darf als bekannt voraussetzen, daß eine kleine Anzahl von Gelehrten Pencks Annahme mehrerer, durch Interglazialzeiten mit einem gemäßigten Klima getrennter Vereisungen ablehnt und eine einzige, ununterbrochene Vergletscherungsperiode an ihre Stelle setzt. Ich gehe auf diese Ansichten, die mir die Schwierigkeiten des Glazialproblems viel unvollkommener zu lösen scheinen, als das Pencksche Schema, hier nicht näher ein.

<sup>5</sup> Diese Zeitschrift. XXXV, 1906. S. 77 ff.

<sup>6</sup> Über den Rückzug des Würmgletschers im nordwestlichen Bodenseegebiet. Zentralblatt für Mineralogie usw. 1907, Nr. 9. — Über äolische Bildungen während des Rückzuges der letzten Vergletscherung. Diese Zeitschrift. XXXVII, 1908, S. 40 ff. — Über Nebel- und Talbildungen am nordwestlichen Bodensee. Mitteilungen der Groß-Wad. Geologischen Landesanstalt, VI, 1, 1908. — Postglaziale Ablagerungen im nordwestlichen Bodenseegebiet. 1—3 Neues Jahrbuch für Mineralogie usw. 1910, II; 4—7 Zentralblatt für Mineralogie usw. 1911, Nr. 4—8.



seine zuerst gewonnenen Anschauungen von den Vorgängen während und nach der Rückzugszeit der letzten Vereisung. In diesen Schriften verarbeitete Schmidle das überaus reichliche Material seiner Beobachtungen in geistvoller und höchst anregender Weise. Neue Tatsachen, neue Methoden und neue Gesichtspunkte geben seinen Arbeiten einen bleibenden, hervorragenden Wert für alle fernere Forschung im Diluvium des Bodenseegebietes.

Über die nähere Umgebung von Lindau hat dann in neuester Zeit Hinkel in die oben schon zitierten Arbeiten veröffentlicht, deren Hauptgegenstand ebenfalls das Glazialdiluvium bildet. Ich komme auf bestimmte der von dem bekannten Frankfurter Gelehrten vertretenen Anschauungen später zu sprechen.

Eine Bearbeitung des Diluviums der Gegend von Ravensburg ist endlich seit einiger Zeit im Werke und wird in kurzem erscheinen. Ich habe aus diesem Grunde von einer Ausdehnung meiner Untersuchungen auf dieses Gebiet, die sonst wohl wünschenswert gewesen wäre, einstweilen Abstand genommen.

Es ist nun ganz natürlich, daß die von mir dargebotene Übersicht des östlichen Gebietes des Gletscherbeckens nach den umfassenden Arbeiten von Penck und Schmidle grundsätzlich Neues kaum bringen kann. Aber gewisse Zusätze zu dem bereits Feststehenden dürfte sie trotzdem ergeben; denn das Gelände ist im Ostanteil des Gletscherfächers doch anders geartet.

In dem ganzen Raume zwischen dem Abhange des Pfänderzuges, wie ich den langen Höhenrücken vom Pfänder bei Bregenz bis nahe zum Bahnhof Röttenbach an der Münchner Linie, im folgenden zusammenfassend nenne, und dem weiten Tal der Schussen sehen wir keine Spur von der kräftigen und übersichtlichen Gliederung, die im Westen herrscht. Dort ist das Land geöffnet in einer Reihe langer Talmulden, so tief eingeschnitten, daß der See in mehrere von ihnen mit langen Buchten tief hineingreift. Auch am Ende dieser Seebuchten hebt sich der Boden nur langsam bis zu den Moränenzügen, die gegen ein höher ansteigendes Plateaugelände hin der Rheingletscher als äußerste Marken seiner Verbreitung hinterlassen hat. Andre Täler, weiter nach Nordosten zu, steigen zwar, wie auch die abschließenden Moränen, höher hinauf, bilden aber immer noch offene Mulden, deren Zusammenhang mit dem Becken des Sees im Gelände und auf den Karten auf den ersten Blick in die Augen springt. Zwischen den Talmulden ziehen sich lange Rücken hin, Reste einer alten, tertiären Kumpflache, deren nach bestimmten Gesetzen erfolgte Zerstückelung und Modellierung Schmidle durch die verschiedenen Phasen der Glazialgeschichte verfolgt hat.<sup>1</sup>

In unserm Ostgebiet sehen wir nur zwei solcher Täler zum Rande der letzten, deutlichen Moränenwälle hinaufführen, das flach liegende, lang und breit entwickelte der Schussen, und das viel unbedeutendere, auch schnell ansteigende der Laiblach, in dem am Rande der voralpinen Höhen die Eisenbahn von Lindau nach München hinaufflimmt. Dazwischen erstreckt sich, vom See ziemlich schnell ansteigend, ein unregelmäßig hügeliges Plateau, ohne Spuren einer an die Konstanzer Gegend erinnernden Gliederung. Keine Straße von Bedeutung führt von Westen oder Süden hinauf. Das einzige dort einschneidende Tal, das der Argen, wird bald schmal und unwegsam. Weiter oben, schon nahe der umgrenzenden Moränenzone, dehnt sich eine breite, vielfach vermoorte Hochfläche. Auch sie entbehrt einer Gliederung in großen Zügen.

<sup>1</sup> Siehe Kiebel usw.

Nach diesen Andeutungen besitzt also der östliche Abschnitt des Bodenseegebietes in mehr als einer Beziehung einen besondern Charakter. Dementsprechend folgt auch die, wie wir sehen werden, dort recht formenreiche Entwicklung der glazialen Verhältnisse einem vielfach abweichenden Typus. Ihre Darstellung bietet daher doch mehr als die jetzt notwendig werdende Durchführung des im Westen bereits sauber ausgearbeiteten Strukturbildes des ganzen Rheingletschersystems. Erst durch die Kombination der beiden Hälften tritt dann die reiche Architektur dieses ausgezeichneten Gletschergebietes in das rechte Licht.

### Maximalstand der Würmvereisung.

Wegen der oben berührten Mängel des Kartenmaterials ist die „äußere Jung-Endmoräne“ im allgemeinen nur in der üblichen Weise halbschematisch in unsern Kartenauschnitt eingetragen. Genauer behandelt wurde sie erst mit der Annäherung an die Gegend von Röttenbach. Denn dort tritt sie in interessante Beziehung zu den jüngern Stadien, und es ist zum Verständnis des ganzen Systemes wünschenswert, ihrer Ausbildung, wenn auch außerhalb der württembergischen Grenze, etwas nähere Beachtung zu schenken.

Unsre Darstellung dieser Bildungen bleibt allerdings hier einstweilen unvollständig. Offenbar handelt es sich in der Außenzone um mehrere Randlagen, die bald, schon nach ihrer verschiedenen Höhenlage an den Molassehängen, deutlich auseinanderrücken, bald untrennbar verschmelzen. Uns interessiert davon nur die innere Grenzlage der Gruppe. Sie soll vor allem auf der Karte zum Ausdruck kommen. Von der nächstjüngern Rückzugsetappe sind diese innern Rücken der Außenzone immer gut scheidbar, wenn sie sich ihr bei Röttenbach auch sehr nähern.

Folgen wir dem Zuge von Isny her. Seine Wälle ziehen, in einer Meereshöhe um 750 Meter, über Mayerhof nach Niedholz, werden dort, angelehnt an die höhere Flanke aufgerichteter Molassehollen, von der Wangener Argen durchbrochen und ziehen nun, immer als längliche, kies- und sandreiche Hügel, über Grünenbach und Schönau auf Ellhofen. Einer der Rücken wird von der Münchner Bahn durchschnitten. Eine Sandgrube benützt den Einschnitt und hält den Aufschluß frisch. Er zeigt charakteristisch aufgefaltet wechselnde Lagen von Sand mit tonigem Feinsand.<sup>1</sup>

Die Reihe dieser Moränenhügel bleibt östlich vom flachen Talgrund von Ellhofen und läßt sich östlich Simmerberg vorbei in der Richtung auf Vorder- und Hinterschweinhof weiter verfolgen. Sie beginnt aber kurz hinter Ellhofen stark zu steigen, auf 7 Kilometer um nicht weniger als 150 Meter, also um 21‰. Es wird hier aus der Frontmoräne des großen, zusammenhängenden Eisäckers nördlich vom Pfänderzuge die Seitenmoräne

<sup>1</sup> Solche „Elbsand“-Einlagerungen kommen in unserm Gebiet in Endmoränen jeder Eisrandlage vor. Ich glaube, sie sind nur normale fluvioglaziale Feinsedimente in ruhigen Staubecken, die vor dem oszillierenden Eisrande leicht für einige Zeit entstanden. Vom wiedervorrückenden Gletscherrande wurden sie dann zum Teil in die Endmoränen eingepreßt, wie man sie dort findet. Zum Teil wurden sie einfach überschritten und kamen als Einlagerungen in die Grundmoräne. In einem neuen, durch seine Neigung zum Nachschliffen berichtigt gewordenen Eisenbahneinschnitt durch das Randgebiet der Rißmoräne nördlich von Sigmaringen waren solche tonige Einlagerungen vor kurzem gut zu sehen. Ich möchte auf die von Schmidle für wahrscheinlich gehaltene Mitwirkung von eingestäubtem Lößmaterial bei der Bildung solcher Elbsandlagen lieber verzichten, ohne irgend das Vorhandensein postwürmischer Lößbildungen auch im Rheingletscherbecken in Zweifel zu ziehen.

eines südlich dieser Bergrippe heraufkommenden Zweiges, des Rotachgletschers.<sup>1</sup> Der steil im Tale dieses Flusses aufsteigende Zweig des Rheinsystems vereinigte sich nämlich vor dem auslaufenden Pfänderzuge wieder mit dem Hauptgletscher, von dem seine Eismasse sich, mit der des Weißachzweiges, in der Talöffnung der Bregenzer Ach getrennt hatte.

Dem entspricht das Bild am gegenüberliegenden Pfänderzuge selbst. Von den Moränenhügeln bei Ellhofen und Simmerberg aus sehen wir hier, jenseits des Talgrundes der Rotach, in langer Flucht eine Reihe prächtiger Seitenmoränenwälle zur Gegend von Scheidegg hinaufziehen. Sie erreichen, über das Rotachtal gemessen, etwa auf demselben Querschnitt die Höhe von 900 Metern, wie ihre Gegenüber bei Hinterachweinhof.

An dem auf Heimenkirch und Röttenbach zu absteigenden letzten Ausläufer des Pfänderzuges, also auf seiner Leeseite im Sinne des Eisstromes, sind dagegen in dem Niveau, wo er in das damalige Eis eintauchen mußte, keine deutlichen Moränen zu sehen. Man darf sie dort auch wohl kaum erwarten. An der Nordflanke dagegen sind sie sofort wieder da. Von dem weit sichtbaren Madenberg ziehen sie sich Katzenberg vorbei als ein mehrfach unterbrochener Rücken mit Riesausschlüssen. Auf dem letzten Bruchstück zieht sich der Weiler Allmannsried in etwa 810 Meter Höhe in die Länge. Weiterhin schneidet das tiefe Tobelsystem des Rickenbaches alle Diluvialgebilde ab. Diesen Zug nehme ich, mit einigem Vorbehalt, als nördlichen Seitenzug der äußern Jungmoräne, oder wenigstens als ihre tiefste Grenzlage am Pfänderzuge in Anspruch. Sie liegt etwas tiefer als der entsprechende Zug der Rotachmoräne; denn das Eis hatte nördlich um den Pfänder herum einen weitem Weg als südlich vorbei.

Zwischen diesen beiden Seitenmoränen war also, und zwar nach den Höhenverhältnissen und dem Eisgefälle wohl bis zur Bregenzer Ecke hinaus, in dieser Zeit der Pfänderrücken oben eisfrei. Er trägt allerdings an unserm Ende in dem Zwischenraum noch andre Moränen, dazwischen in der Höhe gestaute, später ausgiebig vermoorte Wasserbecken, wie am Sägenweiher bei Lindenberg. Man darf aber nicht übersehen, daß die Oberfläche hier weithin auffallend gelb verwittert ist, so daß man an die Moränendecke der Rißzeit gemahnt wird. Es ist freilich bekannt, daß Penck von andern Stellen aus dem äußern Gürtel der Würmmoräne, unter andern „auf den hochgelegenen Flächen der Erhebungen um Isny“, Moränengebiete mit kräftig gelb verwitterter Oberfläche anführt, die er trotzdem in die Würmvereisung einbezieht.<sup>2</sup> Ich möchte daher über die Ausdehnung der Reste der Würmeiszeit auf dem Rücken des Pfänderzuges die Entscheidung offen lassen, bis das durch die mächtigen Tobelbildungen der Hänge sehr entstellte gesamte Moränenystem dieses interessanten Gebietes durch genaue Aufnahmen gänzlich aufgeklärt ist. Ich erwähne nur anhangsweise, daß am Nordostende des Zuges, südlich von Gofßholz, in fast 800 Meter Höhe, auch alte, verkittete Schotter einer Terrasse zu finden sind, die vielleicht der Mindelzeit angehören, da ich glaube, Gerölle diluvialer Nagelfluh in ihr gesehen zu haben. Bisher waren aus dieser Gegend im Gebiet der Würmvereisung nur durch Penck von Menelzhofen alte Schottervorkommen erwähnt, die er dem ältern Deckenschotter zuweist<sup>3</sup> (siehe auch weiter unten Seite 44).

<sup>1</sup> Ich lasse den weiter südlich folgenden Weißachgletscher hier einstweilen außer acht. Der in großem Zuge dargestellte Verlauf der äußern Jung-Endmoräne bei Penck zieht ihn mit Recht mit heran.

<sup>2</sup> A. i. G. S. 420.

<sup>3</sup> P. und B. A. i. G. S. 398.

## Innere Jung-Endmoräne.

Das erste bedeutende Rückzugsstadium der Würmeiszeit ist auf Pencks Übersichtskarte schon in einer gewissen Vollständigkeit verzeichnet. Seine Endmoränen sind unter dem Namen am Kopf des Kapitels in den Darstellungen seit längerer Zeit besonders hervorgehoben. Dieser Zone gehören z. B. die bedeutenden Moränenzüge an, auf denen die Waldburg steht, und die dort als tief nach Süden zurückgreifende Gabel eine weit vorgeschrittene Zerlappung des großen Eisfächers sehr deutlich vor Augen führen.

Im Gebiet der Argen ist die Darstellung bei Penck allerdings nicht mehr vollständig. Vor allem läßt sie den Zusammenhang mit dem eben besprochenen interessanten Gebiet am Pfänderzuge noch vermissen. Und doch war dort schon seit langem eine ausgezeichnete Endmoränenbildung dieser Zeitspanne, der breite, durch die Bahnlinie Lindau-München schön aufgeschlossene Wall am Bahnhof Röttenbach vergleichsweise gut bekannt.

Der auch jetzt noch infolge fortgesetzter Materialgewinnung gewöhnlich frisch bloßgelegte Aufschluß ist ein ausgezeichnetes Beispiel für eine gut entwickelte Stirnmoränenbildung. Er zeigt die innige Verbindung der vom Gletscher bis zum Rande gelegentlich vorgeschobenen Grundmoränenmassen, typischen Blocklehmen mit getritzten Geschieben, mit dem besonders groben Fluvioglazial des Eisrandes. Denn die hier hervorstürzenden Gewässer arbeiteten einen großen Teil der blockreichen Grundmoräne gleich wieder auf und entkleideten sie hier, im Bereich ihrer größten Stoß- und Transportkraft, mit besondrer Energie ihres feinem Materiales. Wie dann, vor allem bei Rückzugsständen der Oszillationen, auch feinere und feinste Sedimente an und in die Endmoräne kommen, wurde oben (Seite 29, Anmerkung) erörtert. So erzeugte das wechselnde Spiel glazialer und fluvioglazialer Ablagerung und Wiederaufarbeitung im Auf und Ab der Oszillationen am Rande des Gletschers das bunte Wirrsal von ineinandergedrückten Nesten aller der geschilderten Prozesse, das man im Röttenbacher Aufschluß besonders günstig beobachten kann. Stellenweise kommt durch spätere Wanderung des reichlichen Kalkgehaltes des frischen Glazialschuttes noch eine Verkittung zu nagelfluhartigem Gestein hinzu, die im Aufschluß von Röttenbach ebenfalls gewöhnlich zu beobachten ist.

Topographisch imponiert die Endmoränenbarriere von Röttenbach, von der jener aufgeschlossene Wall nur eine Oberflächenbildung darstellt, durch ihre Breite und Massigkeit. Man könnte sagen, daß das Eis am Abfall des Pfänderzuges meilenlang keinen rechten Absatz für seine Produkte hatte und nun alles ablud, was den jetzt frei hervorbrechenden Schmelzwässern zum Transport zu schwer war. Es kommt aber noch ein wichtiger Faktor hinzu. Der nördliche bei Steinegaden bis an das Tal der Wangener Argen vordringende Zweig des Röttenbacher Moränenwalles ist viel schwächer ausgebildet als der Anteil südwestlich vom Bahnhof Röttenbach. Dieser breiteste Abschnitt ist nicht nur Endmoräne des in der Raiblachsenkung heraufkommenden Eises. Er hat auch zum Rotachzweige des Rheingletschers Beziehungen. Dieser hatte nicht mehr nordöstlich vom Pfänderzuge seine Verbindung mit dem Haupteis. Er endete jetzt hier,<sup>1</sup> und seine zugespitzte, auch jetzt vergleichsweise hoch liegende Zunge baute von Süden her mit an diesem Moränenstück, so daß hier eine Art unregelmäßig kuppiger, wulstiger Moränenknoten entstand.

<sup>1</sup> Siehe die Darstellung der ungefähren Eisrandlagen der verschiedenen Rückzugsstadien auf der Karte.

Auch hier beschränkt sich die vorliegende Arbeit darauf, am Pfänderzuge und ebenso gegenüber, bei Simmerberg und Weiler, diese neue Moränenetappe, jetzt als Seitenmoräne des Rotachzweiges, einstweilen nur in dem Rötönbach benachbarten Gebiet zu verzeichnen. Sie läßt sich bis in die Gegend zwischen Scheidegg und Weiler kilometerweit im Hange unter dem besprochenen Zuge der äußern Jung-Endmoräne verfolgen, wie diese entsprechend dem Eisgefälle nach dem Rheintal zu schnell ansteigend. Am jenseitigen Hange des Rotachtals, südöstlich von Weiler, erscheinen beide Etappen von Seitenmoränen im selben Verhältnis.

Von Simmerberg nach Nordosten zu schaltet sich zwischen die beiden, jetzt noch deutlicher hervortretenden Kuppenreihen der innern und äußern Jungmoräne eine auffallend ebene Fläche ein, der man ohne weiteres ansieht, daß sie eine Auffüllung darstellt. Ehe wir uns mit ihr beschäftigen, folgen wir zunächst dem Zuge der innern Jung-Endmoränen in dem übrigen Gebiet, mit dem wir zu tun haben.

Am Nordrande des Pfänderrückens, wo sie als Seitenmoräne zu erwarten ist, tritt sie am Ende, an der Leseite, in dem Gebiet zwischen Niedhirsch und Mellatz, ebensowenig deutlich hervor wie die äußere Jungmoräne in diesem Abschnitt. Reichlich einen Kilometer südöstlich Mellatz stellt sich aber bei Ragenberg, in dem Niveau, in dem die Seitenmoräne dieser Altersstufe hier zu erwarten ist, wieder ein langgezogener Geländevorsprung ein, den südwestwärts ansteigend andre Stücke fortsetzen, parallel der oben erwähnten Reihe älterer Moränen südlich Ragenberg. Ich teile sie mit einigem Vorbehalt unserer zweiten Gruppe zu.

Nach Norden zu, im eigentlichen Argengebiet, ist auf dem Penckschen Rärtchen die innere Jung-Endmoräne ebenfalls nur in vereinzelten Abschnitten verzeichnet; Schmidles spätere Übersichtskarte<sup>1</sup> stellt sie schon mehr entwickelt dar. Aber es handelt sich hier um eine ziemlich breite, an Endmoränenhügeln ohne besonders deutlichen Zusammenhang reiche Zone, deren erschöpfende Darstellung am besten der Spezialkartierung vorbehalten bleibt. Jedenfalls will ich in dem Gebiet nur einige Linien hervorheben, die in besondrer Hinsicht von Interesse sind.

Die Fortsetzung des Rötönbacher Zuges ist nördlich vom Argental gleich wieder zu erkennen, wenn auch nicht als ein einzelner und geschlossener Moränenrücken. Vielmehr ist die Gegend um Eisenharz überall reich an etwa nord-südlich gerichteten Wallstücken. Auf der Übersichtskarte sind, um den Zusammenhang zu betonen, einige besonders hervortretende dieser Züge verzeichnet. Sie schwenken, parallel dem Lauf der äußern Jung-Endmoräne, nördlich von Eisenharz sehr bald in nordwestliche Richtung ein. Auch sondert sich ziemlich früh ein äußerer, bei Christzhofen vorbei und nahe dem Tale der Isnyer Argen verlaufender Zug von einer innern, über Siggen auf Ragengried zu sich wendenden Zone. In der Gegend von Ragengried biegen sich alle Moränenzüge etwa an derselben Stelle nach Südwesten ein, zeigen also auch hier eine Zerteilung des Eisrandes in selbständige, breitgerundete Lappen an.

Beide Hauptzweige, neben denen immer noch andre Stücke zu bemerken sind, lassen sich dann auch weiter nordwestlich, jenseits der Isnyer Argen, weiter verfolgen. Sie divergieren dort sogar, nachdem sie sich bei Ragengried, in dem einspringenden Winkel, stark genähert hatten, nun von neuem und noch weiter als vorher. Der innere,

<sup>1</sup> Über Nibel usw., 1908, Tafel III.

hier deutlich dreigliedrige Zug richtet sich mit mehrfachen Ausbuchtungen über Leupolz auf Waldburg und Bodnegg. Der äußere dringt mit tiefen Buchten, ähnlich wie bei Christazhofen, weit nach außen vor, ohne auf der Karte vollständig angegeben zu sein. Das Eingetragene mag genügen um festzustellen, daß die sogenannte innere Jung-Endmoräne auch im Argengebiet, von Röttenbach an nach Nordwesten, mindestens zwei meist ganz gut erkennbaren Haupteisrandlagen entspricht. Die äußere hatte, soweit bis jetzt deutlich ist, einen ungleich stärker gelappten Verlauf als die innere. Ich habe sie in dieser Zerteilung wenigstens skizzenhaft noch etwas über das eigentliche Argengebiet hinaus dargestellt, da ihr Verlauf dort von besondrer Bedeutung ist für die Fluvio-glazialbildungen dieser Phasen, denen wir uns nun zuwenden.

Die schmale Ebene, die bei Simmerberg südlich von Röttenbach, wie wir oben gesehen haben, sich zwischen den innern und äußern Jungmoränen des Rotachzweiges zu entwickeln beginnt, erreicht bei Ellhofen schon Kilometerbreite, und ihr Aufschüttungscharakter enthüllt sich hier bald in dem prächtigen Aufschlusse einer mächtigen Riesgrube, nahe dem Wege von Ellhofen nach Röttenbach. Weiter nördlich freilich stößt diese Riesplatte bald gegen tief einschneidende Täler ab, die nach beiden Seiten, nach Südwesten zur Rotach, nach Norden, gegen Dorf Röttenbach zu, zur Argen, sich eingerissen haben. Bei aufmerksamer Betrachtung bemerkt man aber links und vor allem rechts von dem letztern nach Norden gerichteten Talbecken noch mehr Terrassenstücke desselben Niveaus, meist mit Riesaufschlüssen. Eines von ihnen scheidet die Talmulde bei Rentershofen, in die man von dem hohen Damm der Münchner Bahnlinie hineinsieht, von dem tiefen, schmalen Einriß des Tobelbaches weiter östlich und schiebt sich mit steilen Hängen bis zum Dorf Röttenbach vor. Von ihm oder noch besser von der Röttenbacher Endmoräne aus gewahren wir weiter nach Osten und Nordosten ein weites Plateau gleicher Höhenlage. Es läßt sich, nur von kleinern Tributären der Argen zerschligt und zerschnitten, noch fast 6 Kilometer weit bis an die Schlucht des Eistobels bei Niedholz verfolgen, tischeben und an den Erosionsrändern, wie auch im Wald- und Ackerboden immer als Rieschüttung deutlich zu erkennen. Sogar vom nördlichen Ufer des Argentales sehen beträchtliche Reste derselben Riesterrasse (Horben, Unter-Steig) zu uns herüber.

Von der Höhe der Röttenbacher Endmoräne übersehen wir leicht, daß alle diese Terrassenstücke die einheitliche, nur durch die starke, spätere Talbildung zerschnittene und entstellte Ausfüllung eines stattlichen Stausees vor dem Eisstande der innern Jung-Endmoräne bilden. Die Rieschüttung entstammt zum Teil natürlich den Eisrandgewässern selbst, zum großen Teil aber sicher dem damals schon vorhandenen, aus dem Eistobel hervorbrechenden Anfangsteil der Wangener Argen. Nie dringt sie, auch wo jetzt tiefe Breschen hineinführen, in das Gebiet innerhalb, d. h. westlich von den Wällen der innern Jung-Endmoräne vor; denn dort lag ja, als sie entstand, das Eis. Andererseits dehnt sie sich aber nach außen nicht weiter als bis an den Fuß der nächstfolgenden, innersten Serie des äußern Moränenfranzes aus, da diese immer schon ein höheres Niveau hält.

Der Abfluß dieses breiten Staugewässers war naturgemäß, ganz wie im Mandtal der äußern Jung-Endmoräne, nur nach Norden möglich. Er folgte, wie sich schon auf der bayrischen Höhenkurventarte leicht feststellen läßt, dem schmalen Tale, das nördlich von Gestraz über Hinter- und Vorder-Dorrenweid nach dem breiten, vermoorten Becken westlich Isny hinüberführt. Dieses Becken stellt einen zweiten Stausee derselben

Eisrandlage dar. In ihn mündete im Osten nun auch die Isnyer Argen. Sie beteiligte sich vermutlich hervorragend an der Ausfüllung seines Beckens. In ihrem jetzigen Tale flossen dann die Gewässer weiter ab um den Rand des Gletschers, der nun, wie wir nach dem Endmoränenverlauf schon wissen, mehr und mehr nach Osten umbog. Freilich liegt auch in diesem Tale jener alte Talboden viel höher als der heutige. Er scheint sogar, da der jetzige Talboden viel stärkeres Gefälle hat, an ihm emporzusteigen und folgt ihm, auf der linken Talseite in zahlreichen Stücken erhalten, bis in die Gegend nördlich von Nagensried, d. h. bis in den Winkel, der dort zwischen die zwei oben geschilderten, quirlandenartig geschwungenen Bögen des äußern Kranzes dieser Endmoränengruppe sich einschiebt.

Von hier an bildeten die Gewässer eine dritte seeartige Fläche, die ebenfalls der Zuschüttung verfiel. Sie stellt die langsam nach Norden abfallende Kiesplatte dar, auf der noch nahe dem Argentale Waltersshofen, weiter im Norden Rißlegg liegt, und deren Abfluß sich dann nach Norden (jenseit des Kartenrandes) über Kempertshofen und Rötsee, bald seeartig verbreitert, bald in engern Tälern weiter verfolgen läßt. Die Gewässer wandten sich also hier, wie die Rot, die heute weiter unten den Talzug benützt und sich der von Nordwesten kommenden Ach anschließt, der Iller zu.

Ich möchte hier noch in Kürze auf einige Stellen aufmerksam machen, wo sogenannte Übergangskegel den Zusammenhang zwischen Endmoräne resp. altem Eisrand und Terrassenkies vermitteln. Sie stellen bekanntlich gewaschene Schüttungen dar, die sich an Gletscherrand und Endmoränen anlehnen und zum Fluvioglazial des Vorlandes überleiten. Darum sind sie besonders grob und blockreich und besitzen eine merkliche Böschung gegenüber den Kiesterrassen mit ihrem in der Regel fast unmerklichen Gefälle. Zudem besitzen ihre Kalkgesteine, da sie einen nur geringen Wassertransport hinter sich haben, vielfach noch die Schrammen und Ritzgen, die sie aus der zerstörten Moräne oder direkt aus dem Gletscher mitnahmen.

Ein solcher Übergangskegel ist z. B. im Aufschluß am Bahnhof Rötensbach, im südöstlichen Anteil der Böschung, mit angeschnitten, in unmittelbarem Zusammenhang mit der Endmoräne und sichtbar über das Niveau benachbarter Terrassenstücke sich erhebend. Eine zweite Gelegenheit, einen Übergangskegel aufgeschlossen zu sehen, bietet eine Kiesgrube auf der Nordseite der Chaussee von Wangen nach Leutkirch, da wo sie aus dem Argental die Höhe der Terrasse auf Waltersshofen zu erklommen hat. Gekritzte Gesteine wurden festgestellt. Die Nachbarschaft der Moräne fehlt zwar; aber der Eisrand lief sicher hier vorbei. Es ist zudem ganz deutlich, wie die ebene Terrasse hier anschwillt. Weiter nordöstlich, südlich Bärenweiler, ist am selben Terrassenrande eine ähnliche, nicht aufgeschlossene Anschwellung des Fluvioglazials zu sehen, die sich hier an eine Moränenkuppe anlehnt.

Die nächste bemerkenswerte Veränderung mit dem weitem Zurückgehen des Eisrandes war nun hier der Übergang zu einer andern Richtung der Abwässerung. Zwischen Kempertshofen und Rötsee liegt jetzt eine der für die Eisrandtäler (auch die radialen Abflußrinnen) so charakteristischen Talwasserscheiden, veranlaßt durch die Rückkehr von den abnormen Stauungen durch die Eisinvasion zu den normalen Gefällsrichtungen. Aus den breiten Moorflächen des Gründlen-Niedes sammelt sich jetzt die Rißlegger Ach, deren Tal sich bei Rißlegg schon ganz deutlich in die ältere Stauseeplatte einschneidet mit Umkehrung des Gefälles.

Rechts und links begleitet der ältere, nördlich absinkende Talboden noch weithin, bis über Unter-Horgen hinab, die neue, südlich fallende Einsenkung, ein ungemein charakteristisches Bild, das man von mehr als einer Stelle deutlich vor sich sieht. Der Eisrand war damals auf den innern Kranz der Moränenzone, der, wie wir uns erinnern, von Ragenried etwa über Leupolz und Karsee führt, zurückgegangen und bot jetzt die Möglichkeit des Abflusses in der Richtung auf Wolfegg zu. Der neue Weg lag tiefer, und wir können im Argental, am Rande der ältern Terrasse südlich von Waltershofen, die Absenkung des Talniveaus in einem gegen jene Stufe nach Westen immer tiefer einsinkenden neuen Terrassenstück deutlich erkennen. Mit dem nördlichen Ausbiegen des neuen Tales aus dem Argental folgt zunächst die seeartige Erweiterung des Arrisrieder Moooses; nördlich von ihm kommt die erwähnte Talfurche von Rißlegg heran, die sich natürlich von hier aus durch rückschreitende Talbildung in das ältere Riesplateau einschneidet. Talabwärts bildeten die Gewässer am neuen Eisrande entlang das Tal der Wolfegger Ach, in dem wir das Argengebiet und damit den Rahmen dieser Darstellung verlassen. Auch jetzt fließt allerdings der Eisrandstrom noch zentrifugal zur Donau ab, wenn er auch von dem Flußgebiet der Iller zu dem der Riß übergegangen ist.

Daß es sich bei diesem Rückzugsprozeß des Gletschers und seiner Folgeerscheinung nur um eine vergleichsweise kurze Zeitspanne handelt, beweist die nur wenig gediehene Zuschüttung des neuen Talzuges; schon das Arrisrieder Moos blieb ein offenes Gewässer, bis es später vertorfte. Dazu kommt die geringe Rückwärtsentwicklung des neuen Talbodens im Argental durch rückschreitende Erosion. Es wurden also bald neue Wege frei, indem der Eisrand abermals zurückging, und eine neue Serie von Endmoränen und ausgedehnten Staubildungen markiert dieses Stadium.

### Endmoräne von Mariathann.

Mit Recht dürfen wir deutliche Randbildungen einer neuen Stillstandslage des Eises vor allem da erwarten, wo auch die Randmoränen der nächstältern Stufe am kräftigsten entwickelt sind, so vor allem hier in der Nachbarschaft des Röttenbacher Moränenwalles, von dem das muldenförmige Tal der Laiblach in der Richtung auf Lochau und Lindau dem See zustrebt.

Wir finden dort sehr bald auch tatsächlich einen neuen Endmoränenwall, nördlich von dem malerisch gelegenen Kirchdorf Mariathann, wo die Eisenbahn in breiter Doppelbiegung ein stärkeres Gefälle des Tales überwindet. Diese Moräne von Mariathann, deren ausgedehnte Riesaufschlüsse auch Hinkel<sup>1</sup> erwähnt, tritt topographisch wie petrographisch gleich ausgezeichnet hervor. Sie bildet östlich vom Weiler Möllen einen breiten, unregelmäßig kurzköpfig gegliederten Wulst von fast ostwestlicher Richtung. Ihm schließen sich aber im Osten schmälere Rücken von derselben Höhenlage an. Bald wird freilich das Gelände fernern Beobachtungen wenig günstig. Denn die Laiblach und ihre Quellflüsse haben hier ein ganzes System von Tobeln und Schluchten eingerissen, die durch das diluviale Deckgebirge noch tief in die Molasse einschneiden. Aber die ursprüngliche Oberfläche des flachmuldigen Tales ist zwischen den jüngern Erosionsbildungen allenthalben in scharfgeschnittenen Plateaustücken erhalten geblieben, und auf diesen Resten

<sup>1</sup> Boden von Lindau, S. 31.



läßt sich, oft durch Wald halbverhüllt, ein Kranz von Wallstücken verfolgen, der im Bogen auf Mellatz zu die Talmulde durchquert.

Ferner zieht sich, südlich der Eisenbahn, von Mellatz an ein Zug wallförmiger Hügel am Gehänge des Pfänderzuges allmählich hinauf. Er ist bis jenseit Pizis, wo auch hier tiefe Talbildungen die Klarheit des geologischen Bildes stark beeinträchtigen, deutlich verfolgbar und soweit in der Karte verzeichnet. Wir haben also hier, anschließend an den lückenlosen Bogen der Endmoräne, eine wohlentwickelte Seitenmoräne, deren Ansteigen ganz den Gefällsverhältnissen des Eisrandes, die wir am Pfänderzuge schon reichlich studieren konnten, entspricht.

Es bedarf keiner Erläuterung, daß die Eisrandgewässer vor diesem Endmoränenbogen von Mariathann dem nahe benachbarten Tale der Wangener Argen gefolgt sind. Sie verließen nach dem Rückzuge des Eises aus seiner vorigen Position sofort den Durchlaß nördlich von Gestraz. Denn südlich an Egloff vorbei öffnete sich ihnen eine Senke, in der sie ihr Tal einrichteten und in gerader Richtung ganz nahe von Mariathann den neuen Eisrand erreichten. Nur ist es ganz sicher, daß auch hier heutzutage der Talboden wesentlich tiefer liegt, als in jener Rückzugsetappe des Rheingletschers. Es sind auch ausgedehntere Reste eines solchen höhern Talbodens im Verlaufe des Tales mehrfach nachzuweisen. Zuletzt legt sich wenige Kilometer unterhalb Mariathann, zwischen Sigmans und Wangen, ein breiter Rest einer solchen Talterrasse dem jetzigen Laufe der Argen vor, so daß sie ihn in weitem Bogen zu umfließen genötigt ist. Die aus dem Tale herauskommende Fahrstraße überschreitet das etwa 15 Meter hohe Hindernis. Von ihr aus erblickt man gegenüber, jenseit der ältern Teile von Wangen, ein zweites, viel ausgedehnteres Stück einer Terrasse ähnlicher Höhenlage, an deren Ostrand der Bahnhof und die evangelische Kirche von Wangen gelegen sind. Diese, wie Aufschlüsse beweisen, aus Kiebschüttung bestehende Ebene entspricht natürlich wieder dem Spiegel eines Stausees. Sie reicht über das Tal der Isnyer Argen hinüber, und auch in diesem sind flußaufwärts hie und da Reste einer entsprechenden Talterrasse zu erkennen. Auch hier waren die Gewässer nach dem Zurückgehen des Eisrandes sofort in fast gerader Richtung zentripetal nach Südwesten durchgebrochen und ergossen sich nun gleichzeitig mit der Wangener Argen in den neuen Stausee.

Die Ausdehnung dieses neuen Beckens war viel bedeutender, als es bei Wangen den Anschein hat. Wir treffen südlich und südwestlich von Wangen fortschreitend zunächst auf beiden Seiten der Wangener Argen Teile einer etwa gleich hohen Kiebschüttung, müssen uns also hier auch die jetzt tiefer liegende, breite Talrinne ursprünglich in derselben Höhe zugeschüttet denken. Ein Stück jenseits Niedermangen, bei Mittenweiler, biegt das zugeschüttete Becken verbreitert über Primisweiler nach Nordwesten um, erreicht und überschreitet zum zweiten Male die Isnyer Argen und dehnt sich in breiter Fläche fast bis Amtszell nach Norden und über Haslach hinaus nach Westen aus. (Dieser Teil als Eissee auf Pencks Karte.)

Es fällt auf, daß in diesem breiten Westabschnitt des Wangener Staubeckens der östliche Anteil, bei Geiselharz, trotzdem er ein ebenes Riesplateau darstellt, 10 Meter höher liegt, als der Westabschnitt und sich in einer deutlichen Stufe gegen ihn absetzt. Eine ähnliche höhere Stufe findet sich auch in dem Plateaustück nördlich von Wangen. Die Erklärung ist einfach. Im Anfang der Zuschüttung stand der Spiegel des Stausees, weil

sein westlicher Ausfluß noch höher lag, ebenfalls höher. Die Zuschüttung erfolgte aber zu einem großen Teil durch die von Osten kommenden beiden Argen, vor allem die stärkere nördliche. Daß die höhere Stufe auch im Westabschnitt, bei Geiselharz, in erheblicher Ausdehnung auftritt, beweist uns, daß die Isnyer Argen ihr jetziges Tal bei Pfärrich vorbei auch damals schon benutzte und hier, nachdem sie ihre Einmündung in das Staubecken nördlich Wangen durch ihre eigenen Aufschüttungen verbaut hatte, nun in ihrer eigentlichen Stromrichtung auf Geiselharz zu ihre Hauptmasse an Wasser und Geschiebe weiterbewegte und auch dort im höhern Stauniveau eine bedeutende Aufschüttung erzeugte, ehe der Wasserspiegel um 10 Meter absank.

Die hügelige Gegend zwischen Niederwangen und dem Tal der Isnyer Argen bildete so eine Insel. Sie ragte aber nicht als geschlossene Masse aus den Gewässern, sondern diese erfüllten mehrfach die im allgemeinen nord-südlich gerichteten Talmulden zwischen den Hügeln. Trotzdem finden wir hier keine Kieschüttung. Vielmehr sind diese Depressionen bis zur Stauhöhe sehr vielfach mit feinkörnigen, tonigen Massen ausgekleidet. Es ist die feine Trübe der Staugewässer, die sich in diesen ruhigen Buchten und Winkeln absetzte, ohne sie irgendwo bis zur Stauhöhe auszufüllen. Das grobe Material konnte nur mit dem vollen Strome der Gewässer transportiert werden und rückte als echte Deltabildung schrittweise vor. Eine Reihe von Bohrungen in der Gegend von Primisweiler haben gezeigt, daß unter dem groben Schutt dort überall feinkörnige, selbst tonige Sedimente den ersten Bodensaß des Beckens bilden, aus der Zeit, ehe die kompakte Masse der vorrückenden Deltaschüttung („Seeschichten“ bei Schmidle) bis dorthin gekommen war und den feinkörnigen „Deltafuß“ mit ihrem groben Material überdeckte. Bekannt und sehr charakteristisch ist der Aufbau dieser eigentlichen Deltaschichten aus gröbern und feinern Lagen in endlosem Wechsel unter ziemlich gleichmäßigem Böschungswinkel (meist 20 bis 30 Grad). Über den fertigen Deltakörpern lagerten dann spätere Überflutungen oft mehrere Meter mächtig die undeutlich horizontal geschichteten „Übergußschichten“ („Bachschichten“ bei Schmidle) mit schiefstehenden Flachgeröllen als Zeugen der ehemaligen Strömungsrichtung.

Ob das Becken ganz erfüllt wurde, hängt natürlich von seiner Größe, der Menge der Zufuhr und der Dauer der Stauung ab. Oft bleiben ziemlich große Räume, abgesehen von den besprochenen seitlichen Tonbecken, unaufgefüllt. Bei Primisweiler bildet das Becken des jetzigen Ober-, Mittel- und Blauenjees mit den anschließenden zugetorften Seeflächen ein treffliches Beispiel solcher Stellen, bis zu denen von keiner Seite die Ausfüllung vorgedrungen ist. Daß sie so weit südwestlich liegen, dürfte zeigen, wie geringfügig hier die lokale Materialzufuhr vom Eisrande her war gegenüber der durch die beiden Argen, vor allem die nördliche von ihnen.

An zwei Stellen, gerade südlich Wangen und weiter abwärts, da wo jetzt die beiden Argen sich vereinigen (siehe auch Pencks Karte), hat die Kiesplatte des großen Wangener Staubeckens kein höheres Ufer. Man sieht von ihrem freien Rande in niedrigeres Land hinaus. Wir haben uns hier also wieder das Eis als Wand des Staugewässers zu denken, diesmal ohne die bei Waltersshofen beobachtete Randerhöhung eines deutlichen Übergangstegels.

Der Eisrand, vor dem die Bildung der Wangener Stauterrasse sich vollzog, war nun sichtlich breit und tief eingeschnitten. Seine Zugehörigkeit zu der Endmoräne

von Mariathann ist zwar nicht ohne weiteres deutlich, da diese sich nach Nordwesten nicht ebenso deutlich fortsetzt, wie wir sie nach Süden verfolgen konnten. Wenn wir aber den dort klar entwickelten Bogen auch nach Nordwesten verlängern, kommen wir doch am Rande des Stausees an einige kleinere Hügelkuppen von entschiedenem Endmoränencharakter, und weitere, seitenmoränenartig wallförmige begleiten auf Neuravensburg zu den Rand des Staubeckens ziemlich gleichmäßig.

Dieser Verlauf des Eisrandes entspricht ganz den von Schmidle weiter im Westen gemachten Beobachtungen. Schon die erste Rückzugszone ist ja, wie wir auch bei uns sehen, mehrfach tief zerschnitten. Diese Gliederung, das Vorwiegen einzelner lappenförmiger Zungen, wird um so ausgesprochener, je näher wir dem See kommen. In einigen vertieften, vom See fingerförmig ausstrahlenden Mulden, so den Zweigbecken der Laiblach und Schussen, soweit unser Gebiet in Betracht kommt, strömte das Eis noch weit vor, während es die dazwischen eingeschobenen Nidel, schon ihrer größeren Höhe wegen, längst weithin freigegeben hatte. So reichte das Eis jetzt mit seinem Laiblachzweige mindestens 6 Kilometer weiter vor, als bei Pfügelberg, am einspringenden Winkel des Staubeckens. Auf Pencks Karte ist dieser Eisrand durch seine „Abflußrinnen“ der Eisseen gut markiert. Wir können auch die Einbeziehung des Argenlaufes in dieses Abwässerungssystem nur anerkennen. Nur die Verbindung mit dem Notachbecken, wenigstens mit seinem mehrere hundert Meter tiefer liegenden „Eissee“, muß aus diesem Zusammenhange gestrichen werden.

Pencks Rärtchen stellt nun auch bereits den weiteren Verbleib unserer Eisrandgewässer dar. Sie folgten einem von Haslach in flachem Bogen um einen Lappen des Eises führenden Randtale. Durch den Durchbruch der Argen kam es später außer Kurs und erhielt die charakteristische Talwasserscheide der Trockentäler. Damals führte es die Randgewässer in einen fernern Stausee nordöstlich Ober-Eisenbach, der ebenfalls eine Strecke weit keinen Rand gegen das Eis besaß. Dann flossen die Gewässer ähnlich, wie Penck es darstellt, nach Norden, einer hier im Zweigbecken der Schussen bei der geringen Höhe des Geländes und dem schon viel geringern Eisgefälle sich weit vorschiebbenden Eiszunge ausweichend. Der von Penck zwischen Ravensburg und Tettwang eingetragene Eisrand und der vor ihm sich stauende Anteil des Ravensburger Eissees gehört einer späteren Rückzugsetappe an. Im übrigen soll hier auf die Verhältnisse der Gegend von Ravensburg aus dem schon erwähnten Grunde nicht weiter eingegangen werden. Sie sind auch zum Verständnis des Argengebietes nicht weiter vonnöten. Das eine aber zeigt uns Pencks Darstellung mit Deutlichkeit, daß jetzt die Eisrandgewässer nicht mehr zur Donau abflossen. Zum ersten Male wurde eine periphere Bahn frei, in der die Gewässer des ganzen Eisrandes bis zum Laiblachbecken hinauf dem Rhein zufließen konnten.

Suchen wir in diesem durch die Randgewässer deutlich bezeichneten Westteil des Stillstandsgebietes nach entsprechenden Endmoränenbildungen, so ist die Ausbeute gering. Geschlossene Moränenwälle fehlen, ebenso längere Reihen von Wallstücken, die sich mehr oder weniger bequem zu Moränenzügen zusammenfügen lassen. Nur eine besondere, bisher noch nicht erwähnte Form der Endmoränenbildungen, steile, tumulusartige Kegele, die im Innern ganz endmoränenartig gebaut sind und auf die wir noch zurückkommen, sind an einigen Stellen auf dem Nidelplateau konstatiert (z. B. bei Biggenmoos, Blatt Tettwang).

Es ist indes nicht mehr leicht, im Gebiet dieses Plateaus jetzt auf den ersten Blick die echten Endmoränenhügel herauszufinden. Denn wir befinden uns hier in einer Gegend, die von länglichen Hügeln ganz erfüllt ist, der bekannten „Drumlinlandschaft“ des Bodenseegebietes.

Man versteht unter „Drumlin“ mächtig hohe, rundlich gewölbte Hügel von mehr oder weniger länglichem Grundriß, die in der Regel, in unsrer Gegend sogar ausnahmslos, aus diluvialen Material bestehen. Charakteristisch ist, daß die Längsachse der Hügel überall in der jeweiligen Strömungsrichtung des Eises verläuft. Viel seltener ist ein anderer morphologischer Charakter deutlich zu erkennen, daß das der Strömung des Gletschers zugewandte Ende, die Stoßseite, etwas steiler ansteigt als das mehr allmählich auslaufende Ende der Leseite. Charakteristisch ist auch ihre Verteilung im Gelände. Sie stehen nicht in längeren Zügen hintereinander, wie die Wallstücke der ihnen parallel verlaufenden Seitenmoränen, sondern oft deutlich abwechselnd, so daß in der Verlängerung des Tales zwischen zwei Hügeln ein Drum folgt und umgekehrt.

In der Frage nach der Entstehung der Drumlin schließe ich mich durchaus der herrschenden Ansicht an, daß sie unter dem strömenden Eise ihre charakteristische Gestalt erhalten haben. Die vor kurzem von Kinkelin<sup>1</sup> ausgesprochene Meinung, daß sie „eher im Sinne seitlicher Aufschüttung aus der Tiefe zu verstehen sind, indem das nachgiebige Grundmoränenmaterial an den Seiten der Eiszungen emporgedrückt wurde, daß somit die die Drumlin begleitenden Talungen durch Gletschererosion entstanden“ halte ich nach meinen Beobachtungen für gänzlich unzutreffend. Ich schließe mich aber was ihr Ursprungsmaterial anlangt, Pencks Ansicht<sup>2</sup> nicht völlig an, der mutmaßt, „daß die Drumlin Endmoränen sind, die vom vorwärtsschreitenden Eise abgerundet sind.“ Das Material, das der Gletscher zu Drumlin umformte, ist vielmehr ebenso verschiedenartig gewesen, wie es noch heute in frisch entstandenen Glazialgebieten ist. Der Gletscher erzielte die Drumlinform an jedem Material, das er überströmte, wenn es genügend plastisch war. Allerdings fand er in unsrem Gebiet mehrere Etappen von Rückzugsmoränen vor. Dementsprechend findet man hier ganze Regionen, in denen wenigstens ein Teil der Hügel aus grobem Kiesmaterial in verwirrter Lagerung durchwirkt erscheint mit Grundmoräne, Blockpackung und andererseits Bändern feinsten, tonigen Sandes. In solchen Zonen bequemt sich aber die äußere Form der Hügel gerade nur sehr wenig dem Schema der Drumlin an. Es scheint, als habe die umformende Kraft des strömenden Eises die sich ihr quer entgegenstellenden Barrieren der vorgefundenen Endmoränen nicht völlig bewältigen können. Vielleicht gestattet die Detailkartierung diese alten, vom Eise überarbeiteten Moränenzüge einigermaßen zu rekonstruieren, da sie oft schon topographisch gut hervortreten.

An andern Stellen sieht es eher aus, als ob vorgefundene Kiesterrassenstücke in die Drumlinform gebracht sind, ähnlich wie es Schmidle aus der Gegend von Meersburg beschreibt. Dabei kommt oft Verdrückung und Aufrichtung der ursprünglichen Schichtlage vor. Es sind auch in der Nachbarschaft von Schloß Achberg Aufschlüsse vorhanden, in denen ein ursprünglich, wie es den Anschein hat, gewaschener fluvioglazialer Kies gleichmäßig mit feinem Ton Schlamm durchsetzt auftritt, ohne daß seine grobe Schichtung

<sup>1</sup> Boden von Lindau, S. 17.

<sup>2</sup> M. i. G., S. 191.

ganz verloren gegangen ist. Man könnte denken, daß er unter dem knetenden Druck des Eises wieder soviel Feinmaterial an seinen Körnern erzeugte, daß er in diesen, zu echter, tonreicher Grundmoräne überleitenden Zustand kam (?).

In der Mehrzahl aller Fälle bestehen aber die Drumlin, vor allem die von typischer Form und Richtung, im Argengebiet aus Grundmoräne, wie es auch in andern Gegenden der Fall ist, wo man nicht an Endmoräne denken kann.

Formverschiedenheiten finden sich auch sonst unter den Drumlinhügeln, und zwar ebenfalls regional verteilt. Recht gestreckt bei oft geringer Höhe ist ihre Form in langsam und gleichmäßig ansteigenden Abschnitten des Laiblach- und Schussenbeckens. In andern Gegenden, vor allem in schärfer ansteigenden Gebieten, herrschen kurze, höhere Formen, vielleicht veranlaßt durch eine stärkere Druckentfaltung des Gletschers. Wahrscheinlich spielt hier auch die Mächtigkeit des vom Gletscher vorgefundnen Diluvialmaterials, von der weiter unten noch die Rede ist (Seite 51), eine Rolle. Ich verzichte indes einstweilen auf ein weiteres Verfolgen dieser morphologischen Fragen, die besser noch einmal im ganzen Bodenseegebiet behandelt werden, wenn erst die genauen Höhenkurvenkarten in 1 : 25 000 lückenlos vorliegen. Nur darauf möchte ich hinweisen, daß auch in andern Gegenden die Drumlin sich vorwiegend auf vor der Stromrichtung des Eises mehr oder weniger ansteigendem Gelände finden, auf dem der schiebende Druck des Gletschers vergleichsweise stark wirken konnte. Durch ein besonders kräftiges Vorrücken des Gletschers konnte dieser Druck wohl erhöht, durch frische, noch plastisch weiche Beschaffenheit des vorhandenen Grundes dessen Modellierung begünstigt werden.

### Stufen des untern Argentales.

Als der Eisrand abermals zurückging, brachen die Gewässer des ganzen Staubeckens bei Pflögelberg als vereinigte Argen nach Südwesten durch, an der erwähnten günstigen Stelle, wo der Stausee keinen Hügelrand besaß. Daß ein Durchbruch nicht schon durch die ähnliche Lücke südlich von Wangen erfolgte, hat seinen Grund. Ein so langes Staubecken, wie das Wangener, hält nicht während der ganzen Zeit der Zuschüttung sein ursprüngliches Stauniveau. Die Abflusssrinne vertiefte sich, und so liegen, ganz abgesehen von der ersten 10 Meter-Stufe der Aufschüttung, von der die Rede war, die letztentstandenen Teile der Aufschüttung tiefer, als die ältern, in die sich dementsprechend die Zuflüsse schon wieder einschneiden. So konnte die Wangener Argen, die allein in Frage kommt, jene Lücke nicht mehr benutzen, als sie frei wurde, da sie schon tiefer in einem Bett strömte.

Die etappenweise Ausbildung des Tales der vereinigten Argen habe ich bereits einmal beschrieben,<sup>1</sup> stelle daher hier nur kurz die damaligen Resultate mit neuern Beobachtungen und nach neugewonnenen Gesichtspunkten zusammen.

Beim ersten Halt blieb der Eisrand etwa auf der Linie Hiltensweiler-Gießenbrüel liegen. Daher begnügten sich die Gewässer im obern Anteil des neuen Weges mit der Anlage einer einfachen, schmalen Erosionsrinne, an die sich rückschreitend in den Tälern beider Quellflüsse weit hinauf eine entsprechende Talvertiefung anschließt. Weiter unten wirkte der Eisrand stauend. Die Gewässer überschwebten vor dem neuen Eisrand eine mehrere Kilometer breite Zone des Drumlingebietes und schütteten auf, wie Kiesgruben

<sup>1</sup> Die geologischen Verhältnisse des untern Argentales. Ber. XL. Berj. Oberrh. Geol. Ber. 1907.

beweisen. Bei Gießenbrück bog der Eisrand nach Norden um; denn ein noch ziemlich bedeutender Zweig des Gletschers füllte weithin das Schussenbecken. Erst halbwegs zwischen Tettwang und Ravensburg, wo Penck die Barriere seines Eissees zeichnete, lag der Eisrand auf einem flachen Endmoränenwulst und gab dem Randstrom den Weg frei auf die Westseite des Schussenbeckens, wohin wir ihm nicht folgen wollen.

Diese oberste Terrasse des untern Argentales ist in dem untern, gestauten Abschnitt auf beiden Talseiten in ausgedehnten Stücken erhalten und kontrastiert ganz überraschend gegen das kurzweilige Hügelland der Drumlinlandschaft. Weiter oben, wo das Tal schmal war, ist beim Fortschreiten der Erosion vom obersten Talboden nicht gerade viel übrig geblieben; doch sind allenthalben schmale Reste von ihm noch nachzuweisen.

Als ein Anhang der obersten Talstufe wurde von M. Müntz bei der Spezialaufnahme ein ausgedehnter Seitenzweig der Staugewässer dieses Niveaus festgestellt in dem langgestreckten Becken von Tannau, das sich in der Gegend von Laimnau dem Haupttal nach Norden anschließt. Auch hier drang, wie bei Niederwangen, die dem Strome der Gewässer folgende Kesselschüttung nicht in den stillen Seitenzweig. Nur seine Trübe gab ihm bis zur Stauhöhe eine Auskleidung von geschichtetem Tonmergel.

Ein kleines, selbständiges Staubecken vor diesem Eisrande befindet sich im Drumlingebiet südwestlich Esseratsweiler in der preussischen Herrschaft Achberg. Es ist in die Karte noch nicht eingetragen. Eine Ziegelei heudet die ziemlich mächtigen geschichteten Tonmergel von dem bekannten, etwas mageren Charakter aus.

Von den Endmoränenbildungen der damaligen Eisrandlage ist im Drumlingebiet wieder nichts deutlich. Im Laiblachtale gehört die Hügelreihe bei Ruhlands und Leipritz am Hange des Pfänderzuges, die ich seinerzeit mit der oben erwähnten Schwelle im Schussenbecken in Parallele stellte, sicher diesem Eisstande an, ist aber auch jetzt noch ohne Verknüpfung mit der Eisrandlage bei Hiltensweiler am Argentale. Ich möchte es jedenfalls zweifelhaft lassen, ob der auf der Karte verzeichnete Endmoränen-Tumulus von Mollenberg und ein ähnlicher nördlich vom Bahnhof Schlachters unbedingt auf dieser Verbindungslinie liegen. Sie liegen doch schon soweit nach Südwesten vorgeschoben, daß sie höher sein müßten im Hinblick auf das Eisgefälle, wenn sie zu diesem Eisrande gehörten. (Immerhin auf der Karte ihm einstweilen zugerechnet.)

Jedenfalls tritt schon durch die beiden vorspringenden Zungen im Schussen- und Laiblachbecken die tief handförmige Lappung des Eisrandes auch in diesem Rückzugsstadium ausgezeichnet hervor. Sein zu den ältern Moränenzonen konzentrischer und proportionaler Verlauf gibt uns außerdem das beste Kriterium für die richtige Verknüpfung.

Die beiden tiefern Diluvialterrassen, von denen ich seinerzeit berichtet habe, sind nun im Argentale selbst rein erosiv. An den Steilhängen sieht man überall ihre Unterlage mit entblößt, bedeckt von wenigen Metern einer unregelmäßigen, groben Kieselmasse, wie sie auch jetzt noch vom Flusse erzeugt wird. Sie werden dagegen ebenfalls beim Austritt ins Schussenbecken akkumulativ.

Auch die beiden tiefern Terrassen sind im untern Talabschnitt viel breiter angelegt, als weiter oben, auf Pfliegelberg zu. Hier ist wohl der Unterschied im Untergrunde vor allem maßgebend. Denn die untere Strecke steht ganz im leicht angreifbaren Diluvium; oben ist die Molasse hoch hinauf (bis gegen 50 Meter über der jetzigen Talsohle) beteiligt, in der ziemlich feste, zähe Tonmergel mit Sandsteinbänken abwechseln. So kommt es,

daß das obere Talstück streckenweise ganz unwegsam ist und die Hauptkommunikationen ihm weit aus dem Wege gehen.

Eine Eisrandlage der mittlern Argentalterrasse ließ sich seinerzeit auf der Westseite ganz gut fixieren. Das nördliche Zurückweichen des Terrassenstückes in der Tettnanger Forst bezeichnet eine in das Schuffental noch mäßig eindringende Eiszunge, die an der Schuffen etwa bis in die Breite von Tettnang reichte; das südlichste Vorkommen der Stauhöhe bei Gattnau und ihr Fehlen am Südhange der Drumlinlandschaft zeigen, daß dieser Südhang noch vom Eise belagert war. Der weitre Verlauf des Eisrandes in der Drumlinlandschaft ist zunächst wieder hypothetisch. Eine Rieserschüttung westlich Ober-Neitau in mehr als 460 Meter Höhe scheint in, resp. vor die Linie zu fallen. Erst im Raiblachtale konnte ich sie später südlich und nördlich von Sigmarszell in einer wohlausgebildeten Seitenmoräne feststellen. Dieser Zug scheint weiter auf einen stattlichen Moränen-Tumulus bei Nieder-Staufen hinzuleiten und auf einige andre nördlich von ihm rechts und links der Raiblach auftretende Riesehügel. Aber die Niveauverhältnisse widersprechen dieser Deutung und nötigen dazu, diese in der Landschaft recht auffallenden Endmoränenbildungen, wie ich es früher schon tat, dem höchsten Stande dieser Gruppe als Wiederholungen anzugliedern. Sie setzen sich südlich vom Rickenbach auf österreichischem Gebiet, östlich von Hohenweiler, fort und gehören denn wohl auch mit den Kuppen von Mollenberg und Schlachters zusammen. Dagegen ist südlich von Hohenweiler wieder ein schwächerer Rücken entwickelt, der nach Höhe und Richtung gut zur mittlern Lage paßt und die Form ihrer Eiszunge hervortreten läßt.

Von der untern Terrasse wissen wir, daß ihr Eisrand nicht mehr wesentlich ins Schuffenbecken vorstieß, wenigstens am Ende der Etappe, wenn man die allmähliche Höhenabnahme der Terrassenfläche, besonders zwischen Argen und Schuffen, auf allmählichen Eisrückzug deuten darf. Endmoränenreste sind an der Schuffen nordwestlich von Oberdorf angedeutet; besser entwickelte liegen nur im Raiblachbecken, und zwar in 500 Meter Höhe südwestlich von Weißensberg, und begleiten die vorspringende Ecke der höhern Stufe. Sie ziehen sich dann als Seitenmoräne unter deren Südostabhang bis Sigmarszell.

Nach Schmidles spätrer Übersichtskarte<sup>1</sup> ist nun die Entwicklung der Moränen auf der Uferlandschaft um Konstanz sowie ihre wesentlich weitere Ausdehnung in der Gegend von Immenstaad und Friedrichshafen mit der Eisrandlage nördlich Tettnang in Zusammenhang zu bringen. Diese Auffassung trägt der Verbreitung der Moränen, also der Stauhöhe der oberen Argentalterrasse, und dem Gefälle des Eisstromes vollständig Rechnung. Auch die zweite Terrassenhöhe der Argen ist den Höhenverhältnissen nach wohl noch mit gewissen Moränen der westlichen Uferlandschaften in Verbindung zu bringen.

Weniger wahrscheinlich erscheint das mit dem dritten Stauniveau des Flusses. Der Eisrand lag damals, wenigstens zunächst, bei Hemigkofen, wie ich gezeigt habe, dem Drumlinplateau so nahe an, daß ein Eisrandgewässer dort zwischen beiden eine Uferterrasse erzeugen konnte. Erst weiter östlich lag das Eis gleichzeitig in ähnlicher Höhe, d. h. bei 415 bis 420 Meter, dem Plateaurande auf. Westlich von Hemigkofen endete es überall in dem bei 415 Meter gestauten See; wenn es sich auch im Schuffenbecken und vor allem im Stammbecken des Sees, wo das Gefälle seiner Oberfläche am geringsten war, vergleichsweise weit in die entstehende Seefläche vorschob.

<sup>1</sup> Über Riebel usw., 1908, Tafel III.

Bei weiterm Abschmelzen wurden dann, immer noch bei 415 Meter Stauhöhe, allmählich neue Strecken des Ufers frei. So konnte sich die Kiesschüttung zwischen dem Eis und dem Drumlinplateau östlich bis Hochsträß verlängern.<sup>1</sup>

Nun bietet für das endgültige Zurückgehen des Gletschers aus der westlichen Seehälfte das Absinken des Seespiegels auf das Niveau von 410 Metern eine gute Marke.<sup>2</sup> Diese Seehöhe macht sich in unserm Gebiet schon an der untern Terrassenschüttung der Argen bemerklich. Diese senkt sich zwischen Argen und Schussen bei Thuniswald ebenfalls bis auf dieses Niveau und trägt dort dünenähnliche Strandwälle mit Süßwasserschnecken. Damals, also spätestens am Schluß der Aufschüttung der niedrigsten Argentalstufe, war also dort ein beträchtlicher Teil des Sees eisfrei und offen. Das Vorhandensein des Eises im Osten markiert sich sonst in diesem noch glazialen Seebecken, wie Schmidle überzeugend dargetan hat,<sup>3</sup> nur noch durch Ablagerung feinen Gletscherschlammes auf der nun lange konstant bleibenden Seestandsmarke von etwa 410 Meter Höhe.

### Eisrandlage von Schachen.

Der Seestand von 410 Metern markiert sich in unserm Gebiet aber noch einmal, und zwar um vieles deutlicher, als durch die Strandwälle von Thuniswald, in den bekannten, unter anderm auch von mir seinerzeit besprochenen Moräne- und Riesvorkommen bei Bad Schachen.

Es schließt sich dort an den länglichen Wulst von Grundmoräne, auf dem Allwind liegt, auf der Nordseite eine nicht sehr breite Kiesterrasse an. Die typische Deltaschichtung dieses Rieses fällt nach Norden, vom See weg, lokal etwas unregelmäßig, in „mantelförmiger“ Anordnung. Der ganze Komplex ist vom Rande des Drumlinplateaus durch eine vielfach vertorfte Niederung völlig getrennt. Hinkelin erklärt die eigentümliche Lagerung etwas gewaltsam als „Umschüttungsterrassen“, deren doch recht grobes Material durch die Kraft der Brandung über die Grundmoränenschwelle hinübergeworfen sei, als der See schon eisfrei war. Ich halte es auch jetzt noch für einfacher, in dem Wulst von Geschiebelehm die Endmoräne und in den Riesen des Fluvioglazial einer neuen Stillstandslage des Gletschers zu sehen, die nur die Verbindung mit dem Lande hier schon verloren hatte. Die vom See her einfallenden Schotter, die schon in der großen Riesgrube von Hemigkofen vorkommen, aber gegen die vom Lande aus aufgeschütteten völlig zurücktreten,<sup>4</sup> herrschen hier naturgemäß allein. Daß ihre Ablagerung keine sehr regelmäßige zu sein braucht, ist wohl selbstverständlich. Die Schüttungshöhe zeigt, wie zu erwarten, einen Seestand von etwa 410 Metern an.

Das Eis des Gletschers ist damals, entgegen meiner früher ausgesprochenen Vermutung, nicht im Seebecken so weit hingeflossen, daß es die Ufer weiter westlich

<sup>1</sup> Gleichzeitig in einem Randgewässer, wie ich früher anzunehmen geneigt war, kann diese Randterrasse auf der fast 7 Kilometer langen, dem Eisstrom etwa parallelen Strecke wegen des Eisgefälles nicht gut entstanden sein.

<sup>2</sup> Siehe darüber Schmidle, Postglaziale Ablagerungen. Nach ihm hätte allerdings beim Absinken auf 410 Meter das Eis die Gegend von Konstanz noch berührt, eine nicht erhebliche Differenz, die sich wohl noch aufklären wird.

<sup>3</sup> Postglaz. Abl. 3, S. 116.

<sup>4</sup> M. Schmidt, Argental, S. 8 d. Sep.



wieder erreichte. (Die bei Hemigkofen angedeuteten Grundmoränenreste auf dem Rande der Terrasse sind nur das Erzeugnis einer etwas stärkern Oszillation des vorigen Stadiums; ähnliches findet sich auch bei Schachen.<sup>1</sup>) Das Eis gehorchte sicher auch im Stammbecken ganz den Gesetzen des Eisgefälles, deren Niveaufläche den Seespiegel in nicht allzu großer Entfernung im Westen schnitt. Ebenjowenig konnte auf der andern Seite das viel zu weit zurückliegende Lindau dieser Eisrandlage angehören. Dieselbe trat vielmehr östlich von Schachen auf das Festland über. Es würde dann den Höhenverhältnissen ganz gut entsprechen, daß eine Zunge dieses Randes die „mittlere Bucht“ Kinkelins<sup>2</sup> und auch das auffallende Becken des Klosterweihers nordnordöstlich von Aeschach erfüllte, eine zweite in der kleinen Senkung südwestlich von Dießlings zum letzten Male einen deutlichen Laiblachzweig darstellte. Bei Pochau und Bregenz mußte dieser Eisrand bei nur 10 ‰ Gefälle schon ziemlich hoch an dem benachbarten Berghange hinaufsteigen (bei Bregenz schon etwa 70 Meter), so daß die glaziale Drainterrasse spätern Datums ist.

### Ältere Diluvialschichten und tiefere Aufschlüsse.

Ich habe mich bisher bemüht, das geologische Bild der Argengegend lediglich nach den morphologischen Zügen des Geländes und dem petrographischen Charakter der jüngsten, oberflächlichen Bildungen zu zeichnen. Wir haben gesehen, daß es möglich ist, auf diesem Wege zu einem ausreichenden Überblick auch über die zeitliche, genetische Aufeinanderfolge der verschiedenen Bildungen zu gelangen. Das eigentliche Thema dieser Arbeit, eine vorläufige Übersicht zu geben, ist damit erledigt.

Freilich sind wir dabei doch über gewisse Schwierigkeiten und offene Fragen hinweggeglitten, deren einwandfreie Lösung ohne Kenntnis des tiefern Untergrundes, also ohne tiefere Aufschlüsse mit klaren Profilen größerer Mächtigkeiten des Diluviums nicht möglich ist.

Wenn ich auf diese noch recht wenig bekannten Verhältnisse des Untergrundes unsres Gebietes hier noch etwas eingehe, geschieht es nicht, um auch über sie bereits ein auch nur in den Hauptzügen abschließendes Urteil zu versuchen. Man darf aber erwarten, daß ich diese Vorkommnisse, von denen einige seit langem bekannt und mehrfach besprochen sind, bei dieser Gelegenheit doch nicht ganz beiseite lasse, zumal sie auch für unser eigentliches Thema nicht geringe Bedeutung haben, und ich auch mehrfach neue Beobachtungen mitteilen kann.

Ich verweile dabei nur kurz bei den schon oben gelegentlich gestreiften Aufschlüssen im zweifellos ältern Diluvium ganz im Osten des Arealis. Von solchen erwähnte ich bereits ein am Nordostende des Pfänderzuges in fast 800 Meter Meereshöhe gelegenes Vorkommen mächtiger, ziemlich stark verwitterter Nagelfluhe bei Gofsholz, sowie das von Penck beschriebene diluviale Nagelfluhe bei Menelzhofen zwischen 760 und 780 Meter, das er zum ältern Deckenschotter rechnet. Ich möchte aber hier vor allem auf ein ganzes Gebiet aufmerksam machen, in dem eine ältere Nagelfluh weithin im Boden steckt. Sie kommt nämlich an den Erosionshängen über der Wangener Argen und ihren Zuflüssen abwärts von Gestraz sehr vielfach heraus. Die Aufschlüsse liegen

<sup>1</sup> Siehe Figur 5 bei Kinkelins l. c., S. 20.

<sup>2</sup> l. c., S. 18.

im Gürtel der inneren Jung-Endmoräne, in mittleren Höhen der Talwände, etwa zwischen 620 und 650 Meter Meereshöhe. Die Nagelfluh bildet dort erhebliche, von tiefen Höhlen und Nischen zerfressenen Felswände. In der ältern geologischen Karte (Blatt 38ny) sind sie als Molasse kartiert, obwohl ihr Gesteinsmaterial trotz einer gewissen (in dieser Ostecke des Rheingletschers übrigens auch sonst herrschenden) Einförmigkeit von der benachbarten Pfändernagelfluh recht abweicht, und sie außerdem noch von mächtigem, losem Diluvialschotter unterlagert sind. Es wird eine dankbare Aufgabe der Spezialkartierung sein, der Verbreitung dieser ältern Schichten, soweit die Aufschlüsse reichen, nachzugehen. Ob es gelingen wird, auch ihr Alter im Penckschen Schema mit Sicherheit festzustellen, ist eine andere Frage. In dieser Zone des Eisfächers handelt es sich jedenfalls nicht um die äußere Schotterstufe am Rande einer Vereisung, sondern um die Riesschüttung vor einer Stillstandslage beim Rückzuge, die ja in diesem östlichen Gebiet auch in den früheren Vereisungen jedenfalls eine ähnliche Rolle spielten wie zuletzt. Immerhin liegt die Nagelfluh an der genannten Stelle so tief, daß es sich wohl höchstens um Schotter der Mindel-, vielleicht erst der Riß-Vereisung handeln wird.

Engere Beziehungen zu unserm Thema besitzen die Aufschlüsse tieferer Schichten im Gebiet der Drumlin, die ja — wenn nicht ausschließlich, so doch ganz vorwiegend — innerhalb der Zone der innern Jung-Endmoräne entwickelt sind. Zwei derartige Aufschlüsse, die in unser Gebiet fallen und in den Begleitworten der Atlasblätter Leutkirch und 38ny der ältern württembergischen geologischen Spezialkarte beschrieben sind, haben sehr beachtenswerte Dinge gezeigt, sind aber jetzt leider völlig verwachsen.

Besonders wichtig ist von ihnen der Einschnitt der Eisenbahn Wangen-Rißlegg am Raibachtale. Er ist von O. Sraas beschrieben<sup>1</sup> und später noch von E. Sraas in einem (wohl wesentlich überhöhten) Profile dargestellt.<sup>2</sup> Dorf und gestauchter Tonmergel lagen dort zwischen zwei Moränen und ergaben Reste von Mammut und Rentier.

Penck wies dann<sup>3</sup> auf Grund dieses „glazialen“ Charakters der Fauna das Vorkommen als interstadiale Bildung seiner „Laufenschwankung“ zu. Es ist das eine Periode starken Rückzuges der alpinen Vergletscherung, die er nach der Höhezeit der Würmvereisung annimmt und nach der das Eis dann wieder vorstieß, hierbei die Drumlinlandschaft formierend. Ich habe es absichtlich vermieden, auf diese Hypothese bisher mit einzugehen, da sie für die rein morphologische Gliederung der Glaziallandschaft nicht nötig war.

Danach ist am Raibach-Einschnitt die obere Moräne Erzeugnis des Gletschers, der die Drumlin formierte, die untere würde dem Hauptabschnitt der Würmvereisung vor der Laufenschwankung angehören. Ich möchte mit Rücksicht auf später folgendes besonders betonen, daß die fossilführende Zwischenschicht hoch im Profile liegt, zum Teil sogar zutage ausgeht, die liegende Grundmoräne dagegen eine erhebliche Mächtigkeit besitzt.

Der zweite Aufschluß befand sich bei der Briegelmühle im Gießbachtale, zwei Kilometer nordwestlich von Eisenharz, wo nach O. Sraas<sup>4</sup> „in der Grube frischer, blauer

<sup>1</sup> 1880. Glaziales. Neues Jahrbuch für Mineralogie usw., Band I, S. 268.

<sup>2</sup> 1892. Szenerie der Alpen, S. 305.

<sup>3</sup> N. i. G., S. 422.

<sup>4</sup> 1882. Begleitworte 38ny-Leutkirch, S. 14.

Ries unmittelbar auf der alten, verwitterten Moräne liegt.“ Penck bemerkt darüber,<sup>1</sup> daß die Stelle 1892 unauffindbar war. Offenbar handelt es sich um die ziemlich geräumige Grube am rechten Talhange etwas unterhalb der Mühle, die seit geraumer Zeit mit Fichten angepflanzt ist. Auch hier scheint aus O. Sraas' kurzen Angaben hervorzugehen, daß die liegende Moräne eine überwiegende Mächtigkeit besaß. Demnach könnten die beiden Moränen sehr wohl denen im Raibach-Einschnitt entsprechen. Man kann ja sehr wohl annehmen, daß, während an einer Stelle in dem Zeitraume zwischen ihrer Entstehung ein Torfmoor entstand, an anderen wenigstens eine nicht unerhebliche Verwitterung der Oberfläche eintrat. Da aber über das Maß derselben nichts näheres bekannt und die Entfernung der beiden Stellen voneinander immerhin ziemlich beträchtlich ist, lasse ich den Aufschluß der Briegelmühle im folgenden lieber außer Betracht.

Es ist aber vielleicht gestattet in einer anderen Richtung von dem wichtigen Profil des Raibachtales weiter zu bauen. Nach dem Profil von E. Sraas ruht die mächtige liegende Grundmoräne des Raibachtales auf Molasse. Wenden wir uns nun ins Argental hinein, so sehen wir etwas ganz entsprechendes an den vielen Rutschungen des steilen Talgehänges, soweit sie den Schichtenbau genügend deutlich zeigen. Überall wenigstens, wo ich bisher diese Steilhänge näher untersucht habe, bestehen sie in der Hauptsache aus einer mächtigen Wand frischer Grundmoräne, die in der Regel der Molasse ohne Zwischenbildungen auflagert. Ein gutes Beispiel ist der Aufschluß am rechten Talhange einen halben Kilometer oberhalb Summerau, der von der unten entlangführenden Fahrstraße gut zu übersehen und auch ziemlich weit hinauf zugänglich ist.

Hier und in mehr als einem der übrigen Aufschlüsse ist aber ein zweiter Zug in diesen Profilen unverkennbar, daß sie ziemlich weit oben geschichtete, sandige Einlagerungen besitzen, die mit den sehr deutlich abgesetzten Terrassenkiesen, wo solche den obersten Abschnitt der Profile bilden, nicht zu verwechseln sind. Diese Stellen sind freilich im allgemeinen unzugänglich, so daß ich noch nicht habe feststellen können, ob unter den geschichteten Lagen auch verwitterte Zonen vorkommen. Eine Verwitterung, die auch nur einigermaßen mit der tiefgründigen Verlehnung der Rißmoräne außerhalb des Gebietes der Würmvereisung verglichen werden kann, wäre aber auch von unten leicht erkennbar; ich habe sie noch nirgends konstatiert. Das darf nicht übersehen werden, wenn man etwa Neigung hätte, die geschilderte Überlagerung einer kompakten, mächtigen Moräne durch fluvioglaziale Gebilde und darüber eine zweite, gewöhnlich weniger mächtige Moräne in der Weise von O. Sraas als Aufeinanderfolge von Alt- und Jung-Moräne zu deuten. Penck hat mit Recht betont, daß die von O. Sraas an der Oberfläche im Becken der Würmvereisung so vielfach der Altmoräne, also der Grundmoräne der Riß-Verglättscherung zugewiesenen Areale wegen der mangelnden Verwitterung frühestens würmisch sein können, die Rißmoräne also in diesem Gebiet nicht in größerem Umfange freiliegt. Ich möchte noch weiter gehen, wenigstens für die Umgebung des Argentales etwa von der Rißlegger Eisenbahn abwärts. Ich glaube, daß Rißmoräne dort gar nicht zutage treten kann, weil sie in den Profilen auch im tiefsten Untergrunde nicht vorhanden ist. Einer der Argentalaufschlüsse, eine etwas versteckt liegende Stelle mitten in dem Gebiet, von dem wir reden, scheint mir dafür den vollgültigen Beweis zu geben.

<sup>1</sup> A. i. G., S. 420.

Nordöstlich von Schloß Achberg bildet die Argen eine auf der Karte auf den ersten Blick in die Augen fallende, besonders enge Schlinge. An einer Stelle ihres Südufers ist die ganze Bergwand in einer mächtigen, über 70 Meter hohen Rutschung aufgeschlossen, und das Profil der Schichten in der Regel in dieser ganzen Höhe deutlich und wenigstens in der unteren Hälfte auch leicht zugänglich.

Es muß hier zunächst auffallen, daß die Molasse, die nahe oberhalb und unterhalb an den Talhängen bis über 40 Meter hoch ansteht, hier eine Strecke weit bei weniger als 10 Meter über dem Flusse glatt abgeschnitten ist und auch in diesem Profil der Rutschung nicht viel höher hinaufgeht. Erst volle 17 Meter über ihrer Oberkante beginnt andererseits die uns schon bekannte kompakte Grundmoränenmasse, in der sich auch hier etwa im obersten Drittel geschichtete Einlagerungen markieren.

Zwischen die Molasse und die Unterkante des Grundmoränenprofils schaltet sich eine Serie von vorwiegend geschichteten Bildungen ein. Sie besteht aus mächtigen Bänken von augenscheinlich glazialen Mergelsand mit Lagen von feinem Tonmergel, eine ist an der Oberfläche ein wenig gestaucht. Mit diesen feinkörnigen Sedimenten wechsellagern Bänke von Sand und Kies sowie auch Lagen von etwas schichtiger Grundmoräne und schlammigem Kies mit gekrümmten Geschieben. Zwei Kieszonen der Mittelpartie der 17 Meter enthalten je eine schmale, an dunklem Eisensuchs reiche Schicht. Es fehlt aber auch hier eine eigentliche Verwitterungszone. Überall sind die blauen Kalkgerölle der Kiese frisch und intakt. Von Fossilien irgendwelcher Art konnte ich ebenfalls bisher keine Spur feststellen.

Augenscheinlich haben wir hier eine die Richtung des Argentales schneidende Talrinne der Molassegrundfläche vor uns. Sie könnte nach dem, was Penck über Tiefenlage des der Riß-Vereisung mitteilt, sehr wohl im Riß-Würm-Interglazial entstanden sein. Ich war daher einigermaßen enttäuscht, auch an einer so günstigen Stelle einstweilen keine sichere Spur dieser eisfreien Zwischenzeit feststellen zu können. Wir müssen also vorläufig annehmen, daß wir lediglich die vorgekühlten Fluvioglazialbildungen der vorbringenden Würmvereisung vor uns haben, feine Mergel von Staugewässern vor ihrem Rande, Sande und Kiese der kräftiger strömenden Gewässer und ursprüngliche Grundmoränendecken von Oszillationen und wohl auch umgelagertes, nicht ausgewaschenes Material derselben. Dann rückte die kompakte Eismasse endgültig auf diese Geländezone hinauf und erzeugte die mächtige Grundmoräne, vor allem wohl zuletzt, bei ihrem Erlahmen und Zurückgehen in der Laufschwankung. Zur Zeit ihrer größten Kraft hat sie wohl mehr ausgeräumt und viel weiter draußen mächtigere Moränen abgelagert. Darum vernichtete sie in der höheren Nachbarschaft des Tälchens die wechselnden Produkte ihrer Frühzeit, so daß die Grundmoräne nun der Molasse aufruht. In der Talrinne dagegen waren diese um so mehr geschützt, als die vermutlich radial dem Seebecken zustrebende Richtung desselben von der Stromrichtung des Eises wesentlich abwich.

Die Hauptbedeutung des Aufschlusses liegt nun aber auf anderm Gebiet. Wir können hier zunächst allein mit Sicherheit feststellen, daß die Hauptmasse dieser Schichten, vor allem die mächtige Grundmoräne, und damit die mächtige liegende Moräne aller dieser Argenprofile, keinesfalls Erzeugnis der Riß-Eiszeit sein kann. Wäre sie es, so müßten die gemischten Bildungen mit Ablagerungen freien fließenden Wassers unter ihr als Vorschüttung und Anfangsbildungen auf dem Molassegelände

entstanden sein, das die Rißzeit vorfand, also im Becken der Mindel=Riß=Interglazialzeit. Dieses lag aber nach allem, was bekannt ist, schon mit seinem Meeresspiegel gegen 200 Meter höher, als der Grund unsres, wenn man so sagen kann, fossilen Tales! Solange man nur Grundmoräne an der Basis des Argentaliluviums in den Profilen kannte, ließ sie sich zur Not als Altmoräne verteidigen, da man annehmen konnte, daß sie erst am Schluß der Rißzeit zur Ablagerung kam, als die Ausarbeitung ihres Beckens schon vollendet war. Erst das intakte Vorhandensein der Anfangsbildungen der Vereisung darf als entscheidend gelten.

So hat also Pencks Ansicht von dem wieder vorstoßenden, drumlinbildenden Gletscher sowie von dem interstadialen Charakter der Fossilischiebt des Raibach=Einschnittes durch diesen Aufschluß des Untergrundes ihre Bestätigung erhalten.

Es liege nun nahe, auch die Aufschlüsse der Lindauer Gegend, in denen nach Kinkelins mehrfach Bildungen einer früheren Vereisung, also der Rißzeit, unter einer jüngeren Moränendecke erschlossen sind, mit Rücksicht auf die Ergebnisse der Argenprofile einer erneuten, kritischen Betrachtung zu unterziehen. Wie ich aber schon eingangs erwähnte, verzichte ich einstweilen auf eine Behandlung dieses Abschnittes. Denn es war mir noch nicht möglich, die ziemlich heterogenen Aufschlüsse so gründlich zu verarbeiten, daß ich die vielfachen Komplikationen, die nach Kinkelins Deutungen dort vorhanden sein sollen, mit ausreichender Klarheit auf ein einfacheres Maß bringen konnte. Zu beachten ist aber jedenfalls, daß auch dort die liegende Diluvialschicht im tiefsten Aufschluß, dem unten (Seite 50) erwähnten Tobel des Rickenbaches, ein gestauchtes Fluvioglazial zeigt.

### Zweigbecken, Kirdel und Tektonik.

W. Schmidle zeichnet in seiner Kirdelstudie (Tafel III) auch durch die Argengegend ein „primäres Profiltal“ auf der „Argenlinie“, eine Richtung erster, radial zum See absteigender, zentripetaler Talbildung auf der tertiären Kumpffläche.

Freilich sind, wenn wir von dem für sich zu betrachtenden Pfänderzuge absehen, wenigstens im Bereich der Würmvereisung, auf die ich mich hier beschränke, Überbleibsel einer solchen prädiluvialen Kumpffläche in der Höhe, wie sie im Westen in Resten noch besteht, in unsrer Osthälfte nicht zu sehen. Wenn hier also eine solche Kumpffläche bestanden hat, so ist sie schon von den ältern Vereisungen so gründlich zerstört, daß wir höchstens ruinenhafte Reste von ihr unter gewissen radialgerichteten Anschwellungen der Diluviallandschaft, vor allem dem Waldburggrücken,<sup>1</sup> annehmen dürfen.

Eine solche besonders energische Tätigkeit des Eises dürfte hier auch gar nicht überraschen. Es ist ja aus der Lage der alten Moränen im Osten und, soweit man ihre Spuren verfolgen kann, auch im Westen des Bodenseegebietes<sup>2</sup> abzulesen, daß der Gletscher in der ersten Vereisung viel symmetrischer aussah, viel mehr nach Norden arbeitete, als in der Äxe des Bodensees, wie in der letzten Eiszeit. Er muß dann im östlichen Gebiet sehr gründliche Arbeit geleistet haben, um die beim Beginn der Würmvereisung dort schon so ausgeglichene Landschaft zu erzeugen, gegenüber dem sozusagen

<sup>1</sup> Penck, A. i. G., S. 411.

<sup>2</sup> Schmidle, l. c., S. 1.

unfertigen, jugendlichen Zustand des Westens mit seinen vielen Niedeln in allen Stadien der Ausbildung und der Zerstörung.

Hat er aber dort überhaupt dieses Zwischenstadium durchlaufen? Es ist vielleicht nicht nötig, einen solchen Umweg über eine stark differenzierte Niedellandschaft anzunehmen. Vielleicht ging die Abtragung überhaupt gleichmäßiger vor sich infolge des Gebirgsbaus der abgetragenen Scholle.

Ich glaube mit Schmidle, daß im östlichen Bodenseegebiet Brucherscheinungen für die geoplastischen Hauptlinien jedenfalls von Bedeutung gewesen sind, Brüche, auf denen auch größere Verwerfungen stattgefunden haben. Sie beeinflussten und erleichterten die Wirkung der beiden talbildenden Faktoren, Wasser und Eis, dort im Westen ziemlich weitgehend, soweit sie mit den dort nur wenig konvergierenden Richtungen des Gefälls der Gewässer und der umgekehrt arbeitenden Strömung des Eises etwa zusammenfielen. Die tektonischen Linien sind aber unter sich im allgemeinen parallel gerichtet. Darum verlieren sie nach Nordosten zu sichtlich umso mehr an Einfluß, je größer der Winkel wird, den sie mit der naturgemäß radialen Richtung jener beiden talbildenden Faktoren einschließen. In unserm östlichen Gebiet würden sie demnach völlig quer zu ihnen gerichtet sein. Sie können daher hier, auch wenn sie noch entwickelt sein sollten, nicht mehr die Talbildung an bestimmte, günstige Linien bannen, auf denen sie dann schnelle Fortschritte macht, ehe sie die Zwischenstücke, die Niedel, nennenswert in Angriff nimmt.

Daher ist es wohl möglich, daß der talbildende Prozeß und die Abtragung des Kumpfplateaus hier vielleicht von vornherein gleichmäßiger und dem jetzigen Bilde mehr entsprechend vor sich gegangen ist.

Trotzdem ist eine Gliederung in mehrere Becken hier ebenfalls im Wechsel von Talerosion durch das Wasser und Exaration durch den Gletscher eingetreten, wenn diese Mulden auch jetzt aneinander stoßen und zum Teil nicht mehr als „Zweigbecken“ bezeichnet werden können. Sie haben dann in den verschiedenen Vereisungsperioden ihren Platz behauptet, und die in der Außenregion des Würmgletschergebietes vor allem noch gut erkennbaren großen Becken der letzten Vereisung sind wohl als die Nachkommen und Erben der primären Zungenbildung im Anfang der ganzen Eisperiode anzusehen.

Zwei von ihnen haben sich bis zuletzt erhalten.

Fast in ursprünglicher Bedeutung hat vor allem das Schussenbecken auch die letzten Phasen der diluvialen Bergletscherungen überdauert. In einer weiter westlich ganz unbekannt, behäbigen Breite schiebt es sich auch in der Würmzeit noch erheblich nach Norden über die allgemeine Abrundung des Gletschergebietes hinaus, damit noch jetzt die überwiegende Stellung markierend, die es früher besessen haben muß, als die Hauptstoßrichtung des aus dem Rheintal hervorquellenden Gletschers noch in seiner Axe verlief.

Wie es kam, daß das viel unbedeutendere Becken der Laiblach so deutlich bis zuletzt einen ausgezeichneten, selbständig weit vorspringenden Gletscherzweig beherbergte, liegt weniger auf der Hand. Jedenfalls spielt dabei die gerade hier noch jetzt besonders energische Erosion der Wasserläufe die Hauptrolle. Sie beruht auf der konzentrierten Wirkung der vom niederschlagsreichen Pfänderzuge herabstürzenden Gewässer auf der Linie der Laiblach mit ihrem immerhin noch bedeutenden Gefälle (11 ‰). Dazu kommt vielleicht, daß der Gletscher, bis dahin noch in der engen Pforte des Rheintales zusammengedrängt, hier zuerst Gelegenheit fand, über das niedere Vorland auszuquellen, während

ihn gegenüber die Bergrippen des Appenzeller Spornes noch bedrängten. Jedenfalls zeigten uns reichlich entwickelte Moränen und andre Spuren der verschiedenen Rückzugsetappen der Würmvereisung, daß der Gletscher gerade dieses Zweigbecken ohne Einschränkung bis zuletzt benützt hat, am Ende sogar mit der einzigen, von seinem hinschwindenden Stammkörper sich seitlich noch abgliedernden Gletscherzunge.

Die Axenlinie dieses „primären Profiltales“ der Raiblach, die „Raiblachlinie“, läßt sich freilich unmöglich durch eine gerade Linie auch nur schematisch andeuten. Sie ist im Bogen dem in der Landschaft und in jeder hypsometrischen Karte so scharf ausgeprägten Rande des Pfänderzuges in einiger Entfernung parallel entlang zu ziehen.

Ein drittes Becken, das der Argen, für das Schmidle das primäre Profiltal der „Argenlinie“ einzeichnet, markiert sich nun weder im Verlauf der Endmoränen des Würmgletschers und seiner Rückzugsstadien, noch auch in den Niveauverhältnissen der Beckenfläche mit derselben Deutlichkeit, wie die beiden andern. Außerhalb der Grenzen der Würmvereisung ist dieselbe Linie allerdings durch ein korrespondierendes zentrifugales „primäres Plateautal“ so gut bezeichnet, daß man fast daraus schon auf eine ursprüngliche bessere Ausprägung des entsprechenden Profiltales schließen könnte. Aber innerhalb des Hauptwalles der Würmmoränen ist jetzt nur die Begrenzung gegen das Schuffenbecken gut bezeichnet. Gegen das Becken der Raiblach hin gibt eigentlich nur die Einbiegung der Züge der innern Jung-Endmoräne einen Anhalt für eine Begrenzung. Die weiteren Rückzugsstadien lassen die Ausgliederung eines Beckens in diesem Radius des Gletschers überhaupt nicht mehr erkennen. An seine Stelle tritt das kompakte, uns schon bekannte Drumlinplateau.

Als junger Einschnitt tritt dann in seiner Mitte das jetzige Argental auf, von Haus aus nach dem natürlichen Gefälle in der Tallinie, weiter unten aber, wie wir sahen, völlig abgelenkt durch eine Stillstandsphase des Eisrandes. Daher hat diese tief eingerissene untere Talstrecke mit dem alten Talzuge nichts zu tun und darf vor allem nicht selbst als ein Zweigbecken hingestellt werden. Sie hat in dieser Form nie einen Gletscherzweig beherbergt und würde ihn auch im Falle einer abermaligen Vereisung schon ihrer Richtung wegen nicht erhalten.

Die Molasseunterlage des Ostgebietes liegt im Schuffen- und Raiblachbecken gewöhnlich nahe unter der Oberfläche und wird schon von kleinen Rinnsalen bloßgelegt. Die Zungenbecken der Stillstandslagen markieren sich in ihr einigermaßen deutlich. Im Argental ist die Molasseoberfläche durch die Flußerosion bloßgelegt und zeigt ähnliche Höhenlage.

Es fällt hier aber auf, daß diese Molassefläche wenig abwärts von Summerau plötzlich stärker fällt als der Talboden, den sie bis dahin in einiger Höhe an den Wänden begleitet hatte, und bald ganz im Untergrunde verschwindet. Ähnlich verschwindet sie auch an der Raiblach, südlich Sigmarszell. Nur an ihrem rechten Ufer schiebt sie sich spornartig ein Stück auf Nickenbach zu vor.<sup>1</sup> Auch die Stelle bei Hirschlatt, wo sie am Schuffental am weitesten südlich auftritt, liegt reichlich 5 Kilometer landeinwärts.

Es deutet sich so eine an den Bodensee angeschlossene Depression der Molasseoberfläche an, die von ziemlich mächtigem Diluvium erfüllt ist. Ein ganzes Stück landeinwärts von Lindau wurde nach Hinkel in einer Bohrung 30 Meter tief der Blocklehm nicht durchsunken.<sup>1</sup> Dieses Becken scheint noch zum Stammbecken des

<sup>1</sup> Die von Hinkel in, Boden von Lindau, S. 11 u. 29, von mehreren Stellen im Grunde des Nickenbachtobels östlich Reutin angegebene „tertiäre Süßwassermolasse“ ist allerdings ein diluvialer Tommergel.

Rißgletschers zu gehören, das sich nach Norden zu naturgemäß stärker ausweitete, als das des viel mehr nach Nordwesten abgelenkten Würmgletschers. Der Würmvereisung aber entstammt aller Wahrscheinlichkeit nach die mächtige Ausfüllung mit Glazialschutt, ebenso wie die noch mächtigere Decke in der Drumlinlandschaft, von der oben (Seite 40) die Rede war. Der Gletscher der Würmzeit war in diesem ganzen Gebiet, seitab von seinem der Seeage folgenden Hauptstrome, später nicht mehr stark genug, die Menge der mitgebrachten Sedimente aus dem Gebiet zwischen Schussen und Laiblach genügend herauszubefördern. Der Charakter als kräftig arbeitendes Teilbecken ging dem Argentale verloren, und die ganze Gegend bildete schließlich als eine Art sekundären Nidels das breite, dreieckige Plateau der Drumlinlandschaft zwischen den nun um so schärfer hervortretenden Becken der Laiblach und Schussen.

Zeitlich fällt, wie wir oben (Seite 47) sahen, die mächtige glaziale Aufschüttung in dieser Drumlingegend noch in die Höherperiode der letzten Vereisung und die Zeit unmittelbar darauf. So muß man auch die letzte, besondere Entwicklung der Argenggend von diesem Zeitpunkt datieren.

Daß der Gletscher nicht vom See aus, als er die Drumlin formierte, versuchte in das Plateau der Drumlin noch einmal ein Zweigbecken einzuarbeiten, erklärt sich ebenfalls aus den veränderten Verhältnissen. Die Drumlinhügel in der Nachbarschaft des Sees sind so ziemlich von Lindau an nach Nordwesten orientiert. Als sie ihre Form erhielten, strömte der Gletscher gar nicht mehr direkt auf die Uferlandschaft zu und war gar nicht mehr imstande, in die ziemlich schnell aufsteigende Plateaulandschaft einen wirksamen Vorstoß zu machen. Er strömte, sich der Bewegung des Hauptstromes in der Längsaxe des Seebeckens anschließend, hier schon stark auf den Ausgang des Schussenbeckens zu, in dem ein Hauptzweig des Gletscherstammes nach Norden abbog. Die von Südosten kommende Uferströmung bedrängte sogar diesen Hauptzweig des Gletschers in seiner freien Entfaltung, indem sie von Hemigfosen an ziemlich weit nach Norden Ausläufer des Drumlinplateaus in die Mulde des Schussenbeckens hineinbaute, so daß dieses im Süden ganz seine ebennmäßige Form verlor. Auch darin darf man füglich eine Folge des Linksabswenkens der Hauptmasse des Eises sehen, die in der Würmvereisung sich so kräftig bemerklich machte.

So verdankt also, wenn wir zusammenfassen, das Argengebiet einen Teil seiner Besonderheiten gegenüber dem westlichen Seebecken, für die Zeit der ältern Vereisungen, als der Gletscher noch nördlich strömte, dem Mangel oder der einflußlosen Richtung tektonischer Linien im Molasseuntergrunde. Für die Würmeiszeit dagegen war das Abswenken des Gletscherstammes in die Nordwestrichtung, wenn auch nur indirekt, vor allem maßgebend. Dieses Abswenken erfolgte aber gerade in die Richtung der tektonischen Linien des Westgebietes hinein. Spielen für diesen Vorgang Einbrüche während der Diluvialzeit eine Rolle, wie ja von mehr als einer Seite behauptet wird, so dürften sie auch im letzten Interglazial noch Fortschritte gemacht haben, in einer Zeit, in der auf ähnlich gerichteten Einbruchszonen weiter nördlich, bei Cannstatt und Heilbronn, gerade im Riß-Würm-Interglazial nachweislich erhebliche Bewegungen stattgefunden haben.

Charakteristisch ist schließlich in unserm Ostgebiet die ungewöhnliche Entwicklung von Staubecken, die das Kartenbild so außerordentlich wechselvoll gestalten und, wie wir sahen, in richtiger Verbindung für die Gliederung des Ganzen eine besondere Rolle spielen. Ihre Ausbildung hängt mit den Abflußschwierigkeiten in dieser höheren Ostseite zusammen.



## Bemerkungen zur Karte.

Die topographische Darstellung beschränkt sich auf eine Skizze der Situation, in die nur größere Ortschaften aufgenommen wurden, kleinere Weiler nur dann, wenn sie im Text erwähnt sind.

Die geologische Darstellung kann schon des Maßstabes wegen nur einen Überblick geben. Sie ist auch weder vollständig, noch in allen Einzelheiten endgültig, vor allem in dem noch nicht in Höhenkurvenblättern vorliegenden Ostanteil des Gebietes.

Von den End- (und Seiten-) Moränen habe ich die mir bereits näher bekannten und zum großen Teil in Aufschlüssen studierten voll schwarz umrandet. Die mit unterbrochener Umrandung habe ich zu einem Teil bei Orientierungsbegehungen gesehen, zum größern Teil nur nach der topographischen Karte eingetragen, auf der sie meistens deutlich hervortreten und auch durch Kiesgruben vielfach recht gut charakterisiert sind.

Besonders hervorgehoben wurden durch eine Schraffierung die Endmoränen des höchsten Standes der Würmvereisung, resp. deren innerste, allein dargestellte Reihe, wo sie in Wiederholung vorkommt. Dadurch tritt vor allem das Verhältnis der Moränenzüge am Nordostende des Pfänderzuges deutlicher hervor.

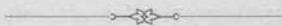
Die verschiedenen Stadien der Rückzugsmoränen erhielten der Einfachheit wegen alle dieselbe Signatur. Sie erscheinen durch die skizzenhafte Eintragung der verschiedenen Rückzugslagen des Eisrandes ausreichend klassifiziert. Diese Eisrandlagen wurden da noch mit einer besonderen Signatur bezeichnet, wo sie auf größere Strecken die Gewässer vor sich stauten.

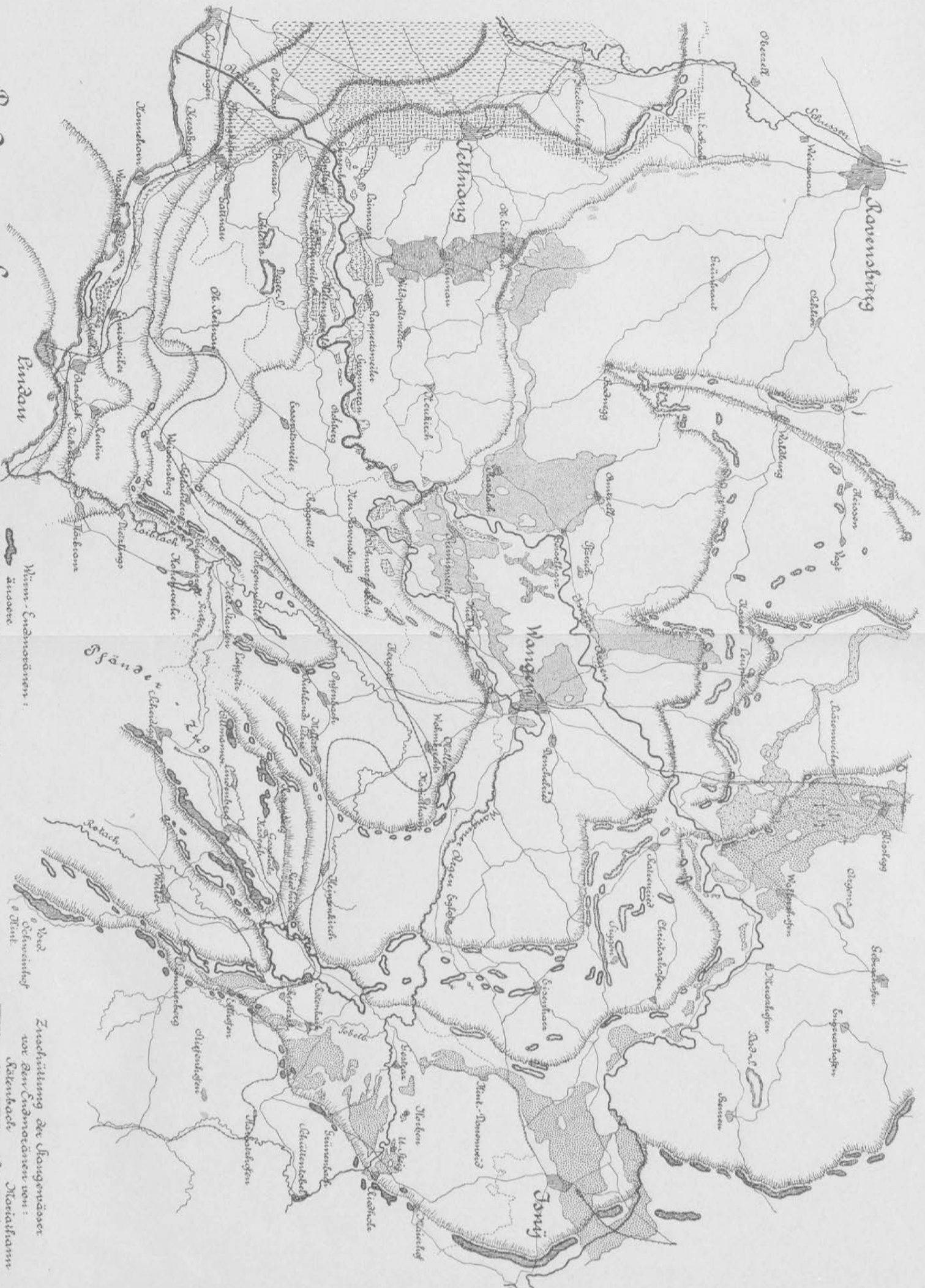
Die Kies- und Sandschüttungen in den Staubecken und die ihnen entsprechenden Terrassen der Erosionstäler sind dem Alter nach wieder mit verschiedenen Signaturen bezeichnet, vor allem um ihre Einschachtelung im Tale der vereinigten Argen und ihre Verteilung im Akkumulationsbecken der Schussen einigermaßen hervortreten zu lassen, die durch eine farbige Differenzierung natürlich wesentlich schärfer herauskommen würden. Unbedeutend eingesenkte Alluvialrinnen wurden in diese Flächen im Interesse des deutlichen Hervortretens mit einbezogen.

Die Darstellung der Terrassen in den Flußtälern ist noch sehr unvollständig, besonders wieder im Osten, wo das Fehlen der Höhenkurvenkarten die Genauigkeit des Vergleiches der Höhen beeinträchtigt. Doch ist dieser Mangel für den Hauptzweck der Arbeit, die Übersicht über die Rückzugerscheinungen der Vereisung, nur von nebensächlicher Bedeutung.

Es sind ferner einige bedeutendere, an die Sand- und Kiesplatten sich anschließende stille Seitenbecken mit feinkörnigen Sedimenten dargestellt, von denen im Text der Arbeit die Rede ist. Sie wurden mit einer gemeinsamen Signatur als Tonbecken zusammengefaßt.

Auf eine Darstellung der spärlichen Reste der frühern Vereisungen wurde einstweilen verzichtet, um so eher, als sie räumlich meist eine geringfügige Rolle spielen, in ihrer Chronologie gewöhnlich noch nicht ausreichend bestimmt sind und das schon mit Einzelheiten stark belastete einfarbige Bild unerwünscht komplizieren würden.





# Bodensee

Limän

- Wasser-Eindringlinien:
- älteste
  - nicht näher untersucht
  - Untersuchungen
  - geeignete Lage des Ciarcandis
  - Ciarcandis als Quelle der Quellwasser

- Zuschüttung der Ufergewässer vor der Eindringlinie von:
- Kalkschutt
  - Kies
  - Sand
  - Geröll
  - Schluff/Lehm
  - Ton
- Terassen des unteren Oberrheins:
- obere
  - mittl.
  - untere
- Übergangsgabel Tonbecken

II.

# Abhandlungen und Mitteilungen



# Die Königszinsse in der Reichsstadt Ravensburg im Jahre 1366.

Ein Beitrag zur Ravensburger Familienkunde

von

Karl Otto Müller

in Ravensburg.

In dem ersten Band der Bürgeraufnahmeliste der Stadt Ravensburg, der sich über die Jahre 1324 bis 1436 erstreckt,<sup>1</sup> findet sich auf Seite 14 bis 16 (Blatt 7 b und Blatt 8) ein bisher nicht veröffentlichtes Verzeichnis der Königszinsse der Stadt Ravensburg. Dasselbe ist undatiert, läßt sich aber mit Sicherheit in das Jahr 1366 verweisen; denn die unmittelbar auf Seite 11 der Handschrift — Seite 12 und 13 sind unbeschrieben — vorhergehenden Notizen, datiert, soweit es sich nicht um Nachträge handelt, vom Tage des heiligen Gregorius (12. März) 1366, zeigen genau dieselbe Hand und Tinte wie unser Verzeichnis und die Einträge — von der Hand des Stadtschreibers — in der Bürgeraufnahmeliste zum Jahre 1366. Ich lasse zunächst den Text des Verzeichnisses folgen, um dann aus dem Inhalt desselben und der Besprechung der einzelnen, in dem Verzeichnis der Königszinsse aufgeführten Familiennamen auch auf das Wesen der Königszinsse selbst einige Schlüsse ziehen zu können. Schon jetzt kann die beachtenswerte Tatsache festgestellt werden, daß wir in keiner Ravensburger Urkunde etwas von den *census regis* zu hören bekommen, diese Notiz allein uns von dem Vorhandensein von „Königszinsse“ auch in Ravensburg — wie sie in andern Reichsstädten bekannt sind — unterrichtet.

Seite 14, 1. Reihe:

Nota, quod hii sunt census regis civitatis Rauenspurgens(is).

1. Mollendinum hospitalis quod quondam fuit N(icolai)

Stampf, hoc reddit den(arios) 3.

Item domus Wilhelmi Vinitoris den. 3.

<sup>1</sup> Über diese Bürgeraufnahmeliste und ihren Wert für die Kunde oberschwäbischer Familiennamen und Geschlechter vergleiche meinen Aufsatz im „Schwäbischen Archiv“ 1909, Nummer 1 und 2 (Seite 1 bis 11 und 23 bis 27): Eine Ravensburger Wehrliste von 1338, besonders Seite 1, Anmerkung 3, Seite 2, Anmerkung 1. In dem erwähnten Aufsatz findet sich eine Besprechung von über 100 Ravensburger Familien des 14. Jahrhunderts. Der vorliegende Aufsatz bildet in seinem erstern, größern Teile gewissermaßen eine Fortsetzung jener Studien.

	Item Joh(ann)es Bütler	den. 2.
	Dicta Gerlochin	den. 3.
	Item Jo Hübschli	den. 3.
	Item N(icolaus) Bader	den. 6.
	Item filia Fügen	den. 3.
	Item Jo Ankenrüti	sol(idum) 1 (= unum) den(ariorum)
	Item Schikko	den. 6.
10.	Item C(onrad) Wolffegger	den. 3.
	Item Jo. Wolffegger	sol. 1 den.
	Item dictus Klain	den. 9.
	Item Peter von Owe	sol. 1 den., quem dat Hübschli.
	Item Gret Winzürnin	den. 6.
	Item Erller	den. 2.
	Item Jo Swininor	den. 2.
	Item Jo Siener	den. 6.
	Item H(ainrich) Amman, bek,	den. 3.
	Item Bühler, bader	den. 3.
20.	Item N(icolaus) Smid	den. 3.
	Item F(ridrich) Ott	den. 1.
	Item Kûni Satler	den. 1.
	Item H. Gäldrich	den. 6.
	Item Weber	den. 6.
	Item Jo Engler	den. 10.
	Item Wünn Smidin	den. 3.
	Item C. Valeray	den. 3.
	Item Kûn Satler	den. 3.
	Item Jo Messersmid	den. 3.
30.	Item Wilhelm Maigenberg	den. 5.
	Item H. Maigenberg	den. 5.
	Item C. Frige, suter	den. 6.
	Item F. Holbain	den. 3.
		2. Reihe :
	Item H. Sürge	sol. 1 den.
	Item F. Heller	den. 5.
	Item Burkardus	den. 6.
	Item N. Maigenberg	den. 3.
	Item Sifrid Sältzli	den. 6.
	Item C. Smältzli	den. 2.
40.	Item F. Sailer	den. 2.
	Item Albrech Hübschli	den. 3.
	Item N. Klib	den. 2.
	Item H. Maigenberg	den. 6.
	Item C. Minner	den. 3.
	Item Jo Fûgo	den. 3.

	Item	H. Weber	den. 6.
	Item	Albrech Hübschli de molendino	den. 2.
	Item	estuarium iuxta molendinum	den. 3.
	Item	Üli Satler, quos dat Walther Ungemüt,	den. 6.
50.	Item	Albrech(t) Rosknecht	den. 6.
	Item	Pfister-Kübli	den. 6.
	Item	relicta Jo. Eberhart	den. 6.
	Item	domus Patris	den. 6.
	Item	C. Ungemüt	den. 6.
	Item	H. Minner	den. 6.
	Item	H. Maigenberg	den. 3.
	Item	Bentz Gerung	den. 1,
		(am Rande) dat N. Richlisrüti.	
	Item	domus Brasler	den. 1.
	Item	Keglin	den. 3.
60.	Item	Häring	den. 3.
	Item	Ziggeler	den. 2.
	Item	Stekin	den. 2.
	Item	C. Binder	den. 2.
	Item	C. Wältz	den. 2.
	Item	C. Steck	den. 3.

## Seite 15, 1. Reihe:

	Item	Jo Widmer	den. 3.
	Item	H. Segelbach, suter	den. 3.
	Item	Schälkli, bek,	den. 3.
	Item	Kieser	den. 2.
70.	Item	Peter Cerdo	den. 2.
	Item	Jo Smelzer	den. 3.
	Item	Bindübel	den. 3.
	Item	Hornungin	den. 2.
	Item	Humbelin	den. 1.
	Item	H. Wolsperg	den. 3.
	Item	Stöb	den. 3.
	Item	H. Witzigman de domo Maister	den. 2.
	Item	de curia domini Manstok	den. 2.
	Item	Zürno	den. 1.
80.	Item	cur(ia) p(ro)plebani	den. 3.
	Item	Straser	den. 3.
	Item	relicta Zornen	den. 1.
	Item	domus quondam C. Trükel	den. 2.
	Item	C. Hatzmützel	den. 3.
	Item	Pittricis de Altorff	den. 3.
	Item	domus Motler	den. 3.

	Item Jo Flek	den. 2.
	Item Hug Landolt	den. 6.
	Item C. Spidler	den. 3.
90.	Item H. Meld	den. 3.
	Item domus Erler	den. 3.
	Item domus Jo Rot	den. 3.
	Item Ott im Hoff	den. 3.
	Item C. Wirt	den. 3.
	Item H. Segelbach	den. 3.
	Item Herman Bodmegg	den. 2.
	Item Wainer	den. 2.
	Item dominus C. Smid	den. 2.
	Item H. Peter	den. 2.
	2. Reihe:	
100.	Item Hans Linder	den. 3.
	Item Jo Zilorg	den. 2.
	Item Raido	den. 1.
	Item H. Riter	den. 1.
	Item N. Appenwiler	den. 3.
	Item domus Füllsak	den. 2.
	Item Bürk Ringenwiler	den. 3.
	Item H. Magenzer	den. 3.
	Item Siglerin	den. 2.
	Item Jo Molbretzhusen	den. 6.
110.	Item Staigerin	den. 3.
	Item dominus Eberhardus	den. 6.
	Item Manger	den. 1.
	Item C. Hoskirch	den. 2.
	Item Jo Sünder	den. 3.
	Item H. Riser	den. 3.
	Item dominus Ūl(ricus) Marti	den. 2.
	Item dicte Wetzlinen	den. 2.
	Item C. Maigenberg	den. 3.
	Item Mülibach	den. 2.
120.	Item C. Riethuser	den. 1.
	Item puer Brichinsrint	den. 2.
	Item N. Regnolt	den. 3.
	Lingg	den. 2.
	Peter Schilter	den. 5.
	Item Aigenman	den. 3.
	Item Haimli Sigmarshofen	sol. 1 den.
	Item Hermani Bodmeg quondam domus	den. 3.
	Item domus Hürter	den. 3.
	Item C. Zinstag	den. 3.

130. Item C. Bernhart	den. 2.
Marti Startz	den. 2.
Ützler	den. 3.
Jo Bachman	den. 1.
Jäk Magentzer	den. 3.
Jo Güderscher	den. 3.

Seite 16:

Item Möri (dieser Name ist durchstrichen)	den. 3.
Item F. Sigmershoffen	den. 3.
Item Jo Kröwl	den. 3.

\* \* \*

Gehen wir zunächst an die nähere Feststellung der in dem Verzeichnis erwähnten Personen und ihrer Familien, indem wir vorerst alles andere beiseite lassen, so wären wir, wenn uns nicht die bereits erwähnte Bürgeraufnahmeliste erhalten wäre, lediglich auf die zufälligen Funde in den Urkunden angewiesen. So aber besitzen wir in der ersten Bürgeraufnahmeliste eine wohl nahezu vollständige Sammlung aller im 14. Jahrhundert in Ravensburg vorkommenden Geschlechter und sonstigen Familiennamen; denn jeder neu aufzunehmende Bürger mußte zwei Bürgen stellen, die ihrerseits bereits Bürger der Stadt sein mußten, so daß jeder Eintrag mindestens drei Namen enthält. Der Schatz, den wir in der Bürgeraufnahmeliste für die oberschwäbische Familienkunde besitzen, läßt sich aber nicht mühelos heben. Um für familienkundliche Zwecke verwertbar zu werden, mußte die ganze Liste „verzettelt“ d. h. nach den verschiedenen Namen die einzelnen Einträge jeweils auf den entsprechenden Zetteln verteilt werden. Erst hiedurch konnte die Liste erschöpfend ausgebeutet und für genealogische Zwecke brauchbar werden. Da die Verzettelung der ältesten Bürgeraufnahmeliste von 1324 bis 1436 im ganzen 4099 Einträge (Bürgeraufnahmen) mit durchschnittlich je drei Namen umfaßte,<sup>1</sup> war die Mühe nicht gering, der Gewinn dürfte aber der aufgewandten Mühe entsprechen, wenn man die vielfältige Möglichkeit der Verwertung dieses Materials bedenkt. Letzteres sowie auch sonstige zu den einzelnen Familiennamen gesammelten Notizen bilden die Grundlage der nachstehenden Ausführungen.

## I.

„Dies sind die Königszins (in) der Stadt Ravensburg.“ Mit diesen Worten allein macht uns der Schreiber auf die Bedeutung des nachfolgenden Verzeichnisses aufmerksam, ohne uns irgendwie über das ihm ja bekannte Wesen der Königszins Aufklärung zu geben.

<sup>1</sup> Die in der angegebenen Weise entstandene Zettelsammlung umfaßt für die Zeit von 1324 bis 1436 im ganzen zirka 2350 verschiedene Familiennamen Ravensburger Bürger, für eine Zeit von 112 Jahren immerhin eine nicht unbedeutende Zahl. Für die Zeit von 1400 bis 1500 vergleiche jetzt auch den Aufsatz von G. Merk: Das Ravensburger Bürgerbuch, Bürger des 15. Jahrhunderts in den Frankfurter Blättern für Familiengeschichte 1910 (3. Jahrgang), Heft 10 ff, eine nach den Geschlechternamen der Neubürger alphabetisch und chronologisch geordnete Ausgabe des Bürgerbuches.



1) An erster Stelle wird von dem Schreiber als „Königszinslerin“ die „Spitalmühle, die ehemals dem **Nicolaus Stampf**<sup>1</sup> gehörte“, genannt. Es ist dies zweifellos die heute sogenannte Kubelemühle gegenüber dem Spital in der Unterstadt, der damals sogenannten nova civitas (Neustadt) im Gegensatz zur obern Stadt, der Altstadt. Der erwähnte Nicolaus Stampf wird in der Bürgeraufnahmeliste nur zweimal als Bürge aufgeführt, nämlich Bürgerliste 15. IX. 1333 (14) und 20. IX. 1336 (18),<sup>2</sup> das letzte Mal zusammen mit Conrad Stampf. Dieser erscheint erstmals 16. X. 1324 (8) in der Bürgerliste und ist, wie vermutlich auch N. Stampf, ein Sohn des Herman Stampf, der 17. VI. 1326 (26) mit ihm sich verbürgt. Conrad Stampf, der laut Bürgerliste 7. VII. 1343 (17) einen Diener (servus) mit Namen Ul besitzt — letzterer Umstand läßt in der Bürgerliste immer auf einen vermöglichen Bürger, meist einen Kaufmann schließen — erscheint in der Bürgerliste das letzte Mal 12. XI. 1345 (37). Laut Urkunde des Stadtarchivs in Lindau vom 5. VIII. 1348 ist er mit einer Mechtild Sargin (= Frey) gebornen Hofzwiner verhehelicht. Mit ihm scheint das Geschlecht in Ravensburg erloschen zu sein.

2) **Wilhelm Dinitor** (= Winzürn). Wir dürfen hier den Namen Wilhelm nicht als Vornamen ansehen, sondern es ist dies der Geschlechtsname, Dinitor dagegen Berufsbezeichnung = Winzürn, heute = Winzer, Rebmann. Denn der hier erwähnte Bürger ist identisch mit dem laut Bürgerliste 10. VI. 1359 (Bürgerliste 3) als Bürger — zum wiederholten Male — aufgenommenen Hans Wilhelm, winzürn. Bereits 12. XI. 1348 (Bürgerliste 21) wird nämlich Wilhelm, vimendiator (= Winzürn, Rebmann) Bürger in Ravensburg und verbürgt hiebei sein Haus und seinen Weinberg in Ravensburg. Derselbe ist Bürgerliste 1352 (1) und Bürgerliste 25. VI. 1363 (22: Wilhelm der Winzürn) Bürge und zweifellos mit obigem identisch. Fraglich erscheint dies bei dem in Bürgerliste 10. XI. 1364 (94, Bürgerliste Seite 78 oben) und Bürgerliste

<sup>1</sup> In dem Verzeichnis sind die Vornamen nur durch entsprechende Buchstaben angedeutet. Ich habe in runden Klammern bereits in dem Verzeichnis selbst Andeutungen gegeben, wie diese Zeichen aufzulösen sind. Das diakritische Zeichen i über u habe ich jeweils in ü, e über a und o in ä, ö umgewandelt; dagegen o und e über u bestehen lassen, letzteres zur Unterscheidung von dem aus ü entstandenen ü.

<sup>2</sup> Bürgerliste 1333 (14) = Bürgeraufnahmeliste von 1333, Nr. 14, d h, der zitierte Name ist in dem 14. Eintrag dieses Jahres enthalten. Zur Erleichterung etwaigen Nachschlagens in der Bürgerliste gebe ich bei Zahlen über 40 noch die Seitenzahl der Handschrift, welche mit Bleistift paginiert wurde, an. Es ist hiebei zu beachten, daß zu damaliger Zeit der Jahresanfang an Weihnachten (25. XII.) stattfand und die Tage vom 25. XII. bis 31. XII. daher schon die neue Jahreszahl erhielten, während diese Tage jetzt zum alten zu rechnen sind. Das Monatsdatum, das in der Bürgerliste durchweg nach der Sitte des Mittelalters nach Fest- oder Heiligentagen wiedergegeben wird z. B. anno domini 1336 proxima feria sexta post exaltationem sancte crucis (Freitag nach Kreuzerhöhung gleich 20. September 1336) habe ich jeweils in die heute übliche Datierung nach Monattagen aufgelöst. Wenn eine in unserm Verzeichnis der Königszins aufgeführte Person öfters in der Bürgerliste wiederkehrt, so gebe ich jeweils nur bei dem ersten und letzten Eintrag das Monatsdatum wieder, sonst nur das Jahr und in Klammer die Nummer des Eintrages (siehe oben), in dem sich der Name aufgeführt findet; bei den sonstigen in der Bürgerliste vorkommenden Angehörigen dieser Personen, die ich alle vollständig bis 1436 angebe, würde letzte Maßregel zu weit führen; ich gebe daher hier bezüglich ihrer in der Regel nur das erste und das letzte Vorkommen in der Bürgerliste an. Wenn bei einzelnen Namen angegeben ist, daß sie heute noch in Ravensburg vorkommen, so soll damit, soweit nichts anderes bemerkt ist, nicht ohne weiteres behauptet werden, daß ein genealogischer Zusammenhang zwischen den hier besprochenen Personen und den heute noch blühenden, gleichnamigen Familien besteht.

17. VII. 1379 (43, Seite 123) als Bürge erwähnten Joh(ann) Wilhelm de Dieglshoven (Gemeinde Obereisenbach, Oberamt Tettnang) Bürgerliste 1358 (14) wird ein Haus Wilhelmi, textoris (Berufsbezeichnung = Weber) erwähnt.

Der Geschlechtsname Wilhelm kommt noch heute in Ravensburg mehrfach vor.

3) **Joh(annes) Bütler.** Dieser ist wohl identisch mit dem ohne Angabe eines Vornamens als Schwiegervater eines Neubürgers Albert Jak Smidberg in Bürgerliste 18. XI. 1375 (40) erwähnten Bütler, neben dem ein Conrad Bütler gleichzeitig als Bürge erscheint. Bürgerliste 15. II. 1396 (33) ist ein Jacobus Bütler Bürge. Möglich ist es, daß die vorgenannten Conrad und Johannes Bütler mit den gleichnamigen Brüdern Bütel identisch sind, von denen Conrad am 28. I. 1351, Johannes am 13. IX. 1351 (Bürgerliste 15 bezw. 54) unter Bürgschaft des Bruders Conrad Bürger wird; denn wir bemerken des öftern, daß die Endungen der Namen in dieser Zeit schwanken. (Daß das in der Bürgerliste für die Endung „er“ anfangs gebräuchliche Abkürzungszeichen vom Schreiber versehentlich weggelassen wurde, ist bei dem mehrfachen Vorkommen von Bütel nicht anzunehmen.) Bürgerliste 31. XII. 1368 (56, Seite 92 oben) werden maister Hainrich Bütel und Oswalt Bütel, Gebrüder, Bürger der Stadt. Ein Hengin (= Heinrich) Bütel ist 25. II. 1401 (Bürgerliste 7) Bürge.

4) **Dieta Gerlochin.** Sie ist wahrscheinlich die Schwester des Johann Gerloch (Gerlich), der von 24. II. 1350 (Bürgerliste 12) bis 2. VII. 1372 (Bürgerliste 21) mehrfach als Bürge aufgeführt ist. Der Name Gerloch kommt bereits in den Nekrologien des Klosters Weingarten (W.U.B. IV, Anhang Seite 12)<sup>1</sup> vor. Ein Johann Gerloch wandert 1400 aus Leutkirch nach Ravensburg ein (Bürgerliste 16: 2. VII.) sein Bruder<sup>2</sup> Cunz Gerloch folgt ihm zehn Jahre später nach (Bürgerliste 60, Seite 223 unten: 6. X. 1410).

5) **Joh(ann) Hübschli.** Die Hübschli gehörten zu dem Patriziat der Stadt Ravensburg (Hafner, Geschichte von Ravensburg, Seite 147). Der genannte Hans Hübschli ist der Sohn des von 1359 (Bürgerliste 7) bis 1375 (Bürgerliste 23) in der Bürgerliste mehrfach (neunmal) als Bürge erwähnten Ulbrecht Hübschli (vergleiche Bürgerliste 23: 12. VIII. 1375) und erscheint erstmals — neben seinem Vater — als Bürge am 16. X. 1363 (40) und desgleichen noch 12. VIII. 1375 (23). Derselbe Joh. Hübschli kauft 1376 von Burkart von Reitnau die Burg zu Unter-Reitnau um 420 Pfund Heller (Geschichte der Stadt Lindau 1909, I, 1, Seite 112). Später, nämlich Bürgerliste 6. VI. 1382 (19) erscheint dann ein offenbar von ihm verschiedener Jo Hübschli „bi dem framhus“, der identisch ist mit dem in Bürgerliste 3. VII. 1389 (66, Seite 182) als Bürge erwähnten Jo Hübschli der ober und wohl auch dem 14. II. 1392 (6) genannten „Jo Hübschli der lang“ identisch ist. Denn der Zusatz „der ober“ bedeutet nichts anderes als der — im Gegensatz zu unserm Patrizier Joh. Hübschli — in der Oberstadt, nämlich „bi dem framhus“ (dem heutigen „Waghaus“) wohnende Hübschli. Während nun nämlich der mit den eben angegebenen drei Beinamen geschmückte Jo Hübschli in den angeführten drei Einträgen nur für gewöhnliche, 5 Pfund bei der

<sup>1</sup> W.U.B. IV = Württembergisches Urkundenbuch, Band IV.

<sup>2</sup> Soweit die Angabe der Verwandtschaft nicht auf direkter Angabe in der Bürgeraufnahmeliste oder der sonstigen Quelle beruht, sondern nur auf einer Vermutung, habe ich durch die Fassung der Worte dies jeweils angegeben.

Bürgeraufnahme entrichtende Neubürger sich verbürgt, ist der andre jeweils ohne Beinamen aufgeführte, hier im Verzeichnis gemeinte Jo Hübschli, der also offenbar in der Unterstadt wohnte, fast ausschließlich — nämlich abgesehen von Bürgerliste 1382 (9) und 1396 (14) — nur als Bürge für Adelige und den Geschlechtern angehörige Neubürger, die 10 bis 20 Pfund Pfennige bezahlen, tätig, nämlich Bürgerliste 1384 (22), 2. X. 1387 (91, Seite 173 unten), sodann 1406 (15), 1411 (25), 1412 (16) und zuletzt 13. VI. 1413 (30). Möglicherweise fallen die vier letzten Einträge auf einen gleichnamigen Sohn des hier gemeinten Patriziers Jo Hübschli.

Bereits 4. II. 1275 (W.u.B. VII, Seite 352) wird in einer Urkunde des Klosters Weißenau ein Henricus Hübschelin et filii eius erwähnt; zu diesem gehört jedenfalls Albertus dictus Hübschili Bürger in Ravensburg (Diöz. N. IX., 75: 2. VII. 1311);<sup>1</sup> Bürgerliste 31. XII. 1354 (31) ist Bürge C(onrad) Hübschli. Ein gleichnamiger Hübschli erscheint als Bürge 20. II. 1410 (12), 1412 (37) und 1. IX. 1415 (12), der in seinem Verufe nach dem letzterwähnten Eintrag „karrer“ (Karrenführer, Fuhrknecht) ist. Am 11. V. 1433 (10) wird er Conrat Hüpschli „der elter“ genannt, er hatte also damals wohl bereits einen gleichnamigen Sohn. Dieser Conrat Hübschli gehört, wie der oben besprochene Jo Hübschli „bi dem framhus“ und der C. Hübschli von 1354 offenbar einem ärmern, nicht zum Patriziat gehörenden Zweige der Hübschli an. Dagegen ist der seit 18. V. 1430 (8) als Bürge vorkommende Albrecht Hübschli, wahrscheinlich ein Sohn unsres Johann Hübschli, ebenso Patrizier wie der 11. XII. 1465 (Fürstenbergisches Urkundenbuch VI, 192) als Bürger von Ravensburg erwähnte Hans Hübschli, dessen Ehefrau eine Osanna von Mayenbuch war. Dieser Geschlechterfamilie gehörte wohl auch die Mühle, mit deren Leitung der Müller Claus Raid, 4. V. 1417 (8) als Bürger von Ravensburg aufgenommen, betraut war.

6) **N(icolaus) Vader.**<sup>2</sup> Er ist der Sohn des vor 1350 (Bürgerliste 34) verstorbenen Herman Vader und erscheint erstmals als Bürge am 1. IV. 1350 (Bürgerliste 34), sodann 1358 (3) und 6. II. 1362 (10). Sein Vater ist Zeuge in einer Ravensburger Urkunde vom 13. X. 1340 (Stuttgart, Staatsarchiv) und laut Urkunde vom 4. VII. 1344 (Staatsarchiv Stuttgart) Käufer eines Zinses von 1 Pfund 18 Pfennig aus Gärten „in der vorstat bi den niwven (= neuen) graben.“ Im W.u.B. VII, 116, 228, 365 und VIII, 185, 188 wird schon 1270 bis 1279 ein Hermannus Balneator, sutor (= Schuster), als Bürger und Ratsmann in Ravensburg mit seinem Sohne Conradus erwähnt; letzterer auch W.u.B. IX, 20: 30. IV. 1285; ferner W.u.B. IX, 88: 17. VI. 1286 ein magister Hermann Vader; in Bürgerliste 29. I. 1339 (5) wird ein C. Vader de Altorf als Bürger pro libris X aufgenommen und erscheint Bürgerliste 19. IV. 1340 (20) und 31. VII. 1341 (42, Seite 30) als Bürge. Bereits um 1280 entrichtet ein Vader in Altdorf jährlich 3 Schillinge und 2 Hühner an das Kloster Weingarten (W.u.B. IV, Anhang Seite 35). Der in Bürgerliste 20. XII. 1339

<sup>1</sup> Diöz. N. = Nottenburger Diözesanarchiv, seit 1884 erscheinend, ab 1908 unter dem Titel „Schwäbisches Archiv“ fortgesetzt (redigiert von Amtsrichter a. D. Paul Beck in Ravensburg).

<sup>2</sup> Vergleiche über die Vader meinen Aufsatz im „Schwäbischen Archiv“ 1909, S. 7. Nr. 51. Da seitdem zu den dort besprochenen Namen mehrfach Material hinzukam, habe ich, soweit nichts andres bemerkt ist, um ein Nachschlagen zu erübrigen, unter Hinzufügung von Ergänzungen die dort gegebenen Notizen wiederholt, soweit sie dieselben Familien betreffen.

(39) als Bürge auftretende „dictus Bader de Buchorn“ (= Buchhorn — Friedrichshafen) ist wohl sicher identisch mit Ul(ri)ch Bader (23. XII. 1337: Bürgerliste 40) und Uzo (= Ulrich) dem Schwiegersohn des Ny(colaus) Bader (8. VII. 1338, Bürgerliste 23), letztgenannter möglicherweise ein Bruder des Herman Bader. Gleichzeitig gab es in Ravensburg zwei verschiedene Johannes Bader, die beide je ein estuarium (Badstube) in Ravensburg besaßen. Der eine, der Schwiegersohn des Conrad Bader von Altdorf (siehe oben) stammt von Altdorf, wird 20. II. 1342 (Bürgerliste 9) Bürger und hat im Jahre 1362 ein estuarium in nova civitate (Neustadt = der heutigen Unterstadt), von dem er jährlich 3 Pfund Pfennig Zins an die Stadt entrichtet (Bürgerliste Seite 9) noch 9. V. 1367 (Bürgerliste 11) wird er erwähnt; bei ihm ist also das Wort Bader ersichtlich Berufsbezeichnung. Nicht das gleiche gilt für den Johannes Balneator (= Bader) de Constanz, der 25. IV. 1361 (Bürgerliste 20) zum wiederholten Male<sup>1</sup> Bürger wird und für die in Höhe von üblichen 5 Pfund zu leistende Bürgschaftssumme sein „estuarium in Ravensburg, gelegen neben der Mühle des C. Saver (= Schmid)“ verbürgt; denn bereits 8. III. 1341 (Bürgerliste 12) wird dictus Bader de Constantia als Bürger aufgenommen, für den sich drei Ravensburger Geschlechtergenossen wegen der hohen Bürgschaftssumme (pro iure civili observando) von 20 Mark Silbers (= 40 Pfund Pfennig) verbürgen; er wird 4. VII. 1355 (Bürgerliste 20) gleichfalls ohne Vornamen als dictus Bader de Constantia erwähnt; hier ist also Bader Geschlechtsname; daß aber der „genannte Bader“ von Konstanz mit dem vorerwähnten Johannes Balneator von Konstanz identisch ist, darf wohl kaum bezweifelt werden. Die Bedienung der ihm gehörigen Badstube konnte er ja einem servus überlassen; denn daß er selbst für seine Person das Gewerbe eines Baders ausübte, dagegen spricht die hohe Bürgschaftssumme von 20 Mark, die immer auf angesehenere Stellung hinweist. (Für die erneute Bürgeraufnahme ist immer ein ermäßigter Satz [von 5 Pfund] maßgebend). Nach Bürgerliste 12. I. 1366 (1) lag das estuarium des Johann Balneator „in suburbio“ (Vorstadt), wobei allerdings unsicher bleibt, welche Vorstadt darunter zu verstehen ist. Wohl ein Sohn des Vorgenannten ist Hainrich Balneator de Costenk, der als Bürger und Hausbesitzer in Ravensburg in Bürgerliste 27. XI. 1383 (Bürgerliste 98, Seite 147 unten) erscheint. Noch im 15. Jahrhundert findet sich in Konstanz in der Tat das Geschlecht der Bader, so 1433 bis 1435 Jörg Bader (Konstanzer Häuserbuch von Maurer und Beyerle, II, 1, Seite 257). Von Wolfegg wandert 4. V. 1351 (Bürgerliste 36) Hans Bader und 23. VI. 1387 (Bürgerliste 56, Seite 155) „des Baders Sohn“ (ohne nähere Bezeichnung) in Ravensburg ein, desgleichen von Biberach Burkard Bader 8. XI. 1366 (Bürgerliste 36), der laut Bürgerliste von 13. IV. 1379 (20) hospes (Wirt) ist und noch 1380 (Bürgerliste 12) vorkommt; sein Sohn Johann Bader wird 23. V. 1410 (Bürgerliste 44, Seite 222 unten) Bürger und ist laut Bürgerliste vom 2. III. 1418 (29) seines Berufes Schmied. Ein weiteres Glied der Bader von Altdorf ist der erstmals als Bürge Bürgerliste 12. VIII. 1375 (25) erwähnte Maister Hainrich Bader, der mit dem am 7. II. 1381 (Bürgerliste 8) zum zweiten Male und — nach 15 Jahren — am 15. II. 1396 (Bürgerliste 43), mit vielen andern Altbürgern, zum dritten Male

<sup>1</sup> Es kommt in der Bürgerliste vielfach vor, daß, obwohl die Neubürger regelmäßig auf fünf Jahre als Bürger aufgenommen werden, erst nach 10, 15, 20 Jahren dieselbe Person wiederholt gegen Entrichtung einer Summe Geldes aufgenommen wird.

als Bürger aufgenommenen Henni Bader von Altdorf, bezw. Hainr. Bader, aurifaber, (= Goldschmied) identisch ist; am letzterwähnten Tage (Bürgerliste 31) ist er zugleich auch Bürge unter der Bezeichnung „Hainz Bader, goltschmid.“ Von Markdorf wanderte ein Claus Bader, der am 15. II. 1396 (Bürgerliste 7) unter dem Namen Claus von Marchdorf alias Bader sein Haus in der Lottergassen (der heutigen Charlottenstraße) bei der — wohl wiederholten — Bürgeraufnahme zum Pfande setzt. Er ist Bürge noch 1418 (Bürgerliste 45, 46, 59). Bei dem 26. I. 1428 (Bürgerliste 6, 7) als Bürger aufgenommenen, noch 2. V. 1432 (Bürgerliste 14) vorkommenden Peter bader ist das Wort „bader“ Berufsbezeichnung, siehe unten Ziffer 70. Der Name Bader kommt heute noch in Ravensburg vor. (Vergleiche Merf a. a. O., Seite 158, 1488, 30. V.: Conrad Bader, Diener der Humpißgesellschaft.)

7) **Filia Sügen** (vergleiche „Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 8, Ziffer 58). Sie ist die Tochter des Johannes Sūgo, der 1. VIII. 1331 (Bürgerliste 13) Bürger wird und noch 14. II. 1355 (Bürgerliste 7) und 10. XI. 1364 (95, Seite 78 oben) als Bürge erscheint oder des Hainrich Sūgo, der 15. I. 1353 (4) Bürger wurde. Ein Jāk (= Jakob) Sūg erscheint erstmals 30. X. 1386 (Bürgerliste 89, Seite 166) als Bürge, ist seines Berufes sartor (= Schneider) (Bürgerliste 1396, 1) und ist letztmals 3. II. 1400 (Bürgerliste 7) in Gemeinschaft mit Henggi Humpis für einen Geschlechter Bürge, also möglicherweise selbst zu den Geschlechtern damals gehörig. 28. VIII. 1387 (Bürgerliste 89, Seite 173) wird Hans Sūg Bürger; 11. XI. 1402 (Bürgerliste 51, Seite 208) und 4. X. 1406 (Bürgerliste 23) wird ein Cunz Sūg, wagner, erwähnt.

8) **Jo Ankenrūti.** Am 21. I. 1340 wird Hans Ankenrūti Bürger der Stadt (Bürgerliste 2). Er erscheint zusammen mit S. Holbain am 5. I. 1351 (Bürgerliste 6) als Bürge (Johannes de Ankenrūti), ebenso ist er 1360 (Bürgerliste 6) und noch 8. VII. 1362 (Bürgerliste 31) (Johannes dictus Ankenrūti) Bürge; wie ein Eintrag von 28. I. 1351 (Bürgerliste 9) beweist, war derselbe notarius; sein Geschlecht gehörte zum Patriziat der Stadt. Ob der am 14. II. 1366 (6) zum Bürger mit einer Bürgerschaftsumme von 20 Pfund Pfennig aufgenommene Jo(hannes Ankenrūti dictus landamman mit ihm identisch ist, ist nicht ganz sicher. Das Geschlecht der Ankenreute ist, wie so manche andre Geschlechter der Stadt, z. B. die Holbein und Humpiß, aus dem Leibeigenen- bezw. Ministerialenverband des Klosters Weingarten hervorgegangen. Schon um 1220 werden die Brüder Hermanus und Walthaus de Anchenrūti als zur familia sancti Martini in Weingarten gehörig erwähnt (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins XXIX, 62). Ebenso werden noch 15. VI. 1275 (W.u.B. VII, 373) ein Hermann dictus Anchenrūti mit zwei Söhnen als Leibeigene von den Truchsessern von Waldburg an das Kloster Weingarten geschenkt; um 1280 (W.u.B. IV, Anhang Seite 12) wird eine Berhta de Anchinrūti erwähnt, die, später Klosterfrau geworden, dem Kloster Weingarten eine Schenkung macht. Am 19. XI. 1279 (W.u.B. VIII, 186) hören wir von einem Rudolf von Ankenrūti und dessen Bruder Berthold, Leibeigenen des Klosters Baidnt. Ein Sridrich von Ankenrūti, Ministeriale des Klosters Weingarten (W.u.B. VII, 383: 1275; W.u.B. VIII, 20, 217, 352, 401: 1277 bis 1283) war der erste, der sich als Bürger in Ravensburg aufnehmen ließ (W.u.B. IX, 392: 23. X. 1290). Bürgerliste 28. X. 1333 (19) wird eine vinea (Weinberg) des Ankenrūti in Ravensburg erwähnt; 6. V. 1342

(Bürgerliste 32) ist ein *h*(ainrich) Ankenrüti Bürge. 29. I. 1380 (Bürgerliste 11), 1381 (Bürgerliste 5, 7), 14. IV. 1388 (Bürgerliste 20) ist *h*ainz (von) Ankenrüti, wohl ein gleichnamiger Sohn des Iektorn, Bürge; er besitzt 1385 ein Haus neben dem Neubau der St. Iodokskirche (Urkunde im katholischen Pfarrarchiv in Ravensburg) und wird noch 3. I. 1397 als Mitglied der Patriziergesellschaft zum „Esel“ in Ravensburg erwähnt (Hafner, Seite 146 f.). Ein Johann Ankenrüti hat 30. VI. 1383 (Bürgerliste 42) sein Haus im *Öls*wang, der östlichen Vorstadt von Ravensburg. Der am 4. V. 1413 (Bürgerliste 22) als Bürger aufgenommene Cuntz Ankenrüter dürfte trotz der Verschiedenheit der Endung mit dem 31. XII. 1430 (Bürgerliste 23) als Bürge auftretenden Conrat Ankenrüti identisch sein. Über die spätern Ankenrüti und ihren Handel vergleiche unter anderm auch Schulte, „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Südwestdeutschland und Italien“, 1900, Urkunde Nr. 370.

9) **Schiffo** (= Schick). Der Name in dieser Form kommt in der ältesten Bürgeraufnahmeliste nicht vor; dagegen wird ein *h*(ainr.) Sycke bereits 4. VII. 1324 (Bürgerliste 7) Bürger, ist 1327 (5) Bürge und erscheint noch 1334 (21) und 14. VIII. 1342 (46, Seite 32 Mitte) als Bürge (dictus Sycke). Am 12. III. 1326 (Bürgerliste 16) wird Conrad Syggo, textor (Weber) Bürger — wohl zum wiederholten Male, denn er setzt sein Haus zum Pfande. 31. X. 1378 (Bürgerliste 62, Seite 118) wird dictus Sigg, käser, von Sulgen (= Saulgau) Bürger, am 5. I. 1388 (Bürgerliste 6) *h*ainr. Sigg von den Hoffstett (Hoffstatt Gemeinde Wolfegg). Die Sigg in Lindau, um 1390 bis 1394 Cuntz Sigg und Niclaus Sigg (Urkunde von 1390 im M. N. A.<sup>1</sup> Stadt Lindau, vergleiche auch zu 1394 Geschichte der Stadt Lindau 1909, I, 1, Seite 124) hängen höchst wahrscheinlich mit dem erstgenannten Sigg in Ravensburg zusammen; denn bereits 1342 (Bürgerliste 46 siehe oben) ist ein Sycke Bürger für einen von Lindau einwandernden Neubürger, nach meinen Erfahrungen in der Bürgeraufnahmeliste vielfach eines der untrüglichen Kennzeichen für die Herkunft eines Geschlechts; oft nach 30 und 40 Jahren ist noch ein feinerzeit erwiesenermaßen von einem bestimmten Orte eingewanderter Bürger für seinen, neu einwandernden, frühern Landsmann Bürge. Ob der im Verzeichnis der Königszins genannte „Schick“ mit dem Namen Sigg in Verbindung gebracht werden darf, erscheint mir allerdings fraglich. Der Name Schick kommt in späterer Zeit (16. Jahrhundert) und noch heute wie auch der Name Sigg in Ravensburg vor.

10 und 11) **C(onrad) Wolfegger** und **Jo(hann) Wolfegger**. Die Wolfegger sind ein altes, schon im 13. Jahrhundert in Ravensburg ansässiges Geschlecht. Das C. in dem Verzeichnis der Königszins bei dem Namen Wolfegger gleicht zwar mehr einem C(eorg). Da aber dieser Vorname bei diesem Geschlecht sonst nie vorkommt, ist der Buchstabe offenbar statt C. verschrieben. Der erstere, Conrad Wolfegger, der mit dem unmittelbar nach ihm genannten Jo(hann) Wolfegger wohl im gleichen Hause oder nebenan wohnt, wurde 19. II. 1352 (Bürgerliste 9) pro libris decem — die bei einfachen Bürgern übliche Summe ist, wie bereits erwähnt, 5 librae — als Bürger aufgenommen. Er erscheint in Bürgerliste 1363 (59), 1364 (117, Seite 79) und 6. IV. 1365 (Bürgerliste 29) als Bürge; auch 1374 und 1382 (Bochezer, „Geschichte des Hauses Waldburg“, I, 472) kommt er — oder vielleicht ein gleichnamiger Sohn — als Bürger vor. Eine bedeutendere Persönlichkeit war sein Verwandter Johann

<sup>1</sup> M. N. A. = Urkunde im Münchner Reichsarchiv.

Wolfegger, der in der Bürgerliste erstmals am 11. VI. 1354 (Bürgerliste 16), aber bereits als Bürge neben dem Stadttammann S. Holbain vorkommt. Er war mindestens fünfmal Bürgermeister (magister civium) der Stadt, nämlich 1359 (Hafner, Geschichte der Stadt Ravensburg, Seite 88; nicht sicher, ob urkundlich verbürgt), sodann 1362 (Bürgerliste 47, Seite 70: 12. XII.), 1363 (von Weech, Codex Salemitanus III, 376: 11. VIII., Diöz. A. VIII, 81: 18. V.), 1365 (Urkunde im Überlinger Stadtarchiv, Abt. 88, R. VII., F. 17, Nr. 2429: 12. III.) und 1375 (Urkunde St. A. St.<sup>1</sup> vom 28. IX. 1375). In der Bürgerliste erscheint er bis 1370 (Bürgerliste 10) noch zehnmal; 1371 (Bürgerliste 18) wird eine Wiese des Joh. W. erwähnt, 1375 (Bürgerliste 7) ist er nochmals Bürge, 1376 (3) wird ein ehemaliger Knecht (servus) des Jo Wolfegger Bürger, wie auch bereits 1365 (31) ein (anderer) servus Johannis Wolfegger Bürger wurde. Ein Joh. Wolfegger war 1378, 16. I. (Urkunde M. R. A., Kl. Lindau, Vit. 1, Blatt 68) Schwager des Kumpis des Langen. Ob dieser wie auch der 1382 (Bürgerliste 27), 1383 (3, 38), 1387 (92, Seite 173 unten) und 1396 (Bürgerliste 41) (hier nur „dictus Wolfegger“) vorkommende und an der Gründung der Patrizier-Gesellschaft zum „Esel“ am 3. I. 1397 teilnehmende Hans Wolfegger mit dem Vor-erwähnten noch identisch sei, ist fraglich. Sein Haus lag in der Nähe der „Gred“ (dem heutigen Waghäus) (Bürgerliste 38: 9. VI. 1383). Der erste in Ravensburg vorkommende Wolfegger ist Heinr. Wolfegger, er kommt mehrfach, von 1275 bis 1286, als Mitglied des Rates der Stadt vor (W. u. B. VII, 365, 369, 380; W. u. B. VIII, 185; W. u. B. IX, 29 als h. Wolfegger senior; W. u. B. IX, 20, 29, 88). Sein Sohn ist Conrad Wolfegger, der von 1279 bis 1312 in Ravensburg vorkommt (W. u. B. VIII, 185: 1279, IX.; W. u. B. IX, 392: 1290; Diöz. A. VIII, 14, 25, 33: 1303, 1306, 1310; St. A. St. Urkunde von 4. VII. 1312). Verschieden von dem oben genannten ist wohl der scolasticus (Schulmeister) Henricus dictus Wolfegge in Ravensburg (W. u. B. VII, 380, Nr. 2519: 20. VII. 1275). Einer jüngern Generation gehörte wohl an der am 17. VI. 1326 (Bürgerliste 34) erstmals als Bürge auftretende C(onrad) Wolfegger, der außerdem noch von 10. X. 1339 (34, 35) bis 11. X. 1342 (Bürgerliste 52, Seite 32 Mitte) mehrfach bei Bürgeraufnahmen, insbesondere von Adelligen, mitwirkt. Sein — wohl unehelicher — Sohn ist dictus Zapf, der 1326 (34) und 1337 (6, 10) Bürge und von Beruf gladiator (Schwertfeger, Waffenschmied) ist. Neben Conrad W. erscheint als Bürge in der Zeit von 1. II. 1329 (Bürgerliste 6) bis 20. V. 1348 (Bürgerliste 6) nicht weniger als 54 mal in der Bürgerliste — davon nur einmal (1340, Bürgerliste 27) zusammen mit C. Wolfegger — ein Hainrich Wolfegger; er zählte offenbar zu den angesehensten, vermöglichten Bürgern der Stadt. Der Abt Conrad (von Zbad) vom Kloster Weingarten (1315 bis 1336) erkaufte von ihm und seiner Mutter einen Hof zu Alwigsrüti um 74 Pfund Pfennig (Württembergische Vierteljahrshefte XIII (1890), Seite 44). Er hatte einen Bruder Johann Wolfegger, der in der Bürgerliste aber nicht vorkommt, also wohl auswärts wohnte (Codex Salemitanus III, 249: 15. VI. 1318). Am 31. III. 1340 (Bürgerliste 16) wird Marquardus Pellifex (Kürschner) von Beruf Schneider, Filiaster (Schwiegersohn des) Wolfegger Bürger; sein dem Vornamen nach nicht angeführter Schwiegervater und C. Wolfegger verbürgen sich für ihn. Mit dem Ende des 14. Jahrhunderts scheint das Geschlecht in Ravensburg erloschen zu sein.

<sup>1</sup> St. A. St. = Staatsarchiv Stuttgart, Ravensburger Urkunden.

12) **Dictus Klain.** Bereits 1338 wird in der Wehrliste (siehe „Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 5, Ziffer 33) ein Clayn erwähnt, um 1360 ein Haus der Klain(in) (Bürgerliste Seite 7). Der hier genannte Klain ist zweifellos der 9. VI. 1383 (38) iterato (wiederholt) als Bürger aufgenommene Conrad Klain, der hiebei, was sehr bemerkenswert ist, sein neben dem Hause des unter Ziffer 11 erwähnten Johannes Wolfegger und der „Gred“ (dem Gredhaus) gelegenes Haus pro libris decem verbürgt. Man darf also hieraus schließen, daß das Verzeichnis der Königszins in der Reihenfolge abgefaßt ist, wie der mit der Einsammlung betraute Beamte am besten die Zins nach den einzelnen Straßen einzog. Der genannte Conrad Klain stiftete 1388 (Gerh. Kallen, „Die oberschwäbischen Pfründen des Bistums Konstanz“, 1907, Seite 68) die Margareten-Kaplanei in der St. Michaels-Kapelle (Kapelle des Franziskanerinnenklosters am Wehlsack in Ravensburg). 4. VIII. 1380 (Bürgerliste 13) ist ein Nicolaus Klain Bürge.

13) **Peter von Owe:** Wurde 13. IV. 1350 (Bürgerliste 35) pro libris 10 Bürger in Ravensburg; der Bürgermeister H. Maigenberg verbürgte sich für ihn; Peter von Owe hatte 14. II. 1349 (Urkunde M. R. A., Urkunden von Lindau Nr. 91) ein Gut bei Lindau im Besitz. Bereits 22. V. 1349 (Bürgerliste 16) verbürgt sich ein Conrad von Owe für seinen Bruder Claus von Owe bei dessen Bürgeraufnahme. Vielleicht ist ersterer identisch mit dem Conrad von Owe, der mit seinem Bruder Johannes in einer Altdorfer Urkunde 25. III. 1320 (Diöz. A. VIII, 51) als Zeuge erscheint. Wohl nicht zu diesem Geschlecht gehören der den 5. IX. 1362 (36) Bürger gewordene Johannes in der Owe und die Weber Bertoldus Ower, 18. I., 1365 (10) Bürger, der ein Haus in suburbio 1367 (Bürgerliste 14 a am Rande) besitzt, und Hans Ower (auch Ower), wohl des letztern Sohn, der, 28. V. 1405 (Bürgerliste 7) Bürger, noch 31. VII. 1412 (Bürgerliste 25) erscheint. Es scheint, daß der oben genannte Sübschli der Rechtsnachfolger des 1366 vielleicht schon weggezogenen Peter von Owe war; möglicherweise hatte er auch die Entrichtung des Königszinschillings für Peter von Owe vertragsmäßig übernommen.

14) **Gret Winzürn** (siehe „Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 6, Ziffer 36). Die Unterscheidung, ob Berufs- oder Geschlechtsname ist bei diesem Namen vielfach schwierig. Da nur Männer sich verbürgen konnten, kommt die Gret Winzürn in der Bürgerliste nicht vor; bereits IV. 1268 (Fürstenbergisches Urkundenbuch V., 138) treffen wir einen dictus Winzurn (also Geschlechtsname!) als Bürger in Ravensburg an, ebenso 14. IX. 1311 einen Conrad und Stefan Winzurn (Diöz. A. VIII., 34), ersterer wird noch in der Wehrliste von 1338 und Bürgerliste 1338 (3) und 1339 (31) erwähnt. Der 16. XI. 1352 (Bürgerliste 23) ohne Vornamen erwähnte (dictus) Winzürn ist wohl identisch mit dem Bürger Hainrich Winzürn vom 30. III. 1361 (Bürgerliste 13) und 13. VI. 1365 (Bürgerliste 44, Seite 82 Mitte), welcher am letztgenannten Tage — wiederholt — Bürger wird. Ulrich Winzürn ist Bürge 14. I. 1362 (Bürgerliste 3), 1363 (45), 1365 (56), 1370 (20) und 7. III. 1372 (11). Die Geschwister Hainrich, Ulrich, Peter und Anna Winzürn, welche alle 3. VII. 1389 (57, Seite 182) als Bürger aufgenommen werden, gehören vielleicht schon einer jüngern Generation an. Ulrich Winzürn, der übrigens bereits 1386 (18 und 77) Bürge ist, wird in Bürgerliste 4. VII. 1389 (94, Seite 183 unten) nochmals besonders als Neubürger (pro libris 15!)



aufgeführt und wird noch 1399 (20), 1410 (39) und zusammen mit dem unten zu erwähnenden Hans Winzürn am 1. III. 1418 (Bürgerliste 26) noch genannt. An dem genannten 4. VII. 1389 (Bürgerliste 101, Seite 184 oben) wird auch „Anna Winzürnin vom Stadel (Gemeinde Reute, Oberamt Waldsee) und haintz ir sun und nio (sic! = 9?) kind“ Bürgerin der Stadt; vielleicht ist dies die Mutter der vier Geschwister; haintz W. wird noch 27. V. 1396 (Bürgerliste 78, Seite 195) genannt. Hans Winzürn von Heggbach (Gemeinde Maselheim, Oberamt Biberach) wandert 1372 (Bürgerliste 11: 7. III.) ein, der oben erwähnte Uli Winzürn ist Bürge für ihn, also doch wohl mit ihm verwandt; sie sind auch 1410 (39) und 1418 (26) gemeinsam Bürgen; Hans W. ist von Beruf „bek“ und erscheint auch 1412 (20), 1414 (14), 1417 (8), 1428 (32). Daneben wird ein anderer Hans Winzürn, Weber von Beruf, Bürger 30. IV. 1419 (Bürgerliste 11), noch 1427 (12) erwähnt. Ein anderer Winzürn (ohne Vornamen) wandert 1402 (Bürgerliste 37) von Laimnau (Oberamt Tettnang) ein und wird 1412 (20) wiederum Bürger. Seit 29. XI. 1426 (Bürgerliste 21) kommt ein Jos (gleich Iodokus) Winzürn als Bürge vor, so 1431 (9), 1433 (7); im Jahre 1471 (30. IX., Fürstenbergisches Urkundenbuch VII, 25) ist ein gleichnamiger Winzürn Bürgermeister in Ravensburg.

15) **Erler.** Conrad Erler wird 1. II. 1351 (16) Bürger pro libris 10 und wird 19. IV. 1352 (15) als Bürge genannt. Ein Johannes Erler, wohl sein Sohn, wird 17. IV. 1379 (Bürgerliste 26), ferner 1379 (63, Seite 124 unten), 1383 (71) und 4. III. 1386 (22) als Bürge erwähnt. Er gründet 1412 die St. Leonhardspfünde an der Leonhards-Kapelle (jetzt profaniert) im Döschwang. (Gerh. Kallen, „Die ober-schwäbischen Pfünden des Bistums Konstanz“ [Heft 45/46 der Kirchenrechtlichen Abhandlungen von Ulrich Stuß], Seite 68.)

16) **Jo. Swininor** (eigentlich „Schweinsohr“) (vergleiche „Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 6, Ziffer 37). Derselbe ist wohl ein Sohn des Jo. Swininor, der 1338 in der Wehrliste genannt wird und schon Bürgerliste 17. VI. 1326 (25) zusammen mit Nicolaus Swininor Bürge ist. Bürgerliste 28. X. 1333 (19) ist Bürge Sridricus) Swininor, Bürgerliste 1. VI. 1350 (52, Seite 46) Conrad Swininor, während Bürgerliste 5. VIII., 1350 (64, Seite 46 unten) C. filius C. Swininor Bürger wird und sein Haus zum Pfande setzt. Schon 29. IX. 1279 wird in Ravensburg eine area dicte Swininoerin erwähnt (W.U.B. VIII, 184).

17) **Jo Siener.** Derselbe ist identisch mit dem erstmals 28. XII. 1349 (Bürgerliste 41), sodann 31. XII. 1350 (92, Seite 48), 19. XII. 1352 (23) ohne Vorname „genannten“ Siener (Sener) der noch 1358 (13) und 19. VII. 1363 (20) als Joh(ann) Siener, pistor (Bäcker), sich verbürgt. Von Grindeln (Tan(n)grindeln [grindel gleich Kiesel, Balken] heute Dangrindeln, Gemeinde Grünkraut, Oberamt Ravensburg) wandert 1384 (Bürgerliste 55, Seite 153 oben: 5. X.) ein haintz Senner ein. 20. I. 1387 (Bürgerliste 7) wurden die Kinder des (verstorbenen) hainrich Siener von Wolfegg, mit Namen Cunz, haintz, Jos, Elsa und Ötli (Otto) Bürger der Stadt, indem ihr Vogt (Vormund) Herman Spieß für sie das Bürgerrecht empfängt. Cunz Siener ist noch 21. X. 1402 (48, Seite 208 oben) als Bürge genannt. Mit diesen verwandt sind wohl die gleichfalls 1387 (Bürgerliste 30: 13. III.) von Wurzen (Wurzach, Oberamt Leutkirch) einwandernden Brüder Hans und Erhart Siener, von

denen ersterer noch 15. IX. 1390 (Bürgerliste 11) Bürge ist; denn auch für diese ist der erwähnte Herman Spieß Bürge. Die Senner gehörten später dem Patriziat der Stadt an. Der Name Senner kommt noch heute mehrfach in Ravensburg vor.

18) **H(ainrich) Amman, bef.** Derselbe wird am 27. VI. 1345 (Bürgerliste 19) als servus (Diener) des C(onr.) Kürnbergt Bürger der Stadt; 1350 (45) erstmals Bürge, kommt er 1351 (16 und 28) als panifex (bef, Bäcker) vor. Schon 1275 8. V. (W.u.B. VII, 365) kommt ein Sivridus Minister (Amman) in Ravensburg vor, ebenso 1282, IV. und 1283, VI. (W.u.B. VIII, 342 und 401) und zwar ist hier Amman sicher Geschlechtsname und Sivridus Vorname, da z. B. 1275 neben ihm der Amman der Stadt Ravensburg genannt wird. Auch den S(ridrich) Amman, der 11. IX. 1332 (15) Bürge ist, werden wir ebenso wie S(ridricus) Minister, der 1339 (43, Seite 28 Mitte) Bürge ist, als Angehörigen des Geschlechts der Amman ansehen dürfen; denn im ersten Falle steht er erst an zweiter Stelle als Bürge und ist für 1332 wahrscheinlich Wilhelm Humpis Stadtmann, der 1328 bis 1330 und 1334 als Stadtmann erwiesen ist; 1339 ist allerdings ein S(rik) (Humpis) Ammann; doch ist in der Bürgerliste meist der Geschlechtsname angegeben, wenn der Stadtmann Bürge ist; auch ist beide Male das Wort Amman bezw. Minister in großen Anfangsbuchstaben geschrieben, was, wenn auch nicht immer in jener Zeit, so doch hier umsomehr für unsre Ansicht spricht, als in der Bürgerliste umgekehrt sogar mehrfach Geschlechtsnamen, namentlich bei von einem Handwerk oder Gewerbe herrührenden Namen, mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben sind. Aus diesem Grunde ist wohl auch der 20. XII. 1337 (36) als Bürger (pro marcis decem) aufgenommene Minister de Büchorn (1337, Bürgerliste 40 als Bürge erwähnt) und der 24. II. 1345 (Bürgerliste 6) (pro libris 20) aufgenommene Minister de Stoufen (Staufen im Allgäu) nicht als Amtsbezeichnung, sondern Geschlechtsname anzusehen; anders ist dies bei der ungenannten uxor ministri de Walpurg, die 6. II. 1342 (2) mit ihrer Tochter Bürgerin wird (pro libris 10); hier ist nach dem Ausgeführten zweifellos der Amman der Truchjessen von Waldburg gemeint; dasselbe gilt bei dem 4. VII. 1364 (Bürgerliste 45) pro libris 10 aufgenommenen Burkardus, amman de Zell (= Oberzell, Gemeinde Taldorf, Oberamt Ravensburg) der jedenfalls Kloster Weißenauischer Amman daselbst war, und einer Alla, der Tochter des ammans von Riethusen (Oberamt Saulgau), die 19. XII. 1378 (68, Seite 119) Bürgerin wird. Bürgerliste 24. XI. 1365 (66, Seite 83 unten) wird dagegen ein Jo(hannes) Amman als Bürge erwähnt, 23. VI. 1387 (54, Seite 173 unten) wird Conrad Amman von Elwangen (Oberamt Leutkirch) Bürger. 9. III. 1392 (Bürgerliste 7) wird ein andrer Cunz Amman, von Langnow (Langnau, Oberamt Tettnang) gebürtig, von Beruf bef, und dessen Bruder Hans Amman Bürger. Ersterer erscheint noch 1392 (9), und 11. IV. 1413 (Bürgerliste 18) bei der Aufnahme der Greta Tönnerin, der Tochter eines Syfrid Amman als Bürge; 19. II. 1406 (7) wird Jos (Abkürzung für Jodokus, der Patron der zweiten Pfarrkirche in der Unterstadt in Ravensburg ist) Amman als Bürge genannt. 5. XII. 1405 (Bürgerliste 24) wird Paulus Amman, möglicherweise ein Sproß der angesehenen Memminger Familie Amman Bürger, wobei er 10 Pfund Pfennig „verbürgt.“ 15. XI. 1412 (Bürgerliste 38) wird ein gleichnamiger Amman — wohl derselbe, Bürger. Letzterer scheint vor 7. VI. 1419 gestorben zu sein; denn an diesem Tage wird Anna Amman, welche die Tochter des Srick Lüprecht, der sich 1412 für

Paul Amman bei seiner Bürgeraufnahme verbürgt hatte, und zweifellos die Ehefrau des Paul Ammann war, mit ihren beiden Söhnen Anton und Hans Amman, — der auch 1425 (8) als Bürge erwähnt wird — als Bürgerin aufgenommen. Vergleiche auch Merk, a. a. O., Seite 158. (1468 31. X., Ursula Amānin, 1489 19. I., Peter Amman, Neubürger.) Amman kommen noch heute in Ravensburg mehrfach vor.

19) **Bühler, bader** (vergleiche „Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 6, Ziffer 39 und Seite 24, Ziffer 94, wozu zu bemerken ist, daß die Namen Bücheli [heute gleich Büchele, nicht mehr in Ravensburg vorkommend] und Bücheler oder Bühler [heute noch in beiden Formen in Ravensburg vorhanden] auseinander zu halten sind). Dieser hat nach einem Eintrag von 1361 in Bürgerliste Seite 1 ein Haus in Ravensburg, von dem er jährlich 10 Schilling Pfennige an die Katharinenpfünde in der Liebfrauenkirche zu Ravensburg zu entrichten hat.<sup>1</sup> Er ist wohl identisch mit dem 14. XI. 1352 (Urkunde Pfarrarchiv und Bürgerliste Seite 4) „genannten“ Bühler, der ein früher dem Lingg gehöriges Haus besitzt und hieraus 6 Schilling Pfennig an den untern Altar im Spital in Ravensburg entrichtet, und möglicherweise mit dem 17. XII. 1364 (Bürgerliste 125, Seite 79 Mitte) — wohl wiederholt — als Bürger aufgenommenen rator (Barbier, Bader) Conrad Bühler, für den ein Heinrich Bühler (siehe unten) sich verbürgt. Ein Conrad Bücheler wird bereits 1. VI. 1341 (28) als Bürger aufgenommen und ist 1342 (5 und 8) Bürge. Der erwähnte h(sainr.) Bühler ist mit dem 16. XI. 1355 (Bürgerliste 36, vergleiche auch Bürgerliste 37) zusammen mit seinem vermutlichen Bruder Bertold Bücheler — Bücheler und Bühler gehen meist ineinander über und wurden damals noch nicht auseinandergelassen — Bürger gewordenen Heinrich Bücheler von Büche (wahrscheinlich Buch Gemeinde Meckenbeuren Oberamt Tettnang) identisch; wahrscheinlich war dies seine zweite Aufnahme als Bürger, denn bereits 10. XII. 1344 (Bürgerliste 43, Seite 35) wird ein h. Bücheler Bürger; er kommt noch 1354 (3) und 29. X. 1365 (Bürgerliste 59, Seite 83 oben) als Bürge vor und ist von dem Bürgerliste 5. XII. 1336 (22) das Bürgerrecht erhaltenden h(sainrich) Buecheller de Marchdorf und dem Bürgerliste 5. II. 1339 (8) und Bürgerliste 28. XI. 1342 (50, Seite 32) als Bürge genannten dictus Buecheller, der wohl mit letzterm identisch ist, zu unterscheiden. Schon 28. II. 1306 (Döz. A. VIII, Seite 25) ist ein Conrad Buhular mit seinen Söhnen Conrad, Hermann, Ulrich und Burkard Bürger in Ravensburg, wie überhaupt der Name Bücheler, Buhilaer, Bühelaer in der Umgebung von Ravensburg schon im 13. Jahrhundert weit verbreitet ist (vergleiche W.u.B. IV, Anhang Seite 13, 27, 40; W.u.B. VIII, 412, 447). Bürgerliste 2. V. 1337 (9) wird Johannes Büheler Bürger, wobei sich Ul Büheler, der auch 1340 (9) mit ihm, ferner 1340 (18) allein und 30. X. 1340 (47, Seite 29 Mitte) mit einem Jakobus Büheler und zuletzt 12. II. 1344 (7) allein als Bürge erscheint, für ihn verbürgt; der genannte Johann Büheler ist noch 15. X. 1350 (Bürgerliste 79, Seite 47 unten) und 4. I. 1351 (1) Bürge und seines Zeichens carnifex (Metzger). Verschieden von ihm ist der gleichnamige Müller Joh. Bühler, der 11. VIII. 1366 (30) Bürger wird; 20. IV. 1364 (25) wird ein nicht weiter vorkommender hug Büchler als Bürge erwähnt; 4. III. 1380 (13) wird der Blaicher Cunz Bühler Bürger, 12. II. 1385 (15)

<sup>1</sup> Ich hoffe, demnächst an anderer Stelle über die Einkünfte der Ravensburger Kaplaneipfunden berichten zu können.

ein Hans Bühler, Blaitcher, als Bürge erwähnt. 2. X. 1387 (Bürgerliste 93, Seite 173 unten) wandert von Lettnang der Weber Conr. Bühler ein und am 15. X. 1387 (95) der Schneider (sartor) Peter Bühler, servus (Diener, Gefelle) des Juncholz, welcher letzterer in der Tat, wie hiernach zu vermuten, Schneider ist (Bürgerliste 1406, 10). Ein Bruder des Peter Bühler, namens Johannes Bühler, wird 16. II. 1393 (2) und 23. IV. 1394 (5) Bürger. Hainz Bühler wird 18. VII. 1406 (18), Herr Cunrat der Murer alias Büler, vermutlich ein Geistlicher (weil Herr titulierte) 18. V. 1407 (6) Bürger, desgleichen am 16. IV. 1414 (7 und 8) Jos Bühler (Büchler in Bürgerliste 8) und Cunz Büchler (Bühler in Bürgerliste 7) — wohl Brüder — die sich gegenseitig verbürgen.

20) **Nicolaus Smid** („Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 3, Ziffer 7, 4, Ziffer 18, 7, Ziffer 46). Da es bei dem häufigen Vorkommen dieses Namens zu weit führen würde, alle bis 1436 vorkommenden Träger dieses Namens zu nennen, so verweise ich hier auf das a. a. O. im „Schwäbisches Archiv“ Gesagte und beschränke mich auf den hier genannten N. Schmid. Bereits 1. VIII. 1330 (7 und 8) werden die Gebrüder Johannes und Nicolaus Smid de Ruti (= Reute, Oberamt Waldsee) als Bürgen genannt; sie gehörten, nach den Einträgen zu schließen, dem Patriziat der Stadt an. Letzterer wird 1335 (11), 1339 (32, 36), 1340 (1), 1341 (1) als Bürge, 1348 (10. XII.) und 1349 (Januar: Urkunde im Diöz. A. VIII, 70 und 73) als Bürgermeister der Stadt erwähnt, und zwar ist er der erste, urkundlich bekannte magister civium der Stadt. Er war mit Cristina Sälzli verheiratet und starb vor 28. VIII. 1372 (Urkunde im Pfarrarchiv). Erst 4. III. 1375 (Bürgerliste 4) wird ein weiterer Claus Smid, von Wausenberg (Wasenburg, Gemeinde Reinstetten, Oberamt Biberach?) als Neubürger erwähnt, der 1378 (56, Seite 118 oben) und 25. V. 1389 (12) als Bürge vorkommt. Um welchen der beiden es sich hier handelt, läßt sich nicht sicher entscheiden. Letzterer wird später Schindeli genannt, z. B. 1379 (54, Seite 124 oben) noch Claus Smid Schindeli, 1399 (22) nur noch Claus Schindeli und ist 1392/1393 Stadtammann in Ravensburg. (Diöz. A. VIII, 89 und Fürstenbergisches Urkundenbuch VII, 116.) Er ist der Stammvater des später weitverbreiteten der Gesellschaft zum „Esel“ angehörigen angesehenen Patriziergeschlechts der Schindeli(n); vergleiche „Geschichte von Lindau“ 1909, II, Seite 121. Wir haben also hier ein sicheres Beispiel für die Umwandlung der Namen vor uns, wie sie im 14. Jahrhundert in der Bürgerliste uns noch mehrfach begegnet.

21) **Fridrich Ott**. Ein Fridrich Ott kommt in der Bürgerliste nicht vor, das Geschlecht der Ott (Otto, Otte) ist jedoch schon im 13. Jahrhundert in Ravensburg verbreitet: Die Brüder Wern(er) Otto (W.u.B. VII, 78; 10. III. 1270; VIII, 188; XI. 1279) Ulrich Otto (W.u.B. VIII, 185; IX. 1279) und Hainrich Otte (W.u.B. VIII, 188; IX. 1279) wurden als Bürger und Ratsmänner erwähnt; sie entrichteten um 1280 (W.u.B. IV, Anhang Seite 27) de decima Alwigruti, que fuit Holbainis 1 Schilling an das Kloster Weingarten. Vermutlich ihre Schwester, Gueta Öttin, hat 1279, 29. IX. (W.u.B. VIII, 184) die area des verstorbenen Appeneue in Ravensburg im Besitz. Conrad Otto ist 4. I. 1329 (1) als Bürge erwähnt, ein U<sup>z</sup> (Ulrich) Otto wird 19. VII. 1345 (25) Bürger, Jacob Otte ist 14. VIII. 1356 (46, Seite 59 oben) Bürge; ein Jo(hann) Otto entrichtet 1362 (Bürgerliste Seite 9) von seinem Hause 6 Schilling Pfennig Zins an die Stadt; 28. VII. 1421 (18) wird ein Johannes Ott

als Bürge erwähnt. Ob die Ott (Otte) in Lindau z. B. Wernher Otte, 5. V. 1382 Bürger daselbst („Geschichte von Lindau“ 1909, I, Seite 107) und Cunz Ott, XII. 1393 Pfleger der Kapelle Unserer Lieben Frau vor Straß (M. N. A. Lindau. Urkunde 215) mit dem Vorgenannten in Beziehung stehen, ist ungewiß.

22) **Küni Satler** („Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 7, Ziffer 48). Derselbe ist wohl identisch mit dem am 21. V. 1371 (13) — wiederholt! — Bürger gewordenen Cunz Satler von Pfulwendorf (Pfullendorf), der 1373 (2) ein Haus neben Wilhelm Maigenberg besitzt. Schon W. U. B. VII, 365: 8. V. 1275 und Diöz. A. IX, 74: 30. II. 1295 kommt als Ravensburger Bürger Cuonrad Sateler vor; Bürgerliste 10. XII. 1332 wird ein Huono Satteler als Bürge genannt, desgleichen Bürgerliste 26. XII. 1333 (25), in der Wehrliste von 1338, 1347 (66, Seite 40 unten), 1350 (27 und 80, Seite 47 unten), 1351 (28); laut Bürgerliste 17. VI. 1326 (28) ist Johannes Satteler Bürge. 23. VII. 1364 (54, Seite 75 unten) wird Hug(o) Satler erstmals als Bürge genannt, desgleichen 1375 (20) Walthar Satler, 7. VIII. 1379 (60, Seite 124) sind beide gemeinsam Bürgen; ersterer wird noch 1383 (27) und 1385 (6) erwähnt, 1386 (34) vermutlich dessen Sohn Hügli (deminutiv) Satler. Von Rot (Oberamt Leutkirch) wandert 1380, 29. I. (9), Hainz Satler ein, der noch 1419 (11) und 1420 (7) vorkommt; 12. VIII. 1382 (Bürgerliste 29) wird Eberli Satler Bürger; 11. X. 1383 (68, Seite 145 oben) erhalten Mha Satlerin und ihre Tochter Gret Murerin das Bürgerrecht; ihr Haus liegt in novo foro (am neuen Markt) in des Reglers gäslü an der mur. 1383 (99, Seite 148 oben) ist Jak Satler Bürge. Von Waldsee wandert 1392 (13) ein Johann Sattler ein, desgleichen 1396 (10) ein solcher von Überlingen. 1394 (22), 1395 (1), 1396 (10) und 5. VI. 1412 (17) ist Simon Sattler als Bürge genannt; 6. XI. 1401 (24) wird Stefan Sattler als Vogt der Glarerschen Kinder (von Weingarten) genannt; 1421 (25) ist Wilhelm Sattler, 1423 (34) Jos Sattler, von Beruf sutor (Schuster), als Bürge genannt.

23) **H(ainrich) Galdrich**. Die Geldrich gehörten, namentlich im 15. und 16. Jahrhundert, zu den angesehensten Geschlechtern der Reichsstadt Ravensburg; der hier genannte Hainrich ist wahrscheinlich der Sohn des Sridrich Geldrich (siehe unten), Bürgerliste 27. III. 1350 (22 und 23) und wird 1350 (39), 1361 (47, Seite 67 oben) und 1364 (67, Seite 76 unten) als Bürge erwähnt. S(ridrich) Gaelderich wird erstmals in der Bürgerliste 1326 (37) als Bürge erwähnt, außerdem 1335 (13), 1347 (85, Seite 41) und 1350 (17, 22, 23) und zusammen mit Conrad Galdrich, höchst wahrscheinlich seinem Bruder, 1335 (18), 1338 (16) und 1350 (19 und letztmals 47: 15. V.); letzterer (Conrad) wird 7. II. 1331 (2) Bürger, wobei er seinen Anteil an dem Hause seines Schwiegervaters Distel verbürgt und wird bis 1364 (67, siehe oben) allein 13 mal als Bürge in der Bürgerliste erwähnt. Ein Johann Gaelderich erhält 23. VI. 1338 (16) unter Bürgerschaft der beiden letztgenannten das Bürgerrecht und ist 1350 (17) zusammen mit Sridrich G., 1351 (26) zusammen mit Conrad G., 1350 (45) allein Bürge. Der 30. VI. 1360 (12) als winzürn (Rebmann) von Beruf bezeichnete Johann Galdrich ist jedenfalls mit dem 11. XII. 1345 (41) von Straße (gleich Straß, Gemeinde Berg, Oberamt Ravensburg) eingewanderten Johann Galdrich identisch; letzterer besitzt laut Bürgerliste 1361 (23) ein Haus im Döschwang und wird noch 23. II. 1387 (24) als Bürge erwähnt. Der oben genannte Conrad Galdrich

hatte einen Sohn Märke (= Marquard), der mit seinem Vater 6. XII. 1358 (16) sich verbürgt. Wohl ein gleichnamiger Sohn des Srik Gäldrich entrichtet um 1360 (Bürgerliste Seite 6) aus seinem Hause, das (nach einer Ravensburger Urkunde vom IX. 1375) am alten Markte gelegen war, 9 sol. 6 den. Zins an die Magdalenenpfünde der Pfarrkirche in Ravensburg; er wird noch 6. XI. 1383 (77, Seite 146) als Bürge erwähnt. Am 7. I. 1375 (1) wird Conrad Blaser dictus (genannt) Gäldrich, Bürger und verbürgt hiebei sein Haus im Ölschwang. 21. VII. 1408 (Bürgerliste 5) wird Conrad Gäldrich, der auch 16. XI. 1410 (63, Seite 224 oben) bei der Bürgeraufnahme eines Hainz Gäldrich mitwirkt, und noch 16. III. 1429 (10) als Bürge erwähnt wird, Bürger. Beide verbürgen je 10 Pfund Pfennig; der letztgenannte, Hainrich, der 2. III. 1410 (32) Bürge ist, besaß 1427 und 1428 zu Ravensburg Papiermühlen (Hafner, „Altes und Neues aus der Geschichte Ravensburgs“, 1908, Seite 298). 23. I. 1411 (4) wird ein her (Herr) Hans Gäldrich, also wohl ein Geistlicher, als Bürge erwähnt; er war es vermutlich, der 1400 einen Altar in die Pfarrkirche zu Ravensburg stiftete (Diöz. A. III, 23). 4. I. 1435 (8) wird Jos Gäldrich Bürger. 29. X. 1448 wird ein weiterer Hainrich Gäldrich Bürger (Merk, a. a. O., Seite 188). Über den 1484/85 als Bürgermeister der Stadt die Hexenverfolgung eifrig fördernden Conrad Gäldrich vergleiche meinen Aufsatz über die ersten Hexenprozesse in Ravensburg in den „Württembergischen Vierteljahrsheften“, XIX, 1910 (Seite 397 bis 417, besonders Seite 410).

24) **Weber** („Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 6, Ziffer 41). Da ein Vorname hier nicht angegeben ist, ist es schwierig zu bestimmen, wer hier gemeint ist, wahrscheinlich entweder der 3. II. 1365 (20) als Bürge genannte Hüg Weber oder der 7. III. 1365 (26) in gleicher Eigenschaft genannte Uk Weber de Altorf. Hans der weber von Altdorf, der 19. IX. 1349 (30) und textor (ohne Vornamen) de Sch(r)ekensew (Gemeinde Fronhofen, Oberamt Ravensburg), der 22. VIII. 1366 (33) Bürger wird, scheiden aus, weil es sich hier um Berufsbezeichnung, nicht Geschlechtsnamen handelt (kleine Anfangsbuchstaben). Bereits 2. VII. 1311 (Diöz. A. IX, 75) ist ein Sridericus Textor (= Weber) Bürger in Ravensburg. 18. VII. 1329 (11) wird ein Jacobus Textor de Herbisrüti (Erbsreute, Gemeinde Schlier, Oberamt Ravensburg) als Bürge erwähnt. Bürgerliste 23. VIII. 1329 (13) wird Johannes dictus Weber, pannicisor (gewand-schneider) Bürger; sein Bruder Cunradus Textor verbürgt sich für ihn; ferner wird 29. I. 1339 (Bürgerliste 5), 15. V. 1340 (Bürgerliste 26), 17. VII. 1340 (Bürgerliste 30) und 7. VII. 1343 (19) der wohl mit Johann Weber identische pannicida dictus Weber als Bürge genannt; 15. V. 1350 (46, Seite 46) erhält Conr. Weber von Bavendorf (Oberamt Ravensburg) das Bürgerrecht. Am häufigsten wird in der Bürgerliste der erstmals als Bürge 3. XI. 1364 (88, Seite 77 unten) genannte Hainrich Weber (siehe Ziffer 46 des Verzeichnisses) erwähnt, der dem Patriziat (vergleiche Hafner, „Geschichte der Stadt Ravensburg“ 1887, Seite 147) angehörte und in den Jahren 1386 bis 1388 (Diöz. A. VIII, 82: 25. V. 1386 und Würdinger, Regesten von Lindau, Seite 42: 21. VIII.; Diöz. A. VIII, 83: 29. VI. 1387; Urkunde von Ravensburg im Nürnberger Germanischen Museum vom 13. XII. 1388), ferner 1401 (20. IX., Bürgerliste 17) und 1403 (11. XI., Bürgerliste 27), nach Hafner („Geschichte der Stadt Ravensburg“, 1887, Seite 168) auch 1398, 1399 und 1402 Stadtmann dajelbst

war. Er erscheint als Bürge außerdem noch 1374 (14), 1376 (22), 1377 (4: für seine ancilla Anna Haimow von Winterhofen, mir unbekannt), 1379 (55, Seite 124 oben), 1381 (8, 38), 1385 (34) und 1399 (14, hier nicht mit dem Titel minister, trotz obiger Angabe von Hafner). Von Belwen (= Felben, Gemeinde Bodnegg, Oberamt Ravensburg) wandert 1368 (Bürgerliste 45: 5. XI.) Hans Weber ein, er wird noch 4. VII. 1389 (Bürgerliste 76, Seite 183 oben) erwähnt; 11. VI. 1405 (9) wird ein anderer Hans Weber, vielleicht der Sohn des vorigen, Bürger; bei dem 19. III. 1409 (8) das Bürgerrecht empfangenden Hans weber, Hartmans säligen sun von Lottenwiler (Gemeinde Ailingen, Oberamt Tettnang) ist fraglich, ob sein Geschlechtsname Weber oder nicht vielmehr wahrscheinlicher Hartmann war. 17. XI. 1423 (31) wird der weber von Hasenwiler (Oberamt Ravensburg) Bürger (möglicherweise hier Berufsbezeichnung), 14. I. 1432 (1) ein Hainz Weber alias Appenwiler, also auch hier der Übergang von einem häufigern zu einem weniger verbreiteten Geschlechtsnamen.

25) **Jo(hann) Engler.** Bereits 8. II. 1342 (3) wird ein Johannes Engler als Bürge erwähnt, der jedenfalls mit dem 21. XII. 1350 (89 und 90) „genannten“ (dictus) Engeler identisch ist. Der hier genannte ist der 4. VII. 1364 (Bürgerliste 46, Seite 75 oben) mit seinem gleichnamigen Sohne Bürger gewordene Johannes Engeler von Wiler (Gemeinde Berg, Oberamt Ravensburg) der offenbar übrigens bereits 7. VI. 1364 (Bürgerliste 43) Bürge ist. Der Sohn ist noch 1382 (9) Bürge; 1386 (3) wird ein weiterer Hans Engler, sutor (= Schuster), Bürger, er wird noch 28. XII. 1395 (26) genannt. Der Name ist noch heute in Ravensburg verbreitet.

26) **Wünn Smidin.** 14. III. 1371 (5) wird Müne Smidin, die Schwester des Ulrich Werhmeister — der, ehemals Ammann in Wangen, am 6. III. 1370 (10) das Bürgerrecht von Ravensburg empfangen hatte — und Ehefrau bzw. Witwe eines in Ravensburg ansässigen Schmid, unter Verbürgung des letztgenannten und ihres Sohnes Johann Bürgerin. Sie mußte eben, während sie offenbar bereits 1366 ein Haus zu Eigentum hatte, erst nach dem um 1370 erfolgten Tode ihres Mannes, wie dies öfters zu beobachten ist, selbst das Bürgerrecht annehmen. Gegen die Datierung des Verzeichnisses spricht dieser Eintrag also nicht.

27) **Conrad) Valeran** („Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 10, Ziffer 79). Derselbe ist identisch mit dem erstmals 9. I. 1357 (2) als Bürge erwähnten Conradus Valurai, der noch 17. IV. 1369 (25) als Conrad Sirlay und außerdem ohne Vornamen als Valuran, Valuran, Valeran, Virlay 22. I. 1353 (6), 1361 (Bürgerliste Seite 1, Bürgerliste Nr. 15: 9. IV.) vorkommt und um 1361 ein Haus besitzt, von dem 2 Pfund 6 sol. Zins an die Katharinenpfründe in Unserer Lieben Frau entrichtet wird, der aber um 1370 von Valeran abgelöst wird (1361, Bürgerliste Seite 1). 7. VII. 1371 (Bürgerliste 22) wird ein Sirlane als Schwiegersohn (filiaster) des Kün Dränger (= Dreher) bezeichnet. Der Name stammt von dem im Kloster Weingartischen Besitz befindlichen gleichnamigen Hof in Tirol (vergleiche darüber W.u.B. IV, Anhang Seite 23). Dies wird bestätigt durch den Eintrag in der Bürgerliste 12. III. 1326 (15), wonach frater C. (jedenfalls ein Mönch des Klosters Weingarten) in domo Valuran (der als ein Leibeigener oder Lehensmann des Klosters Weingarten wohl ein dem Kloster gehöriges Haus in Ravensburg besaß, oder als solcher die Angehörigen des Klosters, wenn sie in die Stadt kamen, bei sich beherbergen mußte) als Bürger aufgenommen

wird. Auch in der Wehrliste von 1338 (siehe „Schwäbisches Archiv“) wird schon ein Werlay erwähnt. Im übrigen wird erst wieder 1428 (6 und 28) ein Hans Virlay als Bürge genannt. Der Name Valleray hat sich in dieser Form noch heute in einem Hofe dieses Namens in Gemeinde Ragenried, Oberamt Wangen, erhalten.

28) **Kün Satler.** Entweder ist derselbe mit einer der oben Ziffer 22 besprochenen Kün (Conrad) Satler identisch oder wir haben Kün hier als Geschlechtsname aufzufassen, Satler als Berufsbezeichnung; doch ist letzteres kaum anzunehmen, da in der Bürgerliste die oben Ziffer 22 zitierten Satteler fast alle gerade die Schreibweise Kün (Künen) nicht etwa C(unr.) zeigen und Satteler durchweg hier großen Anfangsbuchstaben zeigt, ebenso wie oben bei Küni Satler, bei dem man sonst Küni (woraus der heutige Name Kiene entstanden ist) als Geschlechtsnamen ansehen müßte — der übrigens in der Bürgerliste sonst nicht vorkäme. Dagegen kommt allerdings der Name Kün als Geschlechtsname hier vor. 27. IV. 1352 (16) erhält Hans Kün das Bürgerrecht, wobei er sein Haus, das in nova civitate (der Unterstadt in Ravensburg) gelegen ist (1364, Bürgerliste 24, vergleiche 1361 (28), zum Pfande setzt. Er stammt von Altdorf (jetzt Weingarten) (1364, Bürgerliste 40) und wird 1. XI. 1364 (76, Seite 77) letztmals als Bürge erwähnt. 14. IV. 1386 (31) wird Hans Kün von Ebenweiler (Oberamt Saulgau), von Beruf ichter (= Eichmeister) (vergleiche 1396, Bürgerliste 20) Bürger. Übrigens wird bereits um 1280 ein Sohn eines Künno im Kloster Weingartischen Amt Weiler, Gemeinde Berg (W.U.V. IV, Anhang Seite 30) erwähnt.

29) **Jo(hann) Messersmid** („Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 9, Ziffer 72). Er wird 17. I. 1351 (4) und 6. II. 1366 (4) als Bürge genannt. Ein Berthold Messersmid wird 1. II. 1329 Bürger, setzt sein Haus zum Pfande und wird 1330 (9) als Bürge genannt; 9. III. 1345 („Württembergische Vierteljahrshäfte“, Band 6 [1883], Seite 128), in der Wehrliste von 1338, ferner 1350 (Bürgerliste 42) und 1362 (Bürgerliste 15) erscheint gleichfalls Benz (= Berthold) Messersmid; eine Schwester desselben, namens Elsbeth, ist die Ehefrau des Bürgen Hans Staiger („Württembergische Vierteljahrshäfte“ a. a. O.); Bürgerliste 12. II. 1339 (11) ist dictus Messersmit de Walse (= Waldsee) Bürge, auch Bürgerliste 1356 (11) und 1374 (15) wird ein C(onr.) Messersmit de Walse als Bürge genannt; das Geschlecht scheint sonach aus Waldsee zu stammen. Jäk (= Jakob) Messersmid, der 28. IX. 1375 sein Haus „in der vorstat (= Unterstadt oder im sogenannten Pfannenstiel vor der Stadtmauer) am bach“ hat (Urkunde St.A.St.) wird 25. I. 1383 (8) als Bürge erwähnt, ein Kainrich Messersmid 29. VI. 1394 (20), sowie 17. II. 1401 (3), 1403 (7) Johannes Messersmid, der Sohn eines Üli Messersmid als Bürge erwähnt; 24. II. 1410 (22) erhält Claus Messersmid das Bürgerrecht, wird noch 1417 (13) und 27. V. 1430 (7) genannt.

30 und 31) **Wilhelm und H(ainrich) Maigenberg** („Schwäbisches Archiv“, Seite 9, Ziffer 65). Dieselben sind Brüder (vergleiche Bürgerliste 1353, 24), und Söhne der Johannes Maigenberg, der 18. VII. 1329 (10) als Bürge und 1338 in der Wehrliste erwähnt wird (vergleiche Bürgerliste 1345, 14 und 36) und seinerseits als Sohn des Heinrich Maigenberch am 2. VII. 1311 (Diöz. A. IX, 75) als Bürger in Ravensburg erscheint. Der hier genannte Heinrich Maigenberg, der ältere der beiden Brüder, ist „kramer“ und kommt von 6. XI. 1342 (55, Seite 32) bis 28. I. 1369 (8) als Bürge im ganzen 19 mal in der Bürgerliste vor, vielfach zusammen mit



seinem Bruder. Er war einer der Hauptförderer der Zunftbewegung in Ravensburg. Für seine Beliebtheit beim Volke und besonders den Zünften spricht der Umstand, daß er als einer der ersten Bürgermeister der Stadt Ravensburg urkundlich nachweisbar von 1350 bis 1359 das Bürgermeisteramt verwaltete. Er besaß auch eine Mühle; denn 13. XII. 1358 (18) wird ein Molitor (Müller) des h. Maigenberg unter Verbürgung der beiden Brüder Bürger. Sein Haus befand sich, wie es scheint, neben dem Spital (Diöz. A. VIII, 73: 23. X. 1350 ein h. Maigenberg, „gesehen bi dem spital“). Seine Witwe, Elsa Trub (= Traub), lebte noch 1384. (Bochezer, „Geschichte des Hauses Waldburg“, I, 356.) Neben ihm kommt übrigens ein gleichnamiger Vetter von ihm, h. Maigenberg, vor, der vimendiator (sic! statt vindemiator = Rebmann) ist, am 15. V. 1338 (15) unter Verpfändung seines Hauses und seines Weinberges für die Aufnahmesumme Bürger wird und noch 1340 neben seinem Vetter genannt wird (siehe unten Ziffer 56). Einen bedeutenden Einfluß muß auch der Bruder des Bürgermeisters h. Maigenberg, Wilhelm Maigenberg besessen haben, der in den Jahren 1363 (Codex Salemitanus von Weech, III, Seite 276: 11. VIII.) bis 1365 (Urkunde Nr. 2429, Überlinger Stadtarchiv: 12. III.) das Ammannamt der Stadt Ravensburg bekleidete und von 7. VII. 1353 (24) bis 28. VIII. 1379 (63) in der Bürgerliste 16 mal als Bürge fungiert. Wir erfahren, daß er 18. I. 1373 (2) ein Haus besitzt, das das zweitnächste nach dem Hause des Rün Satler (siehe oben Ziffer 28) ist, was bemerkenswerterweise genau zu der Reihenfolge in dem Königszinsenverzeichnis paßt. Das Haus zwischen den genannten besaß zu dieser Zeit (1373) Maister Ulrich von Rinvelden, goldschmid, wie ja auch in der Tat der frühere Besitzer, Jo Messersmid, nach 1366 nicht mehr genannt wird (siehe oben). Außer den bereits genannten Maigenberg kommen noch vor: Conrad Maienberg am 16. III. 1329 (Diöz. A. VIII, 53), ein Peter Maigenberg, textor (Weber), der erstmals 19. III. 1357 (2) vorkommt und der — offenbar jüngste — Bruder des Wilhelm (und Heinrich) Maigenberg ist, vergleiche Bürgerliste 26. V. 1382 (16) betreffend die Bürgeraufnahme des Abtes und Konvents vom Kloster Weißenau. Er wird auch 1364 (26), 1382 (47, Seite 138 oben), 1383 (57, Seite 144 oben) und 13. I. 1384 (7) als Bürge und noch 3. I. 1397 als Mitglied der Patriziergesellschaft zum „Esel“ (Hafner, a. a. O., Seite 147) erwähnt. Er besaß 1357 (2) ein Haus in novo foro (am neuen Markt, dem heutigen Postplatz) und wird 1369 (12) mit dem Beinamen „in hoff“ genannt. Auch ein Cunrad Maigenberg besitzt 1362 (37) ein Haus in novo foro und ist 5. VI. 1365 (43, Seite 82) für seine das Bürgerrecht empfangende ancilla (Dienstmagd) Bida Drütwinin Bürge. Nicolaus Maigenberg, der bereits 14. XI. 1352 (Urkunde Pfarrarchiv) eine area (Hofstatt) in Ravensburg besitzt, wird 1363 (51, Seite 72) bis 1376 (13) 6 mal in der Bürgerliste als Bürge erwähnt, und entrichtet um 1365 von seinem Hause in Ravensburg an die untere Altarpfunde im Spital 2 Schilling Pfg. Zins (Bürgerliste Seite 4). Am 6. VII. 1375 (17) erhält — unter Verbürgung des Wilh. Maigenberg und Joh. Wolfegger für die 10 Pfund Bürgschaftssumme Hainz Maigenberg genannt Notlich, das Bürgerrecht; er wird 1386 (47, 64), 22. VII. 1396 (83, 84) erwähnt; seine Ehefrau Ursula, Tochter des Jo Wirt, erhält 1404 (13, 19) nach seinem Tode als Witwe das Bürgerrecht. Der, wie der vorgenannte, unzweifelhaft dem Patriziat angehörige Ul(rich) Maigenberg, Bruder des vorigen (siehe Hafner, „Geschichte der

Stadt Ravensburg", Seite 147) besaß 1378 (1) ein Haus zu Ravensburg, ist 1386 Ammann zu Altdorf (Diöz. A. VIII, 82) und fungiert 1399 (5) als Bürge bei der Aufnahme des Ritters Marquard von Schellenberg. Der Patrizier Hans Maigenberg, ein weiterer Bruder der beiden letztern (Hafner, Seite 147), der erstmals 1383 (65, Seite 144 unten) erscheint, wahrscheinlich eine Mühle in Ravensburg besitzt (1399, Bürgerliste 26) ist 1401 (Diöz. A. VIII, 93: 16. III.) und 1404 (Bürgerliste 22: 25. XI.) Stadttammann in Ravensburg. Er wird noch 1405 (17. I.) erwähnt („Fürstenbergisches Urkundenbuch“, VI, 144). Nach einer Urkunde von 23. VII. 1397 (Tettninger Privatbesitz) handelte bei einem Verkauf der oben genannte Heinrich M. unter Teilnahme seiner Brüder als „Geweren“ zugleich namens seiner außer Landes befindlichen Vettern, des Meisters Johann M. und Heinrich Maigenberg.

32) **C(onr.) Frige**, suter (= Schuhmacher). Da die Frige (Vrige, Sry) im 14. Jahrhundert in Ravensburg fast so häufig wie die Smid sind — ein beweiskräftiger Umstand für die Tatsache, daß vielfach die „Freien“ der Umgegend in der reichsunmittelbaren, freien Stadt Ravensburg Schutz für ihre Freiheit suchten und fanden —, so muß es auch hier versagt sein, die Frige im einzelnen zu besprechen. Noch heute gibt es hier über ein Duzend Familien Frei (Frey). Der hier Genannte ist der Bruder des Ulrich und Heinrich Vrige, welcher letzterer 25. VIII. 1341 (39) unter Bürgerschaft seiner zwei Brüder das Bürgerrecht empfängt. Er selbst erhält, jedenfalls zum wiederholten Male, unter Verbürgung seines Hauses, das in foro (am Markt) (1368, Bürgerliste Seite 1) neben Joh. Sälkli gelegen ist, als C(onr.) Vrigio, sutor, am 1. III. 1353 (11) das Bürgerrecht, seine Schwester Elsbeth, Rufen säligen wip de Nußdorf (Ortschaft bei Überlingen) am 7. I. 1368 (1). Er wird bis 18. X. 1377 (25) mehrfach (sechsmal) in der Bürgerliste genannt; an diesem Tage erlangt er für die zwei Söhne Heinrich und Konrad seines verstorbenen Bruders Jacob — also eines dritten Bruders — das Bürgerrecht.

33) **S(rit) Holbain**. Über die Familie Holbain, dem neben dem Humpiß bedeutendsten und bekanntesten Ravensburger Geschlecht kann ich mich an dieser Stelle nicht ausführlich verbreiten. Das 1905 bei Seemann in Leipzig erschienene Werk über „Die Holbeiner“ von Dr. jur. Hans Holbein im Apolda (113 Seiten, 3 Mark) ist zwar in einzelnen Teilen, so in dem Nachweis der Übersiedlung der Holbein von Ravensburg nach Augsburg und den Ausführungen über die spätern norddeutschen Holbein, sehr verdienstlich; dagegen ist namentlich seine Darstellung über die Herkunft der Holbein und die älteren Ravensburger Holbein so voll von Unrichtigkeiten und teilweise geradezu phantastischen Kombinationen, daß ich eine Widerlegung, Berichtigung und Ergänzung für eine andere Gelegenheit mir vorbehalten muß. Der Verfasser vermag seine Ansicht, der „Stifter“ der Familie Holbein habe bis 1248 als Maier des Amtes Bürglen (bei Altdorf, Kanton Uri) gewaltet und sei in diesem Jahre nach Ravensburg ausgewandert, im Grunde lediglich darauf zu stützen, daß der Kanton Uri und die nach ihrem Amte benannten „Maier“ der vier Maierämter daselbst damals schon den mit dem Wappen der Ravensburger Holbein übereinstimmenden Schenkopf mit Nasenring geführt habe; denn mit den weiter von ihm angeführten Gründen läßt sich alles beweisen. Indem als einer der „Hauptgründe“ der Umstand angeführt wird, daß der um 1248 dort „verschwindende“ Meyer mit Vornamen Runo (= Konrad) hieß — diesen Vornamen

hatte damals fast jede vierte männliche Person — desgleichen aber auch der erste urkundlich bekannte Träger des Namens Holbein den Vornamen Kuno führte („Württembergisches Urkundenbuch“, IV, 175: 1248, 13. IV.), möge zur Charakteristik seiner „Gründe“ noch angegeben sein. Die Seite 10 der Schrift zitierte Supplikation eines Holbein von 1611 deutet nach ihrem Inhalt gerade darauf hin, daß auch die angebliche Familientradition der Herkunft des Geschlechtes aus der „Stadt Uri“ lediglich auf der Gleichheit des Wappens sich aufgebaut hat. Ein Blick in Siebmachers Wappenbuch, in das württembergische Adels- und Wappenbuch und ähnliche Wappenbücher würde den Verfasser belehrt haben, daß der Ochsenkopf mit Nasenring nicht so ganz vereinzelt vorkommt, wie der Verfasser meint. Auch ist wirklich kein Grund ersichtlich, weshalb „Kuno der Meyer“ sein Meieramt in Bürglen samt seinen Brüdern und seiner ganzen Familie hätte im Stich lassen sollen, um Zinslehengüter des Klosters Weingarten unter teilweise an Leibeigenschaft grenzenden Bedingungen anzunehmen (vergleiche die zitierte Urkunde).<sup>1</sup> Daß die Holbein und die, wie Dr. Holbein selbst nachweist (vergleiche W.U.B. VIII, 185 und 188), mit ihnen zu ein und derselben Familie gehörigen Sritelones schon um 1250 bis 1270 in mehreren Gliedern in Weingarten, Ravensburg und Lindau (vergleiche W.U.B. IV, Anhang Seite 26) vorkommen, ist gerade ein schwerwiegender, ja durchschlagender Grund gegen die Annahme einer Einwanderung aus so weiter Ferne. Dagegen sind die Versuche in der neuen „Geschichte der Stadt Lindau“ (1909, I, 1, Seite 119, II, Seite 253), Lindau als den Heimatsort der Künstlerfamilie Holbein in Anspruch zu nehmen, so lange als erfolglos zu bezeichnen, als nicht durch Auffindung weiterer Glieder des Namens Holbein in Lindau um 1400 bis 1440 die meines Erachtens nahezu sicher feststehende und von Dr. Holbein mit teilweise neuem Material belegte Abstammung der Augsburger Malerfamilie Holbein von Ravensburg auf irgendeine Weise erschüttert wird.

Der hier im Verzeichnis genannte Srik (= Friedrich) Holbain ist der jüngere Srik, Sohn des gleichnamigen Srik Holbain, der von 1343 bis 1359 mit kurzer Unterbrechung das Stadttammannamt in Ravensburg bekleidete und um 1360 gestorben ist; der jüngere Srik Holbain war von 1365 bis 1372 Stadttammann<sup>2</sup> und kommt in der Bürgerliste viel weniger häufig als sein Vater vor. Er besaß um 1362 eine — wohl vom Vater ererbte — Mühle in Schornreute (Bürgerliste Seite 11), ist 25. IX. 1364 (61, Seite 76 oben) erstmals Bürge und zwar für seine ancilla Guta Talmaigerin, und wird noch 1367 (3), 1368 (33), 1372 (22), 1374 (14), 1378 (37, 56), 1381 (38), sodann als „senior“ (der ältere) noch 1389 (113, Seite 184: zusammen mit H. Sürge, siehe die nächste Ziffer des Verzeichnisses) und zuletzt 22. VII. 1396 (83 und 84) erwähnt. 1390 wohnte er in Ölschwang an dem Bach (Hafner, „Altes und Neues“, Seite 286).

34) **H(ainrich) Sürge.** Die Sürge, später Sürge von Sürgenstein genannt, waren ein im südlichen Oberschwaben viel verbreitetes Adelsgeschlecht; vergleiche über dieses Geschlecht auch die Angaben bei Baumann, „Geschichte des Allgäu“, die durch die nachstehenden Ausführungen vielfach ergänzt werden. Der hier genannte Hainrich

<sup>1</sup> L. Hafner gibt in seinem Werke „Altes und Neues aus der Geschichte von Ravensburg“ (1908), Seite 285 bis 303 einen Auszug hierüber, ohne irgendwelche Bedenken an der Richtigkeit dieser Darstellungen zu äußern.

<sup>2</sup> Daß derselbe von 1367 bis 1398 Stadttammann gewesen wäre (Hafner, „Altes und Neues“, Seite 295 f.) ist durch das Vorkommen anderer Stadttammänner in jener Zeit widerlegt.

Sürge ist nicht, wie Baumann angibt, erst 1384 Bürger in Ravensburg, vielmehr wird er, ohne daß wir von seiner Bürgeraufnahme etwas erfahren, bereits 25. VIII. 1370 (28) erstmals als Bürge erwähnt; da unser Verzeichnis erwiesenermaßen aus dem Jahre 1366 stammt, war er offenbar schon damals in Ravensburg ansässig; er wird wie der 21. IV. 1367 (10) das Bürgerrecht um 20 Pfund Bürgschaftssumme empfangende, sonst nicht genannte Conrad Sürge, der höchst wahrscheinlich sein Bruder ist, mit der Herkunftsbezeichnung „de Hattnang“ (Hattnau bei Lindau?) genannt. In der Bürgerliste wird Heinr. Sürge noch 31. VII. 1377 (14) bei der Bürgeraufnahme seines Verwandten Luz Sürge von Siggen (Oberamt Wangen) der 30 Pfund Bürgschaftssumme entrichten muß, ferner 8. XI. 1377 (28), 1382 (41, 47), 1384 (22), 1385 (45), 1386 (19, 40), 1389 (113, Seite 184 unten) und 17. III. und 15. IX. 1390 (5, 11) erwähnt; er schenkte 1394. 29. III. an das Kloster Baidt 50 Pfund Heller (Diöz. A. VIII, 90); 3. I. 1397 ist er Mitglied der Patriziergesellschaft zum „Esel“ (Hafner, a. a. D., Seite 147). Der obengenannte Luz Sürge von Siggen hatte einen gleichnamigen Vetter Luz Sürige von Geroltzruti (= Gerazrente, Gemeinde Egloß, Oberamt Wangen), der 1. XII. 1382 (48) das Bürgerrecht erhält, wobei sich Luz und Heinr. Sürge mit 30 Pfund Pfennig für ihn verbürgten. Bemerkenswert ist, wie er in absentia zum Bürger aufgenommen wurde und deshalb die Auflage gemacht wurde, daß er schriftlich das Bürgerrecht zu halten sich verpflichtete. Dies besagt der Schluß des Eintrags in der Bürgerliste „und hat man mit sinem krieg, die wil er ze Lamperten ist, nüz ze tund und sol ainen brief von im schaffen den burgern unz uff ostren, an dem er verigeh (sic! = verjehe) sin burgrecht ze haltent und sol och sinü gut, die er hie ussen (d. h. in Schwaben) hat, verdienen (= versteuern) als ander burger.“ Der Neubürger hatte also einen Streit, eine Fehde in Schwaben und war zur Zeit in der Lombardei, woselbst er offenbar auch (vergleiche „hie ussen“) Vermögen besaß, auf Reisen. Man muß also wohl annehmen, daß er Großhandel betrieb. Wir besitzen danach ein weiteres Zeugnis dafür, daß bereits 1382, also vor der angenommenen Gründung der großen Handelsgesellschaft der Humpis, in Ravensburg der Auslandshandel gepflogen wurde (vergleiche Schulte, „Geschichte des mittelalterlichen Handels“, Seite 624). 17. III. 1390 (4) wird Wölflin Sürig um 15 Pfund Bürger (siehe Baumann, a. a. D., II, 560) und bereits 27. I. 1380 (8) um 40 Pfund Hans Sürige, genannt Unrüne; er ist im gleichen Jahr 6. V. (19) Bürge; 25. XII. 1397 (17) wird Ursula Sürigin alias Gäslerin von Markdorf Bürgerin, wobei sich ihr Bruder Ludwig Gäsler und Erhard Wildman für sie verbürgen. Möglicherweise ist sie — als Witwe — in das Kloster Baidt eingetreten, woselbst eine Ursula Sürigin 2. X. 1400 Klosterfrau ist (Diöz. A. VIII, 93). 25. I. 1422 wird (Spitalurkunde Lindau) eine Margret Sürigin als Bürgerin von Ravensburg erwähnt; nach Angaben von Baumann a. a. D. war sie offenbar die Witwe des oben erwähnten Heinr. Sürge. 16. XI. 1424 (16) erhält Sürgenstain Sürig um 15 Pfund das Bürgerrecht; 8. XI. 1426 (19), 1431 (3), 1434 (6) wird sein Bruder Hans Sürig als Bürge genannt, der später mehrmals Stadttammann in Ravensburg war; 21. III. 1429 (13) wird sein zweiter Bruder Heinr. Sürig unter seiner Bürgschaft um 15 Pfund Pfennig als Bürger aufgenommen; nach dem Eintrag soll er soviel Steuer jährlich bezahlen wie sein Bruder Sürgenstain, nämlich 5 Pfd., 7 Sch., 2 Pfg. und „soll nit gebunden sin bi dem aid ze stüren“.

d. h. nicht nach eidlicher Vermögensangabe versteuern, sondern die vorstehende, feste Steuersumme entrichten, „wurd man och zwivalt stür geben, so soll er och me geben“, d. h. auch doppelte Steuer zahlen. Er wird noch 6. X. 1430 (14) als Bürge erwähnt; 22. IV. 1436 (6) kommt der Sohn des letztern, Erhart Sürg, als Bürge vor.

35) **Sridrich) Heller.** Es ist derselbe, von dem die Bürger der Stadt 26. XI. 1369 den Zoll, den er bis dahin auf Grund königlicher Verleihung inne hatte, kaufen (Bürgerliste Seite 16). In der Bürgerliste wird er sonst nicht erwähnt; in den Urkunden der schwäbischen Reichsstädte aus dieser Zeit wird er mehrfach bei Geldgeschäften genannt. Auch sein Geschlecht entstammt dem Kloster Weingartischen Untertanenverband, bezw. aus dem auch von Freien bewohnten Altdorf unterhalb dem Kloster Weingarten, und seine Vorfahren kommen in vielen Urkunden des Klosters Weingarten vor, so die zwei Söhne eines vor 1275 gestorbenen Hermann Heller, mit Namen Sridrich und Hermann (W.u.B.V, 342: 18. III. 1260; W.u.B.VII, 30, 45, 202, 204, 352, 373: 1269–1275; W.u.B.VIII, 20, 83: 1277, 1278; ferner W.u.B. IV, Anhang Seite 25, 26 um 1270), welche in Altdorf wohnen und an das Kloster verschiedene Zinse entrichten, ferner ein C(onr.) Heller (W.u.B. IV, Anhang Seite 27). Um 1286 (17. VI.: W.u.B. IX, 88) ist Sridrich Heller Mönch in Weingarten. In Ravensburg hat die Witwe eines Sridrich Heller 29. IX. 1279 bereits eine area (Hoffstatt) (W.u.B. VIII, 184). Gleichfalls ein Kind des oben genannten Hermann Heller ist die 21. X. 1282 (W.u.B. VIII, 366) als Nonne im Kloster Baintd genannte Sanna Heller. Ein Johannes Heller ist von 1285–1329 (W.u.B. IX, 20: 30. IV. 1285; W.u.B. IX, 88: 11. VI. 1286; W.u.B. IX, 392: 23. X. 1290; Diöz. A. VIII, 14 und 53: 1. V. 1304 und 16. III. 1329) als Bürger in Ravensburg erwähnt. Die Witwe Katharina eines Heinrich Heller, Bürgers zu Altdorf (W.u.B. IX, 416: I. 1291; St.A.St., Urkunde von 13. X. 1318) und Mutter des Hermann und Heinrich Heller (Diöz. A. VIII, 36: 1316) zog nach dem um 1320 bis 1325 erfolgten Tode ihres Mannes mit ihren Söhnen nach Ravensburg (Diöz. A. VIII, 53: 1. IV. 1327); eine ungenannte Tochter von ihr war mit dem Ravensburger Bürger Galtraif verehelicht (ebenda). Ein Jacob Heller ist 20. XII. 1336 (36–38) Bürger in Ravensburg; 6. XII. 1383 (77, Seite 146) wird der Pfarrer (plebanus ecclesie) in Ailingen, Johann Heller, Bürger in Ravensburg.

36) **Burkardus.** 18. XI. 1353 (32) wird gegen 10 Pfund ein Claus Bur(cardus) als Bürger aufgenommen, 7. I. 1354 (2) ein Johannes Burkard(us), plebanus de Marchdorf (= Markdorf) mit seiner Schwester, und zwar auf Lebenszeit, gegen eine Einkaufssumme von 120 Pfund, wozu das Spital selbst noch 60 Pfund hinzugab, in das Spital bezw. in ein vom Spital zu diesem Zweck zu erwerbendes Haus aufgenommen, wogegen nach ihrem Tode die ganze Summe, bezw. das dafür gekaufte Haus an das Spital fallen sollte. Dieser Johann Burkard ist jedenfalls im vorstehenden gemeint; sonst kommt der Name in der Bürgerliste bis 1436 nicht mehr vor; dagegen wird 17. III. 1466 Claus Burkhart, der Schuhmacher, Bürger (Merk, a. a. D., Seite 174).

37) **Nicolaus) Maigenberg.** Siehe vorne Ziffer 30 und 31, wonach er 1352 bis 1376 in der Bürgerliste genannt wird.

38) **Sifrid Sälzli.** Er entrichtet an die St. Georgskapellspründe (Leprosenkapelle) vor dem Untertor um 1365 einen Zins von 3 sol. (Bürgerliste Seite 5 unten); möglicherweise wohnte er in der Sälzlinen hus bi dem ndern tor, das 1366 (Bürgerliste

Seite 10) erwähnt wird; vielleicht ist diese die Cristina Sälzli, die Ehefrau des vor 28. VIII. 1372 (Ravensburger Pfarrarchivurkunde) verstorbenen Claus Smid (siehe oben Ziffer 20). Die Sälzli gehörten zu den Geschlechterfamilien der Stadt. Bereits IV. 1268 (Fürstenbergisches Urkundenbuch V, 138) wird ein Sälzili als Bürger in Ravensburg genannt; seit 14. IV. 1274 (W.U.B. VII, 291) kommt häufig in Urkunden der Ravensburger Bürger und Ratsherr Conrad Salzelin (W.U.B. VII, 365, 380; VIII, 188, IX, 20, 436: 1285, 1291; Diöz. A. VIII, 7 und IX, 74: 1295), sowie sein gleichnamiger Sohn, vermutlich seit 1306 oder schon früher (Diöz. A. VIII, 25: 1306; Codex Salemitanus III, 249, 250: 1318, 1319 und Fürstenbergisches Urkundenbuch V, 357: 1322) vor; ein weiterer Sohn desselben war Herman Salzeli (W.U.B. IX, 436: 13. II. 1291). In der Bürgerliste wird 1331 (7) ein Nicolaus Sälzeli als Bürge erwähnt. Hans Sälzli, der bereits 13. X. 1340 in einer Urkunde (St.A.St.) erwähnt wird, ist von 29. I. 1341 (1) bis 7. I. 1368 (1) in der Bürgerliste genannt; er besaß 1368 (1) ein Haus am Markt (in foro); 21. X. 1357 (Urkunde des Abtes von Weißenau im Stadtarchiv in Ravensburg) wird ein Jacob Sälzli als Bürger erwähnt. Um 1370 (Bürgerliste Seite 9) zahlt ein Heinrich Sälzli von seinem Hause 1 Schilling Zins an die Stadt. 25. VIII. 1410 (55, Seite 223 unten) und wiederum 9. IX. 1419 (19) wird Thoman (= Thomas) Sälzlin je um 10 Pfund Pfennig Bürger der Stadt. 9. I. 1464 wird in einer Ravensburger Urkunde Caspar Sälzli als Vogt (Vormund) der Faberschen Kinder erwähnt.

39) **(Conrad) Smälzli.** Derselbe war weiland Ammann der Grafen von Werdenberg-Heiligenberg (Fürstenbergisches Urkundenbuch VI, 10, Ziffer 1: 30. IV. 1362), entrichtet um 1365 an den Altar von St. Georg bei den Sonderfiechen (Leprosi) 10 Schilling Pfennig (Bürgerliste Seite 5) und wird 27. II. 1366 (8) in der Bürgerliste als Bürge erwähnt. Bereits 1. II. 1338 (7) wird Smälzeli, sutor (= Schuster) unter Verpfändung seines Hauses Bürger; er wird 1338 (20), 1341 (41) und 24. VII. 1345 (25) noch genannt und besaß 1341 (41) und 1344 (6) einen servus Bertholdus. Bemerkenswerterweise wird dann Bürgerliste Seite 2 um 1360 ein Bertholdus dictus Smälzli erwähnt, der 5 Schill. Pfg. Zins von seinem Hause an die Nikolausaltarpfründe in der Pfarrkirche entrichtet. 30. III. 1393 (7) wird Srik Smelzli als Bürge genannt. Ob der bereits in den Necrologia des Klosters Lindau (Mon. Germ., Abteil. Necrologia) erwähnte Smelzelin der Ledergerber mit dieser Familie zusammenhängt, ist nicht zu erweisen, aber immerhin bei der Ähnlichkeit des Berufes des zuerst in Ravensburg auftauchenden Smaelzeli nicht ausgeschlossen.

40) **(Fridrich) Sailer** („Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 5, Ziffer 27). Er wird 6. XII. 1376 (27) einmal als Bürge erwähnt. In der Wehrliste von 1338 und bereits Bürgerliste 20. IX. 1331 (16) wird erwähnt: (Conrad) Sailer, fideiubet nomine varandie pro eo (d. h. für die Neubürger) pro libris V.; ein Kaeni Sailer wird 17. VI. 1326 (21) Bürger; Bürgerliste 12. VII. 1335 (11), und wiederum 20. IV. 1351 (29) wird Her(man) Sailer de Const(anz) (pro libris 10) Bürger; er ist Bürge 1344 (Bürgerliste 3); seine Witwe Verena erhält 21. I. 1360 (4) das Bürgerrecht pro libris 10. Ein Petrus Sailer ist 1345 (34) Bürge und wird 1347 (59, Seite 40) wiederholt — unter Verbürgung seines Hauses — als Bürge aufgenommen. 1349 (9) erhält Ber(tholdus) Sailer von Taldorf (Oberamt Ravensburg) für sich, Weib und

Kinder (pueri) das Bürgerrecht. Der in den Mon. Germaniae Necrologia von Lindau bei 20. X. und 3. V. erwähnte Berthold der Sailer ist wohl nicht mit diesem identisch. 18. II. 1350 (11) erhält Jacob Sailer von Knaellenberg (Knellesberg, Gemeinde Obereisenbach, Oberamt Tettnang) das Bürgerrecht; er wird 1352 (21), 1357 (4), 1361 (34) und 1364 (129, Seite 79 unten) als Bürge genannt, desgleichen 21. IV. 1364 (28) bei der Aufnahme seines Bruders D(ietrich) de Tänninmos (Tennenmos, Gemeinde Obereisach, Oberamt Ravensburg) und des — vermutlich zweiten Bruders — Walthar Sailer vom Mos (siehe oben — Tennenmos) am 6. IV. 1365 (30). Letzterer wird bis 5. XII. 1385 mehrfach (siebenmal) als Bürge erwähnt. Ein Ulrich Sailer ist 1354 (19) und 1370 (7), Stephan Sailer 26. VII. 1383 (45, Seite 143), N(icolaus) Sailer 27. XI. 1383 (99, Seite 148 oben), Jacob Sailer 13. VI. 1392 (14, wohl nicht mehr mit dem oben genannten identisch) als Bürge erwähnt. Ein weiterer Ulrich Ūz Sailer verbürgt sich 1398 (11, 19), 1410 (17), 1420 (27) und 19. II. 1421 (9). Sehr fraglich ist, ob der 20. XII. 1420 (27) unter Bürgerschaft von Ūz Sailer als dessen Knecht aufgenommene, und noch 25. IX. 1422 als Ūzen (Sailer) knecht bezeichnete Conrad Sailer mit dem 27. XI. 1383 (99, Seite 148, siehe oben N. Sailer) Bürger gewordenen Conrad Sailer identisch ist. Der 18. VII. 1410 (50) und 1421 (16) als Bürge genannte Schuhmacher Hans Sailer wird — offenbar wiederholt — 3. I. 1427 (1) als Bürger aufgenommen, 9. V. 1427 (8) desgleichen ein Jos Sailer.

41) **Albrecht(t) Hübschli** (siehe oben Ziffer 5). Er kommt 1359 bis 1375 in der Bürgerliste vor und ist der Vater des oben genannten Jo Hübschli.

42) **N(icolaus) Klib.** Er wird am 1. X. 1347 (63, Seite 40) (N(icolaus) Klibo) Bürger und sonst nicht in Bürgerliste genannt.

43) **H(ainrich) Maigenberg** (siehe Ziffer 30 und 31). Der hier genannte ist vielleicht mit dem Ziffer 31 genannten identisch, — er hätte sonach zwei Häuser besessen — denn die beiden andern, oben erwähnten Hainr. Maigenberg passen der Zeit nach nicht gut hieher.

44) **C(onrad) Minner** („Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 2, Ziffer 5). Er ist der Sohn des gleichnamigen Conr. Minner, der um 1329 (16. III. Diöz. N. VIII, 53) und 1337 (ebenda VIII, 57: 25. V.) und 1338 in der Wehrliste als Bürger in Ravensburg erwähnt wird und vor 6. V. 1350 (42, Seite 46 oben) verstorben ist. Er wird erstmals 19. IX. 1341 (47, Seite 30 unten) als Schwiegersohn des Bürgers Insigel, sodann noch 1350 (42) und 1362 (22) erwähnt; um 1365 (Bürgerliste Seite 5) entrichtet er an die St. Georgspründe bei den Sondersiechen aus seinem Garten vor dem Kästlinstor (Südtor, porta Kästli) 5 Pfg. Zins, desgleichen um diese Zeit ein Hainr. Minner 1 Schilling Zins von seinem Garten an die untere Altarpründe im Spital (siehe unten Ziffer 55), ein Hainr. Minner schenkt auch 25. VII. 1406 (Diöz. N. VIII, 94) ein Gut zu Mochenwangen an das Kloster Baidt. Georg Minner wird 7. III. 1365 (27), 1375 (21), 1380 (14) und 6. XI. 1383 (77, Seite 146) als Bürge erwähnt; 19. II. 1380 (12) besitzt ein Claus Minner einen Garten in Ravensburg. Der Name Minner kommt auch in andern Reichsstädten mehrfach vor, so in Ulm (Ulmer Urkundenbuch), Memmingen (Allgäuer Geschichtsfreund, III, 68: 1519 bis 1522), in Augsburg, woselbst das Geschlecht vielfach städtische Ämter im 14. Jahrhundert bekleidete (Augsburger Urkundenbuch I) und Konstanz (z. B. 1440 bis 1442 Jos Minner, Konstanzer Häuserbuch II, 1, Seite 357).

45) **Jo Sügo.** Siehe vorn Ziffer 7 den von 1331 bis 1364 erwähnten Joh. Sügo.

46) **H(ainr.) Weber.** Siehe vorn Ziffer 24 den von 1364 bis 1403 erwähnten Hainr. Weber.

47) **Albrecht(t) Hübschli de molendino** (siehe oben Ziffer 5 und 41). Aus diesem Eintrag geht wiederum deutlich hervor, daß die Zinsen eine Reallast, nicht eine persönliche Last waren; die Mühle des Albrecht Hübschli wird getrennt von dem Hause des Albrecht Hübschli aufgeführt. Wie oben Ziffer 5 am Ende angeführt ist, besaßen die Hübschli noch 1417 diese Mühle.

48) Das *estuarium* (die Badstube) neben der Mühle — wenn sie gehört, ist nicht gesagt, vermutlich auch dem Hübschli — zahlt auch ihren besondern Zins.

49) **Uli Satler und Walthher Ungemüt.** Der erstere wird bemerkenswerterweise nicht in der Bürgerliste erwähnt (siehe oben Ziffer 22); er scheint schon 1366 nicht mehr in Ravensburg anwesend gewesen zu sein, weshalb der letztere, Walthher Ungemüt, den Zins entrichtet. Das Geschlecht der Ungemüt gehörte zum Patriziat der Stadt. Der hier genannte Walthher, ein Sohn des 17. IX. 1330 (14) und 23. VI. 1346 (22) als Bürgen erwähnten Herman Ungemüt, empfängt mit seinen Geschwistern Conrad, Herman, Walthher, Gesa und Mächtilt 5. III. 1342 das Bürgerrecht, wobei zwei Humpis sich für die 10 Pfund Pfennig verbürgen. Walthher Ungemüt ist sodann von 1. III. 1354 (8) — mehrmals zusammen mit seinem Bruder Conrad — bis 9. X. 1383 (63, Seite 144) im ganzen 19 mal Bürge. Um 1365 (Bürgerliste Seite 5) entrichtet er von seinem Hause 8 Schilling Pfennig jährlichen Zins an die St. Georgspfründe bei den Sonderfischen in Ravensburg. Sein Bruder Conrad ist 1358 (Bürgerliste 10: 27. II.) *notarius civitatis*; er wird von 1. III. 1354 (8) bis 24. II. 1366 (6) 14 mal als Bürge genannt. Letzterer besitzt 15. X. 1361 (43) ein Haus an der — heute noch so genannten — Kirchgasse zwischen dem Hause des Ulrich Humpis und Cunrad Steck. Er entrichtet daraus um 1365 (Bürgerliste Seite 5) für einen Jahrtrag in der Pfarrkirche 2 Schilling jährlichen Zinses; 17. V. 1364 (35) verbürgt er für einen Neubürger dieses sein Haus, gelegen neben dem *domum panis* (= Brothaus, Brotlaube), das demnach früher in der Kirchgasse, vielleicht an Stelle eines Teils des heutigen Waghhauses, gestanden haben muß. 6. II. 1366 (4) wird Conradus, *servus quondam Ungemütum*, Bürge; vielleicht ist damit der Knecht des sonst nicht mehr erwähnten jüngern Herman U. gemeint. Ein Sohn des Walthher Ungemüt, mit Namen Conrad, ist 4. VII. 1378 (43, Seite 117 oben) Bürge. Ein in der Bürgerliste nicht erwähnter Heinrich Ungemüt kauft als Bürge zu Ravensburg einen Hof zu Alwisreute um 50 Pfd. Pfg. (Wochezer, Geschichte des Hauses Waldburg, I, 351: 7. IX. 1342) und verkauft ihn um 60 Pfd. Pfg. 1350 an das Kloster Weingarten. Am 21. XI. 1383 (85, Seite 146 unten) erhält der Dekan Johannes Ungemüt das Bürgerrecht; etwas merkwürdig klingt es, wenn wir erfahren, daß, nach seinem Tode, am 3. II. 1400 Anne Lofferin (= Käufer), her(r) Hansen Ungemüt seligen Kellern, Hermannus, Antonius et Johannes, filii eorum et Anna filia ipsius das Bürgerrecht erhalten; denn wir dürfen angesichts des Titels herr nicht daran zweifeln, daß dieser Hans Ungemüt mit dem decanus identisch war. Von 1472 bis 1485 lebte auch in Konstanz ein Konrad Ungemüt (Konstanzer Häuserbuch, II, 1, 396).



50) **Albrecht(t) Kosknecht**. Bereits 25. V. 1335 (8) wird ein solcher erwähnt. Der hier genannte ist möglicherweise mit ihm identisch; er wird in einer Urkunde (Stadtarchiv Überlingen, Nr. 2429) vom 12. III. 1365 genannt, in welcher sein Schwager, Hans von Isny, Bürger zu Ravensburg, der an Hans den Wagner daselbst sein Haus, Hofstatt und Stadel verkauft, ihm das lebenslängliche Wohnungsrecht darin vorbehält. Die Kosknecht scheinen von Blitzenreute (Oberamt Ravensburg) eingewandert zu sein; wenigstens entrichtet um 1280 (W.u.B. IV, Anhang Seite 43) S(ridr.) Kossknecht de curia Blizinruti dimidiam libram cere (= 1/2 Pfund Wachs). IX. 1279 wird bereits in Ravensburg ein Hainr. dictus Kosknecht erwähnt (W.u.B. VIII, 185). Eine Nesa Kosknechtin wohnte 1478 bis 1483 im Haus zum „roten Stern“ in Konstanz (Konstanzer Häuserbuch, II, 1, 266).

51) **Pfister-Kübli** (eigentlich pfister Kübli). Der Name ist ein eigenartiges Beispiel für die Entstehung eines zusammengesetzten Namens. Bereits 1324 (2) wird nämlich ein Johann Kübli Bürger, für den sich unter anderm auch Ūho (Ulrich, Ūl) Kübli, der noch 1325 (11), 1336 (5), 1341 (7) und 3. II. 1352 (8) als Bürge erscheint, verbürgt. Der Doppelname physter-Kübli erscheint erstmals am 1. VI. 1348 (8), jedoch ohne einen Vornamen, und zwar als Bürge. Wir können aber genau bestimmen, wer damit gemeint ist, wie auch, wer die in unserm Verzeichnis gleichfalls ohne Vornamen aufgeführte Person dieses Namens war. Der erwähnte Ulrich hatte nämlich zwei Söhne, Conrad Kübli, der 3. II. 1352 (8) und 23. II. 1364 (14) als Bürge erwähnt wird, und Johann Kübli; daneben gab es aber zu gleicher Zeit in Ravensburg einen weitem Johann Kübli, der nach dem Tode seines Vaters Jacob Kübli am 23. II. 1364 (14) unter Verbürgung der beiden oben erwähnten Brüder das Bürgerrecht empfing. Um nun jenen Johann Kübli von diesem zu unterscheiden, erhielt jener Johann Kübli den Beinamen pfister, physter (= Bäcker bezw. Müller); es darf als sicher angenommen werden, daß der Sohn des Jacob K. bereits 1348 (siehe oben) mindestens schon 7 bis 8 Jahre alt war, da nur Volljährige das Bürgerrecht selbst erhalten konnten (vergleiche oben: 1364). Der oben erwähnte Jo Kübli nomine pfister besaß 7. XII. 1360 (27) ein Haus neben Hans Eberhard, wiederum, wenn wir die nächstfolgende Ziffer 52 betrachten, in der eine relictä Jo Eberhart genannt wird, ein überzeugender Beweis dafür, daß das Verzeichnis nach der Lage der einzelnen Häuser und der Art und Weise, wie der Zins-einnehmer seinen Gang machte, geordnet und geschrieben ist. Jo Kübli, genannt Pfister, kommt noch 1362 (49, Seite 70), 1364 (14), 1366 (34, erstmals Joh. Pfisterkübli und fortan immer so) und 18. XII. 1368 (55, Seite 91 unten), 1371 (21), 1376 (5), 1379 (28), 1380 (3) und 26. IV. 1381 (17) als Bürge vor. Am 29. VI. 1387 (Diöz. N. VIII, 83) wird er noch mit seinem Sohne Cunz Pfister genannt, der auch noch später unter diesem Namen erscheint. Es scheint also, daß in Ravensburg nur er diesen Namen (Pfisterkübli) getragen hat. In Pfullendorf wird allerdings auch um diese Zeit Clara die Pfisterküblin erwähnt (Fürstenbergisches Urkundenbuch VI, 18, Nr. 1).

52) **relictä Jo Eberhart**. Der Ehemann derselben wird erstmals 8. XI. 1341 (56, Seite 31 oben) als Bürge erwähnt, sodann noch 1342 (6), 1349 (21), 1356 (23) 1357 (7), 1360 (27) und zuletzt noch 1361 (Bürgerliste Seite 7) zusammen mit seinem Bruder Jacob Eberhart (siehe unten), wonach von beiden jeder 1 Schilling Pfennig Zins zu einem Jahrtag an die Pfarrkirche gaben. Er ist von Beruf Bäcker (pistor) und muß

nach dem Ausgeführten zwischen 1361 und 1365 gestorben sein. Sein Bruder Jacob wird genannt 17. II. 1342 (6), 1361 (Bürgerliste Seite 7, siehe oben), sodann noch 30.V. 1372 (16). Am 26. XI. 1375 (41, Seite 107 unten) wird ein Haus des dominus Eberhard erwähnt, am neuen Markt gelegen, das sich aber offenbar nicht auf das Haus des Jacob Eberhart beziehen kann, obwohl 1372 (16) auch sein Haus ohne nähere Bezeichnung erwähnt wird, weil die Bezeichnung dominus nur einem Geistlichen zukommt. Am 24. X. 1376 werden Geri (= Georg) et Mähthilt, matercule (sic! = Mütterchen) domini Eberhardi, pie memorie (= seligen Andenkens) als Bürger aufgenommen und setzen das oben erwähnte Haus, gelegen am Neuen Markt, neben C. Maiger, carnifex, zum Pfand; fraglich ist, ob Eberhard hier Geschlechtsname, nicht vielmehr Vorname ist, da bei Geistlichen häufig nur der Vorname angegeben wird.

53) **domus Patris** (= des Vaters). Erst 1447 ff. wird die Familie Vater in Ravensburg erwähnt; es ist also immerhin möglich, daß trotz des großen Anfangsbuchstabens darunter das Haus des — dem Namen nach nicht genannten — Vaters der Witwe des Joh. Eberhart zu verstehen ist.

54) **Conrad Ungemüt**. Siehe vorn Ziffer 49 über den von 1354 bis 1366 in Ravensburg vorkommenden Notar Conrad Ungemüt.

55) **H(ainrich) Minner**. Siehe vorn Ziffer 44.

56) **H(ainrich) Maigenberg**. Ob derselbe mit dem oben Ziffer 31 erwähnten identisch ist, sonach zwei Häuser besaß, oder damit der Nebmann Heinrich Maigenberg (siehe oben) gemeint ist, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden.

57) **Benj Gerung, dat N. Richlisrüti**. a) Vergleiche „Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 24, Ziffer 97. Bereits 1. II. 1329 (5) wird ein Bertold Gerung Bürger, wobei er sein, vielleicht vom Vater ererbtes, Haus zum Pfande setzt; er erscheint 1338 in der Wehrliste. Vielleicht schon sein Sohn ist der hier genannte Benj Gerung, der um 1365 (Bürgerliste Seite 4) an die untere Altarpründe im Spital 15 Schilling Pfennig Zins aus seinem Hause entrichtet, das laut Bürgerliste 5. VIII. 1364 (57, Seite 76 oben) am „Gänsbühl“ (der nordöstlichen Ecke der Stadt) gelegen ist. Ein Gerung entrichtet um 1280 (W.u.V. IV, Anhang Seite 37) an das Kloster Weingarten 32 Schilling Pfennig und 2 plaustra stikhil (= 2 Wagen voll Rebstecken) an das Kloster Weingarten. Am 2. VII. 1312 (Diöz. N. IX. 75) wird ein Gerungus, faber (hier = Berufsname), als Bürger erwähnt; dieser ist jedenfalls identisch mit dem 1341 (27), 1342 (28) und 1437 (21) als Bürge erwähnten und zwischen 1347 und 13. IV. 1350 (37) verstorbenen senior Gerung, faber, dessen Schmiedegeselle nach seinem Tode (1350) Bürger wird. Der Schuster C. Gerung erhält 21. XII. 1339 (46) das Bürgerrecht und wird 1345 (24) und 1347 (55, Seite 40) als Bürge erwähnt; er besaß (nach einer Urkunde im Pfarrarchiv Ravensburg) 14. XI. 1352 ein Haus neben dem Spital. 27. IX. 1351 (57, Seite 50 unten) wird Gerung der huber von Singingen (wohl = Sinnigen, Oberamt Laupheim) Bürger der Stadt. Von Kellenriet (Gemeinde Berg, Oberamt Ravensburg) wandern 1363 (50, Seite 73 oben: 29. XII.) die drei consobrini (Geschwisterkinder) Hainrich, Eberli und Anna Gerung ein. Der erstgenannte wird noch 13. I. 1377 (1) genannt, Eberli Gerung noch 1386 (14, 24, 68) und 17. III. 1387 (32). Am 1. IV. 1370 (12) erhält der offenbar zum Patriziat gehörige Lüpolt (= Leopold) Gerung von Um das Bürgerrecht um 10 Pfund, scheint es aber bald

wieder aufgegeben zu haben (weil der Eintrag durchstrichen ist). 23. IV. 1397 (7) erhält Ulrich Gerung, 28. VIII. 1404 (14) die Gebrüder (?) Johann und Hainr. Gerung das Bürgerrecht. Ein weiterer — oder wahrscheinlich derselbe — Hainz Gerung, von Oberhofen, wird 4. VIII. 1408 (7) Bürger, ein Jos Gerung am 28. II. 1429 (7). Auch in Lindau gab es Gerung, so um 1472 (Geschichte von Lindau, I, 1, 208 und II, Seite 277) Hans Gerung, Zunftmeister der Fischer und Schiffer, und Bürgermeister, um 1461 ein Ulrich Gerung, Kaplan an der Neuen (M. R. N. Kloster Lindau, Vit. 1, 216). — b) N(icolaus) Richlisruti. Das Geschlecht gehörte zum Patriziat der Stadt. Nicolaus R. wird von 1355 (9) an bis 16. XI. 1385 (63, Seite 159) zehnmal als Bürge erwähnt und war 1378 und 1382 (Diöz. A. VIII, 82) Bürgermeister der Stadt. Aus seinem bereits 1355 (9) und mehrfach später erwähnten Haus entrichtet er an die Nikolauspfünde in Ravensburg um 1361 10 Schill. Pfg. Zins (Bürgerliste Seite 2), und um 1365 an die St. Georgspfünde bei den Sonderfischen 4 Schill. Pfg. Zins. Bereits 23. VIII. 1327 (11) wird Hainr. Richlisruti Bürger, wobei sich sein Verwandter S(ridrich) Richlisruti für ihn verbürgt.

58) **Brasler.** Derselbe wird 28. IV. 1344 (19) Bürger und wird als Johannes dictus Brasseler 1363 (1) und 4. VII. 1368 (28) als Bürge erwähnt. Sein Haus, das neben dem Spital gelegen ist, wird bereits 14. XI. 1352 (Pfarrarchiv-Urkunde) erwähnt; er entrichtet um 1365 (Bürgerliste Seite 4) daraus 10 Schill. Pfg. an die untere Spitalpfünde. Auch in dem hier benutzten Verzeichnis der Zins an die genannten Pfünde wird Brässeler neben Benz Gerung, offenbar seinem Nachbar (siehe oben Ziffer 57 a), aufgeführt.

59) **Keglin** (= Kegel; von dem auch vorkommenden Namen Kegel, Femininum Kegerin zu unterscheiden). Eine dicta Kegel kommt naturgemäß in der Bürgerliste nicht vor. Sie ist wohl die Ehefrau oder Schwester des Hainrich Kegel, der 1330 (3) als filius Kiegel (= Kegel) und 1336 (14) als dictus Kiegel de Ruti (Reute, Oberamt Waldbsee), ferner als Hainr. Kiegel bzw. Kegel 1346 (20), 1361 (42), 1365 (14) und zuletzt 7. I. 1368 (4) sich für andere verbürgt. Am 9. II. 1376 (5) erhält Gudenk (= Gaudentius) Kegel das Bürgerrecht. In Lindau wird 1433 (13. XII.) und 1452 (21. VII.) ein Hans Kegel als Bürger erwähnt (Stadtarchiv).

60) **Häring.** Wie wir in dem oben Ziffer 10 und 11 genannten Zapf einem unehelichen Sohn des Conr. Wolfegger begegneten, so ist der auch hier ohne Vornamen genannte Häring ein unehelicher Sohn des Wilhelm Humpis, der 10. V. 1342 (36) und wiederum 15. V. 1346 (15) um 10 Pfd. Pfg. unter Bürgerschaft unter anderm auch „seines Vaters (Wilh.) Humpis“ Bürger wird; 1. VI. 1348 (8) wird er als Bürge erwähnt; sonst kommt der Name in der Bürgerliste nicht vor. Sein natürlicher Vater Wilhelm Humpis war der Sohn des Stadtammanns Conrad Humpis und selbst von 1328 bis 1330 und 1334 Stadtammann. Er wird in der Bürgerliste bis 1346 (15) erwähnt.

61) **Ziggeller.** Es ist dies jedenfalls der in der Bürgerliste 26. XI. 1365 (67, Seite 83 unten) ohne Vornamen als Bürge genannte Ziggeller, der hiebei sein Haus, nahe bei dem Spital gelegen, zum Pfande setzt. Er wird erstmals 8. II. 1331 (5) als Bürge erwähnt und kommt bis 1365 (67 siehe oben) im ganzen nicht weniger als 19 mal in der Bürgerliste als Bürge vor und zwar immer als dictus Ziggeler, so daß klar

erhellet, daß die in der Bürgerliste vielfach vorkommenden Familien Ziegler, Ziegeler hievon zu unterscheiden sind. Außer dem hier Genannten wird ein Johannes Ziggeler erwähnt, 13. XII. 1331 (19) als Neubürger, wobei er aber sein Haus zum Pfande setzt, sodann noch 13. X. 1340 (Urkunde St. A. St.). Ein Ziggeler, sutor, wird 24. VII. 1338 (25) Bürger; wahrscheinlich ist dieser mit dem erstgenannten identisch; denn er wird sonst nirgends mehr erwähnt. Während uns in der Folge viele Ziegler in der Bürgerliste begegnen, wird erst wieder 1420 (14) und 1427 (8) ein Johannes Ziggeler als Bürge erwähnt.

62) **Steffin.** Letzterer wird, wie zu erwarten, in der Bürgerliste nicht genannt. Dagegen wird bereits 11. XII. 1325 (11) ein Stecko Bürger, der 1331 (18) als Hainrich Stecke und 1335 (14) als dictus Stecke Bürge ist. Wahrscheinlich seine Söhne waren der nur 14. I. 1365 (6) mit Conrad Steck zusammen erwähnte Hainrich Steck, scolasticus iuris („Rechtskandidat“), der wohl in die Fremde ging, und der eben genannte Conrad Steck (Steffe), der von 23. X. 1350 (Diöz. A. VIII, 73) an erwähnt wird und seit 11. I. 1355 (2) mehrfach, nämlich 1361 (43), 1364 (63), 1368 (37, 51), zuletzt 3. IV. 1370 (12) als Bürge genannt wird. Er besaß 15. X. 1361 (43, Seite 66 unten) ein Haus an der Kirchgasse neben Conr. Ungemüt. Da unten in Ziffer 65 der hier besprochene C. Stek selbst erwähnt wird, so war die hier genannte Stekin wahrscheinlich die Witwe des Hainr. Stecke, und ihr Sohn hatte sich ein eigenes Haus erworben.

63) **Conr.) Binder.** Er wandert von Staige (Steig, Gemeinde Blikenreute, Oberamt Ravensburg) 1362 (Bürgerliste 35: 11. VIII.) in Ravensburg ein und wird 1364 (7), 1378 (35, 69) und 24. III. 1383 (18) als Bürge genannt; um 1365 (Bürgerliste Seite 5) entrichtet er 1 Schill. Pfg. Zins an die St. Georgsbrüder bei den Sonderfischen in Ravensburg. Bereits 1. IV. 1280 (W. u. B. VIII, 216) wird ein bonum uf der Staige, quod colit Bindarius, erwähnt, und IX. 1279 (W. u. B. VIII, 184) besitzt die Witwe eines Binder eine area (Hofstatt) in Ravensburg. Ein Sohn des hier genannten Conr. Binder ist jedenfalls Hainz Binder de Staig, der 17. IV. 1379 (24) für einen von Blikenreute einwandernden Landsmann Bürge ist. 31. I. 1336 (3) erhielt Jacobus Binder unter Bürgerschaft eines Conrad Binder, der seinerseits am 28. X. 1336 (19) unter Verbürgung seines Hauses — wiederholt? — Bürger wird, das Bürgerrecht; Jacob B. wird noch 1338 (6) und 24. I. 1343 (4a; durchstrichener Eintrag) als Bürge genannt. Dieser frühere Conrad Binder, der von Beruf Schmied ist (1341, 15), wird noch 1341 (6) und 1. IV. 1341 (15) bei der Bürgeraufnahme seines Bruders Ber(thold) Binder von Bermatingen (am Bodensee) erwähnt; er scheint demnach wohl auch daher zu stammen. 14. XI. 1352 (Pfarrarchiv-Urkunde) hat eine (Witwe) Binderin ein Haus in Ravensburg neben dem Bürgen Kiefer. 1366 (Bürgerliste 3: 23. I.) wandert von Altdorf (jetzt = Weingarten, Oberamt Ravensburg) Jo(hann) Binder ein, 1371 (27) und 5. II. 1372 (9) noch erwähnt; 1371 (Bürgerliste 27: 21. XI.) von Rot (Oberamt Leutkirch) gleichfalls ein Hans Binder, der 1372 (9), 1378 (29), 1380 (38), 1383 (15 und 81), 20. III. 1384 (35) und noch 15. II. 1396 (28) bei der Bürgeraufnahme seiner beiden Stiefföhne Conrad und Ulrich Binder als Bürge erwähnt wird; und zwar 1371 (27) und 1372 (9) gleichzeitig zusammen mit dem oben genannten Hans Binder von Altdorf. Obwohl hier in der Bürgerliste

mehrfach Jo binder von Rot geschrieben ist, so wird man doch, zumal auch Binder vorkommt, vermutlich auch hier den Namen als Familien-, nicht Berufsbezeichnung (binder = Rüsfer) anzusehen haben. Von Markdorf wandert 4. IV. 1378 (26) ein Hainz Binder ein, von Rottweil 11. XI. 1380 (38) ein Cunz Binder, der Schwiegerjohn des Hainr. Schlupfer ist und noch 27. VII. 1382 (24) erwähnt wird. Von den oben erwähnten beiden Stiefjöhnen wird Conrad Binder noch 1418 (14, 57), 1425 (3) und 15. II. 1432 (6) als Bürge erwähnt. Ein Johannes binder (= Binder?) de Gemünd (Schwäbisch Gmünd) verbürgt sich 20. V. 1381 (19) für die pueri dieti Minsler. Auch bei Hans binder Popplishuser de Kaufendorf (Bawendorf, Oberamt Ravensburg), der 20. III. 1384 (35) unter Verbürgung des Hans binder von Rot und des Hainr. Hergger, binder, Bürger wird, wird man, da er später 1396 (19), 1409 (16), 1417 (6) und zuletzt 1432 (20) immer als Hans Binder de Kaufendorf erscheint, das Wort Binder als Geschlechtsnamen ansehen müssen. Am 22. III. 1392 (11) erscheint als Bürge ein Berhtoldus Binder de Wangen (im Allgäu); 11. XI. 1421 (23) erhält Claus Binder das Bürgerrecht. Der Geschlechtsname Binder ist auch anderwärts um diese Zeit verbreitet; so ist 1396. 4. XI. (M.R.A. 285) ein Ruf Binder Bürger in Lindau, 1424 bis 1432 ein Claus Binder und 1454 bis 1456 ein Peter Binder Bürger in Konstanz (Konstanzer Häuserbuch II, 1, 404 und 539). Der Name Binder kommt noch heute in Ravensburg vor.

64) **C. Wälz.** Er war Schmied seines Berufes und seit 14. V. 1344 (21) Bürger in Ravensburg, wohin er „vom Hofe“ (Hof, Gemeinde Baintdt, Oberamt Ravensburg) eingewandert war. Seine Schwester Adelhait Wälzin erhält 3. VII. 1350 (59, Seite 46 unten), sein Bruder Jacob Walze 26. X. 1350 (81, Seite 47, vergleiche auch Bürgerliste 1350, 86) unter seiner Bürgerschaft das Bürgerrecht. Conrad Wälze wird 2. V. 1351 (31) bei einer Bürgeraufnahme als prece fabrorum, was offenbar so viel wie Zunftmeister (= Sprecher) der Schmiede bedeutet, bezeichnet. Von Tettwang wandert 1365 (48, Seite 82: 29. VI.) der Schuster Hainrich Wälz in Ravensburg ein. In Lindau gibt es 1369 (28. VII.: M.R.A. Kloster Lindau) einen Priester Hans Wälz.

65) **C. Stef.** Siehe oben Ziffer 62.

66) **Jo Widmer** („Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 24, Ziffer 96). Es ist derselbe, der in der Wehrliste von 1338 genannt wird und 13. I. 1338 (2) und desgleichen 21. VI. 1344 (26) das Bürgerrecht je unter Verbürgung seines Hauses erhält und außerdem 1342 (40), 1343 (24), 1345 (40) und 14. VIII. 1355 (24) als Bürge, das letzte Mal zusammen mit C(onr.) Widmer (siehe unten) erwähnt und als faber (Schmied) bezeichnet wird; er ist Bürge für seinen das Bürgerrecht am 30. XI. 1345 (40) empfangenden Bruder Claus Widmer; um 1361 (Bürgerliste Seite 1) entrichtet er von seinem Hause 12 Schill. Pfg. Zins an die Katharinenaltarpfründe in der Pfarrkirche zu Ravensburg. Schon im 13. Jahrhundert ist das Geschlecht der Widmer in Ravensburg ansässig. (Vergleiche W.U.B. IV, Anhang Seite 36, und W.U.B. VII, 41: 25. VII. 1269: Willa Widemarin.) Ein Conr. Widemer ist schon 4. VII. 1324 (7) Bürge; letzterer ist von Beruf Schmied, Bürgerliste 1337 (15) und wird bis 29. IX. 1340 (37) erwähnt; wohl sein gleichnamiger Sohn wird von Bürgerliste 24. IV. 1347 (11) an bis 4. III. 1386 (22) 16 mal als Bürge in der Bürgerliste erwähnt. Am 9. III. 1340 (13) erhält der Zimmermann (carpentarius) M Widemer das Bürgerrecht um 10 Pfund

Pfennig Aufnahmegebühr. Derselbe wird bis 1356 (19) neunmal in der Bürgerliste als Bürge genannt. Am 15. V. 1343 (13) erhält Eber Widemer, seines Berufs Weber, das Bürgerrecht. Zusammen mit dem jüngern Conrad Widmer ist 24. IV. 1347 (11) Burcard Widemer Bürge. Von Taldorf (Oberamt Ravensburg) wandert 6. VI. 1363 (16) Hainr. Widmer ein. Er wird noch 1363 (38) und 1365 (32, 61 : 3. XI.) erwähnt; jedenfalls sein Sohn ist der 6. XII. 1368 (52, Seite 91 unten), 1371 (1, 28) und 27. VIII. 1386 (78, Seite 165 unten) als Bürge erwähnte Jo Widmer de Taldorf. Von Snekenshusen (Schneckenhausen, Oberamt Tettnang) wandert 1365 (67, Seite 83 unten : 26. XI.) ein weiterer Jo(hann) Widemer in Ravensburg ein, der 1365 (73) und 1368 (31) erwähnt wird, wobei noch ein von ihm zu unterscheidender Jöli (auch Jöwli, offenbar eine Koseform für einen Vornamen, Johannes?) Widmer als Bürge 13. X. 1366 (34), 1369 (15), 1371 (28) und 18. I. 1372 (6) vorkommt, desgleichen von Pffegelberg (Gemeinde Flunau, Oberamt Tettnang) ein Uli Widmer im Jahre 1370 (38 : 13. XII.) und ein gleichnamiger Uli Widmer das Jahr darauf (1371, Bürgerliste 28; 30. XI.) von Petelnwiler (= Bettenweiler, Gemeinde Zogenweiler, Oberamt Ravensburg), von denen einer der beiden 1389 (105, Seite 184) für den Neubürger Hans Widmer, der 15 Pfund verbürgen muß, sich verbürgt. Auf welchen der beiden sich ferner die Einträge betreffend Bürgerschaft eines Ul Widmer von 1374 (9), 1389 (68, Seite 182) und 22. IX. 1416 (23) sich beziehen, läßt sich so wenig bestimmen wie die 4. III. 1379 (18) und 7. IV. 1398 (4) erfolgten — wiederholten — Bürgeraufnahmen eines Ul(ricus) Widmer, der nach dem letzterwähnten Eintrag ein Haus neben einem Bürger Stähelin besitzt. Ein N(icolaus) Widmer ist 3. II. 1367 (2), 1369 (17, 18), 1370 (31, 33) Bürge. Ein Jos Widmer, der bereits 23. IV. 1385 (32) als Bürge genannt ist, erhält 1399 (19) gegen 10 Pfund — zum wiederholten Male — das Bürgerrecht. Von Waldsee aus wandert 1385 (38 : 14. VI.) Hainz Widmer ein, der noch 1389 (28, 64), 1398 (15) und 1416 (23 : 22. IX.) genannt wird, desgleichen 1386 (76, Seite 165 : 28. VIII.) Cunz Widmer von Laimbach (Gemeinde Otterswang, Oberamt Waldsee), und ein gleichnamiger Widmer 1387 (68, Seite 172 : 15. VII.) aus Wangen, von denen der eine noch 19. VI. 1388 (30) erwähnt wird, und von Efenrüti (Eggenreute, Oberamt Wangen) 1390 (8 : 27. VI.) ein Hans Widmer, der 1410 (11) der Ulerin (= Euler) man genannt wird. 24. VI. 1398 (9) erhält Elsa Widmerin, Witwe des Hulbr(echt) Widmers de Mhusen (Mhausen, Amt Überlingen) das Bürgerrecht. 1403 (4 : 3. II.) wird ein weiterer Conr. Widmer, von Tettnang, Bürger gegen 10 Pfund Bürgerschaftsumme; 28. V. 1430 (10) wird ein Peter Widmer, als Knecht des Hans Stäheli (siehe oben, — er ist vielleicht ein Sohn des Ul Widmer, Nachbars des Stäheli —) erwähnt. Naturgemäß war dieser Name bei den vielen „Wittum“gütern (Grundstücke, mit denen eine Kirche dotiert war) damaliger Zeit sehr verbreitet; es gab eben daher sehr viele Widemer, Inhaber, Pächter eines solchen Gutes. Schon 1276 (15. VIII.) (W.u.W. VII, 459) wird z. B. in Ehrumbach bei Bodnegg ein Walthar de Dote (= lateinischer Ausdruck für Wittum) erwähnt; auch in Lindau (siehe Geschichte der Stadt Lindau II, 124, 259), Konstanz und anderwärts kam der Name vor.

67) **H(aizr.) Segelbach** (von Segelbach, Gemeinde Wolpertswende, Oberamt Ravensburg, stammend), suter (= Schuster). Er wird 23. VII. 1363 (29) und 18. V. 1371 (11) als Bürge erwähnt. Bereits 7. VII. 1337 (21) wird ein Conrad

Segelbach als Bürge erwähnt und 1337 (35) und 1339 (46) ein — wohl mit ihm identischer Segelbach (ohne Vornamen). Vermutlich sein Sohn — möglicherweise aber auch noch der bereits erwähnte — ist der von 15. VII. 1353 (25) bis 18. V. 1376 (8), zuletzt — seit 1371 (9) — als senior bezeichnete Conrad Segelbach, der in der Bürgerliste in dieser Zeit 14 mal als Bürge genannt wird, und zwar wohl ein angesehenener Bürger war, aber nicht, wie das Werk „Das Königreich Württemberg“, IV (Donaufreis), Seite 401, annimmt, einem adeligen Geschlechte („der Herrn von Segelbach“) angehörte;<sup>1</sup> vielmehr gehörte er selbst offenbar noch nicht von Anfang an dem Patriziat der Stadt an, da er nie als Bürge für einen vornehmen Neubürger vorkommt, was immer ein untrügliches Zeichen für ein größeres Ansehen bedeutet. Erst seine beiden Söhne Conrad und Hans Segelbach werden als Mitglieder des Patriziates der Stadt (vergleiche Hafner, a. a. O., Seite 147) genannt. Der ältere Segelbach scheint sich durch seinen Großhandel zu einer Zeit, da die Humpifgesellschaft erst im Entstehen begriffen war, ein Vermögen erworben zu haben; wenigstens kauft bereits 26. VII. 1384 Hans Segelbach das Dorf Taldorf (Oberamt Ravensburg) vom Kloster Isny (Bochezer, „Geschichte des Hauses Waldburg“, I, 377, vergleiche auch Hafner, Seite 274, zum Jahre 1406). Hans Segelbach, erwähnt in Bürgerliste 1384 (58, Seite 153 : 12. XI.), 1387 (34, 98), 1398 (12), 1404 (10, 13, 19 : 3. X.), war 1405 (17. I. : Fürstenbergisches Urkundenbuch, VI, 144) Bürgermeister der Stadt; sein Bruder Conrad Segelbach, der nur 28. I. 1384 (17), 1400 (23) als Bürge genannt wird und 23. IV. 1411 (10) das Bürgerrecht — von neuem — erhält, war offenbar meist als Großhändler auf weiten Reisen über die Alpen begriffen; haben wir doch von ihm und seinem Bruder Johann Segelbach noch einen Geleitsbrief des Dogen von Venedig vom 26. IX. 1399 für sie und andere urkundliche Nachrichten über sie erhalten (vergleiche Heyd in „Württembergische Jahrbücher“ 1880, II, ferner „Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins“, IV, Seite 24 ff., M. Schulte, „Geschichte des mittelalterlichen Handels“, 1900, Seite 623 ff.). Namentlich nach Venedig betrieben sie zusammen mit der Familie Wirt, mit deren Mitgliedern sie öfters als Bürgen genannt werden<sup>2</sup> und mit denen sie wohl auch verwandt waren, einen lebhaften Handel. Er ist denn auch zusammen mit C. Wirt 28. I. 1384 (17) Bürge für den Großhändler und spätern Teilnehmer der Humpifgesellschaft Hans Wisland von Wangen, der gegen 20 Pfund Bürgschaftssumme, Bürger wird. Am 18. VII. 1415 (7) wird ein Caspar Segelbach Bürger.

68) **Schälkli, bef.** Hans Schälkeli wird 27. IX. 1340 (41) als Bürger aufgenommen, 1341 (16) und 1343 (37) mit Vornamen, 1354 (26) ohne Vornamen als Bürge erwähnt; er entrichtet 1361 (Bürgerliste Seite 1) aus seinem Hause 6 Schilling Pfennig an die Katharinenpründe der Pfarrkirche. Sein gleichnamiger Sohn, 1372 (20) iuvenis Schälkeli genannt, wird 12. VIII. 1375 (23) als junior Schälkli Bürger, erscheint aber nur noch 4. I. 1435 (1) als Hans Schälkli der „elter“ (= ältere) gegenüber seinem wiederum gleichnamigen Sohne, dem 5. VII. 1426 (15) als Bürge erwähnten Hans Schälkli dem „jungen.“

<sup>1</sup> Auch die für ihr Vorkommen in Ravensburg angeführten Jahreszahlen, 1362 und 1377, sind nach dem Vorstehenden unrichtig.

<sup>2</sup> So schon der ältere C. Segelbach 1363 (31), 1366 (33), 1371 (9), der jüngere C. Segelbach 1384 (17), Hans Segelbach 1387 (34), 1404 (13 und 19).

69) **Kieser.** 14. III. 1330 (2), 1340 (28), 1342 (9), 1351 (60) und 1352 (14. XI., Urkunde im Pfarrarchiv) wird ein Kieser (ohne Vornamen) erwähnt; er verbürgt 1340 (28) für seinen Schwiegersohn Hainrich sein Haus, das 1352 (siehe oben) als neben der Vinderin Haus gelegen bezeichnet wird. Ob dieser hier gemeint ist oder einer der Gebrüder Kieser von Wurzen (Wurzach, Oberamt Leutkirch), von denen Johann 1361 (31) das Bürgerrecht empfängt, 1364 (25), 1365 (35) als Bürge genannt und 31. VII. 1379 (59, Seite 124) als Johannes Kieser, wachter (Berufsbezeichnung), wiederholt als Bürger aufgenommen wird, ferner Hainrich 20. XI. 1365 (65, Seite 83) unter Verbürgung seines Bruders Bürger wird, läßt sich nicht sicher entscheiden.

70) **Peter Cerdo.** Es ist zweifelhaft, was hier als Geschlechtsname anzusehen, wahrscheinlich Peter; denn das Wort cerdo (= Schuhflicker) bedeutet wohl meist eine Berufsbezeichnung, so schon W.u.B. VII, 365 (8. V. 1275): Sifrid, cerdo, W.u.B. VII, 261 (1273): Bertoldus, cerdo, vielleicht abgesehen von W.u.B. VI, 230 (1265): Hainr., molendinator, mit dem Beinamen Cerdo. In der Bürgerliste erscheint bei C. Srigio, cerdo (1324, 3), Herman, cerdo de Wenglingen (1358, 7) cerdo immer als Berufsbezeichnung. Jedoch kommt ein Peter, cerdo, in der Bürgerliste nicht vor; von der Familie Peter könnte nur der 10. I. 1365 (5) als Bürge genannte Jo Peter oder der von 1351 (13) bis 1389 (4) 15 mal, darunter — seit 1363 (15) — mehrfach mit carnifex (= Metzger) bezeichnete Heinrich Peter in Frage kommen. Von Wachingen (Unter- oder Ober-Wachingen, Oberamt Riedlingen) wandert 28. XII. 1375 (42, Seite 107 unten) ein Peter ein; 17. II. 1381 (11) erhält Claus Peter das Bürgerrecht, desgleichen 17. III. 1381 (14) Cunz Peter von Bligenrüti (Oberamt Ravensburg) — wobei unter anderm Benk Libe, cerdo, Bürge ist — auch noch 14. XII. 1383 (101, Seite 148 oben), sodann desgleichen 15. III. 1383 (16) von Adelhartzberg (Adrazhofen?, Gemeinde Wuchzenhofen, Oberamt Leutkirch) ein weiterer Cunz Peter, der 25. V. 1389 (9, 10) noch genannt wird. Der Sohn eines dieser beiden, Conrad Peter, besaß 1407 mit Hans Stängeli zusammen eine Papiermühle im Ölschwang (Hafner, „Altes und Neues“, Seite 297). Es wird denn auch in der Bürgerliste 1420 (13), 1422 (7), 1432 (17) und 1435 (13) ein Peter, bappirer (Pappirer) als Bürge erwähnt. 15. II. 1396 (31) wird der Goldschmied Peter Bürger, 13. IX. 1411 (22) wird Peter von Straßburg Bürger (vielleicht = Peter Straßburger). 11. VI. 1410 (47, Seite 222 unten), ferner 1410 (56), 1417 (19) und 11. III. 1420 (2) wird Uli (= Ulrich) Peter als Bürge genannt. Höchstwahrscheinlich ist auch bei dem 14. IX. 1425 (10) von Waldsee eingewanderten Peter schneider, dem 1425 (19) als Bürgen erwähnten Peter sniker (= Holzbildhauer) und dem 1428 (6) das Bürgerrecht empfangenden, 1428 (7) und 1432 (34) genannten Peter bader der Name Peter Geschlechtsname, zumal bei letzterm, der unter anderm 1432 (34) für Haink Bochting, bader, sich verbürgt.

71) **Jo(hann) Smelzer.** Er besitzt 18. VIII. 1359 (6) ein Haus in der Leder-gassun (heute nicht mehr so genannt, aber wohl eine westlich des Postplatzes, in der Unterstadt gelegene Gasse, möglicherweise der obere Teil der Bachstraße). Um 1365 entrichtet er aus demselben an die untere Altarpründe im Spital  $\frac{1}{4}$  Wachs als jährlichen Zins (Bürgerliste Seite 5); er wird hier Joh. Smelzer, junior, genannt. Es ist daher der 18. XII. 1342 (56, 57) und 27. IX. 1350 (76, Seite 47) erwähnte Smelzer (ohne Vornamen) wohl der Vater des hier Genannten. 11. VII. 1361 (36) ist Conr. Smelzer,



26. IV. 1362 (18) Hainr. Smalzer Bürge. 1382 (2) wird ein Cunz Smelzler Bürger; ob derselbe hieher gehört, ist fraglich. Dagegen ist dies der Fall bei dem 29. II. 1384 (31) gegen 10 Pfund Bürgschaftssumme das Bürgerrecht empfangenden Johann Smalzer und der 24. VII. 1416 (21) Bürgerin gewordenen Els Schmalzerin. Dagegen gehörten die auch in der Bürgerliste vorkommenden Smalze, Smelze sicher einer von der hier besprochenen zu unterscheidenden Familie an (vergleiche z. B. 1362, 21: Hainr. Smelze; 1362, 18: Hainr. Smalzer).

72) **Bindübel.** 18. VIII. 1359 (6) wird der Schwiegersohn Hans des mit dem originellen Namen Bindübel ausgestatteten Bürgers Bürger, wobei dieser sein Haus und seinen Hof, gelegen an der Kedergasse und benachbart dem des Johann Smelzer (siehe oben Ziffer 71) zum Pfande setzt; um 1362 (Bürgerliste Seite 9) zahlt Bindübel von seinem Hause an die Stadt 8 Schilling Zins.

73) **Hornungin.** Ein Hornung wird unmittelbar nach Bindübel in dem Verzeichnis der städtischen Häuserzinse von 1362 (Bürgerliste Seite 9) mit 8 Schilling Pfennig Zins aufgeführt.

74) **Humbelin.** In dem in Ziffer 73 erwähnten Verzeichnis wird ein Humbel gleichfalls unmittelbar nach dem genannten Hornung mit einem Zins von 4 Schilling Pfennig von seinem Hause aufgeführt. Die in Ziffer 72 bis 74 genannten waren also zweifellos Nachbarn. Während der Name Hornung in der Bürgerliste sonst nicht vorkommt, wird bereits 27. IX. 1350 (76, Seite 47) ein Johann Humbel, molitor (= Müller), unter Verbürgung unter anderm des „genannten“ Smelzer, Bürger. Er besitzt um 1361 einen Garten (Bürgerliste Seite 1) aus dem er zusammen mit Berner 1 Pfd. 1 Schill. Pfg. Zins an den Katharinenaltar in der Pfarrkirche entrichtet. 25. X. 1368 (38) erhält sodann Conradus Humbel von Enggertwiler (Engertweiler, Gemeinde Bergatreute, Oberamt Waldsee) das Bürgerrecht, desgleichen 24. II. 1410 (23) ein Cunz Humbel, Nebmann, zusammen mit seiner Schwester Margret; Cunz wird noch 1423 (1), 1429 (3) und 13. V. 1431 (8, hier als Nebmann genannt) als Bürge erwähnt. Der 1399 (12) als Neubürger erwähnte Geori (= Georg) vom Hübellsis (10 Pfund Bürgschaftssumme) gehört nicht hieher und ist möglicherweise ein Adeltiger. Auch zu Konstanz und Isny (so 1464 ein Dietrich Hummel, Allgäuer Geschichtsfreund XI, 23) und in andern Städten kommt der Name vor, ebenso noch heute in Ravensburg.

75) **H(ainrich) Wolfsperg.** 15. III. 1344 (16) verbürgt sich Hainr. Wolfsberg — so heißt eigentlich der Name — für seinen Knecht (servus) Wilha(lm); auch 1347 (77, Seite 41 oben) wird er genannt, ebenso 21. XI. 1357 (Urkunde im Stadtarchiv Ravensburg). Der Name rührt von dem Orte Wolfsberg, Gemeinde Schmalegg, Oberamt Ravensburg her; vergleiche auch W.u.B. IV, Anhang Seite 29. Schon 2. VII. 1311 (Diöz. A. IX, 75) wird ein Bürger Conrad Wolfsberg dictus (= genannt) Ruchmaister erwähnt.

76) **Stöb** (= dem heute noch in Ravensburg vorkommenden Namen Steub). Der hier Genannte ist der (30. X.) 1345 (45) von Waldsee einwandernde Hainrich Stöub, seines Berufs Schuster; 22. XI. 1388 (49, Seite 178 unten) wird sodann als Bürge der „bed“ Nicolaus Stöb erwähnt, ebenso 6. X. 1410 (60, Seite 223), desgleichen ein Peter Stöb 15. II. 1396 (8). Ob der 1410. 14. III. als Bürger zu Lindau erwähnte

Claus Stobe, Chemann der Ursula Stöbin (Spitalarchiv Lindau, Kop.-Buch I, 6, Folio 106), mit dem oben genannten identisch ist, erscheint fraglich.

77) **Hainr.) Wihigman de domo Maister.** a) Der erstgenannte wird 2. VIII. 1353 (27) Bürger, ist seines Zeichens *pistor*, *beck*, und wird 1365 (20), 1368 (19), 1370 (40), 1373 (7), 1384 (25), 1385 (18), 1387 (96, 100, Seite 174), 1388 (49, Seite 178 unten: hier zusammen mit — seinem Nachbar — Nicol. Stöb) und 3. VII. 1389 (58, Seite 182 oben) erwähnt. Am 26. XII. 1370 (40) verbürgt er sich für seinen „von der nünen Walse“ (früherer Stammsitz der Herren von Waldsee) einwandernden Verwandten Cünrat Wihigman um 10 Pfund Pfennig; 1376 (6) wird letzterer als Zimmermann von Beruf erwähnt. Ursula Wihigmännin wird 1418 (13) Bürgerin (vergleiche auch 1418, 51). Eine Familie Wihigmann kommt auch in Lindau schon im 14. Jahrhundert vor und besteht noch heute daselbst (Geschichte von Lindau I, 1, Seite 121, II, 30); so werden 1470 die Geschwister Conrad, Claus und Caspar Wihigmann erwähnt, deren Bruder Hans, an der Pest verstorben, sein ganzes Vermögen der Kirche in Bösenreutin bei Lindau vermachte. — b) Maister („Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 2, Ziffer 4). Bereits W.u.B. VIII, 250 (13. XII. 1280) und W.u.B. IX, 402 (XII. 1290) ist ein *dictus Maister* angesehenen Bürger in Ravensburg. Im ersten Eintrag der ältesten Bürgeraufnahme (1324: 15. IV.) wird Conrad Maister als Bürge erwähnt, ebenso von da an bis 5. II. 1345 (4) im ganzen 18 mal, desgleichen sein Bruder Jacob Maister als Bürge, erstmals 8. I. 1332 (2), sodann 1337 (17), 1346 (31), sodann 15. VI. 1345 (zusammen mit Conrad Maister) und 23. X. 1350 (Diöz. A. VIII, 69 und 73); Hainr. Maister ist 9. VI. 1350 (53, Seite 46) Bürge. Vermutlich sind alle diese vor 1366 verstorben, weshalb erklärlich ist, daß Hainr. Wihigman den Zins von dem Hause entrichtet. Erst 1384 (38: 26. III.) wanderten von Langnow (= Langnau, Oberamt Tettnang) die Gebrüder Hainricus et Conradus *dicti Maister* in Ravensburg ein. 29. VI. 1394 (14) und 25. VI. 1395 (3) ist Johannes Maister Bürge.

78) **dominus Manstok.** Die Manstok waren ein altes, im 13. Jahrhundert in Ravensburg blühendes Ministerialengeschlecht. Bereits um 1240 ff. wird Bertoldus Manstok als Bürger in Ravensburg erwähnt (vergleiche W.u.B. V, 361 und VI, 136; Z.G.D. [= Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins] XXIX, Seite 125 [= 1252], Codex Salemitanus I, 390: 1260); er war erstmals mit einer Bertha bis etwa 1250, sodann von 1251 ab mit einer Adelhaid (W.u.B. IV, 214, 247) verehelicht, und hinterließ vier Kinder, nämlich Jacobus Manstok (1251 bis 1285 genannt: vergleiche Codex Salemitanus I, 390: 1260, 25. II.; W.u.B. V, 274: 1258; ferner W.u.B. VII, 365: 8. V. 1275 [Bürger in Ravensburg]; W.u.B. VIII, 188, 318, [1279 und 1282], IX, 20: 30. IV. 1285), sodann Heinrich Manstok (1246 bis 1280: 25. I. 1246 wird er als Bürger in Konstanz erwähnt; 1251 bis 1256: W.u.B. V, 126, 145; 1280. 17. II.: W.u.B. VIII, 260) und die Töchter Willebirg und Elisabeth (siehe die obigen Zitate), letztere vor 1255 Ehefrau des Ritters Konrad von Rüti. Der erwähnte Jacob Manstok hatte mehrere Söhne (W.u.B. VII, 380) und drei Töchter: Elisabeth, Adelheid und Christine (W.u.B. IX, 20: 1285). Er war mit G. Sc(h)ade verehelicht (W.u.B. VII, 365: 1275). 1272. 8. VIII. (W.u.B. VII, 206) wird ein *dominus* (Geistlicher) . . . *dictus Mannestok* erwähnt, dessen *curia*, die inzwischen natürlich in andere Hände gekommen war, wird hier gemeint sein. In Weingarten waren Mönche: ein

Bertoldus Manstok 1294 bis 1324, und Herman Manstoc 1295 (Birmin Lindner, Professbuch von Weingarten, 1909, Nr. 76 und 257). 25. IV. 1268 wird (Fürstenbergisches Urkundenbuch V, 138, Nr. 181) ein Eberhardus Manstoc, frater domus Teutonicorum, erwähnt. Bemerkenswert ist, daß 16. IV. 1375 (14) ein Cunradus Manstok — um 5 Pfund! — als Bürger in Ravensburg aufgenommen wird. Es ist aber sehr fraglich, ob dieser noch mit der alten Ministerialenfamilie in Zusammenhang steht; er kommt sonst in der Bürgerliste nirgends mehr vor.

79) **Jürno.** 28. VIII. 1346 (26) erhalten die Brüder Hainrich und Nicolaus Jürne das Bürgerrecht; 1351 (11. VIII, Urkunde St. A. St.) besitzt ersterer ein Gut in Engetzweiler, Gemeinde Neu-Ravensburg, Oberamt Wangen. Letzterer hinterließ einen gleichnamigen Sohn, der 23. VI. 1387 (56, Seite 171) und 1396 (51) erwähnt wird. Bereits 1281 (23. IV. : W. u. B. VIII, 269) wird eine Elisabetha Jürnin mit ihren zwei Schwestern als Leibeigene des Klosters Baidt erwähnt.

80) **curia proplebani.** Sonst ist nur das Wort viceplebanus (= Stellvertreter des Leutpriesters) üblich; es kann aber das Wort, das im Original in abgekürzter Form steht (pplbni) nicht anders gelesen werden.

81) **Straßer.** Auch hier haben wir wieder ein Beispiel für die behauptete Tatsache, daß das Verzeichnis den Straßenzügen folgt: 21. III. 1378 (25) verbürgen nämlich bei einer Bürgeraufnahme Jacobus et Hainr. Straußer<sup>1</sup> domum suam in novo foro (am neuen Markt) iuxta domum plebani sub iure veri pigneris (zu wahrem Pfandreht). Von den hier genannten zwei Brüdern wird der eine, Jacobus, 30. VI. 1360 (13) unter Bürgerschaft seines offenbar bereits früher in Ravensburg vorhandenen Bruders als Bürger aufgenommen; er erscheint bis 4. VIII. 1386 (54, Seite 164) 11 mal als Bürge; sein Bruder von 1360 (13) bis 21. III. 1378 (25) achtmal. Die Straßer stammen sicher von Straß, Gemeinde Berg, Oberamt Ravensburg, und ihr Name hat sich erst aus einer Herkunftsbezeichnung zu einem Eigennamen entwickelt. So wird 4. IV. 1356 (21) Hermannus de Strazze unter Verbürgung seines Hauses — wahrscheinlich ist er mit dem bereits 24. VII. 1355 (23) das Bürgerrecht empfangenden Her(mann) von der Stras identisch — als Bürger aufgenommen und wird 1356 (22), 1358 (1) und 30. XI. 1360 (20 : hier bereits als Hermannus Straßer, senior, und neben Jacobus Straßer) erwähnt. Sein gleichnamiger Sohn Hermannus de Straz wird 3. I. 1358 (1) mit ihm zusammen als Bürge erwähnt, außerdem 1360 (12) als Hermannus dictus Straßer. Für den 26. VI. 1362 (27) als Bürger aufgenommenen Ulrich Lechstetten bürgt sein Schwiegervater Dietricus Strauzzer, der Weingärten bei der Stadt besitzt. Conrad Straußer (Straßer) ist 1370 (1), 1383 (11) und 14. IV. 1386 (31) Bürge. 6. X. 1376 (17) besitzt Nicolaus Straußer, der noch 23. II. 1387 (24) erwähnt wird, ein Haus neben Uli Múchsenhart; Ják Straßer ist 15. VII. 1421 (16) und 28. I. 1429 (2) Bürge. Auch anderwärts gab es Straßer, so in Lindau (Srick Straßer 5. XII. 1439, Urkunde im M. N. A. 520) und Konstanz (Johann Straßer : 1319 Kaplan der St. Blasiuskaplanei im Münster, Konstanzer Häuserbuch II, 1, 379). Der Name kommt noch heute mehrfach in Ravensburg vor.

<sup>1</sup> „Au“ entspricht dem jetzt noch im schwäbischen Dialekt üblichen, dumpfen, zwischen a und o gelegenen Laut.

82) **relieta Zornen.** Der Ehemann Zorn ist 27. VII. 1346 (24) als Bürge genannt und wird 1. X. 1347 (48, Seite 40) — wiederholt Bürge; von Beruf ist er panifex (Bäcker). Wie aus diesem Verzeichnis hervorgeht, war er im Jahre 1366 bereits verstorben. Sonst kommt der Name in der Bürgerliste (bis 1436) nicht mehr vor.

83) **quondam (Conr.) Trüfel.** Der hienach 1366 bereits verstorbene Conr. Trüfel erhielt 31. XII. 1354 (31) das Bürgerrecht. Um 1360 (Bürgerliste Seite 6) entrichtet er aus seinem Hause 8 Schilling Pfennig an den St. Georgenaltar bei den Sonderfischen.

84) **Conrad Hagmügel.** Die Brüder Conrad und Fridrich Hagmügel sind bereits 17. VI. 1326 (30) Bürgen. Der hier genannte Conrad wird 1331 (3) und — vielleicht schon sein gleichnamiger Sohn — 1. III. 1356 (13) erwähnt. Am 16. III. 1329 (Diöz. N. VIII, 53) verkauft der genannte Conrad h. sein Haus am „Neuen Markt“ in Ravensburg an Claus Luß.

85) **domus Pittricis de Altorff.** Da der hier genannte Pittrich in Altdorf seinen Wohnsitz hatte, so wird er in der Bürgerliste von Ravensburg nicht erwähnt.

86) **Motler.** Conrad Mottler wird 18. IV. 1361 (19) Bürge, und erscheint außerdem bei der Bürgeraufnahme — vermutlich seines Bruders — des Jacob Mottler am 6. I. 1362 (1), der noch 1365 (55), 1374 (11) und 5. X. 1377 (23) vorkommt und wohl hier gemeint ist.

87) **Jo(hann) Slek.** Auch er gehört zu jenen, die von Altdorf, dem Hauptquell der zahlreichen Einwanderung nach der freien Reichsstadt Ravensburg im 14. Jahrhundert, stammen: 17. X. 1353 (30) wird er — um 10 Pfd. Pfg. — Bürge in Ravensburg; er wird noch 25. IV. 1364 (30) genannt. 19. VI. 1418 (49, Seite 240) wird Els Slek in Bürgerin, desgleichen 2. VI. 1424 (9) der Schneider Conrad Slek, vergleiche noch 1432 (18) und 12. I. 1439 (G. Merk, Ravensburger Bürgerbuch, Seite 187 zu 1439 und 1471: noch drei weitere Slek). Bereits um 1280 (W.U.B. IV, Anhang Seite 29) werden ein Herman und Fridrich Slike als Zinser des Klosters Weingarten genannt. Der Name Slek kommt heute noch in Ravensburg vor.

88) **Hug(o) Landolt.** Er wird bereits 25. VI. 1336 (10) als Bürge und Hausbesitzer genannt, sodann noch 1343 (12), 1354 (25), 1363 (58, Seite 72 unten) und 31. V. 1364 (38); von Altdorf wandert 1364 (55, Seite 75 unten: 26. VII.) Johannes Landolt ein, wie auch bereits um 1280 daselbst ein Landolt 2 Schillinge an das Kloster Weingarten zinst (W.U.B. IV, Anhang Seite 36). Zu unterscheiden hievon ist wohl die Familie Landolzer, von der mehrere Glieder um diese Zeit (1372 ff.) in Ravensburg vorkommen. Der Name Landold kommt jetzt noch vereinzelt in Ravensburg vor. Sowohl in Gemeinde Amtzell, Oberamt Wangen, als in Gemeinde Neufirch, Oberamt Tettnang, ist der Name Landolt noch in dem Hofe bezw. Weiler Landolz (= der Hof des Landolt) erhalten. Die Landolzer, eine spätere Namensform gegenüber Landolt, leiten ihre Herkunft jedenfalls von diesen Ortsnamen her.

89) **(Conrad) Spidler.** 25. VI. 1336 (10) wird Conrad Spideler, unter Verbürgung des Hug Landolt — seines Nachbarn! — Bürge und ist 1342 (33), 1343 (29a — durchstrichen), 1347 (53) und 1349 (18), ferner am 9. X. 1349 (35) für seinen Bruder, den Neubürger Nicolaus Spideler Bürge; um 1361 (Bürgerliste Seite 2) entrichtet Katharina Spidlerin einen jährlichen Zins aus ihrem Hause an

den Nikolausaltar in der Pfarrkirche; 10. VI. 1388 (29) erhält — um 15 Pfd. Pfg. — Hainrich Spidler von Waldsee das Bürgerrecht unter Verbürgung seines Bruders Conrad Spidler, der vielleicht ein Sohn des oben genannten C. Spidler ist. Noch 24. III. 1394 (W.R.A., Stadt Lindau, Urkunde 217) wird ein Ulrich Spidler Bürger zu Waldsee und dessen verstorbene Schwester Grete Spidler erwähnt. 17. VIII. 1427 (11) erhält Hans Spydler das Bürgerrecht (5 Pfd. Pfg.). Fraglich ist, ob der als Faktor der Humpißgesellschaft 1426 in Barcelona in Spanien tätige Stoffel Spideli — so, nicht Spadeli lautet der richtige Name dieses Geschäftsführers der Humpißgesellschaft (vergleiche über ihn, Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels, Seite 634) — zu dieser Familie gehörte. Er wird — um 10 Pfd. Pfg. — (als Stoffel Spydeli) unter Verbürgung seitens des Ital und Jos Humpiß am 9. II. 1427 (3) als Bürger aufgenommen, und wird noch 30. III. 1429 (15), 2. III. 1432 (10), 24. I. 1433 (3) und 23. XI. 1433 (12) erwähnt. (Man bemerke die Jahreszeit! Jeden Sommer war er offenbar abwesend auf Reisen.)

90) **Hainrich Meld.** Der hier genannte ist wohl der gleichnamige Sohn des 17. VI. 1326 (21) als Bürge erwähnten Hainr. Meld; er besitzt um 1361 (Bürgerliste Seite 2) offenbar neben der oben Ziffer 89 genannten Katharina Spidlerin ein Haus; denn er entrichtet zusammen mit ihr (de domis) 30 Schill. Pfg. Zins an den Nikolausaltar der Pfarrkirche, also auch hier wieder ein Beweis für die schon mehrfach berührte Tatsache. Hainr. Meld wird noch 22. VII. 1371 (24) als Bürge genannt. Vielleicht Brüder des ältern H. Meld sind der 12. III. 1326 (2) genannte S(ridrich) Meld und der 23. VIII. 1327 (11) erwähnte Conrad Meld; ein C(onrad) dictus Melde besaß bereits 1279 (W.U.B. VIII, 185 : 29. IX.) eine area (Hoffstatt bezw. Haus) in Ravensburg.

91) **Erler** (siehe oben Ziffer 15). Das einmal wird Conrad Erler, das andermal Johann Erler gemeint sein. Der Name Ehrler, der damit identisch ist, kommt heute noch in Ravensburg vor.

92) **Jo Rot.** Er wird 4. VII. 1333 (10) und 13. I. 1351 (2) als Bürge erwähnt. Von Waldsee wandert der pigator (= picator, Küfer) Herman Roto 1340 (18; 8. IV.) ein; er wird 1340 (19 : 15. IV.) und 12. X. 1347 (90, Seite 41) als Bürge erwähnt. 3. XI. 1359 (13) erhält Stephanus Roto, carnifex (Wetger), Hainrich Roto am 25. VI. 1361 (28) das Bürgerrecht; letzterer besaß damals 1361 (28) schon ein Haus in Ravensburg. Am 6. I. 1372 (3) wird der Schneider Hans Rot Bürger, desgleichen 16. XI. 1376 (25) ein anderer Hans Rot, Zimmermann, von Hadolghoff (= Adelshofen, Gemeinde Unter-Schwarzach, Oberamt Waldsee), der noch 1385 (51, Seite 158), 1386 (10) und wohl noch 1387 (26) als Bürge genannt wird. Ein dritter Hans Rot, Schmied seines Berufs, erhält 1379 (37) das Bürgerrecht und ist Bürge 1383 (75 und 95 : 2. XI., 27. XI.); ein vierter Hans Rot wandert 17. IV. 1385 (29) von Altmannshofen (Oberamt Leutkirch) ein. Am 8. VI. 1386 (51, Seite 164 oben) ist ein Hans Rot, senior, Bürge, vielleicht der zuerst genannte Hans Rot. Von Wanboldsweiler (unbekannt) wandert Cunz Rot mit seiner Frau Adelheid 1384 (38 : 26. III.) ein, von Buchau Hainz (von) Rot 1387 (21 : 12. II.), von Stain (= Stein am Rhein) Jo Rot 1396 (35) und am gleichen Tage 1396 (42) — wohl wiederholt — wird einer der Hans Rot als Bürger aufgenommen, der 1410

(43 : 23. V.) für den Neubürger Haintz Rott sich verbürgt. Ein Jos Rott wird 10. XII. 1408 (14), 1410 (43), 1417 (9) und 19. IV. 1418 (41) als Bürge genannt. Von Roggwylen (Roggwil in der Schweiz) wandert 1411 (17 : 29. VI.) Hans Rot ein, der 19. X. 1413 (34) für seinen gleichfalls von da einwandernden Bruder Peter Rott Bürge ist. Ein Marti(n) Rott wird 24. X. 1413 (35) als Bürge genannt. Der Name Rot kommt schon im 13. Jahrhundert in der Umgebung von Ravensburg vielfach vor (vergleiche W.u.B. IV, Anhang Seite 41, 43: Rufus [= Rot], ferner W.u.B. VIII, 217, 371: 1280 ein Heinr. Rot, Lehensmann des Klosters Weingarten, 1282 Eber dictus Rufus, Mönch, daselbst und Jacob Rote in Altdorf) und ist auch heute noch in Ravensburg verbreitet.

93) **Ott(o) im Hof**.<sup>1</sup> Er scheint mir aber nicht dem auch in Ravensburg und anderwärts verbreiteten Geschlecht der Imhoff anzugehören; denn ein Otto im Hof (in curia, Imhof) kommt in der Bürgerliste nicht vor; vielmehr ist das Wort „im“ offenbar ein Schreibfehler des Verfassers des Verzeichnisses für „vom“. Ein Otto vom Hof kommt nämlich um diese Zeit mehrfach in der Bürgerliste vor: Er wurde 20. V. 1342 (41, Seite 32) pro marcis decem (= 10 Mark Silbers = 20 Pfd. Pfg.), also um eine hohe Summe Bürger der Stadt und war offenbar adeliger Herkunft. Er wird noch 1342 (51), 1349 (33) und 1350 (59, Seite 46 unten) als Bürge genannt [Otto und Otte vom Hof(e)], ebenso in Urkunden von 1345 (25. V.) und 1348 (20. VIII.) in Diöz. N. VIII, 69 und 70. Ein Cunz vom Hof wird 28. V. 1389 (19 und 20) als Bürge genannt.

94) **Conrad Wirt**. Er gehörte zu jenen Ravensburger Großkaufleuten, die bereits, — wie oben die Segelbach — bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts deutschen Außenhandel, namentlich mit Mailand und Venedig, betrieben. Seine Erwähnung in diesem Verzeichnis von 1366 ist die erste; aber bereits 7. V. 1371 (9) finden wir ihn zusammen mit C. Segelbach als Bürgen bei einer Bürgeraufnahme; er bekleidete das Bürgermeisteramt urkundlich nachweisbar 1383, 1388, 1393, 1400, 1401 (bis 25. VIII.), nach Hafner (Geschichte der Stadt Ravensburg) auch 1397. In der Bürgerliste wird er auch als Bürge erwähnt am 6. XII. 1376 (27), 24. VIII. 1378 (49, Seite 117 unten), ferner 1380 (41), 1382 (7 und 30), 1383 (2, 23, 71, Seite 145), 1384 (17), 1385 (36), 1386 (84), 27. III. 1387 (34), dann erst wieder 21. XII. 1400 (22). 3. X. 1404 (18) wird erstmals — zusammen mit Jo Segelbach — sein Sohn Jo Wirt (puer) als Bürge genannt. Vermutlich der Vater des hier genannten Conrad Wirt ist der von Altdorf 12. X. 1356 (49, Seite 59) einwandernde Jo(hannes) Wirt, der, abgesehen von einem Eintrag von 1372 (4) zusammen mit ihm noch 11. I. 1383 (2) als Bürge erscheint. Bereits 25. I. 1339 (1) war von Ebenweiler (Oberamt Saulgau) Wernherus dictus Wirt eingewandert, der jedenfalls mit dem 1342 (44, Seite 32) als Bürgen „genannten“ Wirt identisch ist. Von Markdorf stammen die 27. VIII. 1386 (78, Seite 165) das Bürgerrecht empfangenden Brüder Peter und Jos Wirt. Ein Johannes Wirt, wohl kaum mit dem oben genannten identisch, auf den vielleicht auch schon der Eintrag von 1383 (2, siehe oben) zu beziehen ist, ist 29. VI. 1394 (11) als Schwiegervater des um 15 Pfund das Bürgerrecht empfangenden Conrad Brändis von Sulgen (= Saulgau) Bürge für Iestern und wird noch 1403 (27) und 28. VIII. 1404 (13) als Bürge genannt. Nach dem Iestern Eintrag ist er der Vater einer Ursula

<sup>1</sup> über die Imhof, vergleiche „Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 2, Ziffer 3.

Wirt, die mit dem damals bereits verstorbenen Hainr. Maigenberg (siehe oben Ziffer 31) verehelicht war. 31. XII. 1406 (26) und 1408 (7) wird ein Conrad Wirt von Aischach (bei Lindau) als Bürge, 1408 mit einem Sohne, genannt. 9. XII. 1422 (12) wird Conr. Wirt von Markdorf, wohl der Sohn eines der beiden oben erwähnten Brüder, Bürger; er ist 1425 (9) und 7. IV. 1432 (12) Bürge. Möglich ist, daß der 1437 erwähnte Caspar Wirt (vergleiche Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels, Seite 624) ein Sohn des Conrad Wirt war. In Rempten wird 1417 (26. XI.: Regesta Boica XII, 268) ein Ulrich Wirt als Bürger erwähnt. Der Name Wirt (Wirth) kommt heute noch vielfach in Ravensburg vor.

95) **H(ainrich) Segelbach** (siehe oben Ziffer 67). Da uns bis 1436 nur ein Segelbach mit dem Vornamen Hainrich überliefert ist, muß angenommen werden, daß er bereits 1366 zwei Häuser in Ravensburg besaß, was bei den oben Ziffer 67 angegebenen Tatsachen auch glaubhaft erscheint.

96) **Herman Bodmegg**. Der Weber Hermann Bodemegge wurde 22. II. 1340 (10) unter Bürgerschaft seines Vaters oder Bruders Conrad Bodemegge Bürger der Stadt. Letzterer besaß 1340 (44, Seite 29) ein Haus. Heinrich Bodemegg — die Träger dieses Namens stammen alle ursprünglich von Bodnegg (Bodemegge), Oberamt Ravensburg — wurde 15. VII. 1346 (23) unter Verbürgung seines Bruders Hermann Bürger. Ein weiterer Bruder des Heinrich und damit auch des Hermann B., mit Namen Conrad, erhielt 13. XII. 1355 (39) das Bürgerrecht und zwar unter Verbürgung des Hainrich und — höchst merkwürdig, wenn kein Fehler im Original — Chunrad B., seiner Brüder, so daß wir also zwei gleichnamige Brüder hier haben; vielleicht ist der letztere mit dem 1340 zuerst genannten identisch. Der jüngere — Conrad Bodmegg ist noch 4. VII. 1368 (28: für einen gebornen Bodmegg, was hier sehr bezeichnend ist), ferner 1375 (33) und 3. X. 1382 (42, Seite 137 unten) als Bürge erwähnt; ein Lorenz Bodmegg erhält 1432 (11: 6. IV.) das Bürgerrecht.

97) **Wainer**. Die Wainer waren bereits 1342 Bürger in Memmingen (vergleiche Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg III, 1876, Seite 53); 1407 stiftet Mark (= Marquard) Wainer mit seiner Ehefrau Anna eine Zelle in die Karthause zu Burheim (Allgäuer Geschichtsfreund IX, 113); dagegen kommt in der Bürgerliste der Name Wainer in dieser Form nicht vor; wohl aber erhält bereits 2. VII. 1333 (5) der Weber Wäner — dieser Name ist wohl identisch mit Wainer — unter Verbürgung seines Hauses das Bürgerrecht und wird noch als Conr. Wäner (Waener) 20. XI. 1349 (39) erwähnt.

98) **dominus C(onr.) Smid** (vergleiche die Bemerkung oben Ziffer 20). Es können drei Personen in Betracht kommen, von denen aber keine als dominus (Geistlicher) in der Bürgerliste bezeichnet wird: Der 1354 (5) und 1356 (32) das Bürgerrecht empfangende Conrad Smit von Petelwiler (Wettenweiler, Gemeinde Zogenweiler, Oberamt Ravensburg) der 1356 ein Haus besitzt, der 1362 (24) genannte Neubürger Cunz Smit von Viburge (abgegangen bei Daugendorf, Oberamt Niedlingen), oder der 1364 (133, Seite 80 oben) und 1365 (16) als Bürge genannte Conr. Smid de Turingen (= Oberteuringen, Oberamt Tettnang).

99) **H(ainr.) Peter**. Siehe oben Ziffer 70 den dort genannten Metzger Hainr. Peter.

100) **Hans Linder.** Der Zimmermann (carpentarius) Hans (der) Linder erhält 2. IV. 1339 (13) das Bürgerrecht und wird — mehrfach auch bloß als dictus Linder, carpentarius [vergleiche 1352 (12), dagegen aber 1358 (9)] — bis 4. VII. 1369 (38) 16 mal in der Bürgerliste als Bürge erwähnt. Ein Hainrich Linder erhielt bereits 1325 (6: 29. IV.) unter Verbürgung seines Hauses das Bürgerrecht; ein Schneider Jo Linder, wohl der Sohn des oben Genannten, ist 1376 (14) Bürge; 13. V. 1386 (41, Seite 163) erhält Conr. Linder das Bürgerrecht. 27. VI. 1390 (7) wird Hans Linder jung, seines Berufs wahrscheinlich Metzger, als Bürge erwähnt; er bürgt 28. X. 1427 (12) für seinen Sohn Jos Linder. Auch anderwärts war der Name Linder, der heute noch in Ravensburg vorkommt, verbreitet, so in Mengen (W. u. B. VII, 470: 1276 Burcardus dict. Lindar), in Baidt, Oberamt Ravensburg (W. u. B. VIII, 269: 1281 Mahtild Linderin, Leibeigene des Klosters Baidt), in Ulm (Ulmer Urkundenbuch II, 1, Nr. 166: 1338 Ulrich Linder) und Lindau (M. N. A. 147: 1375: Klara Linder und ihr Bruder, Kinder des verstorbenen Hans Linder, M. N. A. 122: vor 1368 verstorben ein Conrad Linder).

101) **Jo(hann) Zilorg.** Er ist bereits 12. XI. 1335 (20) Bürge (Zilors statt Zilorg im Original ist Schreibfehler). Nach einem Eintrag in Bürgerliste Seite 5 (nach 1365) ist pratum (Wiese) dicti Zilorggen situm uf den nürwen wifen (Flurname im Süden der Stadt in der Nähe des heutigen Schulschwefterninstituts) ordinatum (vermacht) altari inferiori in hospitali Rauenspurg. Sonst kommt der Name nicht mehr vor.

102) **Raido.** Gemeint ist Hainr. dictus Raid(e), der um 1361 (Bürgerliste Seite 7) 5 Schill. Pfg. Zins für einen Jahrtag des Regenolt entrichtet. 4. V. 1417 (8) wird ein Claus Raid, Hübschlis Müller, Bürger, wobei Haink Raid „und sein Bruder“, offenbar der 17. II. 1418 (9) Bürger gewordene Görg (= Georg) Müller genannt Raid, der als Bruder des Claus Raid bezeichnet wird, Bürgen sind. Claus Raid wird außer 1418 (9) noch 4. XI. 1431 (12) erwähnt.

103) **H(ainr.) Riter** (= Reiter, wohl zu unterscheiden von Ritter). Er besitzt 17. XI. 1364 (104, Seite 78) in der Vorstadt (suburbium) ein Haus neben H. Lechstetten und ist seines Berufs Weber; denn der hier (1364) erwähnte dictus Riter, textor, ist zweifellos identisch mit dem 6. V. 1384 (51, Seite 152 unten) als Bürge genannten Hainr. Riter, textor (= Weber). Er ist höchstwahrscheinlich der Sohn des am 12. III. 1326 (7) unter Verbürgung des nur noch am 17. VI. 1326 (38) genannten Jo(hann) Riter Bürger gewordenen Hainr. Riter, welcher letzterer von 23. IV. 1342 (26) bis 26. VII. 1354 (24) in der Bürgerliste neunmal genannt wird. Am letztgenannten Tage (26. VII. 1354, Bl. 23, 24) verbürgt er sich noch für die von Altdorf einwandernden (Brüder?) Hans und Conrad Riter, von denen ersterer noch 1364 (32) als Hausbesitzer und 1369 (7 und 23) als Wirt von Beruf erwähnt wird. Ob der 8. VII. 1379 (35) als Bürge genannte Hans Riter an dem nürwen margt (= Markt) noch mit diesem oder dem 1365 (52: 29. VIII.) als Bürgen erwähnten iuvenis (jung) Riter identisch ist, läßt sich nicht entscheiden.

104) **N(icolaus) Appenwiler.** Ursprünglich von Appenweiler, Gemeinde Ettenkirch, Oberamt Tettnang, stammende bürgerliche Familie. Der hier genannte Claus Appenwiler wird 1. X. 1346 (29) Bürger, sonst nicht mehr genannt. Am 27. II. 1366 (7) erhält Jacobus Appenwiler das Bürgerrecht, desgleichen 3. XI. 1368 (44, Seite 91)



Hainz Appenwiler, der noch 1371 (12) und 23. IV. 1394 (8) erwähnt wird, 18. V. 1371 (12) unter Bürgerschaft des vorerwähnten ein Cunz Appenwiler, 10. XI. 1381 (45, Seite 132) Benz Appenwiler, der noch 1383 (31), 1389 (35), 11. IV. 1400 (12) bei der Bürgeraufnahme eines Burk(ard) Appenwiler, und zuletzt 30. IV. 1419 (11) als Bürge genannt wird. Seit 12. VIII. 1382 (29) erscheint als Bürge ein Hans Appenwiler, der noch 1401 (5), 1410 (50, 58) und zuletzt 8. II. 1412 (3) als Hans A., alt, neben einem gleichnamigen Hans A., rebman, als Bürge erwähnt wird. Letzterer kommt noch 1422 (1) und sodann noch 14. I. 1432 (1) als Bürge neben einem Weber Hainz Appenwiler — vielleicht dem gleichnamigen Sohn des oben erwähnten — bei der Bürgeraufnahme des Hainz Weber alias Appenwiler vor. Von diesem Rebmann Hans A. ist der 1436 (9) erwähnte gleichnamige Maurer Hans A. zu unterscheiden. Ein Caspar Appenwiler kommt 12. I. 1428 (2 und 3) als Bürge vor.

105) **Süllsak.** Er wird 4. VIII. 1368 (33) als App (= Albert) Süllsak de Walfew (= Waldsee) um 10 Pfund als Bürger aufgenommen zusammen mit seinem Sohne Conrad Süllsak (1368, 34), der gleichfalls 10 Pfund Pfennig verbürgt; sie werden noch 1. II. 1374 (4) mit einander erwähnt, letzterer auch 1372 (4). Ein Conrad Süllsak, junior, erscheint 19. II. 1380 (12) und 1384 (26). Letzterer ist es, der 1401 in mailändischem Gebiet auf seiner Handelsreise ohne weitem Grund ins Gefängnis geworfen wurde, als Opfer einer Repressalmaßregel des Herzogs von Mailand (vergleiche Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, IV, Seite 33). Es ist zweifellos, daß auch bereits App Süllsak Außenhandel betrieb. 13. VIII. 1449 wird Anna Süllsakin Bürgerin (G. Merk, a. a. D., Seite 188).

106) **Bürf (= Burfard) Ringenwiler.** Er wird erstmals — zusammen mit seinem Bruder Hainrich — am 19. VI. 1339 (23) als Bürge erwähnt und erscheint dann bis 16. II. 1368 (10) — mehrmals zusammen mit seinen Brüdern (siehe unten) — im ganzen 24 mal in der Bürgerliste. Sein Bruder Hainrich erscheint erstmals — als Bürge — 20. VI. 1330 (6), ferner noch 1331 (7), 1335 (4), 1339 (23), 15. X. 1341 (50, Seite 30 unten). Er starb vor 1359, denn in einer Urkunde von 8. I. 1359 wird Sränklin, Hainze Ringenwilers seligen Sohn, erwähnt (St. A. St.). Ein weiterer Bruder ist wohl der nur 1. V. 1337 (8) erwähnte Ber(thold) Ringenwiler, und wohl auch der 1. VI. 1338 (13) und 10. VIII. 1344 (31) erwähnte Ül(rich) Ringenwiler. Der Vater dieser drei oder vier Brüder — vergleiche 1332 (11): omnes filii Burcardi R.; 1337 (32): omnes Ringenwiler, fratres — ist Burcardus Ringenwiler, der bereits 1329 (16. III.: Diöz. N. VIII, 53) ein eigenes Haus am neuen Markt besaß, und 1330 (6), 1335 (4) usw. als Vater des Hainr. Ringenwiler erwähnt wird. Er wird noch 1332 (6) (11) und 1341 (5) (58, Seite 31) als senior Ringenwiler erwähnt. Seine Witwe Adelheid wird noch 8. I. 1359 erwähnt (St. A. St.). Der gleichnamige Sohn, der hier gemeinte Burcard Ringenwiler erscheint 10. VII. 1350 (61, Seite 46 unten) zusammen mit einem sonst nicht mehr erwähnten Conrad Ringenwiler; er entrichtet um 1365 (Bürgerliste Seite 5) an den St. Georgenaltar bei den Sonderfischen 4 Schilling Pfennig Zins; offenbar sein gleichnamiger Sohn ist der 4. VII. 1385 (39) und 13. VI. 1392 (14) erwähnte Burk Ringenwiler. Auch dieser jüngern Generation gehört vielleicht schon der 12. VIII. 1370 (27) als Bürge erwähnte Üli Ringenwiler an, der um 1362 (Bürgerliste Seite 9) von seinem Hause 10 Schill. 2 Pfg. Zins an die Stadt

entrichtet. 4. XII. 1346 (32) erhält Hans Ringenwiler — unter Verbürgung des jüngern Burk R. — das Bürgerrecht. Er wird 1351 (14), 1364 (13; 41, Seite 75: 26. V.) als Bürge erwähnt und besitzt 1362 (44, Seite 70 oben) ein Haus in nova civitate ze nahost an dez Sibers hus. Auffällig ist, daß von diesen Ringenwiler, abgesehen von den zwei auf den jüngsten Burk Ringenwiler bezüglichen Einträgen von 1385 und 1392 (siehe oben) von 1370 bis 1436 keiner mehr in der Bürgerliste erscheint. Es scheint fast, daß sie zum Teil aus Ravensburg ausgewandert sind. Die Familie stammt jedenfalls ursprünglich aus Ringgenwiler (Ringgenweiler), Gemeinde Zogenweiler, Oberamt Ravensburg, hängt aber wohl nicht mit dem dort von 1274 bis 1359 bestehenden Ortsadel (vergleiche W.u.B. VII, 329: 1274. 1. X.: H. de R., miles und Albertus de R., der auch W.u.B. VIII, 364: 1282 noch genannt wird) zusammen.

107) **H(ainrich) Magenzer.** Er wird erstmals 29. VIII. 1344 als Bürge — neben Sr. Kolbain — für einen Adelligen genannt, scheint also dem Patriziat anzugehören; er entrichtet um 1361 10 Schill. Pfg. Zins von seinem Hause an den St. Katharinenaltar in der Pfarrkirche. Die Magenzer (= Mainzer) stammten ursprünglich jedenfalls aus Mainz. Bereits 8. V. 1275 (W.u.B. VII, 365) wird ein Hainr. Maegenzer als Bürger in Ravensburg erwähnt. Sridr. Magenzer erhält 12. III. 1326 (10) das Bürgerrecht und wird 1332 (2) und 5. II. 1347 (2) als Bürge erwähnt; er besaß 1332 (17) einen Knecht Bertoldus, für den er sich bei seiner Aufnahme verbürgte. Conrad Magenzer ist 9. X. 1328 (5) Bürge. Ein Jacobus Magenzer tritt 1385 (o. 7) (Urkunde im Pfarrarchiv) einen Garten innerhalb der Mauern zum Bau der heutigen St. Jodokskirche ab.

108) **Siglerin.** Eine dicta Sigglerin entrichtet um 1365 (Bürgerliste Seite 6) 4 Schill. Pfg. Zins von ihrem Hause an den Magdalenenaltar in der Pfarrkirche. Sie ist wahrscheinlich die Witwe des 15. I. 1353 (3) und 1355 (35) als Bürge erwähnten Hainr. Siggeler. Conrad Syggeler wird 8. III. 1330 (1), ferner 1337 (19), 1344 (5) und 29. XI. 1345 (39) als Bürge genannt; vermutlich sein Bruder Ul Siggeler ist für den am 26. V. 1337 (16) — wiederholt — als Bürger aufgenommenen Conr. Syg(g)eler Bürge; er wird noch 1338 (5), 1341 (59, Seite 31) und 5. I. 1342 (1) erwähnt.

109) **Jo Molbreghusen** (= Molpertshaus, Gemeinde Wolfegg, Oberamt Waldsee). Er gehörte dem von 1258 bis 1371 blühenden adeligen Geschlecht, benannt nach dem heutigen Pfarrweiler Molpertshaus, an. 1335 (19. IV.: Urkunde St. A. St.) kauften er und sein älterer Bruder Schälklin von Molperthaus von den Truchsessern von Waldburg die Burg Achberg um 600 Pfd. Pfg., die Johann M. dann 1366 den Söhnen seiner Schwester Cunz, Benz und Peter Öder übergab. Der hier genannte Johann Molbreghusen wurde am 29. IV. 1342 (29) gegen 30 Mark Silber Bürgschaftssumme Bürger der Stadt; er ist 9. VI. 1344 (23) bei der Aufnahme von Wilh. von Brachsparg Bürge, desgleichen 28. VIII. 1347 (23) bei derjenigen des Ritters Conrad von Riet und 14. VII. 1349 (26) bei der des Albert Obernhain. Auch 10. XII. 1348 und 16. I. 1349 (Diöz. A. VIII, 70 und 73) kommt er in Ravensburger Urkunden vor. 7. I. 1364 (2) wird Bertholdus dictus Kocho de Walsen, servus (Knecht, Diener), Joh. de Molbreghusen Bürger, ohne daß sich sein Herr für ihn verbürgte. Offenbar war Jo Molbreghusen nur bis zirka 1349 in der Stadt ansässig. In der Tat wird er denn auch 6. III. 1366 (10) von neuem Bürger der Stadt gegen 40 Pfund Pfennig

Bürgerschaftssumme. Er besaß um diese Zeit (Bürgerliste Seite 4) ein Haus neben demjenigen des Dekans; die von Wolpertshus waren offenbar ursprünglich Ministerialen, und teilweise sogar Eigenleute der Schenken von Schmalegg. Im 13. Jahrhundert werden namentlich Hiltbrand von M. Vater und Sohn genannt, so W.U.B. VII, 23, 101, 380, W.U.B. VIII, 188: 1269 bis 1279 der ältere Hiltbrand v. M., von 1281 bis 1292 ff. der jüngere Hiltbrand v. M. (W.U.B. VII, 255; IX, 213, 392; Diöz. A. VIII, 3).

110) **Staigerin** (= von Staig, Gemeinde Bligenreute, Oberamt Ravensburg). Möglicherweise ist es die Adelheid Staiger, die Mutter des Hainrich Staiger, die beide 27. III. 1350 (22, 23) das Bürgerrecht erhielten; ein mit dem genannten wohl identischer Hainrich Staiger verbürgt bei seiner — wiederholten? — Bürgeraufnahme am 22. VII. 1351 (48, Seite 50) sein Haus, das „in der nuwen stat Rauenspurg an dem graben bi dem stege“ gelegen ist (Bürgerliste 1361. 15. III., Ziffer 11) und aus dem um 1365 (Bürgerliste Seite 6 oben) von einem Staiger 10 Schill. Pfg. Zins an den St. Georgenaltar bei den Sonderfischen und 15 Pfg. Zins an den untern Altar im Spital entrichtet werden. Lütolt Staiger wird 21. VII. 1355 (22) Bürger, desgleichen 25. X. 1355 (32) Peter Staiger von Wengun (= Wengen, wohl am ehesten das zu Gemeinde Haidgau, Oberamt Waldsee gehörige Wengen) und seine beiden Söhne Johannes und Hainricus (Bürgerliste 1355, 33; vergleiche 1356, 29); ersterer (Johannes) wird noch 14. XI. 1365 (64, Seite 83) als Bürge erwähnt, letzterer 6. XII. 1358 (15). Am 23. VIII. 1359 (7) wird der offenbar den Geschlechtern angehörige Staiger (ohne Vornamen) von Markdorf um 10 Pfd. Pfg. als Bürger aufgenommen, desgleichen 10. I. 1360 (3) ein Hans Staiger von Aischach (bei Lindau), der noch 15. VII. 1369 (41, Seite 94) als Bürge genannt wird. Aus Altdorf (jetzt = Weingarten) wandert 13. IX. 1374 (13) Hainz Staiger ein; 3. VI. 1429 (23) wird der vielleicht in der Humpißgesellschaft — vergleiche die Bürgen — tätige Hans Staiger Bürger. Fraglich und wohl zu verneinen ist, ob der neben den Staiger vorkommende bürgerliche Namen de Staige (= von Staig, Staiger) mit erstern in Zusammenhang steht. Allerdings wird 3. B. 17. III. 1337 (5) ein Johannes de Staige Bürger, während in einer Urkunde (Württembergische Vierteljahrshefte VI, Seite 128) von 9. III. 1345, also vor der Bürgeraufnahme des oben genannten Joh. Staiger, Hans der Staiger mit seiner Ehefrau Elisabeth Messerschmiedin als Bürger erscheint; allein der Joh. de Staige wird auch noch 1358 (5) erwähnt, ist also offenbar von dem Joh. Staiger, der damals schon Bürger war, zu unterscheiden; auch der außerdem noch in der Bürgerliste erwähnte Hainr. de Staige, der 4. VII. 1338 (19) Bürger geworden und noch 1362 (35) als sutor (Schuster) vorkommt, auch um 1365 (Bürgerliste Seite 5) aus seinem Hause 6 Schill. Pfg. Zins an den St. Georgsaltar bei den Sonderfischen entrichtet, ist offenbar entschieden von dem gleichzeitigen Hainr. Staiger (siehe oben); vergleiche auch noch Diöz. A. IX, 75. Dasselbe wird gelten für die Familie „an der Staige“ (in Clivo), die im 13. Jahrhundert in Ravensburg öfters genannt wird.

111) **dominus Eberhardus** (vergleiche oben Ziffer 52). Derselbe besaß also noch 26. XI. 1375 (41), wie bereits erwähnt, ein Haus am Neuen Markt, während er dann am 24. X. 1376 (21) schon als verstorben angegeben wird. Sehr wahrscheinlich ist es, daß der dominus Eberhardus jener decanus war, der ein Haus neben dem Jo

Molbrehkhus hatte (siehe oben Ziffer 109), da diese beiden auch hier im Verzeichnis fast unmittelbar nebeneinander stehen.

112) **Manger**. Dieser Name ist wohl zu unterscheiden von Maenger (= Menger, von Mengen, Oberamt Saulgau herrührend), der auch mehrfach in Ravensburg vorkommt (vergleiche „Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 8, Ziffer 59). Gemeint ist hier der am 3. X. 1347 (85, Seite 41) das Bürgerrecht empfangende Hans Manger. Am 26. IV. 1369 (26) erhält ein Hans Mangger das Bürgerrecht, der auch noch 1379 (25) und 2. X. 1387 (91) genannt wird (immer mit doppeltem g geschrieben, was allerdings nicht mit Sicherheit auf eine Verschiedenheit der Familie schließen läßt). 15. IV. 1403 (17) werden Bertsch (ursprünglich = Berthold) manger et frater als Bürgen erwähnt, wobei fraglich ist, ob hier Manger nicht Berufsname (Mange zur Tuchfabrikation benötigt) ist, ebenso wie bei dem 1411 (18) als Bürge erwähnten Wernz, manger. Dagegen ist Manger Geschlechtsname bei dem 24. VII. 1405 (11) das Bürgerrecht als Schwiegerohn des Jak Kreck empfangenden Vilipp Manger, dem 17. XI. 1423 (31) erwähnten Cunrad Manger und dem 9. XII. 1429 (36) genannten Peter Manger.

113) **(Conrad) Hoskirch**. Er gehörte dem nach der Gemeinde Hofkirch, Oberamt Saulgau benannten, daselbst ursprünglich ansässigen, adeligen Geschlechte an, das bereits seit alter Zeit daselbst erwähnt wird. 23. X. 1290 ist ein Hainr. de Hoskilche bereits neben Ravensburger Bürgern Zeuge einer Auflassung (W.u.B. IX, 392). Der erste, in Ravensburg ansässige Hoskirch ist der hier genannte Conrad Hoskirch, der — gegen 10 Pfd. Pfg. — am 20. I. 1365 (15) das Bürgerrecht erhält. Er wird 1367 (6), ferner 1382 (50, Seite 138), 1383 (24), 1384 (31) und 9. VIII. 1387 (78, Seite 172 unten) als Bürge genannt. 1396 (4) wird ein Cunradus Hoskirch junior, als Bürge erwähnt, dem gegenüber noch 6. XI. 1401 (25) sein gleichnamiger Vater als „der alt Hoskirch“ erscheint. Fraglich ist, ob der am letzterwähnten Tage mit seinem Bruder Iodocus Hoskirch das Bürgerrecht empfangende Conrad Hoskirch mit obigem identisch ist. Letzterer wird noch 1415 (11), sowie 30. III. 1416 (13) als Bürge — bei der Bürgeraufnahme seines Sohnes Hans Hoskirch (5 Pfd. Pfg.) zusammen mit dessen Schwiegervater (weher) dem Müller als zweiten Bürgen — erwähnt. Am 26. VII. 1381 (32) erhielt (gegen 20 Pfund Pfennig) dominus — also ein Geistlicher — Hainricus de Hoskirch das Bürgerrecht, wobei er sein Haus in suburbio neben Uli Mender zum Pfand setzte. Von Altdorf wanderte 1383 (83, Seite 146: 11. XI.) Hans Hoskirch ein, für den bei der Bürgeraufnahme (5 Pfd. Pfg.) der gleichnamige (Vetter) Johannes Hoskirch sich verbürgte. Ob einer von diesen beiden mit dem 1416 (siehe oben) das Bürgerrecht empfangenden Hans Hoskirch identisch ist, ist fraglich. Soviel dürfte aber feststehen, daß auch dieser Hoskirch von Altdorf mit den andern in Zusammenhang steht, da bekanntlich der Ort Hofkirch dem oberhalb Altdorf gelegenen Kloster Weingarten gehörte und letzteres daher bereits 1269 einen in der Folge allerdings mißlungenen Versuch gemacht hatte, Hofkirch zu einer Stadt zu erheben. Das Datum 1381 als das Jahr des Erlöschens des Geschlechts der Herren von Hofkirch (Donaukreis [Band IV des Königreich Württemberg], Seite 463) dürfte nach dem Ausgeführten nicht zutreffen; vielmehr muß das Erlöschen des Geschlechts in die Mitte des 15. Jahrhunderts verlegt werden.

114) **Jo(hann) Sünder**. Er wird 30. IX. 1347 (32) und 26. IV. 1369 (26) als Bürge genannt. Bereits 16. XI. 1340 (49, Seite 29) ist senior Sünder Bürge.

Von 23. IV. 1339 (17) bis 1360 (5) wird der Weber (1355, 11) Conrad Sündler (Sündaer) 11 mal als Bürge erwähnt. 23. XII. 1340 (52, Seite 29) erhält Rudolfus Sündaer das Bürgerrecht, wobei seine Söhne (pueri) ihr Haus für ihn zum Pfand setzen. Vermutlich ist er mit dem oben erwähnten senior Sündler identisch; als seine Söhne werden die bereits erwähnten Conrad und Joh. Sündler anzusehen sein. 3. XI. 1364 (81, Seite 77), 16. VIII. 1383 (50, Seite 143: hier zusammen mit einem Jos Sündler) und 26. XI. 1386 (100, Seite 167) ist Bürge Nicolaus Sündler. 10. II. 1370 (9) erhält Ursel Sailigin, des Sündlers magt, das Bürgerrecht.

115) **H(ainr.) Riser** (= Reiser). Vergleiche „Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 23 f., Ziffer 93. Der hier Genannte ist zweifellos der 1357 (6: 1. VIII.) von Baigerfurt (Baierfurt, Oberamt Ravensburg) eingewanderte Hainr. Riser, der 1358 (4) ein Haus in novo foro besitzt, 3. II. 1367 (2) ferner als H. Riser mit dem Beinamen Menbrecht, 1364 (1. V.: Urfunde M. R. A. Kloster Lindau als Bürger von Ravensburg), 1378 (37) und 7. II. 1381 (8) als Bürge erscheint. Der Name Riser kommt im 14. und 15. Jahrhundert in Ravensburg häufig vor, und noch heute ist er in Ravensburg mehrfach verbreitet. Der erste, in der Bürgerliste erwähnte ist Conr. Riser, der Schwiegersohn des Peter Suoz; er wird 6. XII. 1330 (17) unter Verpfändung seines Hauses Bürger, verbürgt sich 25. II. 1340 (11) für seinen Bruder, den Neubürger Hainr. Riser, von Beruf panifex (Bäcker), und wird noch 1341 (45, Seite 30) und 1347 (15 und 18) als Bürge erwähnt und zwar 10. VII. 1347 (15) bei der Bürgeraufnahme der Udelhaid Riser, einer Tochter des damals (1347) bereits verstorbenen Johann Riser. Dieser Jo Riser wird 24. VII. 1331 (11) als Bürge erwähnt, während er — denn offenbar ist es derselbe — erst 7. I. 1332 (1) als Bürger — aber wahrscheinlich zum wiederholten Male — aufgenommen wird und hiebei sein Haus zum Pfand setzt, quam usurpavit (hier = erworben hat) a vidua Waekerlinun. Ebenso ist der oben erwähnte 1340 (wiederholt?) als Bürger aufgenommene Bäcker H. Riser vielleicht identisch mit dem schon 2. VII. 1333 (8) und 1336 (17) als Bürge erwähnten Hainr. Riser de Erolzhain (Oberamt Biberach). Zweifellos verschieden von diesen Brüdern Hainr. und Conr. Riser sind die gleichnamigen Brüder Hainr. und Conr. Riser, von denen letzterer 20. II. 1351 (23) als C. Riser von des Wiserzhus (abgegangener Hof) das Bürgerrecht erhält, und noch 1355 (13: als pistor = Bäcker) und 29. X. 1365 (60, Seite 83) als Bürge vorkommt, ersterer unter Bürgerschaft des genannten Bruders am 4. V. 1351 (34) als H. Riser, carpentator (Zimmermann), Bürger wird. Möglich wäre, daß dieser H. Riser mit dem hier im Verzeichnis Genannten und oben Besprochenen identisch ist. Am 22. II. 1341 (11) erhält der nur noch 23. IV. 1342 (23 und 24) genannte Burcard Riser, 1. III. 1356 (13) ein Sridr. Riser das Bürgerrecht, desgleichen 10. II. 1370 (8) Benz Riser von Muzgliswiler (= Muttensweiler, Oberamt Biberach?) mit seinem Sohne Hainrich, der noch 4. XI. 1380 (35) genannt wird. Von Süßen (Süßen, Gemeinde Hasenweiler, Oberamt Ravensburg) wandert 1383 (1) Cunz Riser ein, von Buchhorn der offenbar zu den Geschlechtern gehörige Henni (= Hainrich) Riser senior, am 17. IV. 1385 (30) — 10 Pfund Bürgerschaftssumme — von ebenda seine Anverwandte Brida (= Brigitta) Riser nebst zwei Töchtern am 19. VIII. 1412 (28) — gegen 15 Pfd. Pfg. Bürgerschaftssumme —, von Markdorf ein weiterer Henni Riser 29. VIII. 1386 (73, Seite 165), der noch 1388 (33) für einen Markdorfer Bürge ist,

von ebenda Uli Riser am 21. II. 1410 (14), der 1410 (15), 1415 (18), 24. V. 1423 (12) als Bürge genannt wird und sich auch für seinen Schwiegersohn Hainz Ehol von Markdorf am 1. III. 1423 (8) verbürgt. Ein Michel Riser ist 17. XII. 1385 (70, Seite 160 oben) Bürge; 9. III. 1410 (38) erhält Hans Riser das Bürgerrecht. Ende Mai 1417 (11) und wiederum 13. VII. 1419 (17) erhält Peter Riser (Ryser), der Bletterseger, das Bürgerrecht. In dem Eintrag von 1417 (11) ist betreffs seiner bestimmt: „daz er hie sitzen sol und die weber mit dem antwerk versorgen, und alle die wil er daz tüt, daz si nit von im hand redlich clag, so sol er sitzen an (= ohne) zunst und an burgerrecht (d. h. ohne eine Bürgschaftssumme zu entrichten) und an all dienst; wenn er liber daz nit füro tün wil oder si sin nit me wolten (dies scheint seit 1419 der Fall gewesen zu sein), so sol er burgerrecht und zunst kouffen alz ain ander burger.“

116) **dominus Ulrichus Marti.** Er ist zusammen mit seinen Brüdern Hans und Gilge (= Ägidius) Marti in einer Urkunde von 18. V. 1363 (Diöz. N. VIII, 81) erwähnt und war damals noch pfaff (= Geistlicher, siehe oben „dominus“; das Wort „pfaff“ hatte bekanntlich im Mittelalter noch keinen verächtlichen, beschimpfenden Sinn) in Waldsee. Die drei Brüder waren Nissen des Bürgermeisters Hans Wolfegger in Ravensburg. Es hat wohl der hier Genannte bald darauf sich in Ravensburg niedergelassen oder vielleicht auch ein Haus geerbt; denn die Marti, die offenbar zu den Geschlechtern der Stadt gehörten, kommen schon von 1339 ab in der Bürgerliste vor; so wird ein dictus Marti bereits 13. XII. 1339 (44, Seite 28 Mitte) und 21. I. 1351 (8) als Bürge und Hausbesitzer erwähnt; 29. IV. 1342 erhält Hainr. Marti und sein Stiefsohn (privignus) Joh. Pettelnhofen das Bürgerrecht; ersterer wird noch 1. V. 1343 (10) erwähnt; 4. VII. 1343 (16) erhält Orteli (Otteli) Marti das Bürgerrecht, 28. IV. 1353 (16) ein Jacob Marti, der aber bald wieder das Bürgerrecht aufgegeben zu haben scheint (der Eintrag ist durchstrichen), desgleichen 13. X. 1367 (16) Hänni (= Hainrich) Marti, für den sich — um 20 Pfd. Pfg. Bürgschaftssumme — unter anderm auch der oben erwähnte Jo Wolfegger, sein Verwandter, verbürgt; er ist noch 1385 (44, Seite 157 unten) und 1. IX. 1386 (84, Seite 166) bei Patriziern Bürge. Von Rambahchhofen (= Kempertshofen, Gemeinde Wiggerreute, Oberamt Wangen) wandert 1413 (23: 13. V.) Hainz Marti, von Obren Thüringen (Oberteuringen, Oberamt Tettnang) Hans Marti 1413 (24) ein, der am gleichen Tage (13. V.) das Bürgerrecht erhält wie Hainz Marti, also wohl sicher ein naher Verwandter desselben ist, zumal es beidemale die gleichen Bürgen, darunter ein Landsmann von „Thüringen“, sind. Der Name Martin (= Marti) kommt heute noch in Ravensburg vor.

117) **Diete Wezlinen.** Am 26. IX. 1368 (36) erhalten Güt(a) und Wecht(a) (= Berta) Wezlinen, sorores (Schwestern), das Bürgerrecht gegen je 10 Pfd. Pfg. Bürgschaftssumme. Sie waren wohl schon vorher in Ravensburg ansässig. Bereits 24. VI. 1274 (W. u. B. VII, 315) ist ein Wezelo in Ravensburg Bürger, desgleichen 2. VII. 1311 (Diöz. N. IX, 75) ein B. dictus Wezel Bürger und Ratsmann daselbst; ebenso wird 1367. 20. VIII. (Dr. St. A. St.) als plebanus et decanus der Stadt Ravensburg ein Johannes Wezel erwähnt, dessen Anverwandte und Haushälterinnen die Wezlinen jedenfalls waren. Er ist vermutlich 1368 verstorben, worauf die beiden selbst für sich das Bürgerrecht empfangen mußten. Der Name Wezel ist in Ravensburg heute noch verbreitet.

118) **(Conrad) Maigenberg.** Siehe oben Ziffer 31. Er besaß danach um 1362—1365 ff. ein Haus in novo foro.

119) **Mülibach.** 10. II. 1350 (8) wird der erste Mülibach, mit Namen Märk (= Marquard) Bürger, am gleichen Tage aber auch seine Brüder Heinrich 1350 (9) und Ulrich 1350 (10). Von diesen erscheint Märk noch 1350 (33), 1357 (4), 1361 (6 und 8), 1363 (13) und zuletzt 5. VI. 1365 (40) als Bürge, Heinrich noch 1350 (10, 12, 63, Seite 46 unten) und 12. III. 1361 (8), Ulrich noch 1350 (26) und 10. VI. 1359 (3). Am 1. III. 1364 (16) wird ein Johann Mülibach als Bürge erwähnt, der erst 3. XI. 1364 (81, Seite 77) das Bürgerrecht erhält, seines Berufs Weber ist, noch 1382 (45, Seite 138), 1390 (3) und zuletzt 20. II. 1410 (12) als Schwiegervater des Ulrich Swigger, Kürschners, erwähnt wird; wahrscheinlich ist dieser hier gemeint. 20. XI. 1364 (106, Seite 78) wird vereinzelt ein Conr. Mülibach als Bürge erwähnt. Der Name Mühlebach kommt in Ravensburg noch vereinzelt vor, auch anderwärts, z. B. im Argau.

120) **(Conr.) Riethuser** (= von Riedhausen, Oberamt Saulgau stammend). Mit dem im 13. Jahrhundert erwähnten Ortsadel, den milites von Riethusen (vergleiche W.u.B. VII, 180, 243, 380, 458, 459) hängt die Familie des hier Genannten nicht zusammen. Er erhielt 24. VII. 1345 (24) das Bürgerrecht und wird noch 26. XI. 1365 (68, Seite 83 unten) als Bürge (C. Riethusen) genannt, desgleichen am 26. VII. 1348 (11) eine Urfela Riethüsin; 6. V. 1384 (49, Seite 152) ist Uli Riethuser Bürge; 30. XI. 1403 (29) erhält der Müller (molitor) Hans Riethuser alias Linacher das Bürgerrecht, desgleichen 21. V. 1430 (6) Ulin Riethusen und sein Sohn Oswalt.

121) **puer Brichinsrint** (= der [junge] Knabe Brichinsrint). Dieser originelle Familienname taucht öfters in der Bürgerliste auf. Berthold Brich in daz Kind, der bereits 23. IV. 1337 (Diöz. A. VIII, 57: Urkunde des Klosters Baidt) erwähnt wird, erhält 10. VIII. 1344 (32) das Bürgerrecht und verpfändet für die 10 Pfund Pfennig Bürgschaftssumme sein Haus in Ravensburg; er wird noch 17. VI. 1351 (41, Seite 50) genannt. Vermutlich sein Sohn Hainrich Brichinsrint erhält — unter Verbürgung seines Hauses für fünf Pfd. Pfg. Bürgschaftssumme — 11. IV. 1356 (37) das Bürgerrecht. Ein Eberhardus (= Eberli) Brichinsrint ist 13. VI. 1363 (17) und 8. I. 1374 (1) Bürge. Der hier gemeinte puer Brichinsrint ist wohl der in der Bürgerliste erstmals 4. I. 1376 (1) als Bürge und Hausbesitzer erwähnte Ruff (= Rudolf) Brichinsrint, der noch 1386 (7), 1402 (55, Seite 208), 1405 (14) und 2. IV. 1411 (9) genannt wird.

122) **(Nicolaus) Regnolt.** Er ist 20. VI. 1351 (42, Seite 50) und 14. II. 1356 (7) Bürge und entrichtet um 1365 (Bürgerliste Seite 4) aus seinem Hause 1 Schill. Pfg. an die untere Altarpründe im Spital. Am 10. IV. 1357 (3) erhält Agnes Regnoltin unter Bürgschaft eines Herman Regnolt das Bürgerrecht. Letzterer ist möglicherweise der Regenolt, für den um 1361 (Bürgerliste Seite 7) zu einem Jahrtag 1 Pfund 3 Schilling Pfennig Zins bezahlt wird; ebenso wird zu einem Jahrtag einer Margret Regnoltin aus dem Hause des Lüpoltz um diese Zeit (Bürgerliste Seite 7) 4 Schill. Pfg. Zins entrichtet. Es scheint, daß mit dem hier im Verzeichnis genannten Regnolt dieses Geschlecht, das schon im 13. Jahrhundert in Ravensburg in dem angesehenen und viel erwähnten Ratmann Hermann Regenolt (auch Regenli) (vergleiche W.u.B. VII, 365: 8. V. 1275 bis Diöz. A. VIII, 25: 28. II. 1306) vertreten war, ausstarb.

123) **Lingg.** Wahrscheinlich ist damit gemeint der 8. XI. 1351 (59, Seite 50 unten) und 23. VII. 1379 (48, Seite 123 unten) als Bürge erwähnte Johannes Ling(g), oder aber möglicherweise auch der gleichnamige Sohn des 12. IX. 1341 (44) als senior bezeichneten und am 2. V. 1337 (12) (als C. Lingo, junior) unter Bürgerschaft seines Vaters C. Lingo (senior) Bürger gewordene Conrad Lingg. Seiner gleichnamige Enkel des ältesten Conr. Lingo besaß um 1361 (6) als Lehen oder Pachtgut einen Weinberg in der Bannegg (südlich oberhalb der Stadt), aus dem 30 Schilling Pfennig Zins an den St. Magdalenenaltar in der Pfarrkirche gingen. Am 13. XII. 1339 (45, Seite 28 Mitte) empfing Hainr. Lingo, vrigio (= ein Freier), gegen 10 Pfd. Pfg. Bürgerschaftssumme, das Bürgerrecht. Welchem der hier genannten Lingg das Haus gehörte, das von 14. XI. 1352 an (Urkunde im Pfarrarchiv), ferner noch um 1365 (Bürgerliste Seite 4) und 13. I. 1377 (1) als domus (quondam) dicti Lingen bone memorie erwähnt wird, läßt sich nicht sicher entscheiden. Von Sulgen (= Saulgau) wandert (11. XI.) 1387 (104, Seite 174) Bentz Ling ein, der noch 1399 (16) als Bürge erwähnt wird. Der Name Ling (Linf), der noch heute in Ravensburg vorkommt, war auch sonst verbreitet, so in Konstanz 1432 bis 1464 ein Johann Lingh (von Grüningen) und Caspar Lingg (Konstanzer Häuserbuch II, 1, 395, 376), in Isny (Allgäuer Geschichtsfreund XI, 26: Hans Lingt 1522), in Lindau (Geschichte von Lindau I, 2, 324) usw.; bereits um 1280 (W.u.B. IV, Anhang Seite 27) entrichtet ein Lingge in Ravensburg de quadam decima 21 Pfg. an das Kloster Weingarten. Um 1365 (Bürgerliste Seite 4) entrichtet der hier gemeinte Linggo, der Metzger war, 5 Schill. Pfg. Zins von einem Platz in macello (Schlachthaus) an die untere Spitalaltarpfründe.

124) **Peter Schilter.** Auch die Schilter gehören zu den weitverzweigten und angesehenen Familien: Der hier genannte Peter Schilter wanderte (15. II.) 1367 (3) von Waldsee nach Ravensburg ein und erhielt gegen 20 Pfd. Pfg. Bürgerschaftssumme das Bürgerrecht;<sup>1</sup> S. Kolbain und Joh. Sälzli verbürgten sich für ihn; ich vermute wohl nicht mit Unrecht, daß er Handel nach dem Auslande betrieb, und wie dies mehrfach bei Waldseer Bürgern zu beobachten ist, sich des bessern Fortkommens halber als Bürger in Ravensburg aufnehmen ließ; er wird 31. XII. 1368 (56, Seite 92 oben) als Bürge erwähnt und empfängt selbst 15. IX. 1372 (22) das Bürgerrecht nochmals auf fünf Jahre, auch wieder gegen 20 Pfd. Pfg. Bürgerschaftssumme. 14. V. 1386 (53, Seite 164) wird ein Hainr. Müller genannt Schilter als Bürge erwähnt, dessen Zugehörigkeit hieher fraglich erscheint. Dagegen ist die Zugehörigkeit sicher bei dem um 10 Pfd. Pfg. am 2. X. 1411 (25) das Bürgerrecht empfangenden Albrecht Schilter, der 1416 (32),

<sup>1</sup> Auffällig ist, daß dieser erste, in Ravensburg erwähnte Träger des Namens Schilter erst 15. II. 1367 das Bürgerrecht erhielt, während nach unserer Auffassung dieses Verzeichnis bereits 1366 geschrieben wurde. Die in der Einleitung gegebene Begründung der Datierung ist allerdings der Natur der Sache nach keine unbedingt unwiderlegbare zu nennen, so daß es immerhin angesichts dieses Eintrages nicht ausgeschlossen sein könnte, daß das Verzeichnis doch erst anfangs des Jahres 1367 angefertigt wäre. Da aber dies der einzige Fall ist, der einer Datierung auf das Jahr 1366 etwa entgegenstehen könnte — Ziffer 117 kommt aus den dort angeführten Gründen nicht ernstlich in Frage —, so muß doch meines Erachtens nach Lage der Sache den in der Einleitung für die Datierung auf 1366 angegebenen Gründen mehr Gewicht beigelegt werden als diesem vereinzelt Eintrag, zumal es leicht möglich ist, daß der genannte Schilter sich bereits einige Monate vor seiner Bürgeraufnahme ein Haus in Ravensburg gekauft oder durch Erbfall erlangt hatte. Auf keinen Fall aber wäre das Verzeichnis später als 1367 anzusetzen.



1418 (33) und 22. X. 1423 (26) genannt wird und sich 26. I. 1420 (1) bei der Bürgeraufnahme (10 Pfd. Pfg.) des Hainz Schilter verbürgt. Dieser Hainz Schilter ist zweifellos derselbe, der 1411 als Bürger von Lindau (Bochezer, Geschichte von Waldburg I, 412 und Geschichte von Lindau II, 121) erwähnt wird, dessen Stammsitz aber Konstanz war (vergleiche Geschichte von Lindau I, 1, 148), von wo überhaupt die Schilter herkommen; so wird 1423 daselbst ein Ulrich Schilter, 1449 Diehelm Schilter erwähnt (Konstanzer Häuserbuch II, 1, 401, 483).

125) **Uigenman.** 17. IX. 1328 (3) erhält Conrad Uigenman das Bürgerrecht, wobei er den Weinberg, den er von seinem Schwiegervater hat, zu Pfande setzt; später wird der Name nicht mehr erwähnt; es ist aber anzunehmen, daß dieser hier gemeint ist.

126) **Haimli** (wohl = Hainli, jung Hainrich) **Sigmershofen** (= von Sigmarshofen, Gemeinde Grünkraut, Oberamt Ravensburg stammend). Er ist vielleicht der Sohn des Fridrich Sigmershofen, der von 5. IX. 1330 (13) bis 18. I. 1365 (11) 11 mal in der Bürgerliste als Bürge und Hausbesitzer (1357, 5) genannt wird; er entrichtet um 1361 (Bürgerliste Seite 2) aus einem Acker in Schlegelwinkel (Flurname) 4 Schill. 3 Pfg. Zins an die Nikolauspfünde in der Pfarrkirche. Vermutlich ein gleichnamiger Sohn des in der Bürgerliste sonst nicht genannten Hainli S. ist der 20. I. 1412 (2) das Bürgerrecht empfangende Hainz Sigmarshofen. Da der genannte Srik S. immer nur für einfache Neubürger sich verbürgt, bezweifle ich sehr, ob seine Familie mit dem im 13. Jahrhundert erwähnten Ortsadel von Sigmarshofen zusammenhängt (vergleiche Königreich Württemberg IV, Donaufreis, Seite 387).

127) **Hermani Bodmeg quondam domus;** d. h. das ehemalige Haus des Herman Bodnegg; es gehörte ihm also zur Zeit der Abfassung des Verzeichnisses nicht mehr; vergleiche oben Ziffer 96.

128) **domus Hürter.** Der hier gemeinte Jacobus Hürter wird 9. I. 1362 (2) als Bürge erwähnt, desgleichen 28. III. 1382 (8) ein Jo(hann) Hürter und 11. II. 1399 (9) ein Hermann Hürter, die alle nur einmal in der Bürgerliste genannt werden.

129) **C(onr.) Zinstag.** Der hier genannte Conr. Zinstag wird von 24. III. 1363 (12) bis 11. VII. 1388 (38) 20 mal in der Bürgerliste als Bürge erwähnt; er besaß 1371 (19: 18. VI.) ein Haus an dem gentsbüchel (am östlichen Ende der Stadt); 15. VI. 1401 (12) wird vermutlich sein gleichnamiger Sohn Conrad Zinstag als Bürge genannt, desgleichen 20. II. 1429 (5) ein Hans Zinstag; da alle drei hier Genannten für Neubürger, die Metzger von Beruf sind, Bürgen sind, ist als sicher anzunehmen, daß auch sie das Metzgerhandwerk ausübten wie noch im 19. Jahrhundert in der Marktstraße Lorenz Zinstag, ein Nachkomme der hier genannten Zinstag, die ihrerseits ihren Stammbaum jedenfalls auf den September 1279 (W.U.B. VIII, 184) bereits verstorbenen Zinstag, der um 1250 in Ravensburg schon eine area (Hofstatt bezw. Haus) besaß, zurückzuführen haben. Das Geschlecht hat sich bis heute als eines der ältesten in Ravensburg erhalten.

130) **C(onr.) Bernhart.** Er ist der erste der in Ravensburg ansässigen Bernhart und wird erstmals als Bürge für seinen Verwandten, den Neubürger Uzo (= Ulrich) Bernhart am 28. VII. 1354 (25) erwähnt; er wird 1362 (28), 1364 (57, Seite 76 oben) und 1365 (10) als Eigentümer eines Hauses an dem gentsbüchel, also offenbar

neben oder in der Nähe des vorgenannten Conrad Zinstag, erwähnt. Srik Bernhart erhält 4. VIII. 1362 (28) unter Bürgerschaft der zwei vorgenannten Bernhart das Bürgerrecht. Während Uzo nur noch 1362 (28) und 4. V. 1364 (32) genannt wird, ist letzterer noch 1381 (44, Seite 132), 1384 (61, Seite 153), 1392 (17) und 29. VI. 1394 (25) Bürge. Nicht unmittelbar dieser Familie gehört wohl der 8. XI. 1377 (28) von Tettmang eingewanderte, wie es scheint, minderjährige Hainzli Bernhart an, für den sich sein Vogt (Vormund) Hainz Sürge verbürgt (10 Pfd. Pfg.). Am 20. II. 1401 (2) erhält Johannes Bernhart, plebanus, in Fulgenstat (Oberamt Saulgau) das Bürgerrecht. Der von 6. VII. 1412 (21) ab genannte Hans Bernhart (ohne „dominus“), der noch 1413 (22), 1416 (27), 1420 (15: mit dem Beinamen „der alt“) und 4. II. 1429 (4) erscheint, ist jedenfalls nicht mit dem plebanus identisch. Der Name Bernhard kommt in Ravensburg noch häufig vor.

131) **Marti(n) Starz.** Derselbe hat zusammen mit Hans Starz und einem weiteren Bürger im Jahre 1366 (Bürgerliste Seite 11) eine Sauchart auf der Egge (Rauenegg) von der Stadt als Lehen um 8 Schill. Pfg. Zins auf Martini. In der Bürgerliste selbst wird er nicht erwähnt. Der Name Starz kommt in Ravensburg noch vereinzelt vor.

132) **Uzler.** Der hier genannte Uzler ist jedenfalls mit dem nur 20. XII. 1364 (127, Seite 79) als Bürge erwähnten S(ridrich) Uzler identisch.

133) **Jo Bachman.** Bereits 26. I. 1344 (4) wird als Bürge der Sohn eines Hainrich Bachman erwähnt; er verbürgte seine vom Vater bewohnte Haushälfte für den Neubürger; ein Bruder dieses (Vaters) Hainrich Bachman ist der 25. II. 1349 (4) unter Verbürgung des letztern und eines Johannes Bachman das Bürgerrecht gegen 10 Pfd. Pfg. empfangende Herman Bachman. Der erwähnte Joh. Bachman ist offenbar der oben erwähnte Sohn des Hainr. Bachman; er ist wie sein Bruder, der erstmals 5. XII. 1355 (38) — mit ihm zusammen — als Bürge erwähnte Nicolaus Bachman, pistor, d. h. Bäcker (vergleiche 28. V. 1361 [27]: Nicolaus B. wird hier letztmals erwähnt); Johann Bachman, der zweifellos hier gemeint ist, entrichtet noch um 1362 (Bürgerliste Seite 9) an die Stadt aus einer Wiese 8 Schill. Pfg. Zins. Ein Verwandter der hier genannten Brüder, Chunrad Bachman erhält 5. XII. 1355 (38) unter ihrer Bürgerschaft das Bürgerrecht der Stadt. Er stammte, wie wir erfahren, aus Bauriet (bei Rheineck in der Schweiz); denn er verbürgt sich am 20. XII. 1360 (29) für seine Mutter Willa Bachmānin von Būriet und deren Kinder — seine Geschwister — Ulrich, Peter, Marquard und Elisabeth bei ihrer Bürgeraufnahme; ob der 14. IX. 1391 (12) und 1392 (2) als Bürge genannte Cunz B. mit ihm identisch oder vielleicht sein Sohn ist, läßt sich nicht sicher entscheiden. Am 24. XII. 1364 (128, Seite 79 unten) ist ein Hainr. Bachman, vielleicht noch der oben Genannte, 16. I. 1379 (7) ein Claus Bachman Bürge. Der Name Bachmann, der heute noch vereinzelt in Ravensburg vorkommt, erscheint auch um 1392 bis 1415 in Lindau (Claus Bachmann, Bürger: M. N. A. 209, 369), ferner in Kaufbeuren (1439 bis 1461: Heinr. Bachmann, der schniger [= Holzschnitzer]) und anderwärts.

134) **Jaf Magenzer.** Siehe oben Ziffer 107. Er ist mit dem 1385 genannten Jacob Magenzer identisch.

135) **Jo(hann) Gunderscher.** Derselbe ist zweifellos von Lindau, woselbst die Gunderscher von 1290 bis 1405 vielfach vorkommen (vergleiche Index II, Seite 413 der

Geschichte der Stadt Lindau) in Ravensburg eingewandert und kommt erstmals — als Bürge — 6. XI. 1348 (2) vor, ferner 1352 (14. XI. Urkunde im Pfarrarchiv), 1363 (51, Seite 72) und 9. V. 1367 (11); 1366 (36, 18. XI.) besaß er ein Haus neben Sridr. Sigmershofen (siehe unten Ziffer 137), offenbar auch am Gänsbühl in der Nähe des alten Schlachthauses; er war Metzger von Beruf und entrichtete um 1365 (Bürgerliste Seite 4) 4 Schill. Pfg. Zins von einem Platz in macello (Schlachthaus) an die untere Altarpründe im Spital. Am 19. V. 1364 (36) wird auch vereinzelt ein W(ilhelm) Gödercher als Bürge erwähnt. Von 1367 ab verschwindet der Name aus der Bürgerliste. Die Gödercher erscheinen Ende des 16. Jahrhunderts unter dem Namen Maler in Billingen (Schriften des Vereins für Geschichte der Baar, 1885, Seite 74).

136) **Möri.** Am 1. V. 1357 (5) erhält Hānslinus (sic!) Mōuri das Bürgerrecht, wobei er sein Haus „sitam proxime iuxta domum Frider. Sigmarshoven“ als Pfand setzt. Da der Name durchgestrichen ist, muß angenommen werden, daß er bald nach Abfassung des Verzeichnisses das Haus abgegeben hat oder gestorben ist.

137) **g. Sigmershoffen.** Wir haben hier wieder eine Bestätigung der nachbarlichen Reihenfolge im Verzeichnis. Vergleiche über ihn oben Ziffer 126.

138) **Jo(hann) Kröwl** („Schwäbisches Archiv“ 1909, Seite 2, Ziffer 6, Seite 25, Ziffer 106). Das hier genannte Glied des ehemals weitverbreiteten, angesehenen Patriziergeschlechts der Kröl (Kröwel = Kräuel, Gabel mit hafensförmigen Spitzen, Klaue, Krallen) ist 12. XII. 1367 (19) zusammen mit Ital Kröwl, sodann 8. III. und 6. XII. 1368 (17, 53, Seite 91) als Bürge erwähnt. Er ist wohl identisch mit dem gleichnamigen Bruder des Ulrich Kröl in Sulgen (= Saulgau), mit dem zusammen er 1343 in einer Saulgauer Urkunde genannt wird (vergleiche Württembergische Vierteljahrshäfte, 1883, Seite 128), und ebenso mit dem 6. X. 1349 (33) das Bürgerrecht in Ravensburg — pro marcis 20 — empfangenden Kröl, minister in Sulgen (= Saulgau). Ein Conrad Kröl erscheint als erster Kröl in der Bürgerliste 10. I. 1332 (3) als Bürge; er ist wohl der Sohn des gleichnamigen, 1302 (22. V.: Diöz. A. VIII, 13) in Saulgau als Bürger genannten Kröl, und wird außerdem 1340 (48, Seite 29), 1341 (12, 24), 1345 (Diöz. A. VIII, 69), 24. I. 1346 (5) bei der Bürgeraufnahme — 20 Mark Bürgschaftssumme — des Härtnit (Härtnig, Härtenigt, Härtniht) Kröl und 9. VII. 1350 (60, Seite 46) erwähnt. Härtnit Kröl, der 20. V. 1348 (6) für seinen Bruder Rudolf Kröl — 10 Mark Bürgschaftssumme — sich verbürgt, wird außerdem noch 1346 (17), 1349 (33) und letztmals 30. III. 1350 (30) zusammen mit einem weitem Bruder Hainrich Kröl (vergleiche Württembergische Vierteljahrshäfte, 1883, Seite 128) erwähnt. Am 6. IV. 1365 (29) erhält Ital Kröwl de Sulgen — gegen 20 Pfund Bürgschaftssumme — das Bürgerrecht in Ravensburg; er war 1356 (24. VII.) und 1358 (29. XI.) Ammann in Saulgau (Württembergische Vierteljahrshäfte, 1883, Seite 129 f.) und wird in Bürgerliste 1367 (19), 1368 (20) und 1369 (17, 33: 13. VI.) erwähnt. Ein weiterer Bruder der oben erwähnten drei Brüder war der neben diesen 1343 in Saulgau erwähnte und dort gebliebene Burkhard Kröl (Württembergische Vierteljahrshäfte, 1883, Seite 128). Der oben erwähnte Rudolf Kröl wird übrigens 1358 (29. XI.) wieder als in Saulgau befindlich erwähnt (Württembergische Vierteljahrshäfte, 1883, Seite 130). Am 25. V. 1386 (48, Seite 163) ist Bürge Geori (= Georg) Kröl, der 8. VII. 1415 (5), 1417 (19. XII.: Diöz. A. IX, 1), 1424 (11)

und zuletzt 20. XI. 1433 (11) als Bürge und 20. V. 1424 (6) als „undervogt“ (des Landvogts in Oberschwaben) erwähnt wird. Seine Witwe Elisabeth erhält mit ihren Kindern am 4. III. 1435 (3) das Bürgerrecht. Der 1399 (11) als Bürge erwähnte Johannes Stölzli alias Kröl gehört wohl nicht unmittelbar hieher. Außer in Ravensburg und Saulgau gab es aber auch in Lindau (seit 1405: siehe Geschichte der Stadt Lindau II, Seite 421), in Kempten, Leutkirch und Isny (siehe a. a. O.), aber auch in Biberach (z. B. 1366: Ital und Claus Kröl) und Ulm (z. I. 1407: Rudolf Kröwel, Urkunde im M. N. A. Lindau) Glieder des Geschlechts der Kröl.

## II.

Welche Ergebnisse lassen sich nun aus diesem Verzeichnis der Königszins, wenn wir den sonstigen Inhalt des Verzeichnisses mit der vorstehenden Einzelbesprechung der Namen zusammenhalten, für das Wesen und die Bedeutung der Königszins in Ravensburg entnehmen?

Wie bereits bei der Besprechung der einzelnen Namen da und dort hervorgehoben wurde, folgende wichtige Punkte:

1) Die Königszins sind keine persönlichen Abgaben, sie ruhen vielmehr auf dem einzelnen Grundstück, auf dem Hause, der Mühle, der Badstube; der Zins ist von dem Eigentümer und zwar, wie schon der Name besagt, nicht nur für einmal, sondern jedes Jahr zu entrichten, und zwar muß aus jedem Hause, mag ein Bürger etwa auch zwei Häuser in der Stadt zu eigen haben, eine bestimmte Summe bezahlt werden.

2) Die Königszins waren, wie auch überhaupt die Steuern in den Städten des Mittelalters, eine Hofschuld. Der Zinsberechtigte bezw. derjenige, dem die Königszins von dem Zinsberechtigten zur Einnahme überlassen waren, zog die Zins ein bezw. ließ sie in der Art einziehen, daß der Einnehmer von Zinshaus zu Zinshaus ging und sich den Zins reichen ließ. Daher wurde auch das Verzeichnis in solcher Reihenfolge aufgenommen „von Platz zu Platz, gaßauf gaßab.“ Für diese Tatsache, die im einzelnen bei der vielfach in der Bürgerliste fehlenden nähern Angabe der Lage des Hauses natürlich sich nicht näher durchführen läßt, geben hinreichenden, unwiderleglichen Beweis die Ziffern 11 und 12, 28 und 30, 51 und 52, 57 und 58, 72 und 73, 80 und 81, 89 und 90, 129 und 130, 135 bis 137; denn wir konnten bestimmt feststellen, daß in den hier genannten (zehn) Fällen jeweils die im Verzeichnis nacheinander aufgeführten Bürger auch Nachbarn zueinander waren.

3) Eine weitere, für die Erkenntnis des Wesens der Königszins überaus wichtige Tatsache, die sich nur aus einer eingehenden, systematischen Erforschung der in der Bürgeraufnahmeliste enthaltenen Einträge, wie sie im ersten Teil des Aufsatzes vorgenommen wurde, gewinnen ließ, ist folgende: Die Königszins werden nur von Häusern entrichtet, die auf erst später, nämlich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts besiedelten und bebauten Teilen der Stadt oder in der östlichen und westlichen Vorstadt stehen. Es ist eine urkundlich nachweisbare Tatsache, daß bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts die Stadt Ravensburg gegen Nordwesten durch einen an der Stelle des heutigen Viehmarktes und der östlichen

Häuserseite des Postplatzes befindlichen Wall und Graben begrenzt war.<sup>1</sup> Was jenseits lag, war Vorstadt und wird, wie die Einträge der Bürgerliste ergeben, um 1350 immer mit nova civitas, Neustadt (heute = Unterstadt), bezeichnet. Das novum forum (der „neue Marktplatz“), für dessen Errichtung die Auffüllung des alten Grabens und die um die Mitte des 14. Jahrhunderts beendigte Einbeziehung der Unterstadt in die Mauern der höher gelegenen Altstadt die Vorbedingung war, lag eben an der Stelle dieses alten Walles und Grabens. Im Mittelpunkt der Stadt, neben dem alten Stadtturm, dem Blaserturm, dessen Vorgänger — der heute stehende ist neuern Datums — durch diese Stadterweiterung aus einem Mauerwehrturm zu einem Wachturm mitten in der Stadt wurde, lag das Gredhaus, die Gred, der Stapelplatz für die Kaufmannsware.

Wenn wir nun diejenigen Ziffern überblicken, für die wir den Eigentümer und die Lage seines Hauses sicher feststellen können, so ergibt sich der Beweis für die oben behauptete Tatsache; denn wenn es auch nicht allzuwiele von den 138 Zinshäusern sind, deren Lage sich sicher nachweisen ließ, so ist doch für ebensoviele die Vermutung einer den sicher nachgewiesenen Häusern benachbarten Lage begründet, zumal wenn man die oben in Ziffer 2 besprochene Tatsache bedenkt. In der Nähe des Spitals, am Westende der Unterstadt, lag das Haus Ziffer 1, 31, 57, 58, 61; in der Unterstadt ohne nähere Bezeichnung Ziffer 3, 6, wohl auch 2, — wie die Häuser der meisten Kleinte noch heute! — in der Ledergasse (auch Unterstadt) Ziffer 72 bis 74, am Neuen Markt Ziffer 80, 81, 106, 110, 111, 115, 118, in einer der Vorstädte (in suburbio) Ziffer 103, in der Vorstadt Ölschwang Ziffer 33, am Gänsbühl, einem zweifellos — weil sehr nieder am Bach und sumpfig gelegen — erst später, gleichzeitig mit der nova civitas, bebauten Stadtteil Ziffer 129, 130, 135, in der Nähe der Gred, also auch am neuen Markt Ziffer 11 und 12, an der Kirchgasse, wohl ebenfalls auf dem Auffüllgebiet des alten Grabens die Häuser Ziffer 53 und 65: ersteres möglicherweise heute = Kirchstraße 1, letzteres = Kirchstraße 25 oder 27 (Eckhäuser gegen den Postplatz zu). Von der Marktstraße, dem alten Markte und überhaupt den östlich der Kirchstraße, des Postplatzes und Viehmarktes gelegenen innern Stadtteilen — abgesehen vom Gänsbühl — finden wir kein einziges Haus in unserm Verzeichnis erwähnt; gerade diese Stadtteile aber gehören zu den ältesten Teilen der Stadt.

Welches ist nun der Grund für die festgestellte Tatsache? Um diesen zu finden, muß darauf hingewiesen werden, daß wir in dem Königszins in Ravensburg nicht, wie anderwärts, namentlich auf dem Lande, eine öffentlich-rechtliche Abgabe der Freien an den König von ihrem Grundbesitz, nicht einen Kopfzins, eine persönliche Abgabe zu erblicken haben, sondern einen auf der area bezw. dem darauf erbauten Hause ruhenden Grundzins. Die Bezeichnung Königszins hat in Ravensburg und andern schwäbischen Städten<sup>2</sup> also eine andre Bedeutung als der landrechtliche Königszins, wie er z. B. in Ernst Mayer, deutsche und französische Verfassungsgeschichte, I, 1899, Seite 11 ff., vergleiche auch II, Seite 249, dargestellt wird; dieser ist eine öffentlich-rechtliche Abgabe, jener, die hier genannten Königszins ein privatrechtlicher, auf dem Grundbesitz

<sup>1</sup> Vergleiche Näheres darüber in meinem im Laufe des Winters erscheinenden Werke „Die oberschwäbischen Reichsstädte, ihre Entstehung und ältere Verfassung“, 1912.

<sup>2</sup> So heißt es in einer Urkunde von Kaufbeuren (Reichsarchiv München) vom 19. IV. 1322: „man git ouch dem künige zwen pfenninge ze zins von dem huse.“ Dabei ist ein Haus gemeint, das auch nachweislich in einem erst später bebauten Stadtteile, der Marktansiedlung, liegt.

des Königs beruhender Hofstätten(Areal)-zins. Wären die Ravensburger Königszinse eine öffentlich-rechtliche, althergebrachte Abgabe, so müßte sie sich vor allem gerade in der Altstadt Ravensburg nachweisen lassen. Gerade das Gegenteil aber ist, wie wir gesehen haben, bei unserm Königszins der Fall. Der König war in Ravensburg, wie in andern spätern Reichsstädten, z. B. Kaufbeuren, Stadtherr, d. h. Inhaber der höchsten Gerichtsgewalt und Grundherr, d. h. Eigentümer des Grund und Bodens der Stadt, in einer Person und zwar war dies der Fall, seitdem das Staufergeschlecht im Jahre 1191 das Erbe der Welfen in Oberschwaben angetreten hatte (vergleiche Stälin, Württembergische Geschichte, II, 125); denn nach dem Aussterben des staufischen Geschlechts und dem Ende des Interregnums zog der neue König Rudolf von Habsburg die Güter der Staufer, soweit sie nicht schon eine Beute der Nachbarn geworden waren, an das Reich, die Stadt wurde eine dem König unmittelbar untergebene „Reichsstadt“, wie sie vorher schon infolge der Identität von König und Grundherrschaft (Staufer) nur dem König, nicht einem niedern Grundherrn, unterstellt war. Wie kommt es nun aber, daß wir dann in der Altstadt nicht wenigstens auch einen Arealzins antreffen wie in der Neustadt? Es steht fest, daß die Stadt Ravensburg von den Welfen ins Leben gerufen wurde; nicht auf einmal, allmählich hat sich unterhalb der Burg, gegen das Tal zu, die Altstadt entwickelt (vergleiche Schöttle, Ravensburgs Handel und Verkehr im Mittelalter, Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, 38. Heft, 1909, Seite 39 ff.). Bereits 1153 hören wir von einem Markte, der daselbst bestand.

Nun ist erwiesen, daß gerade die Welfen, und namentlich Heinrich der Löwe, den in die neubegründeten Städte ziehenden Ansiedlern Grund und Boden völlig zinsfrei überließen, während andere geistliche und weltliche Fürsten, die Marktansiedlungen begründeten, regelmäßig einen, wenn auch geringen Zins von jeder area sich geben ließen. Vergleiche darüber den interessanten Aufsatz von Siegr. Rietschel „Die Städtepolitik Heinrichs des Löwen“ in Historische Zeitschrift, 102. Band, Seite 237 bis 276. Aus diesem Grunde ist es erklärlich, wenn wir später von „Königszinsen“ in der Altstadt nichts hören. Anders war dies bei dem sparsam veranlagten Rudolf von Habsburg und seinen Nachfolgern, zumal bei der gewaltigen Bevölkerungszunahme seit Ende des 13. Jahrhunderts der Grund und Boden in den Städten immer begehrt wurde. Da ließ sich der König die Erhebung eines, wenn auch geringfügigen Hofstättenzinses um so weniger entgehen, als bei der immer größere Selbständigkeit fordernden Bürgerschaft die Erhebung eines solchen Recognitionzinses auch ideelle Bedeutung besaß, die Erinnerung an das Obereigentum des Grundherrn fort und fort bewahren sollte.

4) Überblicken wir nun die Höhe der einzelnen Zinse im Verzeichnis, so finden wir, daß sie von 1 denarius (= Pfennig) bis 1 solidus (= 12 Pfg.) schwankt. Die Gesamtsumme der Königszinse in Ravensburg beträgt nach dem Verzeichnis — 20 Schillinge à 12 Pfennig geben 1 Pfund Pfennig — zusammen (5 solidi 426 denarii = 40 solidi 6 denarii =) 2 Pfund 6 denarii, eine Gesamtsumme, die z. B. bemerkenswerterweise der Pauschalsumme der Gesamtheit der Hausstätten gleichkommt, welche die Bürger der Neustadt Straubing (in Bayern) dem Augsburger Domkapitel als dem Stadtherrn entrichteten (Rietschel, Markt und Stadt, 1897, Seite 136). Wie gering diese Summe verhältnismäßig war im Vergleich zu anders gearteten Zinsen, können wir am besten ermessen, wenn wir aus den (auf Seite 9 der Bürgeraufnahme)

um 1362 niedergeschriebenen „census civitatis in Ravensburg“<sup>1</sup> — Gegensatz: die auf Bürgerliste Seite 14 f. niedergeschriebenen census regis! — einige Zinse herausgreifen. Diese der Stadt gehörigen Zinse, die aus nur 26 Zinsobjekten (Häuser, Gärten, Badstube, Mühle) gewonnen werden, wobei 1 Schill. 4 Pfg. den mindesten, 3 Pfd. Pfg. den höchsten Einzelbetrag bilden, ergeben ein Gesamterträgnis für die Stadt von 14 Pfd. 16 Schill. 6 Pfg., also mehr als den siebenfachen Betrag der Königszins; so entrichtet z. B. Jo Bader de Altdorff (siehe oben Ziffer 6) de estuario, quod situm est in nova civitate 3 libr. den. Zins, also allein mehr als den Gesamtbetrag der Königszins; von dem untern Ziegelhaus erhält die Stadt 1 libr. den., ebensoviel von Fridr. Holbain de molendino in Schornkützi (= Schornrente) usw. Dabei muß man allerdings bedenken, daß im Jahre 1366 wohl bereits viele dieser Arealzins abgelöst waren, daß dieses Verzeichnis nur noch die letzten Reste dieser Königszins enthält, die vielleicht bald darauf überhaupt ganz abgelöst wurden. Wenigstens ist es auffällig, daß wir nirgends in den erhaltenen Ravensburger Urkunden von den Königszinsen hören. Da das Verzeichnis von der Hand des Stadtschreibers herrührt, so ist jedenfalls als sicher anzunehmen, daß nicht etwa der Vertreter des Königs, der Landvogt bezw. sein Beauftragter, die Zinsen einzog, sondern ein Beamter der Stadt und daß die Stadtbehörde dann die Gesamtsumme dem Landvogt ausfolgte. Die Aufstellung der Liste wird zur Vermeidung von Streitigkeiten zwischen Stadt und Landvogtei über die Höhe der einzuliefernden Zins erfolgt sein.

5) Die Verschiedenheit in der Höhe der einzelnen Königszins ist den meisten Hoffstättenzinsen eigen, vergleiche Rietschel, Markt und Stadt, 1897, Seite 136. Diese Verschiedenheit stammt wohl nicht daher, daß etwa für den neuen Ansiedler der Zins zu einzelnen Zeiten verschieden hoch festgesetzt war, sondern daher, daß die areae, die Hoffstätten nicht alle gleich groß waren und deshalb auch der Zins nicht gleichmäßig sein konnte. Offenbar die übliche Größe der areae war diejenige, für welche 3 Pfg. Königszins entrichtet werden mußten; denn fast die Hälfte aller Häuser, 61 von 138 zahlen 3 Pfennig Zins. Weitere 33 Häuser entrichten je 2 Pfennig Zins, so daß 94 von 138 Häusern, also etwa  $\frac{5}{7}$  aller Häuser 2 bis 3 denare (Pfennige) Zins entrichten. Wenn es auch wahrscheinlicher ist, daß die Verschiedenheit der Höhe der Zins von 2 und 3 Denaren auf der verschiedenen Größe der areae (Hoffstätten) beruht, so ist doch meines Erachtens der oben berührte Gedanke nicht von der Hand zu weisen, ob nicht gerade hier und vielleicht auch bei den 12 Häusern zu 1 Pfennig, dem niedersten Betrag, die Verschiedenheit daher rührt, daß die betreffenden Hoffstätten, — bei gleicher Größe — zu verschiedenen Zeiten bebaut wurden, wobei dann, entsprechend dem mit der Zeit steigenden Wert der areae, die gegen einen Zins von 1 Pfennig ausgegebenen Hoffstätten als die am frühesten vergebenen, die Hoffstätten zu 2 und 3 Pfg. als die später besiedelten anzusehen wären. Dies würde mit der Tatsache stimmen, daß der Hauptstrom der Ansiedler, und zwar in immer größerem Umfange, hauptsächlich mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts in Ravensburg einflutete, die dann alle gegen 3 Pfennig Zins die Hoffstätten zugeteilt erhielten, woraus sich erklärte, warum 3 Pfennig Zins von doppelt so viel Häusern entrichtet wurden als 2 Pfennig Zins. Soweit dagegen andere Beträge als 1, 2 oder 3 Denare Zins bezahlt werden, wobei nur mehr ein Rest von 37 (138 minus 106) Häusern in Frage kommt,

<sup>1</sup> Ich werde dieses Verzeichnis der „census civitatis“ demnächst an anderer Stelle und in anderem Zusammenhang veröffentlichen.

dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß die Verschiedenheit dieser Beträge auf die verschiedene Größe der Hofstätten zurückzuführen ist. Dies ist namentlich der Fall bei den 21 Häusern, die 6 Denare, also das Doppelte des üblichen Zinses entrichteten. Wie es noch heute vielfach vorkommt, daß zwei benachbarte alte Häuser niedergelegt und auf dem Grund und Boden ein größeres neues errichtet wird, so war dies vielleicht noch häufiger im Mittelalter bei der ursprünglich leichten Bauart der Häuser üblich (vergleiche darüber z. B. das Konstanzer Häuserbuch, herausgegeben von Maurer und Beyerle); so wurde aus zwei Häusern zu 3 Pfennig ein solches zu 6 Pfennig Zins. Der danach verbleibende unbedeutende Rest von 11 Häusern mit andern Beträgen als 1, 2, 3 und 6 Pfennig verteilt sich wie folgt: 4 Häuser zu 5 Pfg., 1 Haus zu 9 Pfg., 1 Haus zu 10 Pfg., 5 Häuser zu 1 Schilling (= 1 solidus). Auch diese höhern Zinse beruhen jedenfalls teils darauf, daß von Anfang an gleich eine größere area dem betreffenden Neubürger zugeteilt worden war, teils auch auf spätem Hinzukaufen benachbarter Hofstätten; so sind die 9 Pfg. Zins aus 6 Pfg. und 3 Pfg. zinsenden areae zusammengesetzt, die 12 Pfg. aus 6 + 6 Pfg., die 5 Pfg. aus 2 + 3 Pfg., die 10 Pfg. aus 5 + 5 Pfg., so daß im Grunde auch diese sich auf die beiden hauptsächlich vorkommenden Beträge von 2 und 3 Pfennig zurückführen lassen. Wer also von den Bürgern mehr als 3 Pfennig Zins zahlte, von dem darf unmittelbar angenommen werden, daß er einen größern Grund und Boden besaß, daß ihm nicht nur ein Haus, sondern auch ein mehr oder weniger großer Garten beim Haus zu Gebote stand. Denn wir dürfen nicht annehmen, daß die Unterstadt zu damaliger Zeit schon so dicht bebaut war wie heute; war doch der Platz, auf dem die St. Sodekskirche im Jahre 1385 erbaut wurde, damals noch durchweg von Gärten der Bürger eingenommen, wie aus der Urkunde über die Errichtung dieser Pfarrei hervorgeht. Wir haben also an dem Verzeichnis der Königszinse zugleich auch einen gewissen Wertmesser für das Ansehen und das Vermögen der in ihm genannten Bürger, der sich bei einer Probe in der Tat als zuverlässig erweist, wenn wir das aus den Einträgen der Bürgerliste im einzelnen gewonnene mit diesem Wertmesser vergleichen: Die Glieder der angesehenen Adels- bzw. Geschlechterfamilien der Unkenruti (8), Wolfegger (11), von Owe (13), Galdrich (23), Weber (24 und 46), Sürge (34), Keller (35), Sälkli (38), Maigenberg (30, 31, 43), Ungemüt (49, 54), Minner (55), Molbreghusen (109), Schilter (124), Sigmershofen (126) zahlen alle mehr als 3 Pfennig; natürlich gibt es aber auch manche, deren Blütezeit damals schon vorüber war oder die erst nach 1366 eine bedeutendere Stellung und Aufnahme in das Patriziat errangen oder die sich zwar mit einem gewöhnlichen kleinern Hause oder ohne Garten begnügten, dafür aber mehr an beweglichen Wertgegenständen Gefallen fanden; so haben die Hübschli (5, 41), Smid (20), Segelbach (67, 95), Flek (87), Rot (92), Wirt (94), Süllsak (105) und selbst die Kröl (138), die bald darauf teilweise führende Rollen im Ravensburger Groß- und Auslandhandel einnahmen, damals noch Häuser bewohnt, aus denen nur die gewöhnlichen 2 oder 3 Pfennig Königszins zu entrichten waren.

\* \* \*

Zum Schlusse sei noch ein Namenregister beigegeben, das die Benutzung des ersten Hauptteiles dieser Abhandlung zum Nachschlagen erleichtern soll.



## Namenregister (169 Namen).

	Seite	Ziffer		Seite	Ziffer		Seite	Ziffer
Aigenman . . . .	106	125	Holbain . . . .	75	33	Manstok . . . .	91	78
Amman . . . . .	67	18	— . . . . .	99	107	Marti . . . . .	103	116
Anferntli . . . .	62	8	— . . . . .	105	124	Mayenbuch . . . .	59	5
Appenwiler . . . .	72	24	Hornung . . . . .	90	73	Melb . . . . .	94	90
— . . . . .	97	104	Hoskirch . . . . .	101	113	Menbrecht . . . . .	102	115
Bachman . . . . .	107	133	Hübschli . . . . .	59	5	Mendler . . . . .	101	113
Bader . . . . .	60	6	— . . . . .	80	41	Messersmid . . . . .	73	29
Bernhart . . . . .	106	130	— . . . . .	81	47	Minner . . . . .	80	44
Binder . . . . .	85	63	Humbel . . . . .	90	74	— . . . . .	83	55
Bindübel . . . . .	90	72	Humppis . . . . .	62	7	Molbrechtshufen . . . .	99	109
Blafer . . . . .	71	23	— . . . . .	67	18	Möri . . . . .	108	136
Bodmegg . . . . .	96	96	— . . . . .	81	49	Motler . . . . .	93	86
— . . . . .	106	127	— . . . . .	84	60	Mütibach . . . . .	104	119
Brachspberg . . . .	99	109	Hürter . . . . .	106	128	Müller . . . . .	105	124
Braster . . . . .	84	58	Insigel . . . . .	80	44	Obernheim . . . . .	99	109
Briehinsrint . . . .	104	121	Kästli . . . . .	90	44	Öber . . . . .	99	109
Bücheler . . . . .	68	19	Reck . . . . .	101	112	Ott(o) . . . . .	69	21
Bühler . . . . .	68	19	Regel . . . . .	84	59	Owe von . . . . .	65	13
Burkard . . . . .	78	36	Regler . . . . .	70	22	Peter . . . . .	89	70
Bütel . . . . .	59	3	Rieser . . . . .	85	63	— . . . . .	96	99
Bütler . . . . .	59	3	— . . . . .	89	69	Pettelnhofen . . . . .	103	116
Cerdo . . . . .	89	70	Klain . . . . .	65	12	Pfisterkübli . . . . .	82	51
Distel . . . . .	70	23	Klib . . . . .	80	42	Pittrich . . . . .	83	85
Dritwin . . . . .	74	31	Koch . . . . .	99	109	Raid . . . . .	59	5
Eberhard . . . . .	82	51	Krö(w)l . . . . .	108	138	— . . . . .	97	102
— . . . . .	82	52	Kübeli . . . . .	82	51	Regnolt . . . . .	104	122
— . . . . .	100	111	Küni . . . . .	70	22	Richlirüti . . . . .	83	57
Etol . . . . .	102	115	— . . . . .	73	28	Riet von . . . . .	99	109
Engler . . . . .	72	25	Kuon . . . . .	73	28	Riethufer . . . . .	104	120
Erler . . . . .	66	15	Landolt . . . . .	93	88	Ringenwiler . . . . .	98	106
— . . . . .	94	91	Lauffer . . . . .	84	49	Rijer . . . . .	102	115
Faber . . . . .	60	6	Lechstetten . . . . .	92	81	Riter . . . . .	97	103
Fief . . . . .	93	87	— . . . . .	97	103	Rostnecht . . . . .	82	50
Frige . . . . .	58	1	Linder . . . . .	97	100	Rot . . . . .	94	92
— . . . . .	75	32	Lingg . . . . .	105	123	Rüti von . . . . .	91	78
Fügo . . . . .	62	7	Linsacher . . . . .	104	120	Sailer . . . . .	79	40
— . . . . .	81	45	Lüprecht . . . . .	67	18	Sälkli . . . . .	78	38
Füllsat . . . . .	98	105	Lutz . . . . .	93	84	— . . . . .	105	124
Fuoz . . . . .	102	115	Magenzer . . . . .	99	107	Sattler . . . . .	70	22
Gälbrich . . . . .	70	23	— . . . . .	107	134	— . . . . .	73	28
Gäslar . . . . .	76	34	Maigenberg . . . . .	73	30	— . . . . .	81	49
Gerloch . . . . .	59	4	— . . . . .	73	31	Schade . . . . .	91	78
Gerung . . . . .	83	57	— . . . . .	78	37	Schälkli . . . . .	88	68
Glarer . . . . .	70	22	— . . . . .	80	43	— . . . . .	99	109
Gospwiler . . . . .	58	1	— . . . . .	83	56	Schellenberg von . . . .	73	31
Güberscher . . . . .	107	135	— . . . . .	95	94	Schiff . . . . .	63	9
Häring . . . . .	84	60	— . . . . .	104	118	Schiltler . . . . .	105	124
Hahnkügel . . . . .	93	84	Maiger . . . . .	82	52	Schindeli . . . . .	69	20
Heller . . . . .	78	35	Maister . . . . .	91	77	Schmalzer . . . . .	89	71
Hof, vom . . . . .	95	93	Manger . . . . .	101	112	Schmälkli . . . . .	79	39

	Seite	Ziffer		Seite	Ziffer		Seite	Ziffer
Schmelzer . . . .	89	71	Stäheli . . . .	86	66	Weber . . . .	71	24
Schmid . . . .	69	20	Staiger . . . .	100	110	— . . . .	81	46
— . . . .	72	26	Stampf . . . .	58	1	Wepfel . . . .	103	117
— . . . .	96	98	Stary . . . .	107	131	Widmer . . . .	86	66
Schwigger . . . .	104	119	Stek . . . .	81	49	Wilhelm . . . .	58	2
Schwinnor . . . .	66	16	— . . . .	85	62	Winzürn . . . .	58	2
Segelbach . . . .	87	67	— . . . .	86	65	— . . . .	65	14
— (Anmerkung)	88	67	Stöb . . . .	90	76	Wirt . . . .	73	31
— . . . .	96	95	Stöthli . . . .	108	138	— . . . .	95	94
Senner . . . .	61	17	Sträßer . . . .	92	81	Wizigman . . . .	91	77
Siber . . . .	98	106	Textor . . . .	71	24	Wolfegger . . . .	63	10
Sid . . . .	63	9	Tönyer . . . .	67	18	— . . . .	63	11
Siener . . . .	66	17	Trub . . . .	73	30	— . . . .	73	31
Sigg . . . .	63	9	— . . . .	73	31	— . . . .	103	116
Sig(g)ler . . . .	99	108	Trüfel . . . .	93	83	Wolfsberg . . . .	90	75
Sigmershofen . . . .	106	126	Uzler . . . .	107	132	Zapf . . . .	63	11
— . . . .	107	135	Ungemüt . . . .	81	49	Ziegler . . . .	85	61
— . . . .	108	137	— . . . .	83	54	Ziggeler . . . .	84	61
Spideli . . . .	93	89	Valeray . . . .	72	27	Zilorg . . . .	97	101
Spidler . . . .	93	89	Vater . . . .	83	53	Zinstag . . . .	106	129
Sünder . . . .	101	114	Wainer . . . .	96	97	Zorn . . . .	93	82
Sürge . . . .	76	34	Wälz . . . .	86	64	Zürno . . . .	92	79
— . . . .	106	130						



# Tagbuch über die Belagerung der Reichsstadt Überlingen durch die Schweden vom 24. April bis zum 16. Mai 1634.<sup>1</sup>

Von  
Hofrat Professor Dr. Roder  
in Überlingen.

## Vorwort.

Die Folgen von dem gewaltsamen Ende Wallensteins zu Eger am 25. Februar 1634 äußerten sich in der Kriegsführung der beiden Hauptparteien, der Kaiserlichen und der Schweden, nicht sofort, sondern erst ein halbes Jahr später (glänzender Sieg König Ferdinands (III.) am 5. September 1634 bei Nördlingen, wobei unter andern auch General Horn in Gefangenschaft geriet). Die politische Lage in Deutschland erschien einstweilen recht unklar und verwirrt. Vom 7. April an hielt der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna zu Frankfurt am Main — im Römer — einen Konvent der sechs protestantischen Kreise, in welchem über die Ausbringung der Mittel zur weitem Kriegsführung, über die Bedingungen eines etwaigen Friedens, unter andern auch über die Befriedigung des im Konvent ebenfalls vertretenen Königs von Frankreich verhandelt wurde. Oxenstiernas Vorschläge scheiterten zulezt vornehmlich am Widerspruch Kurpfälzens. Unterdessen führten die Schweden und die Kaiserlichen den Kleinrieg weiter.<sup>2</sup> In Süddeutschland standen die schwedischen Truppen unter den Generälen Herzog Bernhard von Weimar und Gustav Horn. Doch hemmte freilich die gegenseitige stille Eifersucht zwischen diesen beiden einigermaßen einen günstigen Fortgang ihrer Unternehmungen.

Schon anfangs Februar verließ Horn die Winterquartiere und beschäftigte seine Regimenter zunächst in den nördlich vom Bodensee gelegenen Gegenden und zwar meistens mit glücklichem Erfolg. Am 7. Februar erstürmten die Schweden Meersburg, rissen die Tore und Mauern nieder und plünderten die Stadt;<sup>3</sup> am 25. März eroberte Horn Vöberach a. d. R., am 31. März Rempten; fast zur selben Zeit nahm er Kaufbeuren, am 14. April Memmingen.

Hiedurch ermutigt, wandte sich Horn nunmehr gegen die Reichsstadt Überlingen. Die Gewinnung dieses wohlbesetzten Waffenplatzes mußte ihm besonders wertvoll erscheinen. Sicherlich

<sup>1</sup> Die hauptsächlichsten Begebenheiten im Dreißigjährigen Krieg, soweit sie Überlingen betreffen, sind: a) Abtreibung einer Abteilung der Schweden und Weimarianer am 11. Juli 1632. b) Mißlungene Belagerung der Stadt durch Generalfeldmarschall Gustav Horn vom 24. April bis zum 16. Mai 1634. c) Überfall der Stadt am 30. Januar 1643 durch die Hohentwiesler, denen im März die Franzosen unter dem Vicomte de Courval folgten. d) Abzug der Franzosen am 12. Mai 1644 nach der Belagerung der Stadt durch die Bayern unter General Franz Mercy. e) Wiederbesetzung der Stadt durch die Schweden Mitte März 1647 und Anwesenheit derselben hier bis 30. September 1649.

<sup>2</sup> V. Gindely, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, III, Seite 36 f.

<sup>3</sup> Sofern die Angaben hierüber (von Merz) im 9. Heft dieser Schriften, Seite 86, richtig sind.

gedachte er auch die Scharte auszuweken, die ihm im Jahre zuvor die mißlungene Belagerung von Konstanz (11. September bis 1. Oktober) beigebracht hatte, wobei auch Überlingen mit einem Hilfskorps von 200 Mann vertreten gewesen war.<sup>1</sup> Aber der eigentliche Grund, von dem sich Horn bei seinem Vorgehen gegen Überlingen leiten ließ, lag doch tiefer. Er selbst unterrichtet uns hierüber in seinem — unlängst veröffentlichten — Briefwechsel mit dem Reichszkanzler Oxenstierna, der auf das Hornsche Unternehmen ein neues Licht wirft.<sup>2</sup> Darnach trug sich der General damals mit einem weitausgreifenden Plan. Er wollte nämlich den Krieg über die seitherige Grenze, ja bis ins Tirolerland hinein ausdehnen, indem er hoffte, nicht nur das obere Rheintal, sondern auch den Arlbergpaß<sup>3</sup> und die Pässe im Veltlin zu besetzen und dadurch dem Kaiser den Weg für den Zuzug von Hilfstruppen aus Italien zu verlegen. Der französische Herzog von Rohan hatte ihm schon darauf bezügliche Zusicherungen gemacht. Mittlerweile sollten auch zu Bregenz oder Fußach (Borarlberg, unweit des Bodensees) Schiffe gebaut und ausgerüstet werden, um bei der Belagerung der einen oder andern Stadt am See derselben den Sulfurz zu Wasser abzuschneiden, „welcher dann selbige Stette so schwer zue gewinnen gemachet.“ Bis zur Entscheidung über diese Frage zu Frankfurt gedachte er, den wichtigen Ort Überlingen zu gewinnen, von dem er zu diesem Zweck durch den Oberstleutnant Gorgius und andere einen Augenschein hatte nehmen lassen. Dann hoffte er, in Frankfurt persönlich mit dem Reichszkanzler zu verhandeln. Für seine beabsichtigten Operationen im obern Seegebiet konnte Überlingen als geeigneter Stützpunkt, insbesondere als Hauptproviandlager dienen. Buchhorn (jetzt Friedrichshafen) sollte Kriegshafen für die neugeschaffene Bodenseeflotte werden.

Die Stelle lautet: „Weil man aber bey gemelter dessein (Tirol!) sich eines großen travails versehen müssen, als habe ich wegen vohrerzehnten uhrsachen, mich mit der armee darein zue engagiren, bedenkens getragen undt geresolviret, auf Überlingen zue gehen, welchen ort ich (dem bericht nach, so mir von oberstlieutenant Gorgius undt andern geschehen, durch welche ichs dan zuevohr besichtigen lassen) leichtlichen zue überstoßen gehoffet. Alsdan were meine meinung gewehsen, weil in selbiger statt großer vohrrat von wein, das brott auch nicht weit aus dem Wirtenbergischen hinzubringen gewehsen, die infanterie doherumb so lang zue legen, bis ich zue Franckfurt gewest undt des Hern Reichscantzlers und Directorii meinung in einen und andern, insonderheit aber über Hertzog Bernharts sachen,<sup>4</sup> vernommen hette.“

Das von Horn offenbar mit ungenügenden Mitteln und Streitkräften ins Werk gesetzte Unternehmen ist gänzlich mißlungen. Nicht nur zeigte sich die kaiserliche, im ganzen wohl 1400 Mann starke Besatzung unter der tüchtigen Führung des Oberstleutnants Wilhelm von Horrich, der Ende April auf den verwundeten Kommandanten Ferdinand Neumann folgte, ihrer schweren Aufgabe der Verteidigung der Stadt mit ihren Mauern, Türmen, Toren und Außenwerken durchaus gewachsen, sondern mit ihr wetteiferten auch die Bürgerschaft und Untertanen der Stadt an patriotischer Begeisterung, Opfersinn und Unverdroßtheit, mit der sie, Gut und Blut einsetzend, den militärischen Anordnungen Folge leisteten. Kein Zeichen von Verzagtheit, wenn auch die Dinge mehrmals, so besonders beim feindlichen Sturm auf das Helltor am 27. April, zum Verzweifeln standen. Ein großer Nachteil für die Schweden war, wie bei Konstanz 1633, das Fehlen einer eigentlichen Flotte, so daß den Belagerten fortwährend Unterstützungsmannschaften und Kriegsmaterial aus den besetzten Orten Konstanz und Lindau zugeführt werden konnten. Auch Mangel an Munition und Lebensmitteln machte sich im schwedischen Lager fühlbar. Dazu gesellten sich bei den Belagerern Hindernisse, welche die für Minierarbeiten ungünstige Bodenbeschaffenheit an den Vorwerken der Stadt mit sich brachte. Kurz, Horn sah sich genötigt, die so leichtlin unternommene Belagerung aufzuheben. Damit zerrann auch sein oben angeedeuteter Plan in nichts. Seine Truppen bezogen Quartiere in der Gegend von Ravensburg, Nieblingen und Biberach.

<sup>1</sup> K. Beyerle in „Neujahrsblätter der Badischen historischen Kommission“, 1900, Seite 57.

<sup>2</sup> „Rikskansleren Axel Oxenstiernas skrifter och brefvexling . . . VIII bandet. Stockholm, 1898, Seite 269 (angeführt unter dem Stichwort Skrifter).“ Der klassisch gebildete General Horn schrieb ebenso gewandt deutsch als schwedisch.

<sup>3</sup> Skrifter wohl unrichtig: Adlerberg.

<sup>4</sup> Skrifter jedenfalls unrichtig: suchen.

Das Nähere über den Verlauf der Belagerung Überlingens und die Gründe, die ihn zur Aufgabe des Platzes bewogen, teilt Horn in einem Brief<sup>1</sup> an Orensterna mit, den er am 15. Mai, einen Tag vor seinem Abzug aus dem Lager „vor Überlingen“, abgeschickt hat. Der Brief ist auch deswegen von besonderm Wert, weil darin die schriftlichen Angaben auf kaiserlicher Seite ihre Bestätigung finden. Derselbe lautet wörtlich:

„Hochwohlgeborner etc. Ew. g. haben aus meinem jüngsten schreiben die ursachen und motiven, warumb ich die belagerung der statt Überlingen vorgenommen, sonder zweyfel wohl verstanden. Warzu ich auch mit ammunition, stücken, proviant und andern sachen genugsam und solche provision voraus gemacht, daß ich ahn glücklichen und guten ausschlag nicht gezweifelt.

Vergangen 14. tag<sup>2</sup> Aprilis bin ich mit der armée vor der statt angelangt und zu approachiren angefangen, auch selbige und folgende nächte die batterien verfertigen lassen, darauf dann den 17. passato<sup>3</sup> nach geschossener bresche einen sturm resolvirt, welcher auch anfangs zimlich woll angegangen, gestalten theils unsere soldaten bereits in der statt gewesen, jedoch, als die erste trouppen, weis nicht wie, in confusion gerathen, haben (sie) sich wiederumb zurück begeben, darüber dann die nacht eingefallen, und als der sturm damahls nicht continuirt werden können, worauf ich nachgehenden tag der statt weiter und härter zugesetzt und den 19ten<sup>4</sup> verwichenen monats, nachdem die bresche erweitert und etwas accessible gemacht worden, nachmahls einen versuch thun lassen, da dann gleichfalls, weiln sich befunden, das der feindt vermittelt der großen bauschaft,<sup>5</sup> so sich darinn befindet, sehr wohl und vest sich verbauet and retrenchiret, nichts verricht werden können, wiewohl es zu beeden mahlen (Gott lob) ohne sonderbahren verlust abgeloffen.

Wie ich nun verspührt, daß die belägerten es auf die extrema ankommen zu lassen resolvirt, habe ich einen sicherern weeg, als nemblich mit der zappe<sup>6</sup> forzugehen gedacht und an einem andern ort gegen die statt, da sich das erdrich ansehen ließ, daß die mine am besten zu machen seye (weiln sonsten umb die statt ein lauterer stein und der meiste graben im felschen gehauen), approachiren lassen.

Nachdem man aber in der arbeit den grundt gleichfals je länger je härter gleich einem felschen befunden und der miniren<sup>7</sup> sehr lange zeit, biß er nur durch die contrescarpe<sup>8</sup> in den graben durchbrechen können, zugebracht und also zu continuiren ein sehr langweyliges aussehen gewonnen, inmittelst aber der feindt nicht allein zu contreminiren gute zeit gehabt, sondern auch sich in wehrender belägerung über die 2000 mann<sup>9</sup> erworben volck aus Bayern und Tÿrol, auch denen ahn dem Bodensee gelegenen guarnisonen verstärckt, darzu etzliche tag hero zimlich übel regenwetter eingefallen, und ich dahero gesehen, daß ohne große ungelegenheit und ruin der armée die belägerung für difsmahl nicht zu continuiren, als habe ich auß erstberürten und anderen (hier) beygefallenen erheblichen ursachen, selbige aufzuheben mich entschlossen.

Lasse also morgen die armée alhie aufbrechen und wiederumb in die alte quartier marchiren, biß man vermerkt, waß irgent der feindt für dessein haben, und was von E. G. und den sämptlichen löblichen heren ständen mit der armée vorzunehmen resolvirt werden möchte.

Diese obere landt so wohl der gantze Schwäbische creys werden immer mehr recht versichert sein, da man nicht einen fuß ahn den boden setzen kann, dergestalt

<sup>1</sup> Skrifte, Seite 154/155.

<sup>2</sup> Nach dem neuen Kalender 24. April.

<sup>3</sup> 27. April.

<sup>4</sup> 29. April.

<sup>5</sup> Es wird wohl „bauerschaft“ zu lesen sein.

<sup>6</sup> Laufgraben-, Minenarbeit.

<sup>7</sup> Es ist wohl zu lesen „miniren.“

<sup>8</sup> Gegenböschung.

<sup>9</sup> Soviel höchstens mögen es gewesen sein, wenn man die Überlinger bewaffnete Mannschaft hinzuzählt.

aber, und so lang man nicht auch zu wasser etwas zu thun vermag, würdt weder an hiesigem oder einigem anderm importirenden ort ahn der See etwas fruchtbarliches zu tentiren sein, angesehen nicht allein die beede belagerungen Costnitz und Überlingen es genugsam aufweyßen, sondern auch viel exempel anderer orten bezeugen, waß für große difficulteten bey solchen plätzen, welche nicht gantz umschlossen, sondern eine seytten offen haben, dadurch sie ohngehindert succurirt und mit frischem volk, auch aller anderer notturft versehen werden können, sich jeder zeit ereygnen.

Nun hoffe ich zwar, zu verfertigung einer anzahl schiff mittel zu machen, wie ich dann in wehrender diser belagerung albereit etzliche zur handt gebracht, so könnte auch interim die statt Buchhorn,<sup>1</sup> so ein guter haven und sehr wohl am See gelegen, befestigt und daselbst ein kleine admiralitet angerichtet werden, allein will es mihr an guten leuten, so verstandt von der schiffart haben und selbige regiren können, ermangeln. Datum vor Überlingen den 5. May<sup>2</sup> anno 1634.

Gustaff Horn.<sup>4</sup>

Über die Belagerung Überlingens durch die Schweden im Jahre 1634 gibt es mehrere Druckschriften auf kaiserlicher Seite, so von 1634, 1734, 1756<sup>3</sup> (vor einigen Jahren nach dem Druck von 1756 erneuert) und 1834, die alle mehr oder weniger auf den gleichzeitigen Bericht des umsichtigen und rastlos tätigen Ratsherren und späteren Bürgermeisters Johann Heinrich von Pflummern zurückgehen.<sup>4</sup> Dieser Bericht aber ist das amtliche Schreiben des Stadtrates von Überlingen vom 1. Juni 1634 an Kaiser Ferdinand II. (Er enthält fünf Beilagen und zwar: 1) Aufforderungsschreiben von Feldmarschall G. Horn an Oberstleutnant Wilhelm von Horrich vom 19./29. April 1634. 2) Die abschlägige Antwort dieses vom 29. April. 3) Ein aufgefangenes Schreiben Horns an den jüngern Grafen von Wahlstein, Statthalter, aus dem Lager vor Überlingen vom 19./29. April [Seine Armee leidet Not an Munition und Proviant]. 4) Aufmunterungsschreiben des Kaisers Ferdinand II. d. d. Wien 31. Juli 1634 an Bürgermeister, Rat und Gemeinde von Überlingen, die sich jüngst „bey der werthen Pösterität einen unsterblichen Namen“ erworben haben. 5) Salvaguardia oder Schutzbrief Kaiser Ferdinands II. für Überlingen bezüglich aller Kriegsbeschwerlichkeiten d. d. Hauptquartier Sommerhausen am Main 12. Oktober 1634.) Dazu kommt noch das Tagbuch des Salemer Konventualen Sebastian Bürster,<sup>5</sup> der ebenfalls das Schreiben des Rats vom 1. Juni an Kaiser Ferdinand II. wörtlich mitteilt. Kürzer ist der Bericht im *Theatrum Europaeum* III, 201.

Gewährt das bis jetzt bekannte Aktenmaterial, das gedruckte wie ungedruckte,<sup>6</sup> ein im ganzen anschauliches Bild über den Verlauf der schwedischen Belagerung durch den General Gustav Horn, so erfährt dieses eine höchst willkommene Bervollständigung durch eine neue gleichzeitige Quelle: es ist ein handschriftliches Tagbuch von 23 Folioblättern, das dem Archiv des Überlingen benachbarten Zisterzienserklosters Salem angehört hat und mit demselben dem Großherzoglichen General-Landesarchiv in Karlsruhe unter: Salem Generalia, Kriegssachen, Faßzettel 1112, einverleibt worden ist. Zum Verständnis des hiermit erstmals veröffentlichten Schriftstückes sei folgendes bemerkt.

Auch das Gotteshaus Salem mußte unter dem verdienstvollen, tatkräftigen Abt Thomas I. Wunn aus Graßbeuren den Reich der Kriegsleiden bis auf die Reige leeren.<sup>7</sup> Sie begannen

<sup>1</sup> Jetzt Friedrichshafen.

<sup>2</sup> 15. Mai.

<sup>3</sup> Der Titel lautet: Überlingische Belagerung. Das ist: Abdruck-Schreibens an die Römische Kayserliche Majestät Ferdinandum II. von Burgermeistern und Rath des S. Röm. Reichs-Stadt Überlingen abgangen. Darinnen ausführlich berichtet wird, mit was Macht und Gewalt Gustav Horn, Schwedischer Feldmarschall den 23. April 1634. Jahres ermelte Stadt angefallen, beschossen, gestürmet und den 16. May wieder verlassen müssen. Gedruckt zu Costanz bey Antoni Labhart. 1756.

<sup>4</sup> Die treffliche Schrift von Dr. Moïse Fischer: Die literarische Tätigkeit des Johann Heinrich von Pflummern 1584 bis 1671, Bonn 1909 handelt unter anderm auch über diese Frage Seite 27 bis 31. Vergleiche damit R. v. Schreckenstein in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, XXII, S. 11 f.

<sup>5</sup> Sebastian Bürsters Beschreibung des Schwedischen Kriegs 1630 bis 1647, herausgegeben von Dr. Friedrich von Weech. Leipzig, 1875, Seite 46 bis 81.

<sup>6</sup> Stadtarchiv Überlingen, Kasten I, Lade 71 bis 73.

<sup>7</sup> A. Staiger, Salem oder Salmansweiler . . . topographisch-historisch ausführlich beschrieben, 1863, Seite 144 ff. (Nach Sebastian Bürster.)

anfangs 1632. Der Aufnahme und Verpflegung fremder vertriebener Ordensgenossen folgten Einquartierungen kaiserlicher Truppen, fast unerträgliche Auflagen an Geld und Lebensmitteln, Bedrohungen, Brandschakungen und Plünderungen durch die Feinde. Am 26. April 1632 kamen die ersten Schweden; der größte Teil des Konvents flüchtete nach Konstanz und Überlingen. Hier hatte Salem, wie andere Gotteshäuser, einen eigenen Pflughof, den Salmansweilerhof, in der Mitte der Stadt. Besonders schwer lastete das Jahr 1634 auf dem Kloster in Folge der Belagerung Überlingens. Wir treffen den Abt vom März an zu Konstanz; im November ist er wieder in Salem, im September 1635 in Bebenhausen. Seinen Konventualen, auch denen zu Überlingen, hatte er den Auftrag gegeben, aus dem Orte ihres Aufenthalts ihm von Zeit zu Zeit möglichst ausführlichen Bericht zu erstatten. Was wir also vor uns haben, das sind diese Berichte über die täglichen Vorfälle in der Stadt und deren Umgebung vom 22. April bis zum 16. Mai und dann noch Nachrichten vom 22. bis zum 27. Juli 1634.<sup>1</sup> Die Verfasser sind dem Namen nach nicht bekannt; es lassen sich aber fünf verschiedene Handschriften (a bis e) unterscheiden. Die Schreiber, deren Aufzeichnungen jedenfalls auf eigener Beobachtung beruhen, sind gut von den Vorgängen unterrichtet. Die Darstellung zeigt bei dem einen größere Gewandtheit als bei dem andern.

Was die Herausgabe des Tagbuchs selbst betrifft, so habe ich mich streng an das Original gehalten. Nur ist konsonantisches u durch v gegeben, z. B. wie vil statt wie uil, Grävin statt Gräuin, darvon statt daruon, dagegen vokalisches v durch u, z. B. Überlingen statt Ueberlingen, und statt vnd; konsonantische Häufungen sind beseitigt, z. B. Veruofung statt Veruoffung, kombt statt thombt, Volk statt Volck; die Sekzung der Anfangsbuchstaben und der Interpunktion ist nach den jetzigen grammatischen Regeln durchgeführt. In den Anmerkungen sind die Angaben des „Abdruck-Schreibens“ (A.Sch.) der Vergleichung wegen beigezogen worden.

## Memoriale.

### 22. Aprilis.<sup>2</sup>

Sambstag nachmittag sind widerumb beständige Zeitungen von Eroberung der Statt Memmingen einkomen.<sup>3</sup>

23. eiusdem, dominica in albis, festum s. Georgii, dedicatio parochialis ecclesiae Überlingensis, hat P. Stanislaus Capucinus in der Pfarrkirchen,<sup>4</sup> wohin alle Bürger, Underthonen und frembde Inwohner ostiatim<sup>5</sup> gefordert worden, geprediget, und, weil der Feind sich gegen der Statt nähere und albereit, daß er sein Heil an derselben versuchen wölle, verlauten lassen, beweglich zum Streit, Vstandhaft- und Minigkeit ermahnet, auch die Bürger und Underthonen, welche, in der Statt zuo bleiben, Ehr, Leib, Guot und Bluot beifamen zuo lassen, ernstlich bedacht, daß sie ihr Gemüetsmainung mit Aufhebung eines Arms und Hand erzaigen, in Namen und anstatt des Magistrats eiferrig angeredt; worauf alsbald ein große Menge und Anzahl der über sich gehobter Händ gesehen und der Prediger darmit wohl contentiert worden, heineben gesagt, welcher obgedachter Mainung und Willens nit wäre oder mit der Zeit von einem Accordo mit dem Feind Meldung thun ald<sup>6</sup> sonst ein verzagtes Herz wolt scheinen lassen, derselbig

<sup>1</sup> Herrn Archivdirektor Geh. Archivrat Dr. Ober in Karlsruhe gebührt das Verdienst, auf das Tagbuch aufmerksam gemacht zu haben. Im Januar d. J. fertigte ich eine Abschrift vom Original, welches mir die Archibdirektion zu diesem Zweck hierher in dankenswerter Weise überschiedt hatte.

<sup>2</sup> Geschrieben von der Hand a.

<sup>3</sup> A.Sch. 67.

<sup>4</sup> Über diesen Gottesdienst auch A.Sch. 8.

<sup>5</sup> Von Haus zu Haus.

<sup>6</sup> oder.

oder dieselbige solten alsobald aus der Kirchen und in continenti<sup>1</sup> sich aus der Statt machen, dann man nichts von dergleichen hören und zuo schaffen haben wölle; hat auch gemeldet, es werden die Frembde absönderlich berüest und von denselben ein endtliche Resolution, ob sie und welche bleiben oder nit bleiben wöllen, begert werden; welche Veruofung aber hernach wegen eingefallnen Tumults underlassen worden. In dieser Predig hat er auch das zuo Sallmansweil mit Unser I. Frauen Bild und einem veruochten schwedischen Soldaten beschehene Wunderzaichen gar beweglich eingebracht.<sup>2</sup>

Gegen Abendt kombt Bericht, das Schwedische Fuosvolck, 3 Regiment stark, sambt 18 Stuck und Stücklin Geschütz ziehe ab den Bergen von Hailigenholz gen Althaimb und Frickingen,<sup>3</sup> alda sie auch in großer Anzahl das Nachtquartier gehabt.

24. Montag früe haben sich die Schwedischen vor dem Wisthor<sup>4</sup> erzaigt, und seind alsobald die Peit durch underschidliche Sturm- und Trumenstrach zur Wehr, zuo den Caporalschaften und zuo den verordneten Posten gemahnet worden.

Um 9 Uhr ohngefahr ist ein schwedischer Trompeter<sup>5</sup> ankomen, der hat in Namen des Horn die Statt aufgefordert mit Anerbietung eines gar leidenlichen Accords neben Erinnerung, wie bald er Memmingen und andere Stätt eingenomen, wie übel sie, die Überlinger, mit nothwendigen Stück versehen, wie schwerlich sie den verhofften Succurs erlangen werden, auch wievil Mängel an der angefangnen Fortification sich befinden. Weil aber dieser Trompeter kein Schreiben geliefert, also ist er bei unserm Abreisen noch nit beantworturt gewesen.

Gegen Mittag haben die Überlinger selbs die Heiiser vor dem Hellthor abgebrändt. Bald dorauß hat der Feind aldort sich zuo loggirn angefangen, also daß er mit einem Stücklin, so er in des H. Pfarrers Gartenheüsklin hinder dem gewesten Wirtshaus, das Schiff genannt, eingebracht, den Fahr unsicher und gefarlich gemacht, auch von dort aus die Grävin von Mößkirch, so umb 11 Uhr ohngefahr fortgefahren, in ihrem Schiff allerding, wie mir referirt worden, getroffen.

Nach 12 Uhr bin ich mit 20 unserer Gaisftlichen, als Königsbrunn, PP. Bürster, Ruopp, Hauser, Schrottenbach, Waibel, Alberico, Eustachio, Bonaventura, f. Godefrido et reliquis, 7 Freiburger Studiosis, auch B. Leonhardt und Samuel zuo Überlingen abgefahren und Gottlob ohne alle Gefahr zuo Costanz angelant. P. Kiene, B. Maximilian, Malachias, Carolus, weil sie zum Reisen noch nit gar fertig gewest, sollen im großen Schiff, so auch noch nit gar geladen gewesen, hernach volgen, wie auch P. Vist, so in der Eil nit hat finden eingeladen werden. Die übrige seind aus denen newlich E. Gn.<sup>6</sup> underthanig angedeiiten Ursachen, welche sich auch dieser Tagen vermehrt, zuo Überlingen, doch auf gnädige ratification und auf condition, wie Zaiger referiren kann, verbliben. PP. Hornstein, Beckelhab, Antonius werden mit ihren Closterfraven herüber komen.

<sup>1</sup> „continent“ jezt noch im alemannischen Dialekt = sofort.

<sup>2</sup> Darüber berichtet P. Sebastian Bürster Seite 44: „daß ainesmahls ain suedischer soldat für das bild — im Münster zu Salem — komen, sein dügen oder schwert außgezogen, sie angerebt, sie soll sich wehren, hat wöllen gegen dem bild hawen, seye er gestraft und rücklingen hinder sich gefallen und dem bild nichts kenden abgewinnen.“

<sup>3</sup> Diese Orte liegen nördlich von Überlingen; Heiligenholz ist ein Weiler der Gemeinde Gattenweiler.

<sup>4</sup> Das ehemalige nordöstliche Thor.

<sup>5</sup> A. S. 9.

<sup>6</sup> Dem Abt Thomas von Salem.



Zuo Überlingen ist gesagt worden, der Succurs, so alldort von Lindaw ankomen, seye 300 stark, H. Georg Leüthlin aber, so diesen colliert, bericht mich alhie, seien nur 150.<sup>1</sup>

Als wir gegen der Maynow gefahren, haben wir ein sehr dicken Rauch sehen aufgehen, muß der Gelegenheit des Orts nach zuo Wahlteshoven oder Deisendorf<sup>2</sup> gewesen sein. Sonsten haben wir auch in unserm Fürüberfahren gesehen, daß die Schwedische in großer Anzahl bei S. Leonhardt<sup>3</sup> sich sehen lassen, von Nusdorf aus in die Mühlinen<sup>3</sup> gefahren, die sie ihnen albereit zuo Nuz werden gemacht haben. Vil Packwegen von Birnow<sup>4</sup> gegen Nusdorf fahren, vil Reüiter von und gegen Nusdorf rennen, also zuo gedenken, daß sie die Statt ernstlich am Hellthor anzugreifen und alldort ihr Läger zuo formiren bedacht seyen. Die Siplinger<sup>5</sup> haben ihr Schanz verlassen, retiriren sich in die Statt; daher zuo besorgen, Überlingen werde auf selbiger Seite auch umgeben oder angriffen werden.

Dominica Quasimodo incidens cum festo s. Georgii martyris.<sup>6</sup>

23. Aprilis.

Morgens zu 7 Uhren seindt vom Feindt die erste Troupen, deren aber mehr nit als 3 oder 4 gewesen, gesehen worden, so gegen Uffkirch passirt und etliches Vieh, welches vor der Statt gewahdet, fortgetriben. Bald dorauf ist die Predig im Münster durch Herrn P. Stanislaum Capucinum mit großem Eyffer und Ernst gehalten und deren behzuwohnen allen Burgern von der Obrigkeit gebotten, auch meniglich zue herzhafter Beständigkeit und den letzten Bluetstropfen für die Ehr Gottes und das Vatterland aufzusetzen animirt worden, maßen alle hierauf mit bloßen Schwertern und aufgeregten Schwörjngern ihr vorhabende constantiam bezeügt haben.

Abendts ist das schwedische Fueßvolk mit etlichen Canonen bey Altheim und Frickingen ankomen; bald dorauf 2 große Brunsten gegen Dwingen und Pfaffenhoven<sup>7</sup> gesehen worden.

Der Statt Überlingen ist ein Succurs von 200 Soldaten und ein halbe Carthaun zu Wasser ankomen, gleichwol die halbe Carthaun etwas schadhast beim Mundtloch, also wenig zue gebrauchen. Diser Succurs ist aus Lindaw geschickt worden.

Hans Michel Brunner, Raytnawischer Obervogt zue Langenstein,<sup>8</sup> revertirt von Braunaw aus Bayren<sup>9</sup> und berichtet, daß die churfürstl. bayrische Regimenter alle noch in den Winterquartieren ligen, Regenspurg bis dato niemahl belägert noch occupirt worden, auch Herzog Bernhart von Weimar noch bey Leben seye, zu Wien erst de modo belli consultirt werde, des wegen Gallas und Altringer sich auch alldorten befinden.

<sup>1</sup> Nach A. Sch. 7 waren es 100 gute Musketiere und eine halbe Kartaune, welche am 22. April ankamen; andere Hilfsmannschaften waren versprochen. Eine Kartaune (von quartana, Viertelsstück) war eine größeres Geschütz, das bis 40 pfündige Kugeln schoß. Ein kleineres war das Falkonett.

<sup>2</sup> Deisendorf, dabei der Weiler Wiedmerhof östlich von der Stadt.

<sup>3</sup> St. Leonhard-Kapelle 20 Minuten nordöstlich vor der Stadt; die Mühlen östlich vor der Stadt, 20 Minuten weiter hinaus das damals Salemsche Dorf Nusdorf.

<sup>4</sup> Altbirnow, ehemals eine Kapelle, eine halbe Stunde nordöstlich von Überlingen.

<sup>5</sup> Sipplingen am See, eine Stunde westlich von Überlingen.

<sup>6</sup> Von da an von anderer Hand (h) geschrieben. Der Tag war ein Sonntag.

<sup>7</sup> Bildet mit Dwingen eine Gemeinde.

<sup>8</sup> Schloß Langenstein, B. A. Stodach.

<sup>9</sup> Braunau am Inn.

Lunae 24. Aprilis.

Erasmus Veg, Überlingischer Patricius, präsentirt sich in einem Kenschifflein frieher Tageszeit zue Costanz, referirt die Beschaffenheit der angestellten Belagerung, begert vom Herren Obristen Truckessen als Constanzischen Commandanten, wie auch dem Magistrat einen nachparlichen Succurs. Als man ihne aber bis gegen Abendt aufgehalken, ist er mit abschlägiger Antwort nacher Überlingen remittirt worden. So billich von vilen ehrlichen Leuten, sonderlich der Überlingischen Burgerschaft hoch empfunden wirdet, in Erwegung, das vergangnen Herbst den Costanzern ihr erster Succurs aus Überlingen zuekommen, so 200 dapfere Musquetirer gewesen, welche 7 ganzer Wochen zue Pettershausen gelegen und dem Feindt mit schlechten Widerstandt gethon haben.<sup>1</sup> Inmittels feindt etlich schwedische Reiter bis zum Brünlin vorm Wisthor gestraift, haben aldort 18 Schaf ohnbeschädigt fortgetriben, dan weder bey den Thoren noch auf dem Tischgerhof<sup>2</sup> einiger brinnender Kunten gewesen, das man auf solche Reiter hette Fehr geben könden; zumahlen bey 200 Musquetirer sich in der Schießhütten lägern wöllen, die gleichwol durch Schießen von S. Johanißthurn abgetriben worden. Weil aber selbiger Zeit die noch übrige Häuser vorm Höllthor durch die Burger angezündet und dormit ein starcker Rauch causirt worden, hat sich der Feindt von der Schießhütten in die Mühlinen begeben, fürters der Statt genäheret und 2 Falkonetlin bey dem abgebranten Wirtshaus, zum Schiff genant,<sup>3</sup> plantirt, darmit die Auß- und Einfahrt des Sees in Unsicherheit zu bringen. Als solches in der Statt vermerckt worden, hat der Zollerische, nunmehr in Überlingischer Bestallung underhaltene Leutenambt<sup>4</sup> mit 24 Musquetirern den ersten Aufszahl gethon, den Feindt bey gedachten 2 Falkonetlin hindererschlichen, demselben ohngefahr 15 Man erlegt und die übrige darvon getrieben; weren auch beede Falkonetlin, wan die Burger zeitlich succurrirt, wol in die Statt zu bringen gewesen. Under disen Zollerischen Schützen ist ein Jäger todt gebliben. So hat man auch einen Gärber, welcher in S. Johanißthurn bey der Artigleria gebraucht worden, aus diser Falkonetlin einem durch ein Schußloch getroffen, so alsbaldt tod bleiben mießen.

Ein Trompeter<sup>5</sup> vom Feindt, jedoch ohne Schreiben, fordert die Statt auf im Namen des Schwedischen Feldtmarschalck Horns; wirdet zwar in die Statt, aber nit widerumb daraus entlassen, dan er wider Kriegsbrauch ohne Schreiben hinein kommen.

Nachmittag ist adm(odum) r(everen)dus Prior (mit Hinderlassung 20 Sallmanschweylischer religiosorum, so frehwillig im Hof zue Überlingen verbliben und weiteren Ervolgs erwarten wöllen) nacher Costanz cum reliqua parte Conventus kommen; die haben wegen Gefahr des Schiffens, so der Feindt von den Falkonetlin gethon und wenig Stund zuvor der Grävin von Helfenstain durch den Segel geschossen, sich für das Capuciner-Closter hinunder gelassen, von dannen auf mitten See geruckt und also die Gefahr weislich declinirt. In ihrem Fürüberfahren ware das Capuciner-Closter noch aufrecht gestanden, bald aber ein Rauch, darnach der Flamm gespürt, also das selbiges von den Überlingischen völlig abgebrant worden.<sup>6</sup>

<sup>1</sup> A.Sch. 8 und K. Beyerle, Seite 57. Siehe oben Seite 117.

<sup>2</sup> Die ehemalige Johannerkommende nordöstlich in der Stadt, dabei der St. Johannesturm.

<sup>3</sup> Vergleiche oben Seite 121.

<sup>4</sup> Johann Stettmund A.Sch. 9. Nach demselben soll der feindliche Verlust 60 Mann betragen haben.

<sup>5</sup> Vergleiche oben Seite 121.

<sup>6</sup> Das Kapuzinerkloster stand vor dem Schwedenkrieg beim jetzigen Bachmannschen Anwesen außerhalb des westlichen oder Grundtors. A.Sch. 9.

## Martis den 25. Aprilis, festum s. Marci Evangelistae.

Vergangne Nacht hat der Feindt in der Höll,<sup>1</sup> wa beede Falkonettin gestanden, ein solche Bateria gefertigt, das bey frühem Tag der Pulverturn, so am Eck des Höllgrabens stehet, aus 2 großen Stücken starck beschossen werden köndten; dargegen aber von S. Johannerschanz aus der Statt mit einer halben Carthaunen also dapfer gespüht worden, das man dem Feindt sowohl die Stück als Schanzkörb zu Boden geschossen, auch diejenige, welche auf dem Mühlberg Schanzen und Laufgräben machen, jedertweylen zue Boden legt, darbey aber mancher unschuldiger Landtman, der aus Zwang in diser Arbeit gebraucht wirdet, das Leben spendiren muesse.<sup>2</sup>

Zue 9 Uhren wirdet ein Schreiben vom Feindt durch einen Trommenschlagere präsentirt und begert, den gestrig aufgehaltenen Trompeter zue remittiren. Trommenschlagere hat keine Antwort erwartet, so ist der Trompeter noch aufgehalten.

Der Statt und Landts verwisne Überlingische Kueffer, N. Volf genant, hat etliche Soldaten vom Feind, so vermuetlich Ingenieur gewesen, biß in die Neben gegen dem Gallard<sup>3</sup> gebracht, hernach zue Süpplingen gezöhret, welchen die Burger alldort in einem Schifflin fäncklich<sup>4</sup> der Statt Überlingen geliefert. Weil man vermerckt, das der Feindt seinen vornembsten Ansatß auf den Newen S. Johanserthurn, auch die drey Porten, als Höllthor, Wisthor und Oberthor<sup>5</sup> machet, also hat man die behende Anordnung gethon, das das Zeug- und Spendthausß, auch alle andere Häuser bey den übrigen Posten und Thoren mit Thung und Erden ausgefült, die Brucken vorm Wisthor abgeworfen, auch selbige Schanz und Wahl, so newlich eingefallen, mit Palisaden versorget werden.<sup>6</sup> Inmittels Herr Hauptman von Castelmaur die Perfection des Newen Wercks vorm Höllthor starck urgirt und der Zollerische Leutenant mit seinen Soldaten sich mehrenteils in den Neben vor der Statt befindet, damit niemand vom Feindt sich unfürsehner Weis näheren dörfte.

Herr Berg Leüthin, Überlingischer Ratsverwanter, sollicitirt in Costantz abermahl umb Succurs, erhaltet endlich sovill, das 50 Burger und 100 Soldaten<sup>7</sup> under H. Hauptman Lindters Commando ausgewehlet, nachts zue Schiff gesetzt und volgenden Morgen zu Überlingen eingebracht worden, auf welche Schiff der Feindt 2 Schuß aus Falkonen von dem Mühlberg ergehen lassen und einen Soldaten darmit zu Platz gelegt. Obiit Überlingae in curia Salemitana devotus Conversus F. Ludovicus Negelin opificio faber serrarius. R. I. P.

## Mercurii den 26. Aprilis.

Ist Herr Hauptmann Ferdinand Newman, verordneter Commandant<sup>8</sup> der Statt Überlingen, zue Mitternacht angelangt, hat alsbald die Posten besichtiget und, nothwendige

<sup>1</sup> A.Sch. 10. Vor dem östlichen oder Helltor.

<sup>2</sup> A.Sch. 9.

<sup>3</sup> Der Gallergraben mit dem Gallerturm — von dem ehemaligen St. Gallerlösterlein daselbst so genant — auf der westlichen Seite der Stadt.

<sup>4</sup> gefänglich.

<sup>5</sup> Diese drei Tore standen auf der östlichen Seite der Stadt.

<sup>6</sup> A.Sch. 11.

<sup>7</sup> Nach A.Sch. a. a. D. waren es 50 Musketiere und 50 Bürger.

<sup>8</sup> A.Sch. a. a. D.

Defension zue gebrauchen, allerhandt Anordnung gethon; wie dan der Tachstuel vom Walderhauß<sup>1</sup> abgebrochen, das Hauß eingefüllet und zue einer Bateria gerichtet wirdet. Gleichen Proceß verordnet er im Zeughauß.

Die Zollerische Soldaten halten sich auf dem Newen Wahl vorm Höllthor, geben continue Fewr aus ihren Musqueten, wagen sich auch etliche biß an des Feindts Schankförb. Man halt es insgemein darfür, die ganze Armee seye zue Ross und Fueß nit stärker dan 3000 oder 4000 Mann und habe in Abwesen des Feldtmarschalck Horns der Graf von Crazenstein das Commando, so auch mit des enthaltenen Trompeters Deposition sich conformirt.

### Continuatio Überlingischen Diarii.<sup>2</sup>

Donnerstag den 27. Aprilis anno 1634 (biß den letzten Aprilis).

Heuth früe ist widerumb ain Schüß<sup>3</sup> mit ob sich habenden 3 Stucken Geschütz und 50 Soldaten allhier angelant. Der Feindt fanget an, erstlich allain auß kleinen Falkonetlin, dann auß größern Stucken, so etlich große Rißlingtain hereingetrieben, und endlich auß 6 und 7 halb Carthannen von der Höll herein auf den Pulver=Thurn wie nit weniger auf die Bateria bey Ruzins Thurn am Zeughauß zue spilen und daseibsten von oben her der Stattmauren Preß zue schießen, also daß die dorthin plantierte 2 Stuck, wehlen die Bateria, so gleichwohl mit Tung ausgefüllt, aber nit gehalten, sonder die hereingeschossene Kugeln durchgelassen, abgesehrt werden müessen. Under disem Schießen fliegen sehr schwere Kugeln in die Statt herein und zerschmettern die Häuser übel. Ain Gefreyter auf der St. Johanner Schanz droben hat den Schwedischen hinauß (maßen göstern auch beschehen und auf ihne deswegen gar vill Schütz und endlich ainer an Kopf gangen, welcher aber, wehlen Gefreyter gefroren<sup>4</sup> war, gewölkt) ainen Trunck bringen oder anbieten wöllten, welcher aber, nachdeme ime vermutlich sein Seegen aufgethon alsobald über die Bateria herab geschossen worden.

Heilith vormittag haben sie den klainen Posten vor der Höllporten, welcher mit Tung und Holzwerck außgefüllt gewesen,<sup>5</sup> mit groben Stucken ganz ruinirt und zue nichten gemacht und zuemahlen darmit angefangen, eine neue Pressen in das Spend= und daran gelegne Hauß gegen und ahn der Höllporten zue schießen, auch solche so weit hinab gebracht, daß das aine Hauß in Graben gefallen. Underdessen würdt in der Statt herinnen ain neue Wöhr gemacht, damit, wann der Feindt durch die Pressen herin kommen sollte, man erst durch solche die Gassen am Spendhauß hinunder auf ihne haglen und die Musquetierer darhinder Fewr geben könden.

Es seind auch diser Tage neben dem überauß starcken Schießen auf die Pressen in die 20 Sprengkugeln in die Statt herin geschossen worden, so gleichwohl kainen sonderen Schaden gethon. Under welchem Schießen auch so grewlich große Stain herein geflogen, das sich darüber zue verwunderen und darfür gehalten würdet, das sie nit mehr

<sup>1</sup> Ehemaliges Haus des Frauenklosters Wald, beim jetzigen Gasthof zum Löwen am See.

<sup>2</sup> Von anderer Hand (c) geschrieben.

<sup>3</sup> Von Lindau, A.Sch. 12.

<sup>4</sup> aufgelöst, entbunden, geöffnet. Grimm 1, 760.

<sup>5</sup> A.Sch. 13.

aus Mörfern, sondern aus Blossen geschossen werden mießen. Um 3 Uhren hat der Feindt angefangen, die Höll-Porten außem Grund zue beschießen, deren er auch mit dem continuiierenden starcken Schießen aus seinen halben Carthaunen dermaßen zuegeseht, das selbiger umb die 5 Uhr übern Haufen gegen der Stadt herein gefallen und ain Persohn oder drey bedeckt, so darunder gebliben, auch die obgemelte neue Wöhr, durch welche mit Hagel slangirt werden sollen, ganz zerschlagen. Darauf er, der Feind, General Horn (so sich aniezo, wie vernommen würdet, selbst bey der Armee befunden solle) ainen Trommenschlag vor die Stadt geschickt zu vernemen, waß man bey beraiths geschossner Preß zue thuen gesünt seye. Deme gesagt worden, wann der Feindt sein Schießen auß den groben Stücken (welches er unangesehen der geschossenen Pressen und gefüllte Thurns- oder Höllporten durch die Pressen in und durch die Häuser der Statt ain alß anderen weeg continuiert) einstößen werde, wölle man ime ain Antwort volgen lassen. Der Feindt aber beharrt nit allain sein Schießen, sonder laßt alßbaldt auf seine letst herein gethone grobe Schütz Sturm und denselben mit sollicher Furi anlauffen, das seiner Soldaten schon ein zümbliche Anzahl über die Pressen herein kommen, welche aber durch der Unserigen manliches Fechten und Fehr geben (darzue die auf St. Johanner-Thurn und der Schanz allda mit Hagelschießen, Toppelhacken und Musqueten unversaumbt gethon; wie nit weniger die disen Tag auf dem See geschwebte Schüß sich genähert und mit dem Feindt scarmuciert) vermittelst göttlicher Hülf. (dem Höchsten seye Lob, Ehr und Danck hierumben, der uns auch weiter sein göttliche Gnad und Beystandt verleyhen wölle) nit allain widerumb zureck auß der Statt getriben, sonder darüber auch mancher schwedischer Soldat gelegt und 5 gefangen bekommen worden. Über disen Sturm hat der Feindt alßbaldt darauf noch zway mahl ansetzen lassen, aber glücklich widerumb und mit Verlust persequiert worden. Welche Stürmb von 2 biß in 3 Stundt gewehret; dorauf man angefangen, in der Höllgassen zwischen den zway Eckhäusern ain wohl verwahrt Palisatenwerck zue setzen und die Seegassen auch mit ainem halben Palisatenwerck und ainer Flankwehr (zu versehen<sup>1</sup>), durch welche man damit in die Höllgassen und Pressen herauf mit Hagel streichen kinde, nit weniger als von oben herab auß dem Gäßelin, welches nacher dem St. Johanner-Hof hinauf gehet und allda gleiche Flankwehr gemacht würdet.<sup>2</sup>

Freitag den 28. Aprilis anno 1634.

Heüth morgen hat man ab der St. Johanner-Schanz und Newen Thurn<sup>3</sup> etliche Todte auf dem Newen Wahl und in dem Stattgraben sehen ligen; darauf sich die Zollerischen Soldaten etliche durch den Newen Thurn, so unden ain haimblichen Außgang hat, hinab in Graben gewagt, daselbsten nit allain in die 150 Musqueten und noch zwee lebendige Soldaten, so an der Mauren im Graben unden übernacht gebliben, gefunden und mit sich herauf gebracht, sonder auch noch darzue von den todt Geblibnen stattliche Peut bekommen.<sup>4</sup> So hat auch der Feindt heuth den ganzen Tag auf die Pressen gespült, dieselbige zu erweiteren und sovil unterschidliche Sprengfuglen (deren zwar vil angangen, die Keit geschöddigt und Brunsten verursacht, jedoch durch die Gnad Gottes allezeit widerumb

<sup>1</sup> Ist wohl so zu ergänzen.

<sup>2</sup> Das hier noch stehende Wort im Text „zue beschießen“ gibt keinen rechten Sinn.

<sup>3</sup> Auf der östlichen Seite der Stadt.

<sup>4</sup> Ebenso A. Sch. 15.

gedempt worden) hereingeschossen, das deren Anzahl nit eigentlich bewußt, und sobaldt ein sollich Granat oder Sprengfugel herein geflogen, seindt gleich hernach die größte Kieselstein auß den Lüften gefallen, darunder auch heuth ainer gewesen, der über ainen Centner gewogen; welche Kieselstein aber (außer das etlich Personen übel geschöddigt worden) noch großen Schaden nit gethon, als sie thun finden, welches nuhr der göttlichen Bewarung zuezuschreiben. Auf den Abendt seindt widerumb 3 Schüß, mit Soldaten beladen, von Costanz allhero gelangt, welche von der Schüß-Armee uffem Bodensee beglait und sicher anhero gebracht worden, wiewohlen auß groben Stucken der Feindt auf sie sowohl als auch auf die Schüß-Armee, welche mit gleichen groben Stucken geantwortet, stark spillen lassen.<sup>1</sup>

So hat man auch den heutigen Tag besser in der Höllgasse herinnen (im Fahl der Feindt das obgedachte Palisatenwerck ersteigen und bemächtigen sollte) ein neues, vill stärkeres Werck zwischen die Häuser zue pawen, sodann für die Musquetierer ainen Laufgraben oder villmehr Brustwöhr innerhalb der Mauren, so in dem Gäßlin hinauf gegen St. Johannis die Nebgärten auf die linck Handt beschließt, in Boden zue graben nit ermanglen lassen.

#### Sambstag den 29. Aprilis anno 1634.<sup>2</sup>

Verscheine<sup>3</sup> ganze Nacht hat der Feindt aus groben Stucken in die Statt und besonders auf die Pressen spilen, am Morgen, den Vor- und Nachmittag biß auf den Abendt nit allain solches mit villmehrem Ernst beharren, sonder auch darneben sovil der größten Staine und dieselbige besonders in die Höllgassen (weyl er seiner Stucken etliche auf den Mühlberg ahn ainem sollichen bequemen Orth einschangen lassen, von welchen er die ganze Höllgassen biß weith für die Cron<sup>4</sup> herein im Gesicht gehabt, in welcher Gassen sich auch niemandt mehr blicken lassen dörfen, dann etlichen Persohnen die Arm, etlichen andere Glieder mit großen metallinen Kuglen und Stainen abgeschossen und verlegt worden) und dermaßen vill Spreng- und Granat-Kuglen herein werfen lassen, das es ainem jämmerlichen Weesen und schier dem Udergang der ganzen Statt gleich gesehen, dann bald da, bald dorth aine Brunst aufgangen. Die Gnad Gottes aber war uns gnediglich verlihen, das alle Brunst bald gedempt und gelöscht wurde. Underdessen hat man nit verabsaumbt, damit die Höllgasse gegen dem Rathhaus und Cron herein widerumb etwas sicher gemacht werden möge, bey Jungcker Becken Behausung,<sup>5</sup> wie man den Geraden Ritschenberg hinaufgeheth, zwischen die Gassen aine neue Bateria zue machen, und, das dieselbige stärker, mit Torggelbäumen einzuefassen, auch ainen tüefen Graben oder Kessel darvor aufzuewerfen.

Nachdeme Herr Hauptmann Ferdinandt, als er die Pressen recognoscieren wöllen, von ainem durch ain groben Schutz ahn ine gesprengten Stain ahn ainem Arm verlöst worden, hat er sich lassen forttragen und übern See hinwegföhren.<sup>6</sup>

<sup>1</sup> Es waren 200 Mann vom Gräflich Wolfeggischen Regiment. Oberstleutnant Wilhelm von Horrich hatte persönlich in Konstanz darum nachgesucht. A. Sch. 16.

<sup>2</sup> A. Sch. 17 bis 20.

<sup>3</sup> = verschine, verschienene das ist vergangene.

<sup>4</sup> Gasthaus zur Krone, das bis 1636 dem Spital gehörte.

<sup>5</sup> Das später von Pflummernsche, jetzt Schieleische Eckhaus; daneben führt die Straße zum Geraden Berg, das ist die gerabe Straße den Berg hinauf. Ähnlich so der „Krumme Berg“ westlich davon.

<sup>6</sup> Nach der Mainau. A. Sch. a. a. O.

Auf den Abendt schickt der Feindt ainen Trommelschlag<sup>1</sup> vor die Statt mit ainem offnen Schreiben, vom General Horn selbst an den Commandanten (so jetzt Herr Oberstleutenant Horsch ist) und den Stattrat abgangen, des ohngefarlichen Inhalts, das er von ihme vernemen wölle, was sie bey allberaith geschossner Pressen zue thun gesündt seyen; er halte dafür, was sie thien, das geschehe auß Unverstandt und Unwüßheit; wölle sie gewarnet und zue ainem Accordo (dene er ihnen anerbotten haben wölle) vermahnt haben; und da sie ainen zue tractieren und einzuegehen bedacht, sollen sie ime aine Geißel hinauß, entgegen wölle er ihnen aine herein schicken; in widrigem Fahl wölle er sich vor Gott und der Welt bezeugt und endtschuldiget haben, wann sie sich, auch ihre unschuldige Weib und Kündt in den gänglichen Undergang stürzen werden. Die Antwort begerte er auch inner ainer Stundt. Hierzwischen dann ware zu beeden Seithen mit den Kriegswaffen Instand gehalten. Dize Antwort erfolgte ime, namblichen: das man sich wöhren und, sovil möglich, defendieren wölle; auch erfrewet sich Herr Obristleutenant, das er die Gelegenheit bekommen, mit ainem solchen vernambten Cavallier zue fechten. Sobaldt ime nuhn jetzt vermelte Antwort zuekommen, hat er seiner ganzen Armee, umb die Statt ligendt, aine Losung zum Sturm geben, auch so erschrocklich auß groben Stucken, Falkonen und andern Geschütz allen zuemahlen schießen lassen, das ainer vermaint, es wolten die Himmel herunderfallen oder der Jüngste Tag kommen; dann nit allain der größten Kuglen vill, sonder auch zuemahlen Spreng- und Granatkuglen, Stain, Klöz von Holz, ain Kessel, ain Hasen, ain Schapfen mit anhangenden eysenen Ketten, alte Pawrentegen, säuflige Kuglen, Drat-Kuglen und Musqueten-Kuglen hereingeschossen worden. Darauf der Sturm bey der Preß alsobaldt und ganzen Ernsts ergangen; aber mit gesambtem manlichem Fechten widerumb glücklich und zwar mit Verkurst auf des Feindts Seithen manichen Soldatens abgetriben worden (dem Allerhöchsten seye darumb Lob, Ehr und Danck gesagt, wie auch der Himmelfönigin, Jungfraw Maria). Dann nit allain nach abgeschlagnem Sturm gar vill in dem Höllgraben todt ligendt gesehen worden, sonder auch noch selbigen Abendts bey die 17 gefangen in die Statt herein gebracht worden.<sup>2</sup> Und obwohlen der Feindt auch under diesem gegen der Wiß- und Auffürcher Porten und also zumalen dardurch aine Diversion und Confusion zu ursachen ansetzen lassen wöllten, maßen dann sich die Soldatesca in zymblicher Anzahl schon in der Nähe beeder Orthen präsentiert und sehen lassen, ist jedoch dieselbige (weil alle Posten umb die Statt wohlbesetzt gebliben, über das zue Abtreibung des Hauptsturms ain namhafte Mannschaft in der Veraitschaft gehalten worden) also empfangen worden, das vil Reiter und Soldaten die Retirada vergessen, von welchen hernach unsere Soldaten, so sich gewagt, nit weniger als von denen, so im Höllgraben ligen bliben, guete Peute bekommen.

Als es nuhn allenthalben mit dem Sturm auß und still war, zwar man allseweyl besorgte, es möchte der Feindt noch ainen anlauffen lassen, hat man jedoch zuelest gesehen, das bey 16 Fuhrpferdten in die Mühlinen hinunder geführt worden; daraus man vermuetet, er werde die Stuck, so er gegen der Höll herein plantiert, daselbst ab und ahn ain ander Orth fihren lassen, ainen Versuch in anderweeg zue thuen.

<sup>1</sup> A. Sch. 18. Das Schreiben Horns vom 29./19. April ist mitgeteilt in A. Sch. 35 bis 37.

<sup>2</sup> Ebenso A. Sch. 19. Daselbst noch eine merkwürdige Episode vom Zusammentreffen zweier Brüder.

## Sonntag den letzten Aprilis anno 1634.

Heüth nacht wie auch den ganzen Tag hat sich der Feindt gar rüehwig gehalten, außser etlich wenigen Schützen, so umb den Mittag in die Statt herein beschehen. Sonsten hat man wohl gesehen, das er mit Schanzen auf dem Mühlberg nichts underlassen. Deßgleichen auch, das seine Soldaten gar vill Faßscheinen zuesammen getragen; dero-wegen man besorget, er werde auf die Nacht Sturm anlauffen lassen und sich zue Aufffüllung des Höllgrabens bemelter Faßscheinen bedienen wollen. Heüth kombt auch allhier Bericht ein, das göstern 2 Schiff, so mit Refß, Proviant und Muniton beladen und von denen zue St. Gallen dem Feindt zuegeschickt, uffem See erdapt worden. So kommen auch auf die Nacht bey 200 Mußquetierer allhero, so wacker und lustig Volck ist.

Continuatio<sup>1</sup> Überlingischen diarii anno 1634 (vom ersten biß den vierten May).

## Montag den ersten May in festo s. Philippi et Jacobi.

Verscheine sowohl als vorige Nacht, auch den ganzen Tag hat sich der Feindt gleichwohl ruhewig gehalten, am Schanzen aber nichts versaumt, wie er dann aine Bateria gegen der Oberen Porten aufwerfen lassen, auf welche auß groben Stücken die Unserige stark spilen und derselben zymblichen Abbruch thuen. So würdt das Hauß auf der Oberen Port gang abgehbt, nit weniger ahn der ersteren Wißport innwendig ain neues Palesatenwerck, mit s. h.<sup>2</sup> Tung eingefüllt, gesetzt; sodann ain neue Bateria auf dem Tischgerhof hinder dem Thurn, der Rosenobel genant,<sup>3</sup> daselbsten gemacht, damit, wann der Feindt den Thurn zuegrundt schießen sollte, man dannocht allda sicher sein und dem Feindt Abbruch thuen könne. Gleichfahls würdet auch ahn mehr underschidlichen Orten, da es die Noth erforderet, mit Schanzen nichts underlassen, und also der heuthige Festtag schlecht gefehret. Nachmittags hat der Feindt etliche Heuser zue Auffkürch in Brandt stecken lassen, welche aber durch den Feurbanner widerumb gelöscht worden. So ist auch aine Prunst gegen dem Heylgenberg gesehen worden. Gegen der Nacht hat der Feindt widerumb gar große Stain herein werfen lassen; und sein in der Nacht widerumb 200 Mußquetierer zum Succurs angelangt.

## Zünstag den 2. May.

Heüth haben die Schwedische das Schießen noch eingestöltt und alle Schüß auß dem See auß- und einpassieren lassen, aber mit dem Schanzen stark fortgefahren. Man haltet auch darfür, weyl sie so rüehig und still im Leger daraußen seyen, das sie aine Minam zuerichten; wahn aber dieselbe gehen werde, hat man noch zu erfahren. Die Unserige geben heuthigen Tag auf des Feindts Schanzen und Laufgräben stark Feur und erlegen ir bißweylen ainen.

Dem Feindt endtlaufen vill Soldaten und begeben sich thayls allhero, welche berichten, das in des Feindts Läger großer Mangel an Proviant und underm Fueßvolck großer Unwillen seye, ferner Sturm anzulaufen.

Zum dritten mahl hat der Feindt heuth widerumb große Stain hereinwerfen lassen. Mit dem Schanzen farth man herinnen ebenso stark forth als die draußen, wie man es dann durch die ganze Nacht continuirt.

<sup>1</sup> Dieselbe Hand (c).<sup>2</sup> salvo honore.<sup>3</sup> Der runde Rosenobelsturm an der nordöstlichen Stadtmauer ist noch größtentheils vorhanden.



## Mittwoch den 3. May am Fest des hl. † Erfindung.

Heuth morgens frühe hat der Feindt aus seinen groben Stücken ab der diser Tag her aufgeworfnen Bateria etlich Schütz starck auf den Roßenobel-Thurn und die daran stehende hohe Maur spilen lassen. Demnach aber unsere Constabler aus der halben Carthausen und Feldtschlangen, so im Dorf oder Oberen Statt droben aufgestehrt worden, bemelter Bateria starck zuegesetzt, haben sie dieselben endtlich unsicher gemacht, das dorthero den ganzen Tag nit mehr gespülkt worden. Es seindt auch bey diser Bateria dem Feindt ihrer 3 gebliben, welche man sehen hinwegtragen. Obs nicht Constabler<sup>1</sup> oder gemaine Soldaten gewesen, mag man nit wüssen. Die Schwedische haben auch ainen Laufgraben dise Nacht biß auf den Stattgraben vorm Roßenobel-Thurn<sup>2</sup> herein gemacht und fahren heuth den ganzen Tag, mit Einstölung des Schießens aus groben Stücken (außer das etlich wenig Schütz auf die Preß beschehen und widerumb gar vill Stain in die Statt geworfen worden) in den Schanzen und, wie man vermuetet, im Minieren starck forth. Desgleichen thuen auch die Unserige. Und weñlen man besorget, es möchte etwa die Mina under den Newen Thurn (aus welchem, als ainer sehr bequemen Streich- und Flankenwöhr, sowohl auf die allberaith geschossne Preß als auch auf den Roßenobel und dieselbe ganze Maur hinumb dem Feindt mit Hagel- und anderem Schießen großer Schaden geschehen mag) gegraben oder gehawen werden, so hat man etliche Persohnen verordnet, das sie umb den Thurn herum unden im Graben aufhawen und recognoscieren sollen, wie der Fels, auf deme der Thurn stehet, beschaffen. Nun befündet sich derselbe so harth, das, wann darein gehawen, hell Fewr darauß sprißt. Würdt also der Feindt, obwohlen er sich understehet und ime vielleicht ahn Stainmezen und Bergknappen nit ermanglet, die Minam jedoch mit langer Weyl [nit<sup>3</sup>] zue völligem Werck bringen könden.

Weylen Herrn Commandanten Obristleuthenamdt Horchen geclagt worden, das die Soldaten hin und wider in die Keller und andere Orth brechen und darauß Wein, auch was ihnen beliebt, nemmen, als hat er alsobaldt in der ganzen Statt den Befelch ergehen lassen, das sich hinfürter alle Soldaten aines sollichen müeßigen und mit dem ordenlichen Commiß, auch was die Burgerschaft aus guetem Willen hergebe, betragen sollen, bey Key- und Lebensstraf.

## Donnerstag den 4. May.

Verscheiner Nacht seindt widerumb bey 50 Soldaten allhero kommen.

Obwohlen der Feindt heuth vormittag aus seiner Bateria auf der Wießen<sup>4</sup> starck angefangen, auf den Roßenobel-Thurn und die daran stehende hohe Mauer zue spilen, haben doch die Unserige aus der halben Carthausen und Feldtschlangen hingegen gespilt und seine Bateria so weith zuegrundt gericht, das er darauß nit mehr schießen könden biß nachmittag umb 3 Uhren, da er eben vor dem angefüllten Außfahl allain 3 Schütz thuen könden, dann derselbe starck darauf gevolgt. Und ist jetzt bemelter Außfahl folgender Gestalt beschehen: Herr Commandant Obrist-Leutenamdt Horch hat bey die 500 Soldaten<sup>5</sup>

<sup>1</sup> Büchsenmeister, Feuerwerker.

<sup>2</sup> Über den Versuch der Schweden, eine Mine beim Rosenobelthurm zu graben A.Sch. 21/22. Siehe auch den Brief des Generals Horn, abgedruckt oben Seite 118/119.

<sup>3</sup> Der Sinn des Satzes erfordert die Setzung dieses Wortes.

<sup>4</sup> Vor dem nordöstlichen oder Westor.

<sup>5</sup> Nach dem A.Sch. 22 waren es 300 Mann, Bürger und Soldaten.

und etlich Pawren auf die Bereitschaft commandieren, die Soldaten in zween Haufen abthailen und die Pawren mit großen Schmidhämmern und Äxten armieren, etlichen aber Scheiß<sup>1</sup> zum Anbrennen aufgeben, auch große, dicke stehelin Nägel machen lassen; die Pawren darauf zue dem Haufen so zum Wißthor hinaus miessen, gestölkt und ihnen den Befelch geben, des Feindts Stuck auf der negsten Bateria draußen zue vernaglen, in grundt zue follen und, was sie finden, in Brand zue stecken. Der andere Haufen aber hat seine Excursion auß dem Newen Thurn gehabt, under welchem auch mit seinem Volk gewesen Herr Capitän-Leutnant Baach, welcher vor dem Außfahl seine Underhabende öffentlich auf dem Platz angereßt, befragende, ob sie zue und mit ihme in bevorstehendem Außfahl ihr Leib und Leben, wie rechtschaffenen Soldaten gebür, aufsetzen wollen; und nachdem sie ihme mit Ja geantwortet, darauf gesprochen: „So geschehe es in Nammen der allerhayligsten Dreyfaltigkeit“, und jeden haissen, kniendt ein Batterunser betten; welches als es verricht, hat er darüber ferner gesagt: „So seye unser Wort der Nammen Jesus“, und darmit angezogen. Und nachdeme beeden Haufen mit einem Fahnen auf dem Roßenobel-Thurn die Losung zue gleichem Anzug geben worden, ist alsobaldt der Hauf vom Wißthor der Bateria, der andere aber dem Laufgraben, so allberaitht biß auf den Stadtgraben herein gemacht, und in welchem sich noch vill Schancker befunden, zuegezogen; jene in der Bateria mit allain 3 Dreyvierthel-Carthauenen und noch 2 andere Stuck vernaglet, die Spaichen an Rädern, sovil möglich gewesen, eingeschlagen und, was sich nit mit der Flucht salviert, niedergehauen, auch etlichen noch weith für die Bateria hinauß nachgesetzt, wie nit weniger die Lavetenräder und, was sie könden, in Brand gesteckt (so aber hernach vom Feindt wider gelöscht worden), sonder auch noch darzue 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Thonen Pulfer bekommen, 2 Thonen darvon ins Wasser geworfen, die halbe zerstreuet, darmit anzuezinden und 4 Thonen in die Statt herein gebracht. Auch haben die Soldaten zuemahlen guete Peuten erobert. Diese aber in dem Laufgraben einen gueten Thayl nidergemacht und etliche, besonders ainen Bergknappen aus Tyrol, gefangen genommen; wie dann bey 8 Gefangner hereingebracht worden. Der Bergknapp hat außgesagt, das er aine Minam machen sollen under den Roßenobel-Thurn, mit welcher er inner 3 Tagen wollte fertig sein gewest. So habe auch ain anderer sein Leib und Leben dem Feindt verpfendt, aine Minam under den Newen Thurn zue bringen; welches, nachdem man ihme die Gelegenhait des Thurns und das er auf einem so harten Felsen stehe, gezaigt, das es sein kinde, gleichwohl besteift, aber darbey vermelt, langsam und mit gueter Weißl zuegehen werde, jedoch ainem solchen wohl zue begegnen seye, wie er dann auch die Mittel darzue ahngeben. Auf sollichen beschehenen Außfahl hat des Feindts Cavalleria gleichwohlen alsobaldt herbei und auf die Unserige setzen wollen. Es ist aber gegen derselben sowohl ab den Thürnen als der Statt Mauren starck Fewr geben worden, das sich dieselben nit mehrers nähern dörsen. Sobald nun die Unserige ihren Abzug genommen und wider in die Statt hereingezogen, haben die Schwedische sich gleich wider in die Bateria begeben und den Unserigen aus Mußqueten auf den Ruggen nachgeschossen, aber niemand verlögt, als ainen Metzger mit drey Schützen getroffen. Sie haben auch nit lang nach dem Außfahl wider angefangen, aus zway groben Stucken auf die Statmauern und den Roßenobel-Thurn zue schießen, welches sie continuiert, biß das sie noch 2 andere grobe Stuck darzuegebracht und endtlich zuemahlen mit 4 naheinanderen gespilt.

<sup>1</sup> Strohbündel.

Continuatio<sup>1</sup> diarii Überlingani anno 1634.

Freitag den 5. May.

Verschine Nacht ist Herr Hauptman Tramsfet<sup>2</sup> mit etlichen Soldaten allhero gelangt. Diser Tagen her hat man nit underlassen, die Pressen besser zu versichern; wie man dan dieselbige mit Dörnern und dergleichen Stauden überstrewet, auch das Gäßlin, so in die Runkel- oder Obere Seegassen gehet, mit Brettern, dardurch über sich stehende Regel geschlagen, belegt; sodann an der Preß herinnen, und das es des Feindts Bold ehender nit gewahr nemmen mag, biß das es über die Pressen hereinkombt, neue Schlagbäum mit langen Spizen fürgemacht; so thuet man auch gleich zurugg diser Schlagbäumen und vor dem Palisadenwerck einen tiefen Graben aufwerfen, welcher sich in beede Gäßlin erstrecket.

Heit hat der Feindt widerumb auß seinen 4 Stucken spihlen und dieselbige an unterschiedliche Orth, als auf den Rosenobelthurn und die daran stehende hohe Mauren, item an die Mauren gleich an dem Kohlenthurn gegen dem Wisthor herunder, wa der Kesselbach<sup>3</sup> hereinfließet, und die halbe Carthann und Feldtschlangen gestanden (welche aber daselbsten wegen der durchgetrungnen Preßschützen widerumb abgesehrt werden nießen); sodan auf den Kohlenthurn selbst, das Scheerenthor und abwärts daran hangende Mauren abgehen lassen; darauß man aber noch nit recht abnemmen mag, wa er bestendig ansetzen werde, dan man nit darfür haltet, das er 4 Pressen zue schießen vorhabens seye. Die Unserige werfen ob dem Kohlenthurn inwendig der Stattmauren ain neue Bateria auf, damit die halbe Chartann und Veldtschlang allda aufgesehrt werden mögen.

Es verlauth auch, der Feindt habe allbereith uffm See 2 Schiff in seinen Gewalt gebracht.<sup>4</sup> Auf heütigen Abendt feindt widerumb 2 Schiff, mit Soldaten beladen, allhero kommen, darunder Herr Hauptmann Brugger war.

Sambstag den 6. May.

Verschine Nacht hat sich der Feindt bey stetigs gewertem starcken Regen vor der Wisporten und auch etwas vor der Pressen mercken lassen und vermuetlich tentirt, ob die Wachten bey solchem wüesten Wetter so wohl als sonst bestellt seyen. Die Unserige aber haben starck Fehr geben. Heütigen Tag laßt der Feindt widerumb uß 4 Stucken uf unterschiedliche Orth wie gestern spihlen, im Schanzen und vermuetlich im Miniren fortfahren. — Die Unserige verabsaumen nichts, damit die neue Bateria bey dem Kohlenthurn und uf des Besserers Hof gar fertig gemacht werd; wie dan auch zu solchem Endt heit uf den Abendt 2 Schiff voll Faßschinen, wie nit weniger von Costantz 2 voll Schankförs gebracht worden.

Es ist auch uf den Abendt Herr Obrist Truchsäß Graf von Wolfegg, Commandant zuo Costantz, neben einem Tyrolischen Landtobristen Leütenambt<sup>5</sup> und Herr Hauptmann Weißen uf dem See in Begleitung der Schiffarmee mit vier bey sich habenden Schiffen allhero gelangt, welcher alsbald von allhiefigem Commandanten, Herren Obristen-Leütenambt

<sup>1</sup> Von da an die Hand vom 23. April (h).

<sup>2</sup> Nach A. Sch. 23 war es Hauptmann Thaddäus Trombetta.

<sup>3</sup> Auf der nordöstlichen Stadtseite, fließt zur Mühle in der Stadt (im sogenannten Dorf).

<sup>4</sup> A. Sch. 24 zum 6. Mai.

<sup>5</sup> A. Sch. 24 Johann Christoph Fuchs.

Hörchen, uf alle Posten der Statt herum gefüehrt worden. Und weilen der Feindt ohne Zweifel vermerckt, das ein vornemer Obrister ankommen und dahero villeicht besorget, es möchte etwan uf einen Ausfahl oder anders dergleichen angesehen sein, hat er alsobald sein Volk in Bataglia stellen und ein guete Weyl darinnen halten lassen. Demnach auch der Feindt, wie man von der Statt aus gesehen, vil Sturmleitern in Laufgräben herbeutragen lassen und dahero geschlossen, er möchte etwan uf den Abendt Sturm anlaufen lassen. Also feindt die Wachten desto fleißiger bestellt worden und hat man sich darauf gerichtet.

#### Sontag den 7. May.

Heüt morgens fröh hat die Schiffarmee einen Ansatß uf das Schwedische Quartier Sipplingen,<sup>1</sup> alda vil Reütereÿ loggiert, thuen wöllen. Demnach aber der Feindt ihro Ankunst vermerckt, hat er sich alsbalten reterirt und in die Flucht begeben, und obwoln die Unserige darauf ob dem Wasser uf groben Stücken starck Fewr geben, glaubt man doch nit, daß sie jemandt erlegt haben. Herr Capitän=Leütinant Bach ist uff die Preß gestigen und von daselbst des Feindts Bateria und Laufgräben recognosciren wöllen, der aber alsobald mit einer entzwayten Kugel in einen Schenckel geschossen und deswegen wider nach Costanz in die Chur gefüehrt worden. Der Feindt ist mit Schießen heüt zimbllich ruhwig und laßt allein je bisweilen ein Schuß loßgehen, desgleichen thuen auch die Unserige; mit dem Schanzen aber fahrt er sowol als die Unserige herinnen fort.

Auf den Abendt feindt 2 Fuesßgehende von dem Feindt alhero übergeloffen, welche eingelassen und examinirt worden. Die haben gleich anfangs selbst bekent, das sie Lutherisch seyen, aber schon vor 2 Jahren der Röm. Kayf. May. gedient haben, us welchen Diensten sie vom Feindt gefangen worden und bishero aus Mangel der Occasion uszureißen bey ihnen verbleiben müessen. Demnach sich aber antezo die Gelegenheit präsentirt, so haben sie sich derselben zue bedienen und wider in Kayf. Dienst zue begeben nit underlassen sollen, und dardurch vermaint, man werde ihnen gleich wie denjenigen, so bishero auch übergeloffen und [als] Kaiser[lich] aber allzeit noch erkantlich gewest, das sie zue Wiberach, Rempten oder Memmingen etc. gefangen worden, Glauben zuestellen und alsobald auch Under- und Oberwehr anvertrauen. Man hat aber sowol dahero als anderer Ursachen halber sie suspect erachtet und derowegen biß auf bernere Examination in Verwahrung genommen.

#### Montag den 8. May.

Berschine Nacht ist widerumb ein Succurs von gueter Anzahl Soldaten<sup>2</sup> allhie angelangt. So hat auch der Feindt heüt früe anfangen lassen, us 4 seiner gröbsten Stücken spilen und dieselbe besonders uf die vier obbedeüte Orth abgehen. Es ist aber endlich us zwar nit gar groben Stücken von der Newen Bateria in des Besserers Hof uf die Seinige hinauß gespilt und dermaßen troffen, das daraus seythero niemehr geschossen worden. Im Miniren, wie man darfür haltet, fahren sie immer fort, desgleichen underlaßt man auch hierinnen nichts. Auf den Abent ist ein schwed. Reüiter von der Armee ausgerissen und vor das Wisthor spornstreich gerent, welcher eingelassen und zwar examinirt werden wöllen, mit deme aber, weyl er blind blazvoll [so!], nichts auszurichten gewest.

<sup>1</sup> Ebenso A.Sch. 25.

<sup>2</sup> Nach A.Sch. 25 waren es 100 Mann.

## Zinslag den 9. May.

Verschine Nacht ist der Feindt ruhwig gewest und vermuetlich mehrers dem Schantzgen und Miniren obgelegen, als das er sich vil mit Schießen bemüehet. Heüt gegen morgen ist Herr Commandant von Lindaw, Obrist Wigthumb<sup>1</sup> alhier angelant und uf alle Posten der Statt herumgeführt worden. Die Mauren zwischen dem Wisthor und Kohlenthurn, wie auch einen Teil der Mauren gleich an dem Scherenthor, wa der Feindt diser Tagen angefangen, Preß zue schießen, hat man inwendig mit newen Wercken und ausgefüllten Schantzkästen versichert, wie auch ein neue Bateria zwischen dem Rosenobelthurn und die Obere Port hinder der Mauren herinnen aufgeworfen, dardurch uf des Feindts angefangne Minam und Laufgräben zu spihlen; ingleichem ein newen Graben strack hinder der Bateria bey dem Kohlenthurn hereinverts angefangen, welcher mit aufgeworfner Brustwöhr herunder bis gegen dem Wisthor geflüehrt werden solle, im Fahl der Feindt ie ein solche Preß machen oder die Mauren ersteigen solte, das er dannoch nit in der Statt, sonder von diser Brustwöhr, welche wegen des darvor aufgeworfnen tiefen Grabens nit gleich zue übersteigen sein wirdet, wider abgetriben werden möge. Man last auch hierinnen in der Statt ein minam gegen des Feindts hinauß under den Rosenobelthurn anfangen, welche aber uf einem Keller gleich in den Felsen gehet.

## Mittwoch den 10. May.

Verschine Nacht hat man 8 Granaten oder Feurkuglen von der Statt allhier gegen die Mühlinen hinauß<sup>2</sup> und, wa man vermaint, das sie den größten Schaden thun könden, werfen lassen. Wie sie aber abgangen, mag man nit wissen. Gegen dem Morgen hat der Feindt stark uf groben Stucken uf die Statt spihlen lassen. Sobald aber die Unserige us den zwo halben Carthaunen uf der Bateria bey dem Kohlenthurn<sup>3</sup> hingegen getroffen und, wie man vermaint gesehen zu haben, ein Stuck verlegt, seind sie widerumb zu Ruehw bliben.

Herr Obrist Wigthumb ist wider ab- und nach Lindaw gefahren. So ist auch heüt morgens ein halbe Carthau von Costanz alhier angelant. Von der newen Bateria zwischen dem Rosenobelthurn und Obern Thor ist heüt stark uf den Auswurf der minæ mit Stucken gespilt und die Schüz trefflich wol angelegt worden; wie man den gesehen, das etlich Personen underübersich gebürzlet. So kombt auch gewisser Bericht ein, der Feindt habe gestern vier große Stuck zue Stockach für- und von der Belagerung abführen lassen.

## Donnerstag den 11. May.

Herr Obrist Wigthumb ist wider zueruck- und heut morgens neben Herrn Hauptmann Ferdinandt Newman alhier angefahren und uf alle Posten der Statt herumgezogen. Die neue Brustwehr sampt darvor außgeworfnen Graben, welche man oben in und durch den St. Johanner Neggarten gleich gegen und an die Häuser hinunder, so an die Höllgassen stoßen, angefangen, ist fertig und zu dem Ende gemacht, damit, wan der Feindt die minam, welche man vermeint, er gegen dem Höllthor herein eintweder under die Preß oder gleich die Häuser, graben lassen und darmit noch im Werck ist, sprengen solte, unsere Soldaten hinder diser Brustwöhr, so von der Statmauren und den Häusern

<sup>1</sup> M. Sch. 26. Ist bei P. Bürster (Seite 74) zum 8. Mai angegeben.

<sup>2</sup> Östlich vor der Stadt.

<sup>3</sup> Auf der nordöstlichen Seite der Stadt.

daran etwas bessers zurück ist als die Brustwöhr, hinder der Mauren, so den Nebgarten den Berg auf einfaßt und beschließt, mehrers versicheret und der Feindt desto ehender aufzuhalten und abzutreiben seye.

Heüt vormittag hat der Feindt auß 3 und 4 Stucken abermals starck uf die Preß und Vaterien beim Kohlenthurn, auch den Thurn selbstn spihlen [lassen]; gegen welchem aber auch die Unserige uf den zwo halben Carthauen uff ermelter Vaterien getroffen. Nachmittag hat sich die Schiffarmee weit gegen Nußdorf<sup>1</sup> hinauß gelassen und mit dem Feindt sowol uf Musqueten als groben Stucken starck scharmügeret.

Es hat sich ein schwed. Reüter<sup>2</sup> negst vor dem Aufkircherthor drauß präsentirt und daselbst sein Pferdt herumsprengeud vil Spottwort getrieben, under anderem auch vermelt, man müesse ihme dahinnen ein Closter bawen, und sie, die Schwedische, wöllen innerhalb 2 Tagen in der Statt sein; auf welchen aber die Pawren alsobald Fewr geben und von dem Pferdt herundergeschossen; das Pferdt ist darvon geloffen und der Reüter mit gueter Beüth geblindert und ausgezogen, auch hernach in Stattgraben hinunder geworfen worden. Gegen der Nacht haben sich die schwedische Musquetierer in ihren Laufgräben gar noch gegen die Preß hereingelassen und uf die Unserige, hingegen auch die Unserige uf sie us Musqueten starck Fewr geben.

#### Freitag den 12. May.

Verschine Nacht haben die Unserige über die Preß gegen den Mühlinen hinauß dem Feindt in seine Laufgräben mit Granatkuglen gespilt, welches der Feindt geandet und gleichfahls Granaten hereingeworfen, von welchen etliche angangen und ein Brunst verursacht, aber gleich widerumb gedembt worden. So seindt auch verwichne Nacht bey die 600 Soldaten des gräfl. Archischen Regiments allhero angelangt und dessen Obrister Leütenambt, Kreyer genant, so zue Memmingen commandirt, in Salmaußweilischen Hof allhier einquartiert worden. Morgens hat der Feindt angefangen, aus 3 halben Carthauen uf den Rosenobelthurn zue spihlen, welches er so lang und streng continuirt, bis das der halbe Theil des Thurns gegen dem Stattgraben hinaußgefallen, darauf man erst von der Statt auß ab der Vaterien zwischen besagtem Rosenobel und dem Walderhauß und deren uf des Besserers Hof gegen des Feindts Vaterien getroffen und die Schütz nit übel angelegt. Es ist auch nachmittags uf 2 halben Carthauen ab der Vaterien beym Kohlenthurn und widerumb ab beeden heütigen Vaterien gegen dem Feindt nit übel gespilt worden, welches er aber geandet und hergegen uf die Vaterien beim Kohlenthurn, allwa ein Rad<sup>3</sup> von der halben Carthauen hinweck, und darmit zwen Handlanger nidergeschossen worden, getroffen.

Weilen man auch besorget, es möchte der Feindt, da er den anderen halben Theil des Rosenobelthurns gefellt und die Pressen was weiters gemacht, an selben Orth herein villeicht Sturm anlauffen, so hat man beede Gassen, die, so gegen dem Krumben Vitschenberg und die, so oben gegen dem Graden Vitschenberg gehet, mit newen Wercken und Brustwöhren beschlossen, auch ein neue Brustwöhr in Funcker Constantini Eschlinspergers Garten hinder der Mauren, so den Garten einfaht, außgeworfen.

<sup>1</sup> A. Sch. 26.

<sup>2</sup> A. Sch. 27.

<sup>3</sup> A. Sch. 27.

## Sambstag den 13. May.

Verschine Nacht hat der Feindt mit zweyen Schiffen, weylen unsere Veraittschaft sich herunden im See bey dem abgebranten Capuciner-Clösterlin<sup>1</sup> befunden und Wacht gehalten, ob nit die gestrigs Abents bey Goldbach ankommne 9 Fahnen Fueszknecht mit bey sich habenden etlichen Stücken Geschützes gegen dem Grundthor etwas tentiren oder wenigst ein Batterien aufwerfen wöllen, uf dem Obersee gegen der Mainaw straißen lassen, welche beede Schiff auch bey gemelter Mainaw, allwa sie gleichwol von der Schiltwacht angeschryen, aber uf die blöfzige gegebne Antwort, seyen Veraittschaft-Schiff, ohngehindert passiert worden; und nit weiter darvon, als eines Pistohlen Schutz erreichen mag, ein Schiff, so nacher Costanz<sup>2</sup> fahren wollen und maistentheils (außer der Schiffleüten und weniger Männer) mit Frawen, Weibern und Kindern, sambt bey sich gehabtten allerlay Victualien und anderem beladen gewest, angetroffen, dasselbe alsobaldt angriffen und daraus bey die 6 Mannspersohnen (darunder auch die Schiffleüth) in den See gesprengt; welches, als es der Steürmaister gesehen, und mit größtem Schröcken und attonitu vernommen, hat er sich gleichfals in den See gestürzt und in demselben so lang underm Wasser verborgen gehalten, bis er dem Feindt außer dem Gesicht kommen, und sich ans Landt und in die Mainaw salvirt; welcher dan ausgesagt, das er in seinem Herauschwimmen und Fliehen wol gehört, von Weibern und Kindern ein großes Jämern, Heülen, Clagen und Schreyen gewest sein; wie es ihnen aber abgangen und sie tractirt worden, mög er nit wissen, sorge aber wol, diejenige, so in See gesprungen, werden umbkommen sein.

Heüt morgens ist Obrister Bizthumb von allhier wider hinweck gefahren.

Der Feindt halt sich mit Schießen heüt zimblich ruhwig; allein laßt er etlich Stain hereinwerfen. Underdessen fahrt man herinnen sowol mit dem Schanzen als anderwertigen Nothwendigkeiten starck fort; wie man dan auch eine neue Bateria von starckem Holzwerck hinder den Pulserthurn<sup>3</sup> in den See zue machen angefangen.

Continuatio<sup>4</sup> diarii Überlingensis anno 1634.

## Sambstag den 13. May.

Man ist auch im Werck, eine neue Bateria hinder der Mauren herinnen bey dem Grundthor gegen dem See Capucinergarten hinunder zue machen, dem Feindt, im Fahl er bey gedachtem Grundt-Thor ansetzen solte, von aldorth genugsamen Abbruch zue thun.

## Sontag den 14. May.

Verschinen Nacht hat der Feindt von etlichen unseren Soldaten, so sich im Graben vor der Oberen Porten und dem Roßenobel-thurn daraußen befunden, zwee Gefreyte gefangen bekommen und sich zum Sturm präsentiert, aber widerumb abgetriben worden. So hat man auch nachmittags einen Ausfahl<sup>5</sup> vorgehabt, inmaßen das Volk in zimbllicher Anzahl schon commandiert und uf den Posten die Bestellung gethon gewest. Demnach

<sup>1</sup> Westlich vor der Stadt. Siehe oben Seite 123.

<sup>2</sup> A. Sch. 27/28.

<sup>3</sup> War beim jetzigen Hafen auf der östlichen Seite der Stadt.

<sup>4</sup> Von da an neue Hand (d).

<sup>5</sup> A. Sch. 28/29.

man aber gesehen, daß der Feindt ein sollichen vermerckt und sein Volk von unterschiedlichen Orthen zuesammen marchieren lassen, hat man denselben wider eingestelt. Der Feindt hat auch gleich und noch under wehrendem Vorhaben, da der Ausfahl noch nit eingestelt war, uf allen vier halben Earthaunen uf die Statmauer am Rosenobel und besonders die Bateria daselbsten spihlen lassen (wie dan auch ein Schutz durch die Mauren und den Schanzkasten penetriert und einem Handtlinger einen Fueß abgeschlagen). Daher man vermuetet, er möchte die übrige halbe Earthaunen mit Hagel geladen haben und darmit auf den Ausfahl warthen und hernach dieselbe darauf abgehen lassen. Man hat auch in dem Graben vor dem Rosenobelthurn drauß recognoscieren lassen, ob man nit mercken oder hören kinde, wohin des Feindts angefangne Mina gange und wie weit dieselbe albereith gebracht seye, dan mit unserer Mina von der Statt auß es zue langsam hergehen wollen. Und weilen man befunden und gehört, daß des Feindts Bergknappen und Minier mit ihrer Arbeit noch uf der Seiten des Grabens von der Statt seyen und bey weitem dieselbe noch nit weder under dem Rosenobel noch die Stadtmauren gebracht, also hat man die Minier von der Statt in Graben hinauß verordnet, daselbsten gleich strackten nach des Feindts mina zue graben, maßen sie dan noch heit den Anfang gemacht. Man hat auch, im Fahl der Feindt ferneren Sturm anlaufen lassen solte, uf die Pressen einen Feürsack mit Schlägen und ein Faß, voll Stain geladen, gesetzt, dieselbige anzuzünden und darmit dem Feindt ein vorneme Niderlag zethuen; beneben auch an mehr unterschiedlichen Orthen Schlagbäum mit Spizen fürgemacht, wa man es zum nothwendigsten sein erachtet.

Montag den 15. May 1634.

Heit gegen dem Morgen hat es das Ansehen genommen, samb<sup>1</sup> wolte der Feindt seinen Abzug nemmen; dan er seine Gutschen, Bagage- und Munitio-Wägen in großer Anzahl nacher Ausfirch fñhren, auch das Läger an zwey unterschiedlichen Orthen anzinden lassen. Derowegen die Unserige ab allen Posten uf die Schwedische, wa sich nur ainer blicken oder sehen lassen, mit groben Stucken, Doppelhaggen und Musqueten den ganzen Tag über so stark Fewr geben, daß man vermaint, under 50 nit bliben seyen.<sup>2</sup> Es hat aber der Feindt erst nachmittags seine gleichwol noch unvollkommen außgemachten Minam vermuetlich, wie man darfür haltet, daß man dieselbe erfahren und er ihme villeicht nit getrawt, mit derselben weiter fortzuekommen, daher gantz und gar bestürzt in furia sprengen lassen; welche ihme aber [nit] ainichen Vorthel verursacht als allein, daß der Unserigen vier<sup>3</sup> darunder versteckt worden. Baldt darauf und nachdeme er dessen ohne Zweifel verstendigt, hat er vermuetlich widerumb uf gleicher Bestürzung und furia den mehreren Theil seiner Armada zuesamen marchieren und in Battaglia halten lassen. Daher man vermuetet, er möchte etwan wollen Sturm anlaufen lassen; derowegen alsobaldt alle Posten wol besetzt; hernach aber, da man vermerckt, daraus nichts wölle werden, einen Anschlag oder Ußfahl angestelt, welcher iedoch widerumb eingestelt verbliben. Dan der Feindt dermaßen erschrocklich mit Sprengkuglen anfangen hereinspihlen lassen, daß man baldt nit gewüßt, wa man Sicherheit suechen solle; und ist auch baldt da, baldt dort eine Brunst aufgangen, welche iedoch allezeit uf der Verhencknus Gottes ohne sonderen Schaden abgangen und baldt widerumb gelöschet worden. So hat er auch über

<sup>1</sup> als.

<sup>2</sup> A. Sch. 30.

<sup>3</sup> Nach A. Sch. 29 waren es drei.



das uf den Abent etliche Ernst- oder Fehrwuglen mit Schlägen, wie die Innenbincker<sup>1</sup> gemacht, hereinwerfen lassen, welche gewlich umb sich geschlagen und deswegen ain große Forcht causiert. Under allem disem erschröcklichen Wesen seindt auch widerumb große Stain hereingesprengt worden. Weylen man auch besorget und gewiß darfür gehalten, es werde der Feindt uf die bevorstehende Nacht gegen die Statt mit Ernst ansetzen und villeicht onderschidlicher Orthen Sturm laufen lassen, als hat man meniglichen bey Leib- und Lebensstraf uf die Posten geboten und sich darauf gefast gehalten.

Zinftag 16. May anno 1634.

Es hat aber der Feindt, villeicht in Erinnerung, wie ihme bey den ersteren Stürmben und da sovil Volcks noch nit in der Statt war, ergangen und daß er sein Volk ganz unlustig gewüßt, weder Mueth noch Herz gehabt, verschinen Nacht durch Spreng- und Fehrwuglen hereinwerfen lassen, welche aber alle ohne Schaden abgangen, und sich zum Abzug gericht; wie dan die Stuck in der Nacht fortgefehrt und die Infanteria marchiert und gegen Tag allein noch die Reiterei onderschidlicher Orthen gesehen worden, welche vor, in und nach ihrem Abzug umb Überlingen folgende Dörfer, Weyler und Höf, sovil man noch derzeit in Erfahrung gebracht, in Brandt gesteckt: Aufkirch, Nesselwang, Pfaffenhoven, Dwingen, Andelzhofen, Sipplingen, Weyldorf, Ripperatsreithen, Althaim, Friclingen, Reiten, Luogen, Schlößlin Spechterz, Urzenreithen, Fenetsreithen, Rictratsreithen.<sup>2</sup> Umb 6 Uhren morgens ist ein Tromelschlager alhero kommen, welcher Dr. Johan Geörg Hanen medici alhie Frauen, so an ainem Arm übel verletzt worden, und des alhiefigen Apoteggers Hanen Schwester, welche beede Frauen in dem negsten Schiff, so uf dem See von den Schwedischen aufgefangen worden, in Verhaft kommen, herein convoiert. Es seindt auch beede leztgemelte Frauen von dem Feindt gratis entlassen, des Zhrigen aber, was sie bey sich gehabt, ganz spoliert worden.<sup>3</sup>

Umb die 8 Uhr hat man widerumb das erstmahl leüthen<sup>4</sup> lassen und darauf vorderst Gott dem Allmächtigen zue Lob, Ehr und Danc umb den verlihenen Sig und erledigte Belagerung, sodan der heiligsten Himelkönigin, Mueter Gottes Maria für ihre getreue Fürbit einen sollennischen Umgang, auch ein statlich Ambt gehalten und das Te Deum laudamus darauf gesungen, bey welchem allem Herr Obrister Leüthenamt Commandant alhier, Wilhelm von Horich, sich neben anderen ansehnlichen Officieren selbst befunden.

Nachmittags hat man etliche Pauren, ihre Knecht und Bueben aus der Statt in des Feindts Paterien, Laufgräben und Schanzen commandiert, dieselbige in Brandt zue stecken, einzuwerfen und zue demolieren, inmaßen noch heüt darmit ein gueter Anfang gemacht und in die Statt herein gar vil Schanzferb (deren sich dan an kleinen und großen gleich negst vor der Statt drauß vil hundert befinden) gebracht worden, darmit man aber bey weitem nit fertig werden mögen, dan der Paterien, Schanzen und besonders der aines Manns tiefen Laufgräben sovil seindt, daß sich meniglich darüber verwundert, wie in so kleiner Zeit ain solliches alles habe finden zuwegen und ins Werck gebracht

<sup>1</sup> Bienenkörbe.

<sup>2</sup> Die Höfe Urzenreute, Rictertsreute, der Weiler Ernatsreute, der Neutehof und der Zugenhof nördlich, das Gut Spechtshard (jezt verdorben in Spezzart) nordwestlich von der Stadt Überlingen.

<sup>3</sup> A. Sch. 28.

<sup>4</sup> A. Sch. 31.

werden. Es hat sich auch aniezt befunden, daß der Aufwurf über dem Graben vor der Preß drauß kaine minam beditten, sonder allein alldort ein großer, weiter Kessel gegraben und zue dem Ende gemacht worden, daß sich in sollichem aine Anzahl Soldaten sambten und zuemahlen mit einanderen von dar gleich in Graben steigen und Sturm anlaufen künden.

Auf den Abent langt Bericht ein, daß der Marsch des Feindsvolcks uf Sigmaringen gange und die Retroguardi von Cavalleria heit nacht Quartier in und umb Salmansweyl haben werde.

Diarium<sup>1</sup> dero Sachen, so sich zue Überlingen zuegetragen und dort eingebrat sind worden  
de 22. Julii 1634.

Den 22. Julii ist Herr Obrister Leütenamt Horich in der Nacht widerum allhie angelangt, ist morgens erst um 8 Uhren eingelassen worden.

Den 23. Julii morgens um 7 Uhren ist Herr Jacob Stehelein, gewester Cronenwürdt tots entschiden. Eodem ist Herr Obrist-Leütenamt Kayr von hie widerum nacher Constanz verraisht, hat sich lenger nit dan ain Nacht da aufgehalten.

Den 24. Juli kompt von unterschiedlichen Orten aviso ein, Regenspurg<sup>2</sup> sey fürüber; ob dem also, gibt die Zeit. Eodem kompt Bericht ein, daß zue Saulgen<sup>3</sup> 3 Regiment schwedische Reiter ligen, sind aber nit stercker den 80 Pferd; sollen Ordinanz auf Cronweißenburg haben.

Den 24. dito wie auch andern Tag haben sich die Schwedische aber aller Orten in dem Tal bey Salem unruhig<sup>4</sup> erzigt, haben am Ratshaus zue unterschiedlichen Orten zue mer mahlen angefetzt, erstlich an Thoren, zum anderen bey Aufhebung der Gater, so aus dem Spital in den Graben gegen Verenenhalden<sup>5</sup> gehet; zum dritten bey dem haimlichen Ausgang gegen den Krautgarten, aber nit stercker dan selbst 13, sind onverrichter Sachen wiederum gewichen.

Eodem sind die Horchische Reiter allhie, in die 60 stark, ausgefallen, haben drey Schwedische zue Bermatingen<sup>6</sup> angetroffen, selbige außer des Dorfs niedergemacht, die Pferd mit sich herein gebracht.

Den 25. Julij kompt abermahlen Bericht ein, Regenspurg sey entlich mit stirmender Hand von dem Ungarischen König eingenomen; seien 5000 niedergehawn worden. Eodem haben allhiefige Reiter widerum wollen hinaus reiten; derweyhen aber kombt Bericht ein, Schafalitzge<sup>7</sup> breche auf, werde sich in Württemberg reterieren; ob deme also, erwarte ich Bericht. Eben anietzo kompt aviso ein, daß in die 100 Pferd den äußeren Berckhof<sup>8</sup> zue marchieren; wer es nur sey oder wa der Marsch hingehet, waist man der Zeit noch kein entlichen Bericht.

<sup>1</sup> Neue Hand (e).

<sup>2</sup> Regensburg ergab sich am 26. Juli 1634 an die Kaiserlichen unter König Ferdinand III. Siehe unten.

<sup>3</sup> Saulgau, württembergische Oberamtsstadt.

<sup>4</sup> unruhig.

<sup>5</sup> Bei Neubirnau, Gemarkung Oberuhdingen, wenn nicht etwa die sogenannte Rehmanhalbe östlich vor der Stadt Überlingen gemeint ist, die dem Spital gehört.

<sup>6</sup> Bei Markdorf, Bezirksamt Überlingen.

<sup>7</sup> Der schwedische General Bernhard Schaffelitzky.

<sup>8</sup> Die Berghöfe bei Hohenbodman nördlich von Überlingen.

Eodem um Mittagzeit haben etliche Schwedische Peter Segler von Buggensegel<sup>1</sup> zue Leütkirch antreffen, sich bey ihme für Raif. ausgeben und gefragt, ob nit Schwedische diser Orten seien; er antwort, daß sie stündtlich da durch reiten, sollen selbige da nur aufwarten, werden entlich etliche in ainer kurzen Zeit eingehen. Auf diß sollen sie ihne zue Haufen geschossen haben.

Disen Abend hat Coadiutor von Leütkirch, des Ratshaus Hofmaister, Hans Dilger, wollen nacher Überlingen gehen. Bey disem hat sich auch Michel Häffelin von Neufnach befunden. Dife sind nit weit von Salem im Vorst von 16 Schwedischen gefangen nebend dem Kloster hin Markdorf zue gefiert worden. Und weilen Hofmaister begert, da sie<sup>2</sup> an das Kloster kommen, das inen geöffnet werde, haben die im Kloster Anwesende vermaint, es wären Überlingische, also geöffnet, sind 6 hinein, die Stell durchlossen, doch nichts als den Gaisbock antreffen, selbigen mit sich hinweg gefiert. Disen Abend ist Herr Helfer zue Leütkirch zu Markdorf von Herrn Stattschreiber daselbsten mit 2 Reichstaler, Hofmaister auch mit ainer leidenlichen Summa Gelt, so über 15 nit soll sein, loß gemacht worden. Michael Häffelin aber ist ausgerissen, haben ihme mit Widerschießen, seiner Hofraite aber mit Brand getrowet, sagen, sey ihnen gar wol bekannt.

Disen Tag würdt allhie bericht, es halte sich Herr Commissari Dissenburger zue Viberach auf, habe alle umligende Dorffschaften beschriben wegen vorstendigen Schnitts. Eben disen Tag sind die Schwedische in ainer zimlichen Anzahl zue Pferdt zue Markdorf geweest, haben von den Herren dis Orts die Stiffel zue den Stattporten begert, das vor disem niemahlen tentiert worden. Trag die Behjorg, es mechten sich die Schwedische dorthin logieren, in zimlicher Anzahl allerorten desto mer Unruohe verursachen.

Den 26. Julij würdt referieret, daß um Bischbach<sup>3</sup> herum von morgen an bis auf 11 Uhren in die 6 oder 7 starke Reich seien aufgangen; was Ursach oder von wem, ist noch nicht bewust. In diser Stund kompt Bericht ein, daß die Schwedische alldort in die 28 Fürst verbrent haben. Dorthin haben sich in die 100 Raif. Musquetier verschangt, den Straif von Buochorn aus zue verhindernen, damit man im Bahl herunder sicherlich finde einschneiden; sind aber aniego abgetriben und den Schwedischen ainigen Widerstand geben, nichts anders geschafft als dise Brunst verursacht.

Disen Tag sind widerum von hier etliche auf Partei geritten, haben im Posthaus zue Markdorf 10 Pferdt und 4 Schwedische bekommen, ainen daraus haben sie in Graßbeurer Wisen,<sup>4</sup> weilen er ain Ayracher<sup>5</sup> war, nidergeschossen, Übrige mit herein gebracht.

Den 27. Julij haben die Raif. und Schwedische gegen Bischbach mit Wexlung der Musqueten starck in ainanderen gesezt; wie es nur abgangen, gibt die Zeit. Eben disen Tag berichten Riedlinger und Menger, diser Tage den 14. diß habe Schawalitzge etliche seins Volcks nacher Riedlingen, Ehingen, Mengen und Tunaw nach gelegt, die Ernd einzusamlen.

<sup>1</sup> Buggensegel, Neufnach und Leütkirch 1½ Stunden östlich von Überlingen.

<sup>2</sup> Handschrift: sich.

<sup>3</sup> Am Bodensee unweit Friedrichshafen.

<sup>4</sup> Graßbeuren 1½ Stunden südöstlich von Überlingen.

<sup>5</sup> Raderach südöstlich von Markdorf.



# Dr. Max Wilhelm Gözinger

ein deutscher Sprachforscher

Sein Leben und sein Wirken in Wort und Schrift

von

Dr. Johannes Meyer

in Frauenfeld.

---

„Ich bin wirklich erstaunt gewesen über Gözingers klare Einsicht in die sprachwirkenden Faktoren und über seine Einteilung und Sammlung der Dialektproben, die jetzt noch gute grammatische Dienste leisten kann. Wie richtig ist die Charakterisierung der einzelnen Mundarten, zu einer Zeit, wo noch Grimm diese für ein Gemisch von Inkonsequenz und Regellosigkeit, aus dem nichts für die ältere Sprache zu gewinnen, ansah! Aber so geht's: Forscher, die abseits von den großen Zentren (man könnte manchmal auch sagen: Cliquen) arbeiten, werden tot geschwiegen, und ihre Bücher werden dann nachher von andern noch einmal, aber nicht besser geschrieben.“

Brieflich von Ad. Socin in Basel, 2. Oktober 1889.

## I. Gözingers Vorfahren im Lande Sachsen.

In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges ward Kursachsen fünfmal der Schauplatz blutiger Verheerungen, am meisten aber als auf Wallensteins Befehl die Generale Holf und Gallas von Oberfranken her in das Voigtland einfielen, mit Rauben, Brennen und Morden unmenschlich und nicht anders als Türken und Tartaren hauseten, sowie auch als nachmals die Schweden unter Banér von Böhmen her alle Dörfer um Dresden in Asche legten, so daß man bis tief ins Erzgebirge hinein und bis nach Leipzig hinab nur rauchende Trümmer und Verwüstungen sah. Erst einige Jahre nach dem Abschluß des westfälischen Friedens verließen die letzten schwedischen Truppen das kursächsische Land in einem Zustande, der hoffnungslos genannt werden konnte.

Gleichwohl erholte sich Sachsen wie kein andres Land unglaublich schnell von den schweren Heimtuchungen der wechselvollen Kriegsläufe. Einmal sah man, nachdem durch den Frieden die unheimlichen Kriegsflammen überall sich dämpften und allmählich erloschen, doch wenigstens ein Ende der ewigen Furcht und Not vor sich und konnte doch jeder das Wenige, was ihm übrig geblieben, als sein eigen zu betrachten anfangen. Alsdann verbreitete sich die Kunde, wie ein Bauer im Voigtland ein fremdes unscheinbares Knollengewächs, die Kartoffel, angepflanzt habe, und wie dessen Anbau von Dorf zu Dorf fortschreite, also daß von da an viele Tausende von Menschen sich genügen ließen, wenn sie ihren Hunger an dieser magern Kost stillen konnten. Zugleich regte sich in den Ortshäufen des

Berglandes eine vorher ungeahnte Gewerbstätigkeit: in der obern Lausitz die Linnen- und Tuchmanufaktur; im Erzgebirge neben dem altberühmten Bergbau das Tuch- und Baumwollengeschäft und im Voigtlande die Fabrikation von Baumwolle, Linnen und Holzwaren. Dresden im Osten zog als freundliche Residenz habliche Menschen an, und Leipzig im Westen ward immer mehr ein großer Handelsplatz. Zwischen diesen beiden großen Städten entstand ein lebhafter Verkehr, welcher das Land von Osten nach Westen durchzog; zwischen dem Gebirge und dem flachen Lande entfaltete sich ein lebhafter Austausch der Waren, und wo Geschäfte laufen, da lassen sich's die Leute gerne sauer werden.

Aus Böhmen, Oberpfalz und Österreich kam eine Menge evangelischer Ansiedler, die um des Glaubens willen in ihrer Heimat verfolgt und gedrückt wurden, ins kursächsische Land. Wer aber aus Überzeugungstreue lieber sein Vaterland meidet, als sich quälen läßt, der ist schon dieser Gesinnung nach achtungswert und verspricht nicht geringe Tatkraft für sein Fortkommen in der neuen Heimat. Also geschah es, daß in den furchtbar heimgesuchten kursächsischen Landen unerwartet rasch ein neues Leben in allen Bevölkerungsschichten sich regte.

Zu den damals Eingewanderten gehört wohl der Ahne der im heutigen Königreich Sachsen, in andern deutschen Landen und besonders noch in der Schweiz fortlebenden Familie Gözinger, welche manche tüchtige Männer und Frauen in ihrem Kreise zählt. Woher aber jener Ahne eigentlich gekommen war, ist weder aus der mündlichen noch der schriftlichen Überlieferung sicher zu stellen. Faßt man lediglich den Wortlaut des Familiennamens ins Gehör, so kann kein Zweifel darüber obwalten, sondern es ist etymologisch unbestreitbar, daß derselbe von einem deutschen Ortsnamen Gözingen oder (nach bairischer Mundart) Gözing herkommen muß.<sup>1</sup> Damit ist freilich die Zeit der Entstehung des Namens, nach der wir forschen möchten, noch nicht ergründet, sondern es verhält sich mit dieser Ableitung wie mit der Ableitung von Namen einzelner Äpfel- und Traubensorten mit derselben Endung er, z. B. Balingen, Breitlinger, Geroldinger, Gozmaringer, Pfullinger, Wettinger; sie wollen nur besagen, woher sie stammen. Wanderte etwa in alten Zeiten, wo die Geschlechtsnamen noch keineswegs als ein so wichtiges Erfordernis für die Kennzeichnung bäuerlicher oder bürgerlicher Personen betrachtet wurden wie heutzutage, der Einwohner irgend eines Ortes aus, um sich anderswo niederzulassen, so geschah es zuweilen, daß man dem Ankömmling und seinen Nachkommen anstatt des ihm bisher zustehenden Familiennamens, der vielleicht fremdartig klang oder aus irgend einem Grunde den neuen Mitbürgern nicht behagte, eine andre Bezeichnung beilegte, die ihn leichter kenntlich zu machen schien, nämlich nach dem Heimatland oder dem Heimort, aus dem er herkam, z. B. Böhm, Fries, Heß, Schwab, Schweizer; Bamberger, Elwanger, Hottinger, Meisner. Solcher Art ist ohne Zweifel der Name Gözinger.

Nicht nur in Adelsgeschlechtern, sondern auch in ehrsamem Bürgerfamilien hat man von langen Zeiten her viel darauf gehalten, daß die Überlieferung von der Herkunft und Abstammung des eigenen Geschlechtes fortgepflanzt und festgehalten werde. Dieser lobenswerte Brauch galt auch in der Familie Gözinger, von der wir einige handschriftliche

<sup>1</sup> Die Ortsregister deutscher Lande führen mehrere Ortsnamen auf, welche hieher gehören. Ein bayrisches (zi) Gotzingum nordöstlich von Tegernsee kommt schon im 10. Jahrhundert vor. Ein österreichisches Gözingen im Bezirk Lambach um das Jahr 1140. Ein drittes Gözingen im badischen Kreise Mosbach. Ein viertes ganz kleines Dorf Gözingen liegt im luxemburgischen Bezirk Capellen.

Aufzeichnungen der Art eingesehen haben. In einer derselben aus dem Anfang des Jahres 1790<sup>1</sup> heißt es (S. 4): „Sein (Joh. Carl G.'s) Großvater, Mag. Johann G. (1629, lies 1631 bis 1699) war eines Kaufmanns Sohn aus U; in Osterreich (wo gelegen?), dessen Vater ihn bey seiner Reise durch Sachsen in Chemnitz zurückließ, nie aber wieder zurück kam.“ Dieser kurze Bericht mit seinem Anklang an das Buch Hiob verleiht dem Ursprung der Familie einen etwas romantischen Zug; nur sieht das Benehmen des Ahnen mehr rabenväterlich als poetisch aus. Wenn man aber in der Tradition weiter behauptet hat, dieser Ahne stamme aus einer Familie, die aus dem Salzburgischen nach Sachsen ausgewandert sei, so darf dabei jedenfalls nicht an die bekannte Auswanderung der Salzburger von 1729 bis 1732 gedacht werden; denn erstens stimmt die Zeitrechnung nicht, und zweitens weiß die verbürgte Geschichte nichts von dem zweifelhaften Benehmen des Stammvaters. War er wirklich ein Emigrant aus Osterreich, so muß seine Ansiedelung in Sachsen vor den Beginn des Dreißigjährigen Krieges fallen, wie die Kirchenbücher von Mittweida und Burgstädt ausweisen.<sup>2</sup>

Darnach war der Messerschmied Hans G., Bürger in Mittweida, der älteste bekannte Vertreter des Geschlechts, ein ehrfamer Handwerker in bürgerlicher Stellung. Sein älterer Sohn hieß Mag. Johannes G. Derselbe studierte Theologie, wurde den 22. März 1658 Substitut des Pfarrers zu Burgstädt bei Rochlitz und darnach im folgenden Jahre Pastor ordinarius daselbst.<sup>3</sup> Er starb im 70. Lebensjahre den 10. Februar 1699. Dieser Mann kann nicht wohl der vom Vater aus Osterreich in Chemnitz zurückgelassene Knabe sein; das beweist wohl auch der Umstand, daß er nach der Trauung mit seiner ersten Ehefrau sich eigenhändig als einen eheleiblichen Sohn Meister Hans Gözingers, „Bürgers und Messerschmieds in Mittweida“ in das Kirchenbuch eingetragen hat.

<sup>1</sup> Vergleiche die Beilage im Anhang: Literatur Nr. 6.

<sup>2</sup> Nach dem Eheregister der Pfarrei Mittweida von 1609 bis 1706 wurde den 25. Mai 1617 Hans Gözinger, Messerschmied, von Mittweida, mit Jungfrau Margaretha, Georg Arnolds Tochter, getraut. Wie die Eltern dieses Ehepaares hießen, ist nicht ermittelt worden; denn in den frühern Kirchenbüchern scheinen ihre Namen nicht vorzukommen. Nach dem Taufbuch von Mittweida, Seite 230, ist am 1. August 1619 dem Johannes G., Messerschmied, Bürger von Mittweida, ein Sohn (namens Johannes), und laut Seite 279 am 23. Februar 1621 abermals ein Sohn (Name unleserlich) getauft worden. — Im Register der Verstorbenen (1609 bis 1677) zu Mittweida heißt es: den 26. Juli 1665 ist Hans Gözinger, der Messerschmied, mit einer Leichenpredigt zur Erde bestattet worden, und ebenso den 11. Januar 1667 Margaretha, Hans Gözingers des Messerschmieds nachgelassene Wittve. — Da in dem Taufregister von 1630 bis 1668 keine weitem Kinder der Eheleute Messerschmied G. eingetragen sind, und der Name G. auch in dem Eheregister sich nicht vorfindet, so ist anzunehmen, daß nach dem Tode der Eltern sämtliche Kinder sich von Mittweida wegwardt haben. (Mitteilung des Herrn P. Dr. Wezel in Mittweida.)

<sup>3</sup> In dem im Anhang unter Literatur Nr. 2 angeführten „Lebenslauf.“ Eine andre Notiz über ihn findet sich in der Series Pastorum, Vol. I, der Burgstädter Kirchennachrichten mit den Worten: „Mag. Johannes G. Mittweidensis, qui Dominica Reminiscere anno 1658 concionem δοκιμαστικὴν (Probepredigt) habuit, mox ad pastoris substituti officium vocatus, die seq. Dom. Oculi Lipsiae examinatus et ordinatus, Dom. Palmarum ab Ephoro Penicensi (von Penig) inauguratus et Fest. Pasch. officium auspiciatus cum Deo obiit die x. febr. 1699 anno aetatis 70.“ Literatur Nr. 31, Seite 133. Ein Verzeichnis seiner Werke bei Meusel, Lexikon der deutschen Schriftsteller, Band IV, Seite 275, und Heinsius, Bücherlexikon. Andre sprechen ihm die Autorität dieser Bücher, welche alle nach seinem Tode erschienen sind, ab. (Mitgeteilt von Herrn Oberpfarrer Schmidt in Burgstädt.)

Pfarrer Johannes G. war zweimal verheiratet. Aus erster Ehe mit Justina Pleumer, Stadt- und Landrichters Tochter von und zu Burgstädt (getraut 19. April 1659, gestorben 23. November 1677) hatte er nach dem Taufbuch der Kirche zu Burgstädt elf Kinder, nämlich fünf Knaben und sechs Mädchen; aus zweiter Ehe mit Juditha Katharina Schönfeld, Tochter des Superintendenten Sch. zu Penig (getraut Sonntag Misericordias Domini 4./10. April 1679) wurden ihm fünf Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen geboren. Nur von zweien dieser 16 Kinder haben wir genauere Nachrichten, von Gottlieb G. aus erster Ehe und von Johannes Friedrich aus zweiter Ehe.<sup>1</sup> Auf Seite 3 des im Anhang, Literatur 2 erwähnten „Lebenslaufs“ wird noch ein Kind erwähnt, nämlich „Justina Susanna G., Tochter des Mag. Johann G.'s zu Burgstädt. Sie verehelichte sich mit Herrn Gottlieb Opitz, wohnhaft zu Burgstädt.“ Von diesem siebzehnten Kinde wissen die Berichte aus den Kirchenbüchern nichts.

Über den Sohn zweiter Ehe des Mag. Joh. G., nämlich Mag. Johann Friedrich G., sind uns ebenfalls einige Nachrichten im Pfarrarchiv zu Wechselburg erhalten. Derselbe war geboren den 18. Juni 1685 zu Burgstädt. Er besuchte die Schule in Chemnitz und studierte zu Altenburg und Wittenberg. „Nachdem er über zehn Jahre in gräflichen und andern adelichen Conditionen gestanden, übernahm er am 2. Sonntag nach Epiphania 1716 die Aushilfe für seinen Senior Simon Johann Alberus zu Wechselburg. Als dieser am 20. November 1717 verstorben war, erhielt er von seiten der gräflich Schönburgischen Patronats Herrschaft das völlige Amt. Er wurde den 8. Juni 1716 zu Frankenberg mit Jungfrau Anna Maria Müller, Johann Müllers in Frankenberg Bürgers, Zeugmachers und Zeughändlers daselbst jüngster Tochter, getraut. Dieser Pastor hatte daß Mißgeschick in Wechselburg, daß er den 3. Juni 1721 in dem damals aus Verwahrlosung entstandenen Brand mit verunglückte und nicht allein die Hälfte seiner Bibliothek und sehr viele Mobilien, sondern auch die von seinem sel. Vater, der ein großer Liebhaber und Kenner der orientalischen Sprachen gewesen, so daß er elf Sprachen verstanden, ererbten vortrefflichen Manuscripten, unter welchen sonderlich ein chaldäisches Lexikon und ein persianisches Lexikon, eingebüßet. Zeit seines Predigtamts ward die sehr alte und baufällige Kirche zu Wechselburg, so 1604 abgebrannt, worüber darnach ein sogenannter Wolf (?) gesetzt worden, anno 1729 von grund aus abgerissen und anstatt derselben ein schöner und vortrefflicher Tempel erbauet, zu welchem man den 12. April 1730 den Grundstein legte. Im Jahre 1737 erlebte Pastor G. die Vollendung der neuen Kirche, so daß er am 20. Oktober den Gottesdienst darin aufnehmen konnte. Aus seiner Ehe gingen zehn Kinder (sechs Söhne

<sup>1</sup> Von den 16 Kindern des P. Johannes G. zu Burgstädt wird von zweien näher berichtet, nämlich vom zweiten Sohne erster Ehe, Gottlieb G. (getauft 16. Dezember 1661) mit der Notiz im Eheregister zu Mittweida erwähnt, „daß am 2. Juni 1685 Herr Gottlieb G., der Philosophie und freyen Künste Beflissener, in Burgstädt wohnhaft, Sohn des Pastors Mag. Johannes G. daselbst, mit Jungfrau Euphrosyne, Herrn Samuel Grahs, Baders und Wundarztes allhier, ehelich ältester Tochter, getraut worden.“ Er ward später Richter zu Burgstädt. (Mitgeteilt von Herrn P. Dr. Wegel in Mittweida.) Bis zum Jahre 1882 hing ein Bild des sel. P. Johannes Gözinger lebensgroß in der Burgstädter Kirche. Darnach hatte er eine mächtige Gestalt mit einem etwas hagern Gesicht und strengen Zügen, aus dem kluge Augen herausblickten. Übrigens trug er nach der Sitte jener Zeit einen zierlichen Schnurr- und Knebelbart. Leider ist das Bild nicht mehr vorhanden; bei einer in dem genannten Jahre vorgenommenen umfassenden Renovation mußte es abgenommen werden und war so morsch und moderig, daß es vollständig zerfiel. (Mitgeteilt von Herrn Obergpfarrer Schmidt in Burgstädt.)

und vier Töchter) hervor, von denen vier im zarten Alter gestorben. Der Vater verschied den 9. Januar 1754, seines Alters 68 Jahre und sechs Monate, nachdem er in die 39 Jahre Pfarrer gewesen, zu Wechselburg. Seine Gattin folgte ihm am 24. Januar 1760.<sup>1</sup> Text der Leichenpredigt Nehemias 13, 31; der Abdankung 1 Mose 48, 21.

Der dritte von den sechs Söhnen, Franz August G., ward geboren zu Wechselburg den 29. Dezember 1724 und den 3. Januar 1725 getauft. Nachdem er gute Privatunterweisung genossen hatte, zog er zu Ostern 1744 nach Leipzig, erhielt 1745 unter Hiller zu Wittenberg die Magisterwürde und kehrte 1747 nach Hause zurück. Hier half er seinem alten Vater, P. Mag. Joh. Friedrich das Amt erleichtern und ward 1748 dessen Vikar, wozu er am 2. Sonntag nach Trinitatis die Probe und zu Mariä Heimsuchung die Anzugspredigt abgelegt, nachdem er vorher am 28. Januar (Juni) zu Leipzig ordiniert worden. Im Jahre 1754 nach dem Tode seines Vaters erhielt er das völlige Pfarramt zu Wechselburg. Er hatte sich am 27. April 1751 mit Jungfrau Christiana Concordia Walpurga, des Joh. Gottlieb Walpurger, Superintendenten in Waldheim Tochter, verheiratet. Die Ehe blieb kinderlos. Franz August G. starb den 22. Mai 1765 an einem Steinleiden.<sup>2</sup>

Der vorhin genannte jüngste Sohn (das neunte Kind) des P. Johann Friedrich zu Wechselburg, nämlich Mag. Johann Karl G. wurde der Stammhalter des Geschlechts. Geboren zu Wechselburg den 24. September 1731, empfing er die heilige Taufe in der Schloßkirche daselbst den 29. September. Seine Eltern gaben ihm eine gute Erziehung, hielten ihm später tüchtige Privatlehrer, unter denen der Kandidat Mag. Andreas Zwicker durch besondern Fleiß und geschickte Behandlung, auch anregende Unterweisung sich sonderlich auszeichnete. Unter dessen Leitung brachte er es in der Kenntniss der alten Sprachen so weit, daß er 1747, als sein Bruder Franz August von Leipzig nach Hause kam, das Friedrichs-Gymnasium zu Altenburg beziehen konnte und dort in die Selecta (die höchste Schulklassen) aufgenommen ward. Hier vertiefte er sich noch mehr in die griechischen und lateinischen Schriftsteller, erwarb sich die Fertigkeit, gut lateinisch zu sprechen und zu schreiben, und gewann durch seinen Fleiß und seine guten Anlagen die allgemeine Liebe seiner Lehrer. Nach Verlauf zweier Jahre verließ er die Schule mit einer Abiturientenrede *De felicitate literas amantium* und begab sich zu Ostern 1749 auf die Universität Wittenberg,<sup>3</sup> wo er 1752 als Magister der Philosophie promovierte. Nach gänzlich vollendeten akademischen Studien wandte er sich alsbald nach Dresden und war so glücklich, gleich zu Ostern 1753 pro candidatura examinirt zu werden. Kurz darauf versah er zwei Hauslehrerstellen. Im Jahre 1754 erhielt er von dem Oberkonsistorium das Vikariat zu Struppen bei Pirna<sup>4</sup>, wo der Pastor Mag. Christian Gollmitz (geboren zu Lucken in der

<sup>1</sup> Seine Tochter Eleonore Wilhelmine, geboren 23. November 1718, verheiratete sich am 14. Oktober 1738 mit Pastor Christian Friedrich Würmer in Flemmingen, einem Dorfe bei Altenburg im Leipziger Amtsgericht Waldheim. Sie lebte noch zu Anfang des Jahres 1790. Von den Söhnen kommen nachher noch zwei in Betracht, Franz August (1724—1765) und Joh. Karl (1731—1790).

Auszüge aus dem Pfarrarchiv zu Wechselburg, mitgeteilt von Herrn Pfarrer N. Martin daselbst. Vergleiche auch Literatur Nr. 6.

<sup>2</sup> Mitgeteilt aus den Pfarrbüchern zu Wechselburg von Herrn Pfarrer Martin daselbst. Vergleiche im Anhang Literatur Nr. 6.

<sup>3</sup> Bis hieher, wo die Handschrift mit Seite 8 plötzlich abbricht, nach Literatur 6. Das Folgende läßt sich ergänzen aus Literatur 31, Seite 135 ff.

<sup>4</sup> Vergleiche Literatur Nr. 32. Fernerhin Literatur Nr. 7.



Niederlausitz, ordiniert 18. Januar 1717) seit 1733 geantet hatte. P. Gollmitz, der vorher in Niederglauchau Seelsorger gewesen und von da nach Struppen gekommen war, ließ dem Vikar seine Tochter Christina Friederike (geboren 18. März 1729) am 19. Februar 1755<sup>1</sup> zur Gattin antrauen. Da sie ihre Mutter schon im 16. Lebensjahre verloren, so hatte sie sich genötigt gesehen, in früher Jugend schon ihres Vaters Wirtschaft zu führen, und in dieser Stellung hatte sie sich große Gewandtheit in allen Hausgeschäften erworben, die ihr als Gattin sehr zu statten kam, weil ihr Mann sich fast ausschließlich gelehrten Arbeiten widmete. Als nun der alte Gollmitz im Jahre 1757 starb, wurde G. sein Nachfolger im Pfarramt zu Struppen.

Die meisten seiner literarischen Arbeiten<sup>2</sup> waren exegetischen, einige polemischen, wieder andre erbaulichen und beschaulichen Inhalts. Wie bescheiden er aber von seinen erworbenen Kenntnissen dachte und weit entfernt davon war, damit zu glänzen, zeigte sein erster schriftstellerischer Versuch, den er noch während seiner Universitätsjahre in Wittenberg veröffentlichte: *Commentatio de polymathia et arrogantia eruditus fugienda*. Vitemb. 1750. 4<sup>o</sup>. Aber er scheute sich auch nicht, gegenteilige Ansichten mit aller Schärfe zu verfolgen, wie das in seinem Buche über den Häretiker Arius (Wittenb. 1770, 4<sup>o</sup>) der Fall war. Die Lust an Polemik, die Schärfe seines Urteils, die Kraft und Gewandtheit seiner Dialektik: sie sind es, die vermutlich auf seinen Enkel, den Sprachforscher Max Wilhelm, sich vererbten. Doch war er auch ein warmer Freund der Natur und wandelte so gerne und so oft unter ihren Schönheiten.<sup>3</sup>

Ein Jahr nach seiner Verheiratung entbrannte der siebenjährige Krieg. Struppen bei Pirna war ein Ort, welcher vermöge seiner Lage den Unbilden der Schicksale am meisten ausgesetzt war von Anfang bis zu Ende. Als man im August 1756 die Kunde vernahm, daß die Preußen in drei Heeresmäulen nach Sachsen einzudringen beabsichtigten, erhielt der General Kutowski Befehl, die im Lande herum zerstreuten kursächsischen Truppen nach einem durch die Natur selbst befestigten Lager auf dem linken Ufer der Elbe zwischen dem Königstein und dem Sonnenstein eiligst zusammenzuziehen. Bei dem Dorfe Struppen ward am 30. August das Lager geschlagen, welches überaus fest schien. König Friedrich August II. und sein berühmtester Minister, Graf Heinrich v. Brühl, trafen aus Dresden hier ein, und bald waren 17 000 Mann Truppen hier versammelt. Aber in der ersten Woche Septembers schon besetzten diejenigen Preußen, welche unter dem Herzog v. Bevern durch die Lausitz gekommen waren, die Ortschaften auf dem rechten Ufer der Elbe, dem sächsischen Lager gegenüber, von Schandau nach Hohnstein, Lohmen, Wehlen „auf der Heide“, wie man damals noch sagte, oder in der „Sächsischen Schweiz“, wie man jetzt sagt. Allmählich wurden die Sachsen auch auf der linken Seite der Elbe von den Preußen umkreist und zuletzt eingeschlossen. Da die kursächsische Regierung außerdem nicht für Lebensmittel zum Unterhalt des Heeres gesorgt hatte, so gesellte sich zu dem äußern Feinde bald ein innerer, nämlich der Hunger. Man riß jede Pflanze, jede Wurzel aus den

<sup>1</sup> Herr Pfarrer H. Martin in Wechselburg schreibt: „Joh. Karl G. verheiratete sich am 14. November 1756 als pastor subst. in Struppen mit Christiana Friederike Gollmitz, Tochter des Mag. Christian Gollmitz, Pastors, in Struppen.“

<sup>2</sup> Sie stehen verzeichnet bei Literatur Nr. 31, Seite 137 bis 140. Daraus bei Meusel, Lexikon der deutschen Schriftsteller, Band IV, Seite 275 ff.

<sup>3</sup> Vergleiche Literatur Nr. 33, Seite 133.

Feldern, um sich zu sättigen; man flehte in den Dörfern kniend um einen Bissen Brot, den jedoch auch das regste Mitleid nicht aufzutreiben wußte. Und wenn man auch in dunkler Nacht mit größter Lebensgefahr auf der Elbe etwas herbeischmuggeln konnte, so war das bald aufgezehrt. Der alte Feldmarschall Brown, der mit einem Heere von Österreichern im nördlichen Böhmen lagerte, machte Anstalten, die Sachsen, deren Not immer höher stieg, aus ihrer Notlage zu befreien; aber der Preußenkönig ging ihm entgegen und schlug ihn am 1. Oktober bei Powositz. Bekannt ist, wie dann am 14. Oktober das sächsische Heer notgedrungen kapitulieren mußte. Auch nach der Übergabe litten die Einwohner jener Gegend von Freunden und Feinden fast die ganzen sieben Jahre durch bald lästige Einquartierungen, bald unerschwingliche Forderungen, bald der Gesundheit so gefährliche Lazarette. Auch ist begreiflich und bekannt, daß Geistliche von den Feinden, die einer andern Konfession angehören, am meisten zu erdulden haben.<sup>1</sup> Das Pfarrhaus zu Struppen war demnach immer voll Soldaten und Offiziere; denn das Hauptquartier befand sich im Dorf, und wie vorher König Friedrich August II. und sein Minister Brühl dort kampierten, so nachher König Friedrich II. Das Pfarrhaus eignete sich trefflich für Offiziersquartiere.

Begreiflicherweise war Pastor J. K. Gözinger zu Struppen in nicht geringe Verluste geraten, und seine Gemeinde, die außerordentlich mitgenommen, auch ungemein entvölkert worden war, befand sich nicht in der Lage, ihm seine Verluste erleichtern zu helfen. Wollte er sich also einen Sparpfennig für sein Alter zurücklegen, so mußte er darnach trachten, eine besser besoldete Pfarrei zu erlangen. Wohl auf seine Bitte versetzte ihn das Oberkonsistorium nach Sebnitz, einem Städtchen auf der rechten Seite der Elbe, hart an der böhmischen Grenze, als Substitut oder Vikar des Pfarrers Mag. Schmid, welche Stelle er nach der am Michaelisfeste abgelegten Probepredigt den 18. Oktober zugefagt erhielt und nach Neujahr 1766 antrat.<sup>2</sup> Seine neuen Pfarrkinder kannten die Verhältnisse, in die er durch die Kriegsjahre versetzt war, und spendeten ihm schon während seines Vikariats von Stadt und Land reichliche Gaben. Als der alte P. Schmid im darauffolgenden Jahre, am 18. Juli 1767, starb, bekam Gözinger das völlige Pastorat zu Sebnitz, welches er noch über 22 Jahre mit Treue und Sorgfalt verwaltete.<sup>3</sup>

Nachdem er zehn Jahre lang seines Amtes treulich gewartet hatte, drohte die Kriegsfurie auf einmal wiederum loszubrechen; denn durch den Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern (30. Dezember 1777) entstand ein Streit über seine Erbschaft, für den sich auch Kaiser Joseph II. und König Friedrich II. aufs lebhafteste interessierten, bis wirklich der Krieg darüber ausbrach. Zwar hatte Sachsen diesmal weniger zu erdulden, weil der Krieg nur vom Juli 1778 bis zum 13. Mai 1779 dauerte, und weil Sachsen diesmal von Preußen gegen Österreich in Schutz genommen ward; allein ganz glatt lief die Sache doch nicht ab. Denn während Prinz Heinrich von Preußen mit einem ansehnlichen Heere, zu welchem noch 22000 Sachsen stießen,

<sup>1</sup> Vergleiche Literatur Nr. 7. Literatur 31, Seite 136. Außerdem die allgemeinen Darstellungen: Böttiger, Geschichte von Sachsen, Band II 1831, Seite 328 ff. Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges 1861, Seite 16 ff.

<sup>2</sup> „Mag. Johann Carl G. aus Wechselburg, erst als pastor substitutus allhier, wurde a. 1765 den 18. Okt. pastor substitutus in Sebnitz Pirnaischer Diöces.“ Literatur Nr. 32 und Literatur Nr. 31, Seite 136. — Sein Nachfolger in Struppen ward Mag. Karl Christian Gercke (20. Dezember 1765), der 1764 eine Stadtchronik von Stolpen herausgegeben hatte.

<sup>3</sup> Literatur Nr. 31, Seite 136.

in Böhmen hauste, suchten österreichische Husaren und Kroaten die sächsischen Grenzfürter im Erzgebirge heim. Dies tat vornehmlich die kaiserliche Besatzung in Eger, indem sie verschiedene Grenzfürter, Annaberg, Marienberg, Wieselental, Schneeberg überfiel und brandschatzte oder auch plünderte, und, wofern die Kontributionen nicht geleistet wurden, Geißel mit sich schleppte.<sup>1</sup>

Etwas derartiges fiel auch in Sebnitz vor. Am 25. September schickte der zu Teßchen stehende k. k. Generalfeldwachtmeister de Vinz auf einmal an 14 Ortschaften Befehle zu Lieferungen. Von Sebnitz wurden 15 000 Taler an Geld, 1000 Scheffel Haber, 2000 Zentner Heu, 100 Zentner Mehl und sechs Ochsen verlangt. Diese Forderung bewirkte keinen geringen Schrecken, der dadurch noch vermehrt ward, daß den folgenden Tag alles Vieh aus Ostrau von den Kaiserlichen geholt ward. Nun ereignete sich eine Begebenheit, welche die Pfarrersleute zu Sebnitz in Lebensgefahr brachte.

Am Sonntag den 27. September kam der österreichische Rittmeister Zimmermann mit 100 Mann Husaren plötzlich nach Sebnitz, um jene Kontribution einzutreiben. Er marschierte auf den Markt und forderte den Accis-Inspektor Petersen, den Pastor Götzinger und den Bürgermeister Mey als Geißel unverzüglich zur Stelle. Allein nur der letztere erschien, weil die beiden andern, vermutlich infolge von Warnung, entflohen waren. Es wurde zwar dem Pastor bis in das Dorf Ehrenberg nachgesetzt, aber ohne Erfolg; denn man fand ihn nicht. Begreiflich hatte man ihn zuerst im Pfarrhause zu Sebnitz aufgesucht; als man ihn aber dort nicht fand und die Frau Pastorin ihn auch nicht herschaffen konnte, legte ein Husar das Gewehr auf sie an, um sie zu erschießen.<sup>2</sup> Wie sie dieser Gefahr des Todes entging, wird nicht erzählt.<sup>3</sup>

Nach einigen Wochen kehrte G. zurück, als für ihn Sicherheit ausgewirkt worden war. Diese Flucht nahmen ihm einzelne eifrige Pfarrkinder übel, indem sie sich auf die Regel beriefen, ein Geistlicher sei nicht befugt, die ihm anvertraute Gemeinde zu verlassen. Er sah sich deshalb bewogen, sich selbst und andre im gleichen Falle befindliche Geistliche des Erzgebirges in einer Schrift<sup>4</sup> zu rechtfertigen. Darin gab er zu, daß er ein Mietling (im Sinne von Evang. Joh. 10, 13. 12) wäre, der wegen Erhaltung und Sicherstellung seiner irdischen Güter oder um bessere Gemächlichkeiten des Lebens zu genießen, leichtsinnig davon fliehen wollte bei drohender Gefahr, da denn die Ausübung des Hirtenamtes in der christlichen Gemeinde notwendig sei und ohne offenbare Sünde wider das Gewissen nicht verabsäumt werden dürfe, so lange ein Geistlicher die hoffende Aussicht habe, durch seine Gegenwart seiner Gemeinde nützlich zu sein. Auch wies er auf Beispiele treuer Seelsorger hin, die mit Gefahr ihres Lebens das Evangelium freimütig predigten oder sich in Kriegsläufen oder in Pestzeiten ihren Pflichten nicht entzogen. „Aber, fährt er fort, was hätte das für einen Zweck, wenn der Geistliche sich als Geißel für die seiner Gemeinde auferlegte Kontribution wegführen ließe? Dann könnte er ja seinen Pflichten als Seelsorger doch nicht obliegen, und vielleicht wären die Aussichten auf Wiederaufnahme des Gottesdienstes schlimmer als bei der Flucht. Wie man es einem feinen Weltmann zum guten auslegt, wenn er schlimmen Eventualitäten zu entgehen sucht, um durch seine

<sup>1</sup> Literatur Nr. 31, Seite 136.

<sup>2</sup> Diesen ganzen Vorfall erzählt Literatur Nr. 31, Seite 312, 313.

<sup>3</sup> Literatur Nr. 7, Seite 4.

<sup>4</sup> Titel dieser Schrift in Literatur Nr. 30. Sie findet sich in einem Sammelbande der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden. (Hist. Saxon. c. 1202 Nr. 15) und ist mir 4. März 1890 von der Verwaltung zur Einsicht geliehen worden.

Flucht für das Staatsinteresse höhere Vorteile zu erlangen, so sollte man auch einem Geistlichen die Befugnis nicht absprechen, wenn er mit gutem Gewissen sich einem Übel entzieht, dessen Erduldung die Aufgabe des Hirtenamtes in keiner Weise fördern könnte, und sollte bedenken, daß wir für solche Fälle erhabene Beispiele an Elias, an Paulus, ja an Christus selbst vor uns haben. Ein freiwilliges Sichstellen des Geistlichen zu gefänglicher Haft in einer Sache, die weder mit der Religion, noch mit der Kirche, noch mit seinem Amte in irgend einer Beziehung steht, wäre eine verwegene Aufforderung Gottes, er solle sich durch ein Wunder ins Mittel legen.“

Pastor Joh. Karl Gözinger starb im 59. Lebensjahre den 7. Januar 1790 zu Sebitz; von seinen drei Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, blieb nur der ältere Sohn, Wilhelm Lebrecht, am Leben erhalten.

## II. Wilh. Lebrecht Gözinger und die Erschließung der Sächsischen Schweiz.

Dieser, der einzige Stammhalter des Geschlechts, Sohn des Joh. Karl, ward am 1. September 1758 in Struppen geboren, eben in der Nacht, als die Reichsarmee bei Struppen ins Lager rückte. Nachdem nämlich Friedrich II. bei Zorndorf in der Nähe von Küstrin in der Neumark die Russen besiegt hatte (25. August 1758), brach der österreichische Feldmarschall Daun nach Sachsen auf, um die Preußen aus diesem Lande zu vertreiben; mit ihm vereinigte sich die Reichsarmee, und während Daun sich bei Stolpen lagerte, bezog die Reichsarmee, ihm gegenüber, das Lager bei Struppen, wo es ihr gelang, den Sonnenstein zu erobern. Im Dorfe selbst war das Hauptquartier und im Pfarrhause<sup>1</sup> das Kriegskollegium. Das Dorf Struppen, zwischen Pirna und der Festung Königstein gelegen, hatte eine strategisch so günstige Lage, daß während des siebenjährigen Krieges ein Heer nach dem andern sein Lager daselbst aufschlug. „Unser (Pfarr-)Haus, berichtet W. L. Gözinger selbst,<sup>2</sup> war immer voll Soldaten, indem Prinzen oder vornehme Offiziere ihr Quartier darin nahmen. Unter diesen Leuten wuchs ich auf. Die härtigen Kerls hatten einen Gefallen an mir; ich weiß mich zu erinnern, daß ich bei verschiedenen Offizieren täglich an ihrer Tafel mitspeisen mußte. Ob ich gleich das einzige Kind meiner Eltern war, so ward ich doch nicht verzogen, wie es bei solchen Umständen oft der Fall ist. Ich habe zwar nur einmal in meinem Leben körperliche Strafe bekommen; aber meine Eltern hatten eine vortreffliche Art, mich zu erziehen, die mehr bei mir fruchtete als alle Hände.“

Nicht weit von Struppen, der Stadt Wehlen gegenüber, liegen die beiden Bärensteine, wunderbar geschichtete Felskuppen. An dem kleinern derselben befindet sich der Diebskeller, eine große hohe Höhle, durch welche man ganz hindurch gehen kann, und welche so geräumig ist, daß sie oft zum Miststalle der Schäferei des nahegelegenen Dorfes Thürmsdorf benutzt wird. Von dieser Höhle hörte W. L. G. schon als Kind sprechen. Sein Vater, der selber ein warmer Freund der Natur war und so gern und so oft unter ihren Schönheiten wandelte, nahm ihn einst mit nach derselben. Es war seine

<sup>1</sup> Eine Abbildung davon in Literatur Nr. 20.

<sup>2</sup> In den Briefen W. L. Gözingers an seine Braut; Auszüge daraus in dem Jahrbuch des Gebirgsvereins für die Sächsisch-böhmische Schweiz. Dresden, Oktober 1887, Seite 3.

erste Naturreise, deren er sich später noch mit frohem Andenken erinnerte, und deren Eindruck er uns selbst in einer gefühlvollen Schilderung hinterlassen hat.<sup>1</sup>

Als sein Vater, wie früher erzählt worden, ums Neujahr 1767 nach Sebnitz jenseit der Elbe hart an die böhmische Grenze übersiedelte, sah sich die Familie aus einem verarmten Dorfe in ein ziemlich wohlhabendes Städtchen versetzt, welches 285 Häuser und 2000 Einwohner umfaßte. Die Leute in Sebnitz waren äußerst fleißig, erfinderisch und unternehmend. Ihre öftern Reisen und Bekanntschaften bildeten ihren Geschmack und verfeinerten ihr Betragen. Im Umgange waren sie unterhaltend und witzig, ein lustiges fröhliches Völklein. Wenn daher der achtjährige Lebrecht auch plötzlich aus dem Kreise seiner bisherigen Gespielen in Struppen scheiden mußte, so machte er rasch Bekanntschaft mit der Sebnitzer Jugend. Die Kirche mit zwei Türmen war eine der merkwürdigsten und ältesten dieser Gegend, und auch das Pfarrhaus war von alter Bauart.<sup>2</sup>

Privatunterricht förderte den Jungen bald so weit, daß er eine höhere Schule beziehen konnte. Man beabsichtigte ihn auf die Fürstenschule zu Meissen zu schicken; allein von anderer Seite wurde dem Vater die Schule zu Pirna, in der Nähe seiner alten Heimat Struppen, beliebt gemacht, wo er in dem Superintendenten Essenius, dessen Sohn ihm schon früher bekannt geworden war, einen wertvollen Gönner fand. Zu Ostern 1776 verließ er das Pirnaer Gymnasium, nachdem er noch in Gegenwart der Honoratioren aus der Stadt eine Abiturientenrede samt einer Valedictio scholastica gehalten hatte.

Nach einigen Wochen Ferien, die er zu Hause bei seinen Eltern zubrachte, reiste er, um, wie seine Vorfahren Theologie zu studieren, die Elbe hinab über Dresden, Meissen und Torgau nach Wittenberg und trat dort der Alma mater nahe zu einer Zeit, wo in der literarischen und studentischen Welt die sentimentalisch-titanische Geniesucht grassierte. Auch auf unsern Lebrecht machte sie einen Angriff in Gestalt einer heftigen weinerlichen Hypochondrie, von der er durch Einhalten einer vernünftigen Lebensweise, durch öftere Bewegung in freier Luft bald wieder genas. Freilich war dort keine Berggegend wie in seiner Heimat, wo sich dem Auge auf einmal die herrlichsten Ausichten, ganze Reihen von Städten, Dörfern, Fels und Wald in mancherlei Form und Figur darstellen und man sich nicht satt sehen und satt freuen kann an der Schönheit der Natur; statt dessen sah er ein Flachland, wo das Ohr durch den himmlischen Gesang der Nachtigallen entzückt wird, die dort ihre Lieder erschallen ließen, wenn man in den langgezogenen Alleen nach der Elbe, auf dem Wall und um die Stadt oder in den dunkeln Gängen der dortigen Eichenwälder Erholung suchte.

Ein Jahr nach seiner Immatrikulation mußte der junge akademische Bürger auf ausdrückliches Verlangen seiner Eltern in die Ferien nach Hause kommen; hier warf ihn ein hitziges Fieber auf das Siechbette, insofgedessen er starke fünf Monate in Sebnitz verweilen mußte. In das letzte seiner Studienjahre fiel der bayrische Erbfolgekrieg, der,

<sup>1</sup> Der Sächsisch-böhmische Gebirgsverein hat ihr mit Erlaubnis des Ministeriums den Namen Götzinger-Höhle gegeben. Die am 12. September 1886 in derselben enthüllte Gedenktafel (70 auf 50 cm) von Marmor enthält folgende Inschrift: „Dem Andenken Wilhelm Lebrecht Götzingers, der hier die erste Anregung empfing zur Erforschung der Naturschönheiten der Sächsischen Schweiz, weihte diesen Ort der Gebirgsverein für die Sächsisch-böhmische Schweiz.“ Abbildung der Höhle in Literatur Nr. 26. Eine ältere in den Pittoresken Reiten durch Sachsen von Brückner und Günther. Leipzig 1800. Heft 2, Seite 164. — Die Schilderung der Höhle selbst findet sich bei Literatur Nr. 33, Seite 1331, 1202.

<sup>2</sup> Abbildungen der Kirche und des alten Pfarrhauses zu Sebnitz in Literatur Nr. 21 und 22.

wie früher (Seite 148) erzählt ward, auch seinen Eltern neue Schrecken des Krieges herbeiführte, da denn der Vater, um österreichischer Geiselschaft zu entgehen, die Flucht ergriff und erst wieder zurückkehrte, als das Unwetter vorüber war. Jetzt, da für den Studiosus die Zeit des Examens und der praktischen Berufstätigkeit näher rückte, wollte der Vater, den wir bereits als eifrigen Exegeten kennen, dem Sohne die Notwendigkeit fortgesetzter gründlicher exegetischer Studien noch einmal ans Herz legen, und er tat das in der Schrift: „Ausführliche Erörterung der Frage: Woher kommen die schlechten Exegeten in Predigten, und durch welche Mittel können fruchtbarere erzeugt werden? An seinen der Theologie ergebenen Sohn in Wittenberg. Dresden, Verlach 1780. 8<sup>o</sup>.“

Lebrechts Studienzeit währte bis Ostern 1780, also vier Jahre. Die nächstfolgenden Jahre bis Ostern 1783 verlebte er wieder im Elternhause zu Sebnitz, indem er auf eine ihm passende Pfarrstelle wartete. Die Muße füllte er damit aus, daß er teils für seinen Vater hie und da eine Predigt hielt, teils archivalisches und andres Material für eine Geschichte der Stadt Sebnitz<sup>1</sup> sammelte, teils sich mit mineralogischen Studien beschäftigt und zu diesem Behufe viele Ausflüge in die „Heide“, d. h. in das Sandsteingebiet der mittlern Kirnitzsch machte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Göginger anfänglich nur eine Geschichte seiner Vaterstadt Sebnitz im Plane hatte, wie er denn in seinem Tagebuch und in seinen Briefen sein vorhabendes Werk bald Geschichte, bald Chronik von Sebnitz nennt.<sup>2</sup> Da dieses Vorhaben schon damals bei seinen Freunden und Bekannten viel Beifall erntete, so fand er dafür auch tätige Unterstützung. Bald aber erweiterte er seinen Plan.

Anstatt einer Pfarrstelle erhielt er zunächst eine Hauslehrerstelle im Schlosse Hohnstein bei dem Amts-Inspektor Christian Friedrich Scheffler, dessen Kinder aus zweiter Ehe er unterrichten sollte. Der Inspektor bewohnte den mittleren Stock des alten Schlosses, welches auf einem ansehnlichen Felsen stand, an dessen steiler Mitternachtsseite das Städtchen Hohnstein sich anlehnte. Der junge Hauslehrer nahm sein Quartier im Pächterhause.<sup>3</sup>

Hier kam er in ein sehr bewegtes Familienleben hinein; allein die vielen Bälle, Soireen, Schlittenpartien, Schmäuse und dergleichen waren nicht nach dem Sinne des stillen geschichtsforschenden Jünglings, dem ohnehin der überaus leichtfertige, ja zweideutige Ton der Hohnsteiner Gesellschaft gar nicht paßte. Wo er konnte, entzog er sich dem aufregenden Treiben und widmete seine freie Zeit lieber den Vorstudien für seine Geschichte. Horns Leben Friedrichs des Streitbaren und Heinrichs Sächsische Geschichte waren zunächst

<sup>1</sup> Er schreibt in der Vorrede zu seinem Amt Hohnstein, Seite III, Literatur Nr. 31: „Es könnte vielleicht manchem zuwider seyn, daß ich von Sebnitz viel, von den übrigen Amts-Städten hingegen wenig sage. Die Geschichte einer Stadt wollte ich nun einmal ganz ausarbeiten, und Sebnitz wählte ich hierzu, weil ich aus dem dasigen Archiv die meisten Nachrichten erhielt; weil ich Gelegenheit hatte, zu ihrer Geschichte mehr als zu den übrigen zu sammeln, da ich mich einige Jahre dort aufhielt, und weil es meine Vaterstadt ist.“

<sup>2</sup> Ebendasselbst Vorrede Seite I–IV: „Nie würde ich an die Ausarbeitung und Herausgabe dieser Geschichte gedacht haben, wenn mich nicht einige Gönner und Freunde, die meine erste geringe Sammlung sahen, hiezu ermunterten, und die Liebe zu meinem Vaterlande den Entschluß hierzu nicht völlig zur Ausführung brachte.“ — „Übrigens kann ich die Bereitwilligkeit nicht genug rühmen, mit welcher mich einige Gönner und Freunde bei meiner Arbeit unterstützt haben. Ich würde dem Verlangen, sie zu nennen, kaum widerstehn können, wenn ich nicht befürchtete, ihre Bescheidenheit dadurch zu beleidigen.“

<sup>3</sup> Abbildungen des Schlosses, des Pfarrhauses und der Kirche zu Hohnstein, Literatur Nr. 23. Vergl. Gartenlaube 1873, Seite 359.

die Hilfsmittel seiner Forschungen; daneben ließ er sich von da und dort Akten aus den Archiven kommen. Außerdem verdroß es ihn, daß seine wiederholten Bemühungen, ein Pastorat zu erhalten, sich vereitelten. Er sehnte sich also heraus aus diesem geräuschvollen Schloßleben. Zuweilen predigte er für den Pfarrer in Hohnstein aus Gefälligkeit; zuweilen besuchte er seinen alten Pirnaer Schulfreund, den Sohn des Superintendenten Essenius, der jetzt Pfarrer in Langenwolmsdorf bei Stolpen war. Bei diesem lernte er den 1. November 1784 seine spätere Gattin, Charlotte Vielzig, kennen, die mit ihrer Mutter, einer Pfarrerswitwe in Dittersbach, westlich von Stolpen, wohnte, und als Essens Schwägerin oft nach Langenwolmsdorf zum Besuch kam. Es entspann sich alsbald ein lebhafter Briefwechsel zwischen den beiden. Sie war den 15. September 1767 geboren. Ihr Vater, Mag. Karl Friedrich Vielzig, Pastor zu Dittersbach, starb sehr früh, als sie erst sechs Jahre alt war, und nun, sobald sie etwas herangewachsen war, stand sie ihrer Mutter treulich in den Hausgeschäften bei, so daß sie sich wie Lebrechts Mutter schon frühzeitig mit der Wirtschaft vertraut machen konnte, wobei sich ihr unermüdlicher Fleiß und ihre rühmliche Tätigkeit im Hause heranausbildete. Charlotte war ein sehr begabtes und witziges Mädchen; sie las sehr gerne und wurde von ihrem Lebrecht fleißig mit Büchern versorgt.<sup>1</sup>

Am 20. Februar 1786 meldete er seiner Verlobten: „Morgen werde ich mit meiner Chronik fertig.“ Nun entstand aber die Frage: Wie kann das Manuskript zum Druck befördert und als Buch verbreitet werden, ohne daß ich dabei für die Kosten aufkommen muß? Bei den damaligen Zuständen des Buchhandels und des Vertriebs der Preßerzeugnisse war nicht daran zu denken, einen Verleger zu finden, der den Verlag und Vertrieb auf sein Risiko nehmen wollte. Einmal war die Leselust der Leute noch bei weitem nicht so groß als heutzutage; die Literatur, die man sich in bäuerlichen und bürgerlichen Häusern zu erwerben gestattete, ging wenig über den Kalender, die Bibel, ein weiteres Andachtsbuch, die Volksbücher und einige belletristische Erscheinungen hinaus. Allenfalls las man Robinson und die Wunderlichen Fata der Robinsonaden von Schnabel. Hatten doch Gelehrte Mühe, ihre literarischen Erzeugnisse an Mann zu bringen. Es gab daher für Lebrecht kaum einen erfolgreichern Weg, zum gewünschten Ziele zu gelangen, als Subskribenten zu sammeln. Diesen Weg mußte also auch er einschlagen; selbstverständlich unterstützten ihn beim Sammeln Freunde und Bekannte von nah und fern. Der Erfolg ging ganz nach Wunsch; von 276 Unterzeichnern der Liste wurden 296 Exemplare bestellt. Der Preis war auf 2 Mark festgesetzt, sollte jedoch nach dem Erscheinen des Buches etwas erhöht werden. Jetzt konnte jeder Buchhändler ohne Gefahr von Geldverlust das Geschäft übernehmen, und so beförderte der Verfasser sein Manuskript zum Drucke nach Freyberg, wo es noch in demselben Jahre (1786) zur Michaelismesse gedruckt erschien (Literatur Nr. 31). Die Vorrede ist datiert: Hohnstein bei Stolpen am 13. September 1786.

Durch dieses Buch wurde Götzinger der literarische Erschließer der Sächsischen Schweiz. Selbstverständlich war die Gegend, die man jetzt mit diesem Namen benennt, nicht erst von ihm entdeckt; sie war schon früher bekannt, jedoch unter Benennungen, die

<sup>1</sup> Teils aus Literatur Nr. 8, teils nach Briefauszügen der Verlobten, die Herr Fr. Ohnesorge im Jahrbuch des Gebirgs-Vereins für die Sächsisch-böhmische Schweiz, Dresden, Oktober 1887, Seite 9 ff. bekannt gemacht hat.



Max Raphael Götzinger.



deutlich erkennen lassen, daß die Anschauung der Gegend damals einen ganz andern Eindruck auf die Leute machte als heutzutage. Man nannte diesen Landesteil „die Heide“ oder „die Felsen über Schandau“ und mied ihn als eine Wildnis, in der allenfalls der kurfürstliche Hof oder sonst hohe Herrschaften Bären und Wölfe jagen mochten. Diese Anschauung von Landschaften, welche wegen ihrer romantischen Schönheit heutzutage von den Touristen abgesehen und bewundert werden, war jahrhundertlang nicht bloß in Sachsen, sondern überall die gewöhnliche. Noch heutzutage finden sich unter den Anwohnern und Nachbarn solch wilder Landschaften Menschen genug, die nicht begreifen können, wie Stadtleute keuchend und schnaufend hohe Gebirge erklimmen mögen, um die Wildnis zu beschauen; sie kommen ihnen vor wie Narren. In der Welt der Gebildeten war eben im 18. Jahrhundert eine Änderung der Naturbetrachtung eingetreten. Man suchte jetzt das Schöne in der Natur und fand dieses Schöne im Romantischen; man reiste jetzt, um malerische Landschaften zu suchen und die Natur von ihrer poetischen Seite zu bewundern. Der französische Schriftsteller J. J. Rousseau gab dieser Zeitrichtung begeisternden Ausdruck in seinem Roman „Die neue Heloise“ (1758), indem er in poetischer Sprache die romantischen Gegenden des Wallis und die schönen Gestade des Genfersees schilderte. Mit dieser mehr schwärmerischen Hinneigung zur Natur, die sich fast mit der Schnelligkeit einer neuen Mode über die ganze gebildete Welt verbreitete, verband sich bald auch ein Interesse der Forschung, dem sich Männer der Wissenschaft, wie Linné, Abraham Gottlob Werner, Cuvier und viele andere, lebenslang hingaben. Manche protestantische Geistliche wandten sich von dem Gezänke der damaligen Theologie ganz ab, indem sie sich mit Zoologie oder Botanik beschäftigten oder die Geschichte ihrer Umgebungen zu erforschen und die Reize derselben darzustellen suchten.

Lebrecht Götzinger verband in seinem Buche „Hohnstein“ beides, die durch erhöhte Empfindung der Heimatliebe und Schönheit der Landschaft gesteigerte Seelenstimmung und die durch wissenschaftliche Beobachtung der Gegenstände nüchterne Anschauung derselben. Die Kritik nahm es günstig auf und ermunterte dadurch den jungen Mann zu weiterm Erforschen der Heimat.

Zu Anfang Aprils 1787 verließ Götzinger das Schloß Hohnstein, kehrte nach Sebnitz in das Elternhaus zurück und bewarb sich von hier aus um die Stelle des Diakonats zu Neustadt bei Stolpen, welche ihm zugesagt ward, so daß er sein Amt den 12. Oktober 1787 antreten konnte. Jetzt durfte er daran denken, einen eigenen Hausstand zu gründen. Am 28. Januar 1788 ließ er sich mit seiner Verlobten, Charlotte Bielitz, in der Kirche seines Diakonats trauen. Ihr frohes Gemüt, ihre Tüchtigkeit als Hausfrau, ihre Bildung und ihr frommer Sinn waren Eigenschaften der Braut, die geeignet schienen, eine glückliche Ehe zu begründen, wie er und seine junge Frau in dem Briefe vom 5. Februar 1788 an die teuren Eltern in Sebnitz<sup>1</sup> es bezeugen: „Wir leben so zufrieden“, schreibt er, „und so ganz glücklich, daß noch keine trübe Minute in unsere Seelen eingeschlichen ist.“ „Gerne“, fügt sie hinzu, „hätte ich mein lieb Männel auch gelobt; ich würde aber diesen Abend nicht mit Loben fertig werden.“

Als der Vater zwei Jahre nachher starb, nahm Lebrecht seine Mutter zu sich nach Neustadt. Das neue Amt beanspruchte seine Tätigkeit vermutlich so sehr, daß er seine Forschungen zunächst beiseite setzen mußte. Zur Erholung unternahm er jedoch

<sup>1</sup> Vergleiche Literatur Nr. 9.

öftere Wanderungen in das Bergland, und unvermerkt gestalteten sich dieselben nach und nach wieder zu Forschungswanderungen. Im Geleite seiner Knaben und ihrer Mitschüler durchstreifte er, sie wie er mit dem Quersack auf dem Rücken, fleißig Berg und Tal und sammelte mit ihnen allerhand Gestein, das daheim gewaschen, gesichtet und nach Ausscheidung des Unbrauchbaren in seinem Kabinett aufgestapelt wurde. Daraus erwuchs allmählich eine Sammlung von großem Werte, den der berühmte Werner, mit welchem G. sehr befreundet war, auf 3000 Taler schätzte. Auch Entomolog war G.; denn er besaß eine schöne Insektensammlung in vier Schränken. Überdies sammelte er auch zu einem Münzkabinett, freilich ohne bemerkenswerten Erfolg, da zu dieser Liebhaberei ein Aufwand erforderlich war, dem nur die Klasse vermöglicher Dilettanten gewachsen ist.<sup>1</sup> Als ein in seiner Gemeinde beliebter Prediger hat er auch einige Bände eigener Predigten herausgegeben.

Mittlerweile reifte in ihm der Gedanke, das, was er in seinem Buch über „Hohnstein“ veröffentlicht hatte, in ähnlicher Weise über ein größeres Gebiet auszudehnen. Er war jetzt infolge seiner vielen Exkursionen und sonstigen Vermehrung seiner Kenntnisse in den Stand gesetzt, ein nützlich und lehrreiches Buch über eine merkwürdige Gegend seines Vaterlandes zu schreiben. Die Veranlassung zu seiner Benennung „Sächsische Schweiz“, welche sich von da an festsetzte und immer weiter verbreitete, erwähnt er uns schon in seinem „Hohnstein“ (S. 11): „Die Gründe in der „Heide“, der Tiefen Grund bei Hohnstein und der „Hohnsteiner (Polenz-)Grund“ werden von zwei Reihen nackender Felsen eingeschlossen, die oft die wunderbarsten und grausesten Gestalten bilden und aus vielen Felsenstücken auf einandergesetzt zu sein scheinen. Man rühmt den Plauenschen Grund bei Dresden so sehr. Allein wer unsre Gründe gesehen hat, dem kommt jener nicht mehr so vorzüglich vor.“ Dazu macht er am Fuße der Seite die Anmerkung: „Alle Schweizer, welche die hiesige Gegend besucht haben, versichern, daß sie mit den schweizerischen Gegenden sehr viel Ähnlichkeit habe.“ Der Verfasser nennt also ganz zweifellos den Polenzgrund und den Tiefen Grund als die Gegenden, welche zu dem jetzt üblichen Namen „Sächsische Schweiz“ Anlaß gegeben haben. Offenbar hat er diesen Namen, wenn nicht selbst erfunden, so doch verbreiten helfen und sucht ihn folgendermaßen zu rechtfertigen:

„Man hat diese Benennung sehr unschicklich und sogar lächerlich gefunden, und sie ist allerdings geographisch unrichtig. Allein ich erwarte, daß die Gegner derselben die Gründe unparteiisch prüfen werden, die mich bewogen haben, mich ihrer dennoch zu bedienen. Nicht bloß aus der Ursache nenne ich mit andern diese Gegend die Sächsische Schweiz, weil ein großer Teil Naturfreunde, die sie sahen oder nicht sahen, sie bloß unter diesem Namen kennen und ich ihnen dadurch verständlicher werden wollte als durch den zu allgemeinen, auch auf andre sächsische Gegenden passenden und das Charakteristische der hier beschriebenen Gegend gar nicht anzeigenden Namen der sächsischen Sandsteingebirge.“ Dann zeigt er, daß man auch sonst vielfach Namen übertragen habe. „Man spricht von einem Westindien, obgleich dort kein Indus fließt, nennt eine heilsame Pflanze Isländisches Moos, auch wenn sie in Sachsen wächst. Man will auch durch die Benennung „Sächsische Schweiz“ weiter nichts sagen, als daß die so benannte Gegend mit den Gegenden der Schweiz viel Ähnlichkeit habe. Freilich wird man die ungeheuren Alpengebirge, die fürchterlichen Gletscher, die tiefen Täler und reißenden Waldströme hier nicht finden, die

<sup>1</sup> Ed. Köhler in Literatur Nr. 46, Seite 28.

man in der Schweiz sieht. Aber wer die Schweiz und unsre Gegend gesehen hat, gesteht es dennoch, daß sie durch ihre auffallend großen Felsenkuppen und Gestalten, ihre Menge tiefer ineinander verschlungener Felsentäler und beträchtliche Zahl sehr hoher Berge die reichsten und sehr viel wahre schweizerische Ansichten gebe. Das haben selbst geborne Schweizer gestanden, und eben sie waren die ersten, welche schon vor beinahe 20 Jahren dieser Gebirgsgegend den Namen der Sächsischen Schweiz gaben. Ja, sie und alle, welche beide bereisten, behaupten sogar, unsere Gegend habe von jener und den Tyroler und Kärntner hohen Gebirgen und Felsentälern den Vorzug, daß sie mit dem Rauhen und Ernsten weit mehr Sanftes und Reizendes verbinde, als dort in solcher Verbindung gefunden wird, und daß die Natur eine Mannigfaltigkeit sonderbarer Felsen- und Berggestalten und grotesker Täler dort nirgends in einem so kleinen Bezirke zusammen verbunden habe als hier.<sup>1</sup>

Nach des Verfassers gereifter Meinung zieht sich diese schöne Landschaft im östlichen Teile des Meißnischen Kreises über den Winterberg und Kuhstall auf der rechten Seite der Elbe bis nach Hinterhermsdorf und an die böhmische Grenze hinauf, auf der linken oder Königsteiner Seite bis über Rosental und wieder an die böhmische Grenze hinauf, und abermal auf der rechten Seite nach Norden bis auf den Falkenberg; sie begreift nach der Zivileinteilung des Landes das ganze Amt Hohnstein mit Rohmen und einen Teil der Ämter Pirna und Stolpen und dehnt sich in eine Länge von beinahe 5 Meilen und in eine Breite von 4 Meilen aus.<sup>2</sup>

Durch das Buch über Hohnstein wurden Einheimische und Fremde auf die Gegend aufmerksam. Zeichner, Maler und Schriftsteller durchstreiften die neuerschlossene Landschaft, ohne sich an die Grenzen zu halten, die G. in jenem ersten Buche seinem Gesichtskreise gesteckt hatte. Da entstand für sein Vorhaben die Gefahr, daß ein Konkurrent ihn überholte. Das trat dann auch teilweise ein; denn mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts erschien ein „Wegweiser durch die sächsische Schweiz, aufgestellt von C. F. Nicolai, Prediger in Rohmen. Pirna, G. Pinther 1801. 128 S. 12<sup>o</sup>. Mit einer Reisekarte.“ G. beschleunigte jetzt offenbar die Vollendung seines Manuskripts und betrat auch für sein neues Werk den Weg der Subskription, indem er im Herbst 1803 es mündlich durch Freunde und schriftlich durch Zeitungen ankündigen ließ. Es unterschrieben sich in Summa 800 Abnehmer nicht nur aus Sachsen, sondern aus ganz Deutschland (aus dem Bereiche unsers Bodensee-Geschichtsvereins niemand; dagegen bestellte die Buchhandlung von Drell, Füßli & Co. in Zürich 6 Exemplare). Im Jahre 1804 erschien das neue Werk „Schandau“, in der Vorrede datiert von „Neustadt bei Stolpen den 19. April.“<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Vergleiche Literatur Nr. 33, 1804, Vorrede Seite I—VI. — Seit her hat man eine Anzahl andrer schönen Gegenden, besonders in Deutschland, mit dem Namen „Schweiz“ bezeichnet. Man kennt eine böhmisch-fränkische, Froshburger (bei Leipzig), holsteinsche, livländische (bei Kremona und Treiden, nordöstlich von Riga), märkische (1. bei Eberswalde, 2. bei Pukow, südlich von Frankfurt a. D.), masurische (südlich von Königsberg), pommerische, voigtländische (bei Plauen) ungerechnet die in andern Erdteilen, z. B. in Afrika.

<sup>2</sup> Eine Karte der Sächsischen Schweiz hat W. L. Götzinger selbst entworfen und seinem Buche „Schandau“ beigegeben; andre neue sind: D. Andrée, Spezialkarte der Sächsisch-böhmischen Schweiz, Dresden, Adler & Diege 1862 (Pettermann, Mitteilungen 1862, Seite 467; Elisée Reclus, Nouvelle Géographie universelle, T. III, p. 762. Ferner die den Reisehandbüchern von Bädcker u. beigegebenen Rärtchen.

<sup>3</sup> Siehe Literatur Nr. 33. Es erlangte 1812 eine zweite Auflage.

Gerechten Anforderungen seiner Zeit entsprach das Buch seinem Inhalte und seiner Form nach allseitig. Es wollte kein notizenhafter Wegweiser für Landfahrer oder Touristen sein, aber auch kein Hymnus auf das engere Vaterland, sondern eine verständige Belehrung bieten über die mannigfaltigen, bisher wenig oder nicht beachteten interessanten Erscheinungen jener Gegend. Dem entspricht nun auch die Darstellung und der Stil des Buches; es ist gleichweit entfernt von einem trocknen Merkbuch wie von einem schwülstigen Dithyrambus; in nüchternem, aber gutem Deutsch macht es den Leser mit allem bekannt, was über den Gegenstand wissenswert ist. Es will gelesen, nicht bloß nachgeschlagen sein.

Gözingers Lebensabend gestaltete sich düster. Seine Mutter, die er nach dem Tode ihres Gatten (1790) nach Neustadt genommen, um sie mit seiner inzwischen sehr krank gewordenen Gattin sorgfältig zu pflegen, starb den 7. Mai 1805, nachdem sie ihr Leben auf 76 Jahre gebracht hatte. Härter noch traf ihn ein anderer Todesfall. Seine Charlotte, geb. Vielitz, die sich sonst einer kräftigen Gesundheit erfreut hatte, unterlag zum größten Schmerz ihres teuren Gatten und ihrer Angehörigen einer sehr heftigen Krankheit, indem sie am Montag den 25. März 1811 in einem Alter von erst 44 Jahren ihrem Gatten und ihren Kindern durch den Tod entrißen ward, kurze Zeit bevor G. in Neustadt vom Diakon zum Pfarrer vorrückte. Ihr Hingang zerstörte ein schönes häusliches Glück; sie schied von den Ihrigen viel zu früh, zumal für die Kinder, namentlich für den jüngsten Knaben Max, der noch nicht zwölf Jahre alt war und der treuen Mutterliebe noch so sehr bedurft hätte. Aus ihrer Ehe waren sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter, entsprossen, von denen jedoch die beiden jüngern Töchter schon im Kindesalter starben. Der Vater unterrichtete seine Kleinen nicht selbst, sondern schickte sie zugleich mit denen anderer angesehenen Familien in eine zu Neustadt bestehende Sammel-  
schule. Er für seine Person verabsäumte indes keineswegs, ihr geistiges Auge aufzuschließen und ihnen bildende Stoffe mehr als einer Art zuzuführen. Dasjenige Buch, welchem er solche am liebsten und eifrigsten entnahm, war das große Buch der Natur. Allein es mangelte etwas in dem Haushalt des Pastors G., nämlich die mütterliche Erziehung. Indem er dies einsah, schritt er zwei Jahre nach dem Tode der ersten Gattin zur zweiten Ehe, und zwar mit Sophie Karoline Fiebiger, der Witwe eines Pfarrers. Leider war diese Wahl keine so glückliche, wie die Kinder erster Ehe in ihrem Hochzeitsgedichte freudig hofften,<sup>1</sup> worin die Verse vorkommen: „Sieh, es führt der vielgeliebte Vater Heute uns die zweite Mutter zu, Eine Mutter, deren Güte und Milde der Entschlummerten so herrlich gleicht. . . Sei willkommen uns! Zum Weihgeschenke Bringen wir ein Herz voll Liebe dar. Sei gegrüßt! Sei unsre zweite Mutter, So wie es die Frühentschlafne war! . . . Dank dir, Vater! Eine edle Mutter Gabst du uns durch lang geprüfte Wahl. Sei denn glücklich!“ Die neue Gattin hatte wenig Herz für die Stieffinder; sie verbitterte, wie es hieß, durch ihre Lieblosigkeit auch dem Vater seinen kurzen Lebensabend und zog sich nach dessen Tode ganz von der Familie zurück. Daß sie auch, wie so manche Witwe eines Gelehrten, keine Pietät für des verstorbenen Gatten gesammelte wissenschaftliche Schätze hegte, zeigte sich, indem sie dessen wertvolle Sammlungen, die Gözingers Freund Werner für Freiberg bestimmt hatte, zerstreuen und verzetteln ließ.

Gözinger überlebte seinen zweiten Ehrentag nur noch fünf Jahre. Seine Kraft

<sup>1</sup> Abgedruckt in der „Literatur“ Nr. 37, Seite 38.

hatte schon gelitten unter den Drangsalen und Verlusten der Kriege gegen Napoleon, wovon auch sein Haus heimgesucht worden, abgesehen von dem Herzeleid, das ihm der Tod seiner treuen ersten Lebensgefährtin, und von der Enttäuschung, die ihm seine zweite Wahl verursacht hatte; es heißt auch, die außerordentlichen Anstrengungen, die er sich zumutete, um im Oktober 1817 das Jubelfest der Reformation würdig begehen zu können, hätten seinem Leben ein unerwartetes Ende gemacht. Er starb im 60. Lebensjahre am 23. April 1818, tief betrauert nicht bloß von den Seinen, sondern von seiner ganzen Gemeinde, die gleich seiner Vaterstadt Sebnitz sein Andenken in Ehren hält. Nach den Überlieferungen war er ein heiterer und aufgeweckter Mann mit schönem Augenausschlag und geistvollem Blicke, rastlos tätig und vielseitig gebildet.<sup>1</sup>

Gözingers überlebende Tochter, Charlotte Wilhelmine, verheiratete sich erst spät 1829, bereits über 40 Jahre alt, mit dem alten Schulfreunde ihres Vaters, dem Pfarrer Essen zu Langenwolmsdorf (Seite 152). Die Söhne dagegen kamen zeitig aus dem unglücklichen Elternhause in Neustadt. Karl Wilhelm G., der sich seiner jüngern Brüder treulich angenommen, war schon im Todesjahre des Vaters 1818 Kaufmann und Bürger in Dresden. Dessen zwei überlebende Töchter (er starb 29. XII. 1864) machten gute Partien.

Die ältere, Marie Wilhelmine, heiratete am 24. Mai 1852 den Gymnasiallehrer Gandtner, der bis zum Kurator der Universität Bonn emporstieg; die jüngere, Helene Wilhelmine, vermählte sich am 20. Juli 1857 mit dem Kaufmann Hefster in Leipzig (gestorben 1874).

Der zweite Sohn Lebrechts, der als Artillerieoffizier verstorbene Ernst Wilhelm, galt für den schönsten Mann der sächsischen Armee und war um seiner Kenntnisse, soldatischen Bravour und geselligen Eigenschaften willen der Liebling aller seiner Kameraden; er würde es allem Anscheine nach zu hohen Chargen gebracht haben, wenn ihn nicht die tödlich gewordenen Folgen einer Erkältung auf dem Heimwege von einem Winterballe schon im Alter von 30 Jahren dahingerafft hätten.<sup>2</sup>

Der dritte und jüngste Sohn, Max Wilhelm, wurde der Stammvater der schweizerischen Linie des Geschlechts, und wird als Germanist im folgenden Abschnitte behandelt werden.

Es fehlte nicht an Beweisen hoher Verehrung des unvergeßlichen Pfarrers in Versen und in Prosa, welche eine Anzahl Bürger sowie der gesamte Stadtrat von Neustadt an die Öffentlichkeit gaben.<sup>3</sup> Im Jahre 1834 ließen die Führer der Sächsischen Schweiz

<sup>1</sup> Ein Bild von ihm in Literatur Nr. 35; ein andres in Lebensgröße ging in den Besitz seines ältesten Sohnes Karl Wilhelm über. Siehe Köhler in Literatur Nr. 46, Seite 27. Literatur Nr. 19. Kirche zu Neustadt, Literatur Nr. 24, Seite 6.

<sup>2</sup> Siehe Köhler in Literatur Nr. 46. Dohnesorge, Literatur Nr. 35, Seite 15.

<sup>3</sup> Zwei Gedichte, eins unterschrieben von 22 Verehrern und Freunden aus der Stadt, und eins gewidmet von den sämtlichen Mitgliedern des dortigen Stadtrats am Tage seiner Bestattung den 26. April 1818, abgedruckt in Literatur Nr. 38, 39. — Sein Bildnis hängt in der Sakristei (Taufhalle) der Neustädter Kirche. — Sein Grab befindet sich an der Mauer neben dem Pfarrhause zu Neustadt. Das Kreuz desselben trägt auf der Blechtafel die Inschrift: „Dem Andenken unsers unvergeßlichen Freundes und Lehrers Herrn Pastor W. L. G. von seinen Verehrern gewidmet. Er starb den 23. April 1818“; am Fußsteine steht der Vers aus Ebräer 13,7 in Bogen geschrieben. Skizze davon in den „Bergblumen“ 1886, Literatur Nr. 24, 25, 8<sup>b</sup>. Siehe Literatur Nr. 43, 12, 35, S. 18.

bei ihrem Fasteifeste eine weiße Marmortafel mit den Bildnissen Gözingers und Nicolais an der Fasteibrücke anbringen.<sup>1</sup> Als aber das Jahr herannahte, wo es geboten schien, das Andenken des verdienten Mannes in weitem Kreise des Sachsenlandes aufzufrischen, da ließ es sich der Gebirgs-Verein für die Sächsisch-böhmische Schweiz nicht nehmen, das erste literarische Auftreten Gözingers für die Wertung der schönsten Gegend des Heimatlandes gebührend zu feiern. Wie billig ging die Sektion Neustadt bei diesem Vorhaben voran. Sie benannte den nächsten Berg bei der Stadt, der einen prächtigen Ausblick gewährt, „Gözingerhöhe“ und zierte denselben mit einem 25 m hohen eisernen Aussichtsturm und einer Widmungstafel, welche beide bei Gelegenheit der Generalversammlung des Gebirgs-Vereins am 9. September 1883 eingeweiht wurden.<sup>2</sup>

Den ersten Akt der eigentlichen „Gözinger-Zentenarfeier“ verlegte der Verein auf die halbinselähnliche Hochebene nordwestlich vom Königstein, die von der Elbe in einem Bogen umflossen und im Süden von den beiden Dörfern Struppen und Thürmsdorf begrenzt wird. Dort befindet sich unweit des Kleinen Bärensteins eine Felsengruppe, die eine der interessantesten Höhlen der Sächsischen Schweiz bildet. In frühern Zeiten soll dieselbe der Schlupfwinkel von Dieben und Räubern gewesen sein; sie heißt daher bis heutigen Tag der Diebskeller. Von der ersten Besichtigung dieser Höhle, die er in seinem Werke Schandau (1804 Seite 133, 1812 Seite 120) ausführlich beschreibt, leitete G. seine Liebe zur Naturbetrachtung her. Hieher begaben sich am Vormittag des 12. Septembers 1886 die Festteilnehmer. Nach freundlichem Empfang durch Musik und Gesang und einiger Erfrischung hielt Lehrer Gröschel als Stellvertreter des in Geschäften abwesenden Vereinspräsidenten eine warm empfundene Ansprache an die Versammlung, indem er am Schlusse, als die Gedenktafel enthüllt war, dieselbe weihte; sie trägt die Worte: „Dem Andenken Wilhelm Lebrecht Gözingers, der hier die erste Anregung empfing zur Erforschung der Naturschönheiten der Sächsischen Schweiz.“ Nach dem gemeinschaftlichen Gesang des Liedes „Heimat, Heimat! Land der Liebe!“ brach man auf nach Rathen, setzte dann über den Strom nach dem rechten Ufer der Elbe, um das Bergstädtchen Hohnstein zu erreichen, wo man sich im Schützenhause versammelte. Hier empfing man mündliche, telegraphische und briefliche Grüße (letztere aus Berchtesgaden von zwei Enkelinnen des Jubilar's, Marie Gandner, geb. G., und Helene Hefster, geb. G., nebst einer Geschenksanweisung von 100 Mk.). Den Festvortrag hielt Professor Dr. S. Ruge über die literarische Tätigkeit G.'s. Er betonte dabei, wie G. nicht nach Art der meisten touristischen Schilderungen trockne topographische Notizen gegeben, sondern sein tiefes Gemüt habe mitsprechen lassen. Kein deutsches Gebirgsland habe wie unsres den Ruhm, daß der erste Schriftsteller über dasselbe zugleich als ein Klassiker bezeichnet werden müsse, auf dessen Schilderungen sich alle seine Nachfolger berufen.<sup>3</sup> Da die

<sup>1</sup> Siehe Literatur Nr. 24, S. 6.

<sup>2</sup> Siehe Literatur Nr. 43, Nr. 8, Seite 58, Literatur Nr. 24, 25 und Literatur Nr. 46, Seite 27, 28.

<sup>3</sup> Die Rede des Herrn Dr. S. Ruge ist gedruckt in Literatur Nr. 35, Seite 19—37. Vergl. Literatur Nr. 43, Nr. 9. Ein Artikel von C. A. Rommel über „das Romantische in der Natur“ im Pirnaer Anzeiger vom 12. September 1886 (Nr. 212) brachte den Nachweis, daß G. es war, der das Wort „romantisch“ in Bezug auf die Berge der Sächsischen Schweiz zuerst anwendete, wie man es übrigens zur Bezeichnung von Landschaften wilden Charakters schon im ganzen 18. Jahrhundert seit Brockes gebrauchte.

Stadt Sebnitz die Vaterstadt ist, wo G. seine Jugendzeit verlebte, so fand sich daselbst die Sektion des Gebirgs-Vereins veranlaßt, ihrem „Sebnitzer Chronisten“ noch eine besondere Feier am 7. November 1886 zu bereiten, welche von dem Vorsitzenden der Sektion, Herrn Schuldirektor Ohnesorge unter Mitwirkung des Sängerbundes angeordnet worden war. Von den Nachkommen des Gefeierten waren auf Einladung erschienen Frau Helene Hefster aus Leipzig und deren Sohn Dr. med. Arthur Hefster (siehe genealogische Tafel). Die Feier begann um 4 Uhr nachmittags mit einem Festzuge vom Gasthof „zur Stadt Dresden“ über den großen viereckigen Marktplatz durch einige Seitenstraßen nach dem freien Platz hinter der Kirche. Dort machte der Zug Halt, um einen seit 13 Jahren gezogenen jungen Eichbaum aufzunehmen, und bewegte sich alsdann zum Festplatze. Nachdem der Sängerbund eine der Horazischen *Integer vitae* nachgebildete Ode gesungen hatte, leitete Stadtpfarrer Zentsch die Pflanzung der Gözinger-Eiche in einer schwungvollen Rede ein. „Wir wollen dich pflanzen und pflegen“, so schloß er, „als ein Ehrendenkmal vergangener Zeit, als ein Zeugnis für die Gegenwart von unsrer Liebe zur Natur und unsrer Freude an der heimischen Gebirgswelt, und als eine stete Mahnung zu deutscher Kraft und Treue für das Geschlecht der Zukunft!“ Nach dieser Rede erfolgte die Pflanzung der jungen Eiche. Zwei neue Schaufeln lagen zu dem Zwecke bereit. Jeder der Festteilnehmer, die Enkelin und der Urenkel G.'s voran, warf eine Schaufel voll Erde auf die Wurzeln. Große Freude erregte es, als drei Telegramme verlesen wurden, eines von Frau Marie Gandner in Bonn, eines von Max Gözinger in Basel und eins von dessen Schwester Frau Ottilie Hug in Zürich. Unter Musikbegleitung setzte sich der Festzug nach dem Gasthof „zur Stadt Dresden“ zurück. Der Saal, in welchem die Feier ihren weiteren Verlauf nahm, war im Hintergrund ziemlich naturgetreu unter Zuhilfenahme junger Fichten mit dem Bilde der Ruhstallhöhle dekoriert und machte einen imposanten Eindruck. Jetzt erhob sich Herr Direktor Ohnesorge und schilderte in einer einläßlichen Rede das Leben und Wirken G.'s, wozu er manche ganz neue Mitteilungen benutzen konnte. Zum Schlusse ward unter andern der vom Jubilar seinerzeit in der Ruhstallhöhle gedichtete Rundgesang nach der Melodie „Freude, schöner Götterfunken“<sup>2</sup> gesungen. Als dritten Teil der Festfeier trug der Sängerbund noch ein reiches Programm seiner Lieder in trefflicher Weise vor, und zuletzt gruppierte sich das jugendliche Sachsenvolk zu einem fröhlichen Tanze.

Das Geschenk der beiden Enkelinnen G.'s im Betrage von 100 Mk. wurde vom Gebirgsverein der Sektion Hohnstein überwiesen zur Herstellung eines G.-Denkmals im Bärergarten. Das von Friedr. Heynert in Schandau geschaffene, sehr ähnliche Medaillon-Portrait G.'s befindet sich an einem Felsen am Wege durch den Bärergarten gleich neben dem Wasserfalle. Die Stelle ist sehr gut gewählt, da man von da aus einen prächtigen Blick auf das hoch auf steilen Felsen liegende Schloß zu Hohnstein hat, was dem Denkmal einen neuen Reiz verleiht. Das Denkmal selbst ist aus dem natürlichen Felsen herausgearbeitet, was bei der Härte desselben keine leichte Arbeit gewesen ist.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Festberichte in Literatur Nr. 42 und in Literatur Nr. 43, Nr. 11.

<sup>2</sup> G. hatte es zu einem kleinen Familienfeste auf den 2. Juli 1802 gedichtet. Es ist abgedruckt in „Schandau“, 1. Aufl. S. 261, 2. Aufl. S. 289 und enthält acht Strophen.

<sup>3</sup> Über die Anweisung des Geschenkes an die Sektion Hohnstein siehe Literatur Nr. 43, Nr. 11, S. 99. Über die Einweihung dieses Denkmals am 31. Juli 1887 bringen Literatur Nr. 28 vom 16. August Seite 57 und 61 Skizzen; weitere Berichte in den sächsischen Zeitungen.

Es mag noch erwähnt werden, daß ein interessantes Erbstück der Familie G. aus Sachsen nach der Schweiz an M. W. Göginger gekommen ist, nämlich ein gesticktes Tafeltuch mit vier Feldern. Auf dem ersten Felde sieht man eine Bibel, von den Strahlen einer großen Sonne beleuchtet. Ein starker Kämpfer erhebt sich vor ihr auf einer Kanzel und beleuchtet sie mit seiner Fackel. Sein Name Martin Luther steht auf der Kanzel, dazu Augsburger Confession und Katechismus; darunter liest man den Vers: „Gottes Wort und Luthers Lehr vergehen nun und nimmermehr.“ Das zweite Feld zeigt einen hohen Felsen, dem ein Kreuzifix eingefügt ist; auf seiner Spitze thront eine Kirche. Die hinzugefügte Inschrift lautet: „Die Kirche Christi, so auf diesen Fels gegründet.“ Das dritte Feld trägt die ritterliche Gestalt Gustav Adolfs, auf dessen Schild die Widmung sich befindet: Rex Gustavo (?), mit der Unterschrift: „Ich hab' für diesen Fels bis in den Tod gestritten.“ Auf dem vierten Felde folgt König Karl, auf seinen Schild gelehnt, der seinen Namen zeigt: Rex Carolus XII., dazu die Unterschrift: „Ich folg' Gustavo nach in seiner Tugend Sitten.“ — Karl XII. von Schweden soll bei seinem Durchzuge durch Schlessien (1706) den Auftrag gegeben haben, solche Tafeltücher zu wirken, und die Widmung auf Gustav Adolfs Schilde deutet allerdings sehr bestimmt auf eine Bestellung durch den König hin. Wie nun ein solches Tafeltuch in den Besitz der Familie G. gekommen sei, darüber ist die mündliche Überlieferung nicht ganz einig. Auf der einen Seite berichtet man, einer der Vorfahren sei dem Könige Karl XII. nach Schweden gefolgt, und von ihm stamme das Tafeltuch her. Damit könnte Lebrechts Großvater Johann Friedrich gemeint sein, der als Kandidat der Theologie zehn Jahre lang in adeligen Häusern Hauslehrer war. Wenn nun auch nicht wohl anzunehmen ist, daß dieser Kandidat nach Schweden gegangen sei, so könnte er das merkwürdige Tafeltuch bei seiner Hochzeit<sup>1</sup> mit Jungfrau Anna Maria Müller 1716 oder bei der Taufe eines seiner Söhne von der gräflichen Familie v. Schönburg, deren Pfarrer und Beichtvater er war, zum Geschenk erhalten haben. Auf der andern Seite behauptete Max G., Uhrmacher in Basel, nach Aussagen seines Vaters Max Wilhelm Gögingers in Schaffhausen und seines Onkels, des Kaufmanns Karl Wilhelm in Dresden, stamme das Tafeltuch von einem Großonkel Lebrechts, einem Bruder des Joh. Friedrich, Pastors in Wechselburg, her, den Karl XII., da er als Student in Wechselburg weilte, in Kriegsdienste aufgenommen habe; derselbe soll schnell bis zum Major avanciert, in der Schlacht bei Pultawa aber (1709) geblieben sein. Sicher ist, daß dieses Tuch bei der Linie Joh. Karls blieb, und vermutlich hat es Prof. M. W. G., wie aus seinen Briefen von 1833 hervorgeht, von seinem Bruder Karl Wilhelm in Dresden als Andenken an seine den 3. Dezember 1832 gestorbene Schwester Charlotte Wilhelmine in Anspruch genommen.

Mit Recht wird die Pietät angemerkt, womit die Familie in ununterbrochener Kontinuität ihren Täuflingen den Namen Wilhelm oder Wilhelmine beilegt, wie das in alter Zeit Sitte war. Hingegen soll das Tischgebet, welches angeblich von allen Enkeln Lebrechts festgehalten worden sei, nur in Zürich, Bonn und Leipzig bei den Nachkommen geblieben sein.

<sup>1</sup> Div. Ohnesorge in Literatur Nr. 35, Seite 13.



### III. Max Wilhelm Gözinger als deutscher Sprachforscher.

Als Lebrechts Gattin erster Ehe, Charlotte Bielig, am 25. März 1811 starb, wohnte der verwitwete Gatte noch in der Diakonatswohnung zu Neustadt, die mit dem einen Giebel auf die Gräber des Kirchhofs, mit dem andern auf die Niedergasse schaute und auf beiden Seiten von Bürgerhäusern eingeschlossen war. Damals erfreute sich die aus etwa 300 Häusern mit 1500 Einwohnern bestehende kleine Stadt Neustadt bei Stolpen, die wegen ihrer stark begangenen Verkehrswege nach Böhmen und nach der Lausitz eine sehr günstige Lage hatte, wichtiger Vorteile für den Handel, der dort wohl gedieh. Die Einwohner bewiesen sich auch als sehr betriebsam, besonders in Handwirkerei; denn dort und in der Umgegend fertigten die Leute allerlei Artikel in Rinnen für den Hausbedarf, welche von Handelsgeschäften an Abnehmer in der Nähe und Ferne vermittelt wurden. Von den vielen Strumpffrickern ganz abgesehen, zählte man damals 160 Leinwebermeister, welche mit ihren Gesellen und Lehrlingen mehr als 300 Stühle betrieben und die zu Bettwäsche, als Anzügen und Laken, gangbaren Gewebe lieferten. Stark besucht waren daher die Neustädter Jahrmärkte, wodurch sich dieser Platz vor den Schwesterstädten des Landes auszeichnete. Heutzutage ist freilich die Leinwand-Manufaktur daselbst wie überall längst vor dem Fabrikbetrieb zurückgewichen, weil sie zum Teil andern Gewerben hat Platz machen müssen.

In demselben Jahre ward Lebrecht G. vom Diakon zum Pastor befördert und durfte nunmehr das Pfarrhaus in Neustadt als Amtswohnung beziehen. Zwei Jahre hernach, den 2. März 1813, führte er seine neue Gattin, die Fiebiger, über die Schwelle dieses Pastorats, zu einer, wie bereits erwähnt, nicht eben glücklichen Ehe; denn seitdem die Stiefmutter in des Vaters Hause waltete, scheinen die Kinder nicht mehr alle daheim geblieben zu sein. Karl Wilhelm, der als Kaufmann in Dresden ansässig war, nahm sich seiner Geschwister, soweit es ihm möglich war, in brüderlicher Weise an. Ernst diente vermutlich bereits in einer Artillerieschule, und Friedrich studierte wahrscheinlich auf der Universität oder wartete in Dresden als Kandidat schon auf eine Pfarrstelle. Vielleicht nur Lotte, die älteste, und Max, der jüngste, weilten noch im Vaterhause. Max ward vom Vater zum Eintritt in eine höhere Schule vorbereitet. Der Alte hatte zu dessen weiterer Schulung aus mehrern Gründen das bewährte, schon 1532 gestiftete Gymnasium in der wendischen Stadt Bautzen (Budissin), dem Hauptort der sächsischen Ober-Lausitz, auserwählt. Die in einer herrlichen Gegend auf einem Granitfelsen am rechten Ufer der Spree, an der Hauptstraße von Dresden nach Breslau gelegene Stadt umfaßte zu jener Zeit etwa 9000 Einwohner (ungefähr halb so viel als heutzutage), wovon  $\frac{1}{5}$  wendischer,  $\frac{4}{5}$  deutscher Abkunft waren.

Das Gymnasium, in seiner Lehrordnung durch den in der Geschichte des höhern Schulwesens rühmlich bekannten Rektor Friedrich Gedike am Ende des 18. Jahrhunderts umgestaltet, zählte damals etwa 200 Schüler in vier, oder, indem die oberste wieder in drei Abteilungen zerfiel, in sechs Klassen (Prima, Secunda, Tertia, Quarta) mit anderthalbjährigen Kursen und sechs Lehrern. Der Grundcharakter der Anstalt war der eines klassischen Gymnasiums; doch konnten auch künftige Lehramtskandidaten für Landschulen und junge Leute, welche sich gewerblichen Berufsarten widmen wollten, die Schule mit Nutzen besuchen; denn der Lehrplan räumte den Realien ein beträchtliches Maß von Stunden ein. Als

Rektor stand jetzt Karl Gottfried Siebelis der Schule vor, ein Mann, von dem es hieß, daß er stets mehr sein als scheinen wollte. Das Schulhaus trug die sinnvolle griechische Inschrift: „Kein Eintretender sei den Musen fremd!“ Für bedürftige Zöglinge war die Schulanstalt mit mancherlei milden Stiftungen versorgt.

In diese Schule brachte Pastor Lebrecht G. im Frühjahr 1813 seinen Jüngsten, und seinen Kenntnissen gemäß ward derselbe in Secunda eingereiht, wo er den gesamten Unterricht, nämlich Religion 3 Std., Latein 13—14 Std., Griechisch 2—3 Std., Naturkunde mit Physik 2 Std., Mathematik 1 Std., Geographie 2 Std., Geschichte 2 Std., Deutsch 1 Std.; zusammen 26—28 Std. von vier Lehrern erhielt. Wenn man den Stand der Klasse ungefähr nach dem Lateinischen bemessen darf, so sei erwähnt, daß hier Justin, Caesar, Nepos und Ovid behandelt wurden. Von einigem Interesse ist, daß hier unser künftige Germanist in der einen Deutschstunde lediglich sich im Deklamieren und im Stil üben konnte, wobei mehr auf grammatische Korrektheit als auf Eleganz des Ausdrucks gesehen ward. Damals hielt man den Unterricht im Deutschen an Gymnasien fast überall für nahezu überflüssig neben den beiden klassischen Sprachen; aber gerade der neu eingetretene Knabe sollte dereinst ein hervorragender Begründer des deutschen Unterrichts in deutschen Landen werden.

Indessen war das Jahr 1813 für den Schulbesuch zumal in Sachsen sehr ungünstig wegen der Kriegsläufe, die das Land vom Frühling an beunruhigten; denn nachdem Kaiser Napoleon am 2. Mai die Verbündeten bei Groß-Görschen oder Lützen besiegt und diese sich nach der Lausitz zurückgezogen hatten, rückte er ihnen nach und nahm Stellung in Dresden. Da er erfuhr, daß sie sich in der Gegend von Bautzen gesammelt hätten, brach er mit einem übermächtigen Heere — die Angaben schwanken zwischen 150 000 und 170 000 Mann — gegen sie, die ihm nur 83 000 Mann entgegenstellen konnten, auf und lieferte ihnen am 20. Mai eine Schlacht, worin er sie besiegte. Trotz hartnäckigem Kampfe geriet die Stadt in die Hände der Franzosen. Am folgenden Tage zog sich der Krieg auf die Landschaft, wo ein Dorf um das andre in hellen Flammen aufging und alle Vorräte vernichtet wurden. Ungeachtet die Verbündeten aufs tapferste kämpften, hätten sie doch abermals eine entschiedene Niederlage erlitten, wenn nicht Blücher das Heer des Feindes abzuwehren vermocht hätte. Napoleon siegte, aber keineswegs entscheidend; seine Gegner „brachen die Schlacht ab“, wie man seither sich ausdrückt, um darzutun, daß man ohne völlig geschlagen zu sein, in Ruhe und Ordnung den Kampf aufgebe, auf daß nicht alles aufs Spiel gesetzt werde. Napoleon hatte an Toten und Verwundeten mindestens 20 000 Mann verloren, während der Verlust der Verbündeten nur halb so groß war; dabei hatte er weder Gefangene gemacht noch Geschütze erbeutet. „Nach einer solchen Schlächtere!“ rief er ärgerlich aus, „kein Erfolg, keine Gefangenen! Nicht einen Nagel lassen mir diese Leute übrig!“ Dazu verlor er seinen vertrautesten Freund, den Großmarschall Duroc, welcher dicht an seiner Seite von einer Kanonenkugel zerschmettert ward.

Der Krieg zog sich jetzt über Sachsens Grenze hinweg; dann kam der Waffenstillstand bis zum 16. August; es folgten die Schlachten bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Dresden, Kulm und Mollendorf und zuletzt bei Leipzig. Von Max Gözingers Erlebnissen während dieser Zeit erfahren wir einzelnes wenige aus einem Briefe von ihm an seinen Bruder Karl, den Kaufmann in Dresden.

Bautzen, den 9. November 1813. Daß es Dir in Dresden nicht immer mag gut gegangen sein, glaube ich, und Ich und die Eltern haben jetzt immer an Dich gedacht und Sorge getragen, sowie auch Lottchen und Wilhelm. Ich bin jetzt auf 9 Wochen (vom 17. August bis 19. Oktober) zu Hause gewesen. Denn die Franzosen vermauerten unsre Schulfenster und machten die Gebäude zum Blockhause, verbarricadierten, verrammelten es, so daß die Lehrer alle ausziehen mußten. Die meisten Schüler giengen nun zu Hause (so) und auch Ich und Hantschel. Zwar gieng die Schule 8 Tage nach unserm Abgange wieder an; allein nun konnten wir vor den hiesigen Truppen nicht wieder heraus und mußten bis zum 19. Oktober in Neustadt bleiben. — Ja, wohl habe ich hier so manchen Soldaten gesehen und sehe sie jetzt noch, — daß ich nach Secunda gekommen bin, wirst Du wohl schon wissen. Ich habe hier für Sonntags einen Tisch bei Libuschens, Mittwochs bei Roua's, Donnerstags bei Fiebigers (das freilich kein angenehmer ist)<sup>1</sup> und Freitags bekomme ich vom Auditor Fiedler das Taschengeld. — Französische Stunden habe ich bei unserm Lehrer, dem Cantor [Gottlob Friedr. Köschel], wo ich freilich nicht viel mehr lerne als Du in Pirna; daher ich bei einem hiesigen Sprachmeister Stunden zu nehmen den Vater bitten werde.“

Aus der Schulzeit Max G.'s ist uns sonst nichts überliefert, als daß in dem Programm von 1817 und in der Prüfungsordnung für die 3. und 4. Klasse nach dem Examen in der Geographie 2 Lektionen „ein Gespräch über die Negerflaven-Haltung von Oberprimaner Gözinger“ erwähnt wird. In dem Programm von 1818 heißt es bei den „kurzen Nachrichten von dem Bautzener Gymnasium“ Seite 3: „Nach diesem Examen werden folgende Primaner, wovon die 9 ersten in Oberprima sitzen, auf die Universität gehen.“ Von den 9 steht an fünfter Stelle: „Max Wilhelm Gözinger aus Neustadt bei Stolpen, 18 Jahre alt, 3 $\frac{1}{2}$  Jahr Primaner, studiert Theologie in Leipzig.“ Da in der Prima drei Jahrgänge vereinigt waren, so saßen die Schüler lange darin, manche 5, die meisten 4 Jahre. Die Schülerzahl betrug 1818, als G. abging, zusammen 203 (72 in Prima mit den Abiturienten, 35 in Secunda, 45 in Tertia, 51 in Quarta). Der bedeutendste Mitschüler G.'s, der ein Jahr nach ihm abging, war Heinrich Lebrecht Fleischer, der später als Professor der orientalischen Sprachen in Leipzig sich einen Namen machte.<sup>2</sup> Ein anderer war wohl Ernst Houwald aus der Lausitz.

Eben als Max G. zur Universität abgehen sollte, starb sein Vater den 23. April 1818. Da der Verstorbene kein Vermögen hinterließ, weil er bei der ansehnlichen Kinderzahl und den spärlichen Einkünften eines Geistlichen in damaliger Zeit kaum etwas hatte beiseite legen können und die Stiefmutter das Wenige nicht zum Nutzen der Kinder erster Ehe scheint verwendet zu haben, so war Max als angehender Student der hilflosbedürftigste seiner Söhne. Da aber zeigte es sich, wie dankbar des Vaters Gedächtnis in der Gemeinde fortwirkte. Mehrere Neustädter Bürger vereinigten sich zu einer halbjährigen Unterstützung von 50 Talern, mit dem Anerbieten, erforderlichen Falls noch mehr zu tun. Dieser edelmütige Entschluß kam auch anfänglich zur Ausführung; allein es scheint, daß Max durch solche Großmut sich beengt fühlte. Genug, er lehnte fernere Zuflüsse aus seiner Vaterstadt ab, vermutlich weil er fürchtete, durch Annahme derselben Verbindlichkeiten auf sich zu laden, welche ihm den Gehern gegenüber die Hände binden

<sup>1</sup> In dem Subskribenten-Verzeichnis zu dem Buche „Schandau“ 1804 erscheinen die Namen: Kaufmann Liebusch in Bautzen, Senator und Stadtmajor Roux in Bautzen, Karl Aug. Fiebigers, Banquier in Bautzen, Accisinspektor Fiedler in Bautzen.

<sup>2</sup> Vergl. Literatur Nr. 49 und briefliche Mitteilungen des Rektors, Herrn Dr. Schubart, der auch eine Abhandlung zur Geschichte des dortigen Gymnasiums in den zwei Programmen der Schule von 1863 und 1864 geschrieben hat.

mochten. Die Ablehnung geschah aber in einer Weise, die ihn nicht im mindesten undankbar erscheinen ließ, wie man denn auch seine Gründe ehrte und ihm das gewohnte Wohlwollen forterhielt.<sup>1</sup>

Aus der Zeit, da er zu Leipzig Theologie<sup>2</sup> studierte (1818—1821) und seine Schwester Lotte bei ihrem Bruder Karl in Dresden lebte, haben wir fast keine Nachrichten, und diese wenigen lauten traurig. Er verlor im November 1820 einen schwärmerisch geliebten Freund namens Schneider, welcher dem Wahnsinn verfallen war. Der Schmerz über diesen Verlust störte ihn in seinen Studien. Bald darauf erlitt er noch einen härtern Verlust; sein ältester Bruder, Friedrich Wilhelm, der Kandidat, der in Dresden bei Bruder Karl auf eine Stelle wartete, starb an der Auszehrung den 20. Dezember 1820. Er hinterließ eine Braut, Auguste Valger, die sich nicht wollte trösten lassen, obwohl sie an seinem Krankenbette nichts Besseres wünschen konnte, als die baldige Auflösung Wilhelms. Es war ein Jammer für den guten Vater Valger in Belgern, dem der Gedanke wohl getan hatte, an seinen Kindern viel Freude zu erleben. Gustchen heiratete dann anderthalb Jahre später, den 16. Juli 1821, G.'s zweiten Bruder, Karl Wilhelm, den Kaufmann in Dresden.

Zu Anfang des Jahres 1821 geriet G. in Unruhe wegen mehrerer Hauslehrerstellen, die ihm nacheinander angeboten wurden; denn Familien, die einen Hauslehrer anstellen wollten, gaben von jeher einem Kandidaten der Theologie den Vorzug. Offenbar hatte sich G. entschlossen, nach dreijährigem Universitätsstudium eine Hofmeisterstelle in einem guten Hause zu übernehmen, bis eine passende Pfarrei für ihn sich öffnete. Unter den Professoren der Leipziger Universität hatte er einen Gönner in dem Nestor der sächsischen Pädagogen, Dr. Lindner, bei dem er Famulus war, und der immer eine ganze Reihe von Hofmeisterstellen zu vergeben hatte. Es ist auch möglich, daß Lindner, der sich sehr für ihn interessierte, ihm von der theologischen Laufbahn abriet; immerhin hatte man ihn noch zu bewegen vermocht, auf Ostern in Belgern zu predigen, was ihm aber nicht möglich ward. Auf einmal begehrte man den jungen Theologen nach allen Seiten, nach Meissen zu einem Oberstleutnant v. Rham, nach Wolfstädt bei Eisleben zu einem Grafen Henkel, nach Görlitz an das Versdorfsche Fräuleininstitut, nach Cambridge in England, nach Altona zu einem Kaufmann, nach Halle ans Pädagogium.<sup>3</sup> Warum er aber keine von diesen Stellen annahm, entgeht uns aus Mangel an irgendwelchen Nachrichten.

In Dresden lernte G. einen interessanten jungen Landsmann kennen, Karl Justus Blochmann (1786—1855), der auf sein ferneres Leben einen wichtigen Einfluß ausübte, wie derselbe auch eine ähnliche Jugendzeit zugebracht hatte. In beschränkten Familienverhältnissen aufgewachsen, Sohn eines Landpfarrers, ward er auf das Gymnasium zu Bauzen geschickt, welches er 1805 verließ, um in Leipzig unter Entbehrungen

<sup>1</sup> Siehe Köhler in Literatur Nr. 46.

<sup>2</sup> Er erwähnt mehrere hervorragende Professoren: Tschirner, vermutlich ein Leipziger Professor der Theologie, Krug?, Karl Ernst Gottlieb Rüdell, G.'s Lieblingsprediger in Leipzig; bei Dr. Joh. Dav. Goldhorn gingen die Studenten zum Abendmahl; Ernst Plattner, Professor der Philosophie. Briefe an Weidauer 25. VIII. 1829, 9. III. 1854.

<sup>3</sup> Über die angebotenen Stellen gibt Auskunft G.'s Brief an seinen Bruder Karl in Dresden vom 11. März 1821.

Theologie zu studieren. Gleichwie G. entschloß er sich nach Vollendung seiner Studien, Erzieher zu werden, ging 1809 nach Yverdon im Waadtlande zu Pestalozzi, bei dem er 8 Jahre seine pädagogische Lehre machte. Heimgekehrt fand er, da man die Pestalozzianer damals begünstigte, eine Wirksamkeit als Vizedirektor der Friedrich-August-Bürgerschule in Dresden; allein die Anregungen, welche er in der Schweiz empfangen, die erzieherische Wirksamkeit, welche er unter Pestalozzis Anleitung ausgeübt, ließen ihn in der Stellung an der Dresdener Bürgerschule nicht volle Befriedigung finden. Er beschloß daher, eine eigene Lehr- und Erziehungsanstalt nach seiner Vorstellung zu gründen, wobei er, über Pestalozzi hinausgehend, die Wichtigkeit der christlichen Religion zur Geltung bringen wollte. Er suchte auf einfache Weise in der Jugend frommen Sinn zu wecken und religiöses Leben in den Formen des positiven Christentums zu pflegen. „Auch in der Kunst der Erziehung ist einer unser Meister, Christus,“ schrieb er unter sein Bildnis. Da sich nun der sächsische Kabinettsminister, Graf v. Einsiedel, für Blochmanns Vorhaben lebhaft interessierte, so verdankte dieser der Fürsprache des Ministers eine nicht unerhebliche Unterstützung von seiten des Königs, so daß er 1824 seine Erziehungsanstalt in Dresden auf der großen Plauischen Gasse eröffnen konnte. Vier Jahre später nahm seine Anstalt die gräflich Vitzthumsche Privatschule in sich auf, welche für das Bildungsziel ebenfalls einen doppelten Weg, den gymnasialen und den realistischen, wie wir jetzt zu sagen gewohnt sind, ins Auge faßte. In der Schweiz hatte Blochmann diese Doppelspur der höhern Schulen durchgeführt gefunden, weil die Regierungen bei den ihnen spärlich zu Gebote stehenden Staatseinkünften dadurch teils in den Lehrmitteln, teils in der Zahl der Lehrer Ersparnisse machen konnten, wenn beide Kategorien von Schulen zwar gesondert, aber unter einem Dache untergebracht werden konnten.

Lange dauerte der Aufenthalt Gözingers in Dresden jedenfalls nicht, jedoch lange genug, um mit Blochmann sich zu befreunden. Auf einmal finden wir ihn als Hauslehrer in der Familie des angesehenen Kaufmanns Karl Bach im Buchholz bei Annaberg im sächsischen Erzgebirge. In dieser Stellung als Hofmeister blieb G. nahezu drei Jahre (1821—1824), die von entscheidender Wichtigkeit für sein späteres Streben und Wirken waren. Nicht nur, daß er in diesem Hause ein reiches Feld pädagogischer Tätigkeit und insbesondere bei der Mutter, der Frau Bach, einer allseits übereinstimmend gelobten Hausfrau,<sup>1</sup> einsichts- und taktvolle Unterstützung fand; er gewann auch die dauernde Zuneigung seiner Zöglinge, so daß sie nach 17 Jahren noch, als er 1841 einen Besuch im Buchholz machte, mit so großer Liebe an ihm hingen, wie er es nie gehofft und geahnt hatte.

Im Buchholz knüpfte er den Freundschaftsbund mit zwei erlesenen vortrefflichen Männern, Weidauer und Schumann. Moritz Ferdinand Weidauer, ein Zögling der Schulpforta, ward im Jahre 1821 als Tertius an das Lyzeum in Schneeberg versetzt und dann als Pastor zu St. Katharinaberg im Buchholz. Er starb den 29. Mai 1856, gerade zwei Monate vor G. W. Christian Heinrich Schumann, in jener Zeit Konrektor am Lyzeum zu Annaberg, seit 1825 stufenweise Diakon, Bergprediger, Ephorus daselbst, Dr. der Theologie, Superintendent der Diözese Annaberg, starb den 11. Dezember 1858.

<sup>1</sup> Mad. Bach starb Ende 1853 oder anfangs 1854. „Der Bericht Schumanns über ihre letzten Jahre, Tage und Stunden hat mich bis zu Thränen gerührt. Ich bin der Berewigten viel schuldig.“ G. an Weidauer 9. III. 1854.

Beide Freunde unterhielten zeitlebens einen regen Briefwechsel mit dem seit 1824 ferne in der Schweiz lebenden Göttinger.<sup>1</sup>

In dieser Zeit und in der Folge versenkte er sich mit rastlosem Fleiß in das Studium der deutschen Sprache und zwar, wie wir später erfahren werden, in das der hochdeutschen sowohl als in das der ober-sächsischen Mundart. Damals entfalteten Männer der Wissenschaft eine eifrige Tätigkeit auf dem Felde der Sprachforschung, wie vorher noch nie geschehen war; es erschienen im Buchhandel anregende Werke, die das Interesse denkender Männer auch außerhalb der Schule aufs tiefste erregten: A. F. Bernhards, Sprachlehre (Berlin 1801), Schmitthenners deutsche Sprachlehre (1822), Ursprachlehre (1826), Teutonia (1828); die zweite Auflage des ersten Bandes von Jacob Grimms Deutscher Grammatik (1826); Herlings Syntax (1830) und andre. Begreiflicherweise suchte man die Ergebnisse dieser Forschungen auch für die Schule nutzbar zu machen. Auch G. hatte schon seit 1821 an einer praktischen deutschen Grammatik für höhere Schulen, Gymnasien und Realschulen („Deutsche Sprachlehre“), gearbeitet und dazu Aufgaben zur Einübung entworfen. Am 3. November 1823 schickte er an Freund Weidauer in Schneeberg die ersten Bogen Manuskript davon mit der Bemerkung: „Der eine Theil unsrer bisherigen Schulgrammatiken wurde von Pädagogen geschrieben, welche keine Grammatiker waren, der andre von Grammatikern, welche keine Pädagogen waren.“ Diese beiden Fehler wollte er vermeiden, konnte aber die Darstellung nicht so kurz halten, wie er selbst wünschte, weil darin neue Ansichten entwickelt werden sollten. Daneben arbeitete er ein Büchlein aus, welches die Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre nebst Übungsaufgaben für Kinder von 7—9 Jahren enthielt. Offenbar entwarf er dieses zunächst für seine eignen Zöglinge, die Kinder der Familie Bach; da diese aber damals daraus arbeiteten, konnte er dem Freunde jetzt keine Proben davon senden.

Obwohl in der Schulwelt noch gänzlich unbekannt, fand er für die Anfangsgründe einen Verleger in seinem Leipziger Sortimentsbuchhändler Joh. Friedr. Hartknoch, der Vertrauen zu dem Unternehmen faßte, einmal weil das Büchlein aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangen war, sodann weil der strebsame Verfasser nach seiner Bildung und seinem Studium eine gewisse Gewähr für eine tüchtige Leistung bot, und endlich weil selbst für die Gefahr des Mißlingens kein beträchtliches Kapital aufs Spiel gesetzt ward. Das Werklein sollte zwei Teile umfassen: im ersten die Anfangsgründe der deutschen Grammatik, im zweiten die Anfangsgründe der Orthographie und der Interpunktion enthalten, beides mit Regeln und passenden Übungsaufgaben. Das Manuskript des ersten Teils scheint den Winter über bis in den Sommer 1824 hinein fertig gestellt worden zu sein; denn die Vorrede des gedruckten Büchleins ist datiert: Dresden den 14. Juli 1824, und als Jahr des Erscheinens im Buchhandel ist auf dem Titel 1825 angegeben, mit dem Verlagsort Leipzig. Die Vorrede des zweiten Teils führt das Datum: Hofswyl in der Schweiz den 1. Dezember 1826; auf dem Titelblatt steht als Jahr des Erscheinens 1827.<sup>2</sup> Bis zum Jahre 1898 hat der erste Teil acht, der zweite bis 1911 die neunte Auflage erreicht.

<sup>1</sup> Während aber G.'s Briefe an W. Ende 1888 mir zur Einsicht vorlagen, sind diejenigen an Sch., die Köhler 1858 (Literatur Nr. 46) noch benutzen konnte, seit dieser Zeit verschwunden.

<sup>2</sup> Die bibliographischen Notizen über die „Anfangsgründe“ siehe man Literatur Nr. 50—52.

Das Werklein fand dankbare Abnehmer und rasche Verbreitung in der Schulwelt; denn es bot den Lehrenden und den Lernenden zum ersten Mal einen für das Unterrichtsfach gut verwendbaren und fruchtbaren Unterrichtsstoff, während frühere Bücher dieser Art Lehrern und Schülern zur Plage gereichten. Wenn freilich Jacob Grimm im Vorwort zum ersten Bande seiner Deutschen Grammatik (1819) solcherlei Schulbücher als zweckwidrig erklärte, da sie die naive Sprachfertigkeit der Jugend hemmten; wenn er gleichzeitig den grammatischen Unterricht in der Muttersprache überhaupt als eine unfägliche Pedanterei verurteilte, von der sowohl unsre Alvordern als unsre Nachbarvölker sich frei wußten,<sup>1</sup> so hatte er sich damit in seiner romantischen Stimmung zu einem Ausfall hinreißen lassen, den er bei späterer Gelegenheit teilweise wenigstens wieder zurücknahm,<sup>2</sup> und mit Recht; denn man empfand schon im Mittelalter die Schutzlosigkeit gegen Sprachverderbnis (Viederfaal 3, 227 ff.) und Fremdwörter (v. d. Hag. MS. 2, 80 b, und 2, 241 a) und, wenn ich unter den Nachbarvölkern nur bei den Franzosen stehen bleiben will, so waren es seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wenigstens die Janzenisten, welche in ihren Schulen großen Fleiß auf den Unterricht in der Muttersprache legten, den sie erst eigentlich ins Leben riefen. Grimm mochte sich schon an der in Deutschland und Skandinavien seit über hundert Jahren üblichen Benennung „Sprachlehre“ für Grammatik (dänisch-norwegisch sproglære, schwedisch språklära) ärgern, da er seiner Überzeugung genugsam Ausdruck gegeben hatte, daß die Sprache sich nicht schulmäßig lehren lasse, und es nicht Aufgabe der Grammatik sein könne, der Sprache Vorschriften zu erteilen. Unsern G. konnten diese Pfeile nicht treffen, weil er sich nicht in dem von Grimm bekämpften Irrtum befand, die Sprache also nicht meistern, sondern ihr Bild unbefangen und objektiv dem Kinde vermitteln wollte. Das Werklein hatte außerdem seine Berechtigung, weil die hochdeutsche Sprache in all den deutschen Provinzen und Ländern, wo sie als allgemeines Verkehrsmittel gebraucht wurde, Gefahr lief, durch die daselbst herrschenden Mundarten tuberkulös und dadurch als allgemeines Verkehrsmittel unbrauchbar zu werden.

Es herrscht übrigens ein längst empfundener Mangel des Einverständnisses in dem Umstande, daß wir keine treffende und allgemein angenommene Bezeichnung für die Literatursprache im Gegensatz zu den Mundarten haben. Wie viele Mißverständnisse würden dann wegfallen, wenn man hierin einig wäre! Unter den sogenannten Gebildeten gilt immer noch die Ansicht, die Mundarten seien jüngere Entartungen der Literatursprache, Verschlechterungen, die durch das niedere Volk verursacht worden seien. Man bezeichnet daher den Gegensatz mit Gutdeutsch und Schlechtdeutsch. Aber diese Bezeichnungen sind verkehrt und übel gewählt; man muß sich nur wundern, daß sie nach all den Ergebnissen der Forschung über Mundarten und Literatursprache noch geduldet werden. Gewiß ist das mundartliche sunno so gut deutsch und jedenfalls älter als Sonne, und jene Form ist nicht, wie die Halbgebildeten

<sup>1</sup> Deutsche Grammatik Bd. 1, 1819, Seite 9.

<sup>2</sup> Ebenda, zweite Ausgabe 1822, Seite 19: „Die Verschrobenheit der deutschen Sprachlehre in unsern Schulen, den Unwerth der Bücher, die man dabei zu grunde legt, hatte ich lebhaft beklagt; scheinen einige meiner Behauptungen zu weit gegangen (wiewohl ich nur den fast sinnlosen Elementarunterricht angegriffen, nicht aber vernünftige Anwendung deutscher Grammatik in höhern Klassen verredet habe), so glaube ich doch fernerer oder eigentlicher Verantwortung überhoben zu seyn und begnüge mich, wohlbedenkende Schulmänner auf das Verfahren, welches verschwiferte, an praktischem Gefühl uns so oft überlegene Völker, Engländer, Holländer, Dänen und Schweden, rücksichtlich des Unterrichts in der angeborenen, einheimischen Sprache beobachteten, zu verweisen.“

wähnen, aus der Luft des Pöbels entstanden, die Wörter zu verderben. Derartige Umgestaltungen haben ganz andre Ursachen als Gemeinheit und Noth. Eine bessere Benennung ist hochdeutsch; dieses Adjektiv enthält eigentlich ein geographisches Merkmal und ist seit dem 15. Jahrhundert üblich geworden. Hochdeutsch will ursprünglich den Gegensatz zu niederdeutsch, plattdeutsch ausdrücken, Hochdeutschland dem Niederdeutschland entgegenstellen, ein Gegensatz zugleich der Sprache, der so stark ins Ohr fiel, daß ihn selbst die Franzosen markierten: *allemand et tyois* (tedeskisch), *haut allemand et bas allemand*. Mit dem Namen Hochdeutsche meinte man aber nicht bloß Bayern und Schwaben, sondern auch Schweizer; denn diese bezeichneten ihren Staatenbund in den Verträgen<sup>1</sup> des 15. Jahrhunderts mit Frankreich entweder lateinisch durch *Confœderatorum partes ligæ veteris Alamanniæ altæ*, oder französisch durch *les cantons de la vieille ligue de la Haute Allemagne* oder deutsch durch Örter der Eidgenossenschaft des alten Bundes in Hochdeutschen Landen. Hochdeutsch hieß dann im Gegensatz zu den speziellen Mundarten die allgemeine Sprache, das rechte allgemeine Deutsch, die Gemeinsprache, die von allen Deutschen, wes Stammes sie auch sein mochten, verstanden werden sollte.<sup>2</sup> Allmählich aber schlüpfte in diesen Begriff des Gemeindeutschen, das man aus den kursächsischen Landen entsprossen dachte, und das von den Gebildeten feiner gesprochen ward, das Merkmal des Vornehmen im Gegensatz zum Niedrigen, und man nahm das hoch in hochdeutsch im Sinne von vornehm, fein.<sup>3</sup> Während also hochdeutsch früher nur soviel als oberdeutsch bedeutete, verstand man jetzt darunter die Sprache, die sich nicht in vertraulichem, für den gemeinen Mann verständlichem Schwatzen und Plaudern erging, sondern ein gewähltes vornehmes Sprechen und Reden. Noch jetzt argwöhnt das Volk nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Niederdeutschland und in andern deutschen Landschaften, daß, wenn ein Landsmann oder überhaupt ein Landeskind, das etwa in der Fremde gewesen ist, heimgekehrt sich der hochdeutschen Sprache bedient, dies aus Überhebung, aus Hochmut geschehe, wie dort im 6. Kapitel von Fritz Reuters Dörrhülching: wo, du willst hir am enn' noch nige moden upbringen? hir ward kein hochdütsch redt; hir ward plattdütsch redt! Der Argwohn, daß das Hochdeutschreden bei vielen Deutschen nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus Hochmut und Eitelkeit geschehe, ist sicherlich mit ein Grund, warum nicht nur Ungebildete, sondern Gebildete und Gelehrte dem Worte hochdeutsch aus dem Wege gehen und andre Ausdrücke dafür gebrauchen. Sehr beliebt sind gegenwärtig die Namen schriftdeutsch und Schriftsprache; sie klingen aber, wie wenn man sagen wollte: ich lerne „schriftfranzösisch“ oder „die französische Schriftsprache.“ Darnach müßte man annehmen, unser Hochdeutsch sei eine Sprache, die nur in Büchern und Schriften vorkomme; sie sei eine tote Sprache, eine Büchersprache, etwa wie die lateinische und altgriechische. Jeder Kundige oder jeder, der durch Deutschland gereist ist, weiß indessen, daß dem nicht so ist, daß die hochdeutsche Sprache an vielen Orten, namentlich in Städten, und zwar je weiter wir gegen Norden vorrücken, eine lebendige, mündliche Umgangssprache ist; in der Schweiz freilich spricht jeder Eingeborne, er sei gebildet oder nicht gebildet, die Mundart und bedient sich ihrer zu allen mündlichen Verhandlungen, sodaß die Anwendung des Hochdeutschen für den täglichen Verkehr mit

<sup>1</sup> Siehe Eidgenössische Abschiede, Bd. II und III.

<sup>2</sup> N. Socin, Schriftsprache und Dialekte, Seite 173 fg.

<sup>3</sup> DWB. IV 2, 1610 fg. Jacob Grimm, Über Hochdeutsch 2c. Kl. Schriften, Bd. 7, 441.



den Landsleuten gänzlich unbekannt ist. Die Mundart herrscht hier noch in den niedern Schulen, zuweilen auch vor Gericht und im Räte.

Etwas Wichtiges liegt der Benennung Schriftsprache und Schriftdeutsch freilich zugrunde; allein der jetzige Sprachgebrauch denkt nicht daran, wenn er diese Wörter verwendet. Es ist nämlich nicht abzuleugnen, daß die Schriftsprache manches festhält, was die mündliche hochdeutsche Umgangssprache aufgegeben hat; sie muß manche Formen (Pronomina, Adverbien) für Beziehungen und Auffassungsweisen sich erschaffen, die in der „Mundsprache“ durch Auge, Hand, Betonung und andre Hilfsmittel ausgedrückt werden; oder sie muß wenigstens vorhandene Formen auf eine andre Weise anwenden, als jene es tut. Dadurch hat sich die hochdeutsche „Schriftsprache“, besonders in neuester Zeit, den Vorwurf der papiernen Sprache zugezogen, als ob nicht auch in andern Sprachen dergleichen vorkäme.

Nicht übel wäre eine andre Benennung der Literatursprache im Gegensatz zu den Mundarten, die im 17. Jahrhundert besonders von dem Grammatiker Schottel gebraucht ward, nämlich Hauptsprache, ein Wort, das die schweizerische Bundesverfassung im Jahre 1848 wieder aufgefrißt hat in Art. 116<sup>2</sup> (109<sup>1</sup>): „Die drei Hauptsprachen der Schweiz, die deutsche, französische und italienische sind Nationalsprachen der Schweiz“, d. h. sie sind amtliche Sprachen der Schweiz für die mündlichen Verhandlungen der eidgenössischen Behörden wie für deren schriftliche Erlasse.

Nach den Zeitangaben in der Vorrede zum ersten Teil der „Anfangsgründe“ muß G. im Sommer 1824 nicht mehr in Buchholz, sondern in Dresden sich aufgehalten haben, es wäre denn, daß er diese Vorrede nur etwa auf einem Besuche bei seinem Bruder Karl geschrieben hätte. Er kann auch nicht jetzt, wie von einigen überliefert ist, in das Blochmannsche Institut mit fester Anstellung als Lehrer eingetreten sein; denn erst im Jahre 1824 und nicht schon 1821 gründete Blochmann, wie oben Seite 165 angegeben ist, seine Erziehungsanstalt in Dresden. Allein er kann ja bei seinem Aufenthalt in Dresden, nachdem er in Buchholz ausgetreten war, häufig mit Blochmann verkehrt und sich über pädagogische Fragen mit ihm besprochen haben, ohne sein Lehrer zu sein. Es ist sogar wahrscheinlich, daß G. in Dresden weilte, bevor Blochmann sein Institut eröffnet hatte, sonst hätte er ihn als Lehrer dazu angestellt. Es heißt aber in der Vorrede zum 1. Band der deutschen Sprache, Seite XI, er habe den Antrag erhalten, zu Fellenberg nach Hofwyl zu gehen, und dieser Antrag ist sicherlich durch Blochmann vermittelt worden.

Emanuel v. Fellenberg (1771—1844) war aus einer patrizischen Familie der Stadt Bern gebürtig; eine gute Erziehung und eigene Beobachtung lehrten ihn die großen Schäden im Volke kennen, besonders da er während der französischen Revolution eine Zeitlang in Paris verweilt hatte. Heimgekehrt beteiligte er sich an dem bewaffneten Widerstande der Berner gegen das französische Angriffsheer. Allein Bern erlag den Feinden, und Fellenberg verzichtete darauf, mit der schwachen Partei der Konservativen unter fremdem Schutze wieder Ordnung in die zerrütteten öffentlichen Verhältnisse zu bringen. Vielmehr gedachte er das Übel an der Wurzel zu heilen. Als zarter Knabe von seiner frommen Mutter durch ein heiliges Gelübde zu Werken der Barmherzigkeit gegen die Armen in Pflicht genommen, wählte er den Landbau zu seiner Lebensaufgabe, jedoch nicht den im Bauernstande herkömmlichen, sondern die damals schon von vielen Gutsbesitzern angestrebte vernunftmäßig zu betreibende Landwirtschaft, die im Vereine

mit Verbesserung des Unterrichts der Jugend dem Ziele nachstreben sollte. Zu diesem Zwecke kaufte er 1799 das Gut Hofwyl, bei dem Dorfe Münchenbuchsee, zwei Stunden von Bern, die Stätte seiner 45jährigen Lebenstätigkeit.

Zunächst gedachte Fellenberg, seine Pläne zusammen mit dem jetzt alternden Pestalozzi zu verwirklichen; allein bald sah er ein, daß das nicht möglich sei, nicht allein wegen ihres ungleichen Alters, sondern auch wegen ihrer verschiedenen Charaktere. Die pädagogischen Genialitäten und Extravaganzen Pestalozzis vertrugen sich nicht mit der scharfen Berechnung und der praktischen Willenskraft Fellenbergs. Im Jahre 1807 entstand in Hofwyl das landwirtschaftliche Institut, worin die Landwirtschaft rationell und mit allen Mitteln moderner Technik betrieben werden sollte. Das Jahr darauf gründete er eine Erziehungs- und Bildungsanstalt für Söhne höherer Stände, welche durch Anstellung einer Reihe ausgezeichneten Lehrer bald zur höchsten Blüte gelangte und eine Menge Zöglinge aus vornehmen, ja fürstlichen Familien von ganz Europa an sich zog. Abermal ein Jahr später, 1809, rief er eine Armenschule oder, wie er sie nannte, eine Industrieschule (vom lateinischen *industria*, Fleiß, Betriebsamkeit) ins Leben. Die Idee dazu mochte er aus Pestalozzis Satz geschöpft haben, der da lautete: man muß die Armen zur Armut erziehen, d. h. so daß sie sich möglichst wenig Bedürfnisse angewöhnen, sondern durch fleißige Arbeit und Ordnung ihren Lebensunterhalt erwerben. Erst Fellenberg setzte diesen Gedanken ins Werk, indem er dafür einen jungen Lehrer aus dem Thurgau gewann, nämlich Joh. Jak. Wehrli (1790—1855),<sup>1</sup> der mit großer Uneigennützigkeit sich in die Idee hineinlebte und zum Erstaunen aller Welt sie zur Anschauung brachte.

Wie es sich von selbst versteht, ward G. in die höhere Bildungsanstalt als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur angestellt. Da gab es in dem Lehrgang und in den Lehrprojekten viel zu ändern und zu bessern. „Man hat, schrieb G. an seinen Freund Schumann in Sachsen, den Knaben Heyjes (des Vaters) veraltete Grammatik erklärt und Bücher mit ihnen gelesen wie Fouqués Zauberring, Göthes Faust, Pestalozzis Lienhard und Gertrud; da gibt's zu rotten und zu thun.“ Auf seine Zöglinge in Hofwyl erlangte er wie im Buchholz denjenigen Einfluß, der ihn in dem Maße, als sie sich durch ihn gefördert sahen, ihre Hochachtung, ihr Vertrauen, ihre Zuneigung sicherte. Darum durfte er an den genannten Freund schreiben: „Möchten Sie unter Ihren Jüngern so viel offene Ohren und Herzen finden als ich bei meinen Schülern!“

Unter seinen Kollegen bezeichnete er den als Historiker bekannten Friedrich Kortum (1789—1858) aus Mecklenburg-Strelitz als den interessantesten. Da derselbe aber ein sehr verschlossener Mann war, der, weil er deshalb als stolz erschien, von den andern Lehrern gemieden wurde, so wünschte Fellenberg, daß G. mit ihm in Verbindung trete, und G. hoffte, daß ihm dieses gelingen werde. Ein Mann ganz andrer Art war der Geographielehrer Karl Friedrich Volkrath Hoffmann aus Stargard (1796—1842), der später von Hofwyl nach Stuttgart ging und dort in den Dienst Cottas trat. 1829 habilitierte er sich an der Universität zu München, wo er sich mißbeliebig machte, und von wo er nach Stuttgart zurückkehrte, um ein geographisches Verlagsgeschäft zu gründen. In sein Werk „Deutschland und seine Bewohner (1834)“ nahm er eine Ab-

<sup>1</sup> Wer sich über diese seltene Persönlichkeit genauer unterrichten will, dem ist immer noch das gründliche Buch zu empfehlen: Leben und Wirken von Joh. Jakob Wehrli als Armenerzieher und Seminaradministrator dargestellt von J. A. Pupikofen. Frauenfeld 1857. 8°.

handlung seines ehemaligen Kollegen G. auf, wovon später die Rede sein wird. Religionslehrer an der Anstalt und Prediger war ein Schweizer, Johannes Kirchofer aus Schaffhausen. Dieser stand später mit vielen seiner Zöglinge, welche mit Liebe an ihm hingen, im Briefverkehr; mit G. kam er später in Verwandtschaft, ohne daß derselbe ihm innerlich nähertrat. Als er in seine Vaterstadt zurückkehrte, sah er sich rasch befördert; er ward 1829 Professor der Theologie am Collegium humanitatis, 1842 Diakon an der St. Johanskirche, 1854 Pfarrer an derselben, dann Vorstand (Antistes) der evangelischen Kirche des Kantons Schaffhausen, 1844 Ehrendoktor der Theologie von Königsberg. Besonders befreundete sich G. mit dem vorhin erwähnten J. J. Wehrli und blieb sein Leben lang mit ihm in Verkehr, auch nachdem derselbe als Direktor des thurgauischen Lehrerseminars nach Kreuzlingen berufen ward.

Mittlerweile hatte G. ungeachtet seiner Versetzung nach der Schweiz Zeit gefunden, die im November 1823 vom Buchholz aus an Weidauer angekündigte größere Schulgrammatik fertig zu stellen. Sie bestand wie die kleine aus zwei Theilen, aus Regeln und aus Übungsaufgaben, war aber für höhere Schulklassen bestimmt. Obwohl man damals in der deutschen Schulwelt gegen Bücher aus der Schweiz, zumal solche über deutsche Sprache, ein Vorurteil hegte, übergab er den Verlag an Heinr. Remigius Sauerländer in Aarau, der das Zweiggeschäft der Sauerländer'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M., welches 1808 in der Schweiz gegründet worden war, leitete. In diesem Buchhändler hatte er den richtigen Geschäftsmann gefunden, der ihm mit sehr verständigen und praktischen Ratschlägen an die Hand ging. Er riet dem Verfasser in seinem Schreiben vom 6. Mai 1826, beide Theile des Buches gleichzeitig in einem einzigen Bande erscheinen zu lassen und zwar zu einem äußerst wohlfeilen Preise; außerdem sollte die erste Auflage nur in einer schwachen Anzahl Exemplare gedruckt und sollte als neue Erscheinung an das pädagogische Publikum gleichsam preisgegeben werden, ohne daß man dabei sogleich auf kaufmännische Vorteile sein Augenmerk richtete. Infolge dessen werde um so rascher eine zweite Auflage erscheinen, in welcher auch noch so manche Winke und Wünsche zur Vervollkommnung des Buches benutzt werden könnten. Daher bot er dem Verfasser als Honorar für den Druckbogen in erster Auflage nur 1 Louisd'or, hingegen bei der zweiten Auflage 2 Louisd'or. Die Drucklegung sollte ja nicht übereilt werden, sondern der Autor sollte sich zur Vollendung des Manuskriptes alle Mühe gönnen; wenn auch der Druck erst im Spätjahr beginne, und das Buch erst vor der Eröffnung des Frühlingurses erscheine, so könne es dadurch nur an Güte gewinnen.

Diesen vernünftigen Räten Sauerländers folgte G., und er hatte es nicht zu bereuen. Das Buch, dessen Vorrede von Schaffhausen den 18. Mai 1827 datiert ist, erschien in demselben Jahre in zwei Theilen, einem theoretischen und einem praktischen. Beim zweiten Druck fügte er den Aufgaben einen Schlüssel bei, welcher in Erklärungen und Auflösungen der schwierigsten Stücke bestand, von denen einzelne nicht nur Schülern, sondern selbst geübten und mit der Sache bekannten Lehrern Schwierigkeiten darboten. Die Kritik sowohl als die Praxis nahmen das neue Schulbuch sehr günstig auf.<sup>1</sup> Die erste, 3000 Exemplare starke Auflage war sehr bald vergriffen. Besonders in Württemberg

<sup>1</sup> Ausführliche Besprechung der ersten Auflage in der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung. August 1829, Nr. 158, 159. Rosenkranz in seinem System der Pädagogik (Königsberg 1848) nannte diese Grammatik ein Muster deutscher Sprachlehre.

fand diese Sprachlehre erwünschte Aufnahme. Selbst in Preußen, wo sie neben den eingelebten Schulbüchern des Theodor Heinsius (Leut, 5 Bde.) und Joh. Christ. Aug. Heyse (1814)<sup>1</sup>, die beide noch auf dem alten Boden standen, eine schwere Konkurrenz hatte, griffen die Lehrer des Deutschen nach dem neuen Buche. Besonders lockten die praktischen Übungsaufgaben, in deren Herstellung G. bis auf den heutigen Tag Meister und Muster geblieben ist, die Lehrerwelt zur Einführung des Buches. Wenn spätere Rezensenten den starken Band (500 Seiten) als eine Art Monstrum von deutscher Schulgrammatik verschrien, so bewiesen sie nur ihre Unkenntnis bezüglich der Methode des Verfassers; er wollte nicht bloß Theorie dozieren, sondern das Verständnis der Schüler durch nachhaltige Einübung des Vorgetragenen gründlich vertiefen. Sachkundige Beurteiler, die das Buch mit Nutzen in ihrem Unterricht gebrauchten, bezeugten daher dem Verfasser ihren aufrichtigen Dank für das dargebotene Material. Einer der berufensten Beurteiler, Professor Wilh. Wackernagel, schrieb 1837 darüber<sup>2</sup>: „Dieses Buch ist an Geist und Brauchbarkeit noch nicht übertroffen; es ist ebenso gründlich durchdacht als leicht faßlich, ebenso gelehrt als zugleich frei von allem gelehrten Prunk.“ Ein nicht geringes Verdienst G.'s bestand darin, daß er die unbefugten Eingriffe der lateinischen Grammatik in die deutsche Sprache zurückwies und diese als ein selbständiges Gebilde aufgefaßt wissen wollte, ferner daß er seine Musterbeispiele lediglich aus deutschen Klassikern entnahm.

Wenn sonst der Verfasser eines neuen Schulbuches seinem Werke Bahn machen will, so pflegt er mit den mutmaßlichen Gegnern höflich und säuberlich umzugehen und hütet sich, dieselben abzuschrecken. Nicht so G. Er kennt die krämerhafte *captatio benevolentiae* und Reklame nicht. „Ich habe,“ sagt er, „die Klage schon oft angestimmt, daß das Fach der Muttersprache nicht selten unpassenden Subjekten anvertraut wird. So lange diese Lehrer in einer Grammatik nichts suchen als eine Zusammenreihung von zufälligen Regeln und Vorschriften; so lange sie die Sprache nicht als eine Schöpfung zu verstehen suchen, in der alle Teile in inniger Beziehung zu einander stehen: so lange werden sie lieber, und in der Tat besser, bei ihren ältern Anleitungen u. s. w. bleiben, und jede Durchführung einer höhern Ansicht wird ihnen ein verschlossenes Buch sein müssen.“ „Mancher Lehrer kennt weder die neuern Fortschritte der Wissenschaft, noch ist er im Stande, Andeutungen zu verstehen, die von dem abweichen, woran er einmal gewöhnt ist; denn daß der Unterricht in der deutschen Sprache, sogar in wissenschaftlichen Anstalten, Lehrern anvertraut wird, die gar nichts von der Sache verstehen und sich

<sup>1</sup> Heyse's Sohn Karl Wilh. (1797—1855, der Vater starb 1829) hat seines Vaters Schulbücher gänzlich nach der neuern Sprachforschung umgearbeitet und dabei G.'s Forschungen, wie sich aus der Durchsicht des Ausführlichen Lehrbuches (1838—1849) ergibt, stark, wenn auch in selbständiger Bearbeitung, benutzt. — G. wünschte, daß auch die Schüler höherer Klassen einen Einblick in den Bau der deutschen Sprache gewännen; deshalb verband er seinen Vortrag der Grammatik stets durch Aufstellung und Durchführung von leitenden Gesichtspunkten. „Diese Systematisierung, auf welche junge Leute kaum achten, wenn der Lehrer sie nicht darauf aufmerksam macht, bei einem Buche, das manches Neue aufstellte, konnte schwerlich vermieden werden; aber durch sie erhielt die „Deutsche Sprachlehre“ einen etwas abstrakten, systematisch-theoretischen Anstrich, und dies mag wohl auch der Grund sein, warum in vielen Gegenden Deutschlands die Grammatik von Heyse für den Schulgebrauch vorgezogen wird.“ Siehe Frauer in Literatur Nr. 45, Seite 717.

<sup>2</sup> In der Streitschrift von Bluntzschli: Herr Seminardirektor und Erziehungsrath Ignaz Theodor Scherr und seine Lehrmittel. Fraucensfeld, Ch. Beyer 1837, Seite 50.

und den Schülern nur Pein bereiten, das wird wohl niemand leugnen.“ „Das meiste in meinem Buche ist wohl weder neu noch sonderbar, muß aber denen so vorkommen, die in ihren Ansichten und Kenntnissen noch um zwanzig Jahre zurück sind.“ „Die Sucht, Neuerungen zu machen, Wohlbegründetes zu tadeln und die Sprache zu meistern, ist mir fremd. Mein Bestreben ging vielmehr dahin, das Bild der deutschen Sprache rein aufzufassen und wiederzugeben, das Bestehende zu erklären, Angefochtenes zu vertheidigen und zurückzuführen. Daß die deutsche Sprache in ihrem Satzbau und ihrer Darstellungsweise oft durchaus abweicht von allen andern Sprachen, besonders der lateinischen, aus der leider die Sprachlehrer ihre Ansichten geschöpft haben — das wollen viele immer noch nicht zugestehen, und darum betrachten sie manches im Deutschen ganz wie im Lateinischen, z. B. das Adjektiv.“

Wenn nun auch G. durch die damaligen Sprachforscher vielfache Anregung erhielt und besonders durch J. Grimm eine Menge Material zur Anschauung bekam, so ward er doch von seiner eigenen Natur und seinem Lebensberuf dazu getrieben, sich nicht zu empfänglich fremdem Einfluß hinzugeben, sondern alles selbständig zu schematisieren und nach dem Bedürfnis der Praxis durcharbeiten. Dies zeigt sich sogar bis zur Nomenklatur der grammatischen Kunstausdrücke. Wo er konnte, ließ er die lateinische Terminologie bestehen, schon darum, weil die Schüler höherer Lehranstalten bei der Erlernung fremder Sprachen darin eine erleichternde Brücke finden; wo ihm aber eine deutsche Benennung die Sache besser zu treffen schien, da wählte er diese. Manchmal sah er sich geradezu gezwungen, eine deutsche Benennung zu wählen, wenn er einen grammatischen Begriff anders definieren mußte, als wie es gewöhnlich geschah. So bezeichnet bei ihm der Name Beifügung oder Zusatz etwas ganz andres als nur Apposition. Neuere Bearbeiter seiner grammatischen Schulbücher sollten sich daher hüten, seine Terminologie zu ändern, weil dadurch verwirrende Konfusion entstände, wenn der geänderte Kunstausdruck nicht mehr zur Sache paßte.

So ist in G.'s deutscher Sprachlehre nicht nur die Form, das System ein eigentümliches, originelles, das sich geflissentlich, wo es nötig scheint, von der hergebrachten lateinischen Grammatik ablöst, sondern auch das Material ist vielfach ein anderes, auf selbständiger Beobachtung beruhendes. Eine schulmäßige Durcharbeitung des Stoffes wird das Gesagte in Wortlehre und Satzlehre genugsam beweisen; die Lehre von der Periode und vom Stil ist geradezu einzig in ihrer Art wie in keinem andern Buche, und doch leicht verständlich und durchführbar. Man hat in neuester Zeit aus Verzeichnissen von allerlei Stilfehlern Modeartikel gemacht (keineswegs immer von berufener Seite); allein derartige Verzeichnisse taugen für den höhern Unterricht nicht viel, wenn die Einzelheiten nicht unter bestimmte Gesichtspunkte gebracht werden.

Im Sommer 1825 machte G. eine Wanderung ins Hochgebirge der Schweiz. Darüber schrieb er an Freund Schumann: „Ihnen kann ich es wohl gestehen, lieber Freund, daß mir die vielen Wasserfälle, Gletscher usw. am Ende fast langweilig wurden, und daß mir auch das Unterwaldner Land besser gefiel als das majestätische Berner Oberland. Überhaupt aber bin ich durch diese Reise von dem, was ich längst vermutete, deutlich überzeugt worden, daß ich für den Genuß bloß schöner Natur nicht geschaffen bin. Ich wende immer meine Blicke von ihr ab auf die sie belebenden Menschen; finde ich mich durch diese nicht befriedigt, so ergötzt mich auch jene nicht sehr. Daher auch

wohl meine Gleichgiltigkeit gegen alle Landschaftsmalerei; daher wohl auch mein Widerwille gegen die beschreibende Dichtkunst, besonders gegen die Matthiassonsche. Übrigens macht man gewiß von jeder Schweizerpartie zu viel Aufhebens. Die schönsten werden fast gar nicht besucht, weil sie die entlegenern sind und der Weg dahin viel Beschwerde verursacht. Die Menschen auf den besuchtesten Wegen sind im ganzen sehr verdorben, vermutlich durch die Reisenden. Redliche Schweizer klagen selbst über den Verfall der Sitten in ihrem Vaterlande.“ G. war jetzt noch ein so eingefleischter Sachse, daß ihm dasjenige am schönsten vorkam, was ihm die Elbegegend ins Gedächtnis rief. In Unterwalden war es ihm am wohlsten zu Mute, weil er dort Meißner wiedergefunden. Vorzüglich fand er auch im schönen Sachsenlande die Leute besser, einfacher und redlicher als in der Schweiz.

Während solche Urtheile als Äußerungen des Heimwehs erscheinen, die durch sorgfältigere Beobachtungen sich später änderten, bietet G.'s Beurteilung Fellenbergs großes Interesse wegen ihrer Behutsamkeit. Denn von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt dessen Charakterbild in der Geschichte.

Brief an Blochmann. Schaffhausen den 22. Febr. 1828. Über Fellenbergs Wesen und Charakter deutliche Auskunft zu geben, ist sehr schwer und insofern unmöglich, als der mit ihm längere Zeit Umgehende wohl selbst kein festes, klares Bild von ihm in der Seele hat, wie es wenigstens mir gegangen ist. Grundzüge seines Wesens scheinen mir: immerwährender Antrieb zum Aufbauen neuer Institutionen; klare Einsicht in das, was er will, wenn er sich auch andern nicht gerade deutlich machen kann; der festeste Wille und die möglichste Gewalt in der Ausführung seiner Zwecke und ein Kosmopolitismus, der nicht sowohl aus dichterischer Phantasie herrührt, sondern Ergebnis vielfältigen Nachdenkens und eines steten Treibens und Wirkens in die Ferne ist. Man hört in der Schweiz schwerlich über irgend einen Mann verschiedenartigere Urtheile als über Fellenberg. Während der eine ihn als den Apostel der Humanität ansieht, als den, der alles aufopfert, um nur der Menschheit zu helfen — währenddem schimpft ihn der andre einen Tyrannen und selbstsüchtigen Menschen; während dieser in ihm nur einen heillosen Schwärmer erblickt, der ohne Vernunft die tollsten Pläne macht, spricht jener von seinem kalt berechnenden Verstande, der nur immer auf seinen Nutzen Rücksicht nehme; ja, während viele ihn anklagen, er richte seine Familie zu Grunde, meinen wieder andre, er sähe nur auf den Vorteil derselben. Alle diese Leute haben gewissermaßen Recht, so entgegengesetzt ihre Urtheile sind; sie sehen aber bloß die eine Seite seines Wesens an und wollen oder können die andre nicht beschauen. Wer da sieht, wie ungeheuer hoch Fellenberg bisweilen die Pensionen ansetzt, und wie er höchst untaugliche Knaben aufnimmt, bloß deshalb, weil sie viel zahlen können — wer bloß dieses sieht, der muß ihn freilich eigennützig nennen. Allein betrachtet man wieder, wozu er jene Summen anwendet, so muß die Anklage des Eigennutzes als Unsinn erscheinen. Er fordert unmäßig von den einen, um einige andre um geringen Preis oder umsonst zu erziehen. Mir scheint, man müsse bei F. Zweck und Mittel genau scheiden; seine Zwecke sind wohl stets edel, und mag auch Ruhmsucht dabei in Spiele seyn, wohl der Menschheit, wenn sie viele solcher Ruhmsüchtiger hätte! Allein zur Erreichung seiner edlen Zwecke scheint F. allerdings kein Mittel, und wenn es dem Drange der Umstände zuzurechnen und insofern zu entschuldigen ist, daß er, um seinen Zweck zu verwirklichen, oft nur die Klugheit walten läßt, so kann ich es doch nie entschuldigen, daß er auch Menschen als Mittel und Maschinen braucht, um seinen Zweck zu erreichen, wobei diese Menschen selbst in Nachtheil stehen. Er erlaubt sich, die Schicksale, die Bahn eines Menschen zu bestimmen, mag auch die innere Bestimmung desselben eine ganz andre seyn; kurz, er spielt die Vorsehung, den lieben Gott von Hosjowl, ohne doch die unendliche Güte der Vorsehung zu besitzen. Beispiele werden dies klarer machen. Die Lehrer der großen Anstalt haben bekämtlich nichts mit der eigentlichen Erziehung zu thun, sondern bloß seine Söhne; diese brauchen aber Beistände, und F. nimmt diese Beistände aus Wehrli's Anstalt. Findet er in der Armenschule

Subjekte, die ihm tauglich zu Elementarlehrern und Erziehern scheinen, so verpflanzt er sie in das große Haus, wo sie die Kleinsten unter ihrer Aufsicht haben und zugleich einigen Unterricht in den Elementen erteilen müssen. Dawider ist nun wohl nichts einzumenden; allein wenn Knaben aus dem Bauernstande zu Erziehern und Lehrern der höhern Stände tauglich werden sollen, so muß natürlich ihre eigene Bildung etwas höher stehen als die ihrer vorigen Umgebungen, und sind diese jungen Leute länger unter den Kreisen von Knaben aus den höchsten Ständen gewesen, so werden sie sich später schwerlich in dem engen Bezirk einer schweizerischen Dorfschule glücklich fühlen, besonders da sie als Erzieher und Freunde jener vornehmern Knaben sich an Bedürfnisse gewöhnen, die ihnen ganz fremd waren. F.'s Pflicht also wäre wohl, wenn er Jünglinge aus dem niedersten Stande aus ihrer bisherigen Sphäre gerissen hat, dafür zu sorgen, daß sie meist einen Wirkungskreis erhielten, in dem sie sich glücklich fühlten. Dem ist aber nicht so. Hat er einen Bauernjüngling 2—3 Jahre als Erzieher u. u. gehabt und er will nach seiner Meinung nicht einschlagen, so schiebt er ihn fort, und was soll dieser arme Schelm nun anfangen? Zum Dorfschulmeister paßt er nicht mehr, und zum höhern Lehrer noch weniger, da F. ihn so mit immerwährenden Arbeiten beschäftigt, daß er sich gar nicht für etwas höheres bilden könnte. So hat er schon manchen jungen Mann im eigentlichen Sinn verführt, ihn nämlich von seiner ursprünglichen Bestimmung abgeleitet, ohne doch dafür zu sorgen, daß er einer andern Bestimmung Genüge leiste.

Was die große Anstalt betrifft, so steht sie äußerlich allerdings sehr in Blüte; allein der ewige Krebs bei derselben ist die bunte Manigfaltigkeit, die sowohl hinsichtlich der Schüler als der Lehrer herrscht. Die Schüler sind aus allen Ländern zusammen gewürfelt, und trotz des Fellenbergischen Kosmopolitismus kann er doch nicht verhindern, daß sich gewissermaßen Landsmannschaften bilden. Die Lehrer wechseln so oft, daß es kaum glaublich ist. So habe ich während meines Aufenthaltes 7, schreibe sieben Lehrer der Geographie erlebt. Daraus hat sich nun die Sage gebildet, es könne kein Lehrer es lange bei F. aushalten. Das ist jedoch eine einfältige Behauptung, die eben aus jener einseitigen Beobachtung äußerer Erscheinungen hervorgegangen ist. Ich wenigstens und viele meiner Freunde haben es sehr gut mit F. aushalten können. So despotisch und unausstehlich er allerdings dann ist, wenn er einmal Mißtrauen gegen jemanden hat, so human und zutrauensvoll ist er auch gegen solche Lehrer, auf die er sich verlassen zu können glaubt, bei denen er Liebe zum Fache und besonders zu seiner Anstalt erblickt, und die ihm nicht nach mechanisch erlernten Fertigkeiten, sondern nach Ideen und Grundsätzen zu verfahren scheinen. Daß man in seine Meinungen und Ideen durchaus mit einstimmt, ist nicht nöthig; ich wenigstens bin in vielen Stücken sein theoretischer Gegner gewesen, habe ihm dies offen erklärt und einigemal allerdings harte Briefe mit ihm gewechselt; allein da er mich trotz dieser Verschiedenheit in manchen Theoremen als seinen und seiner Anstalt Freund ansah, da er meinem Worte vertraute: „ich werde ihm praktisch nie entgegentreten,“ so haben wir stets in bestem Vernehmen gestanden und stehen noch jetzt sehr gut zusammen. In meinen Unterricht hat er nie geredet; ich habe ihm den Gang desselben dargelegt, mich mit ihm verständigigt, und unterrichtete dann in meinem Fache mit völliger Freiheit. Woher nun aber der beinahe furchtbare Lehrerwechsel? Erstens daraus, daß F. aufs geradewohl einen Lehrer annimmt, schon mit der Vorausbestimmung: „Taugt er nichts, so schiebe ich ihn fort.“ Zweitens daraus, daß die Lehrerverhältnisse in Hofwyl höchst unangenehm sind. Zu den Schülern bestand zwar ein sehr angenehmes Verhältnis, und ich vermisse hier (in Schaffhausen) oft meine Hofwyl'sche Zöglinge, von welchen die ältern besonders mich als ihren treuen Freund ansahen. Allein die Lehrer unter einander? O Himmel! Der ewige Lehrerwechsel schon verhindert, daß sich ein innigeres Anschließen der Lehrer bilden könnte. Alle wohnen in einem Hause zusammen, sehen niemanden als sich und leben als Mönche, werden dadurch eelig und roh, hypochondrisch u. s. w. Viel schadet einer der ältesten Lehrer, der gewissermaßen in Hofwyl dieselbe Rolle spielt, die Schmidt in Yverdon gespielt hat. Er ist schon 10 J. in Hofwyl, allerdings einer der besten Lehrer und genießt das völlige Zutrauen F.'s; allein da er früher schlechte Streiche begangen hat, dem Trunke sehr ergeben ist und überhaupt die Menschen scheut, so hat er gegen alle Lehrer von vornherein Mißtrauen und hält vorzüglich die bessern für seine Feinde. Dieser hat einige Lehrer so lange chicaniert, bis sie fortgiengen. Auch ich gehöre dazu.

So ist manches, das mir das Andenken an H. verbittert; bereuen werde ich aber meinen Aufenthalt daselbst nie, und ich muß Ihnen stets dankbar seyn, daß Sie mich dahin brachten.

Bis zum Frühling 1827 blieb G. in Hofwyl; dann aber ward er nach Schaffhausen als Lehrer der deutschen Sprache an der Realschule und ersten gelehrten Klasse gewählt; in Schaffhausen blieb er zeitlebens. Diese Versetzung war so gekommen. Am Ende des Jahres 1826 hatte der Große Rat von Schaffhausen eine Änderung im Schulwesen des Kantons und somit auch in der Einrichtung des Gymnasiums vorgenommen. Diese ganze Anstalt bildete eine Kombination von Realschule mit fünf Klassen und Gelehrtenchule mit drei Klassen. Die drei ersten Klassen der Realschule sollten als Vorschule für alle Schüler gemeinsam dienen, doch so daß sie sich in der dritten Klasse entweder für das Fach der lateinischen oder das der französischen Sprache entschieden. Aus dieser Klasse stiegen die Franzosen in die 4. und 5. Realklasse, die Lateiner folgemäßig in die 1., 2., 3. gelehrte Klasse. Als Lehrer des Deutschen an der ganzen Realschule und in der ersten gelehrten Klasse wählte der Kleine Rat den 26. März 1827 M. Wilh. Gözinger in Hofwyl, der bestens empfohlen von Herrn v. Fellenberg und rühmlich bekannt war durch seine Schulbücher; als Direktor des Gymnasiums C. Karl Christ. Bach aus Ohrdruf bei Gotha, und als dritten Philologen Dr. Karl Rud. Meyner aus Wittenberg, bisher Lehrer am Pädagogium in Halle. Aus der dritten gelehrten Klasse gingen die Schüler, welche studieren wollten, in das Collegium humanitatis über, worin künftige Theologen, ehe sie eine Universität bezogen, drei Jahre verweilten, die übrigen aber nach ihrem Gutbefinden kürzere Zeit verharren.

Am gleichen Tage im Monat April 1827 trafen also in Schaffhausen fünf neu angestellte Lehrer zum Amtsantritte ein, nämlich Direktor Dr. Bach, Dr. Meyner aus Deutschland, Max W. Gözinger und Kandidat Kirchhofer aus Hofwyl und Reallehrer Stahl aus Württemberg. Die ersten drei waren für das Gymnasium, die letzten beiden für das Mädchen-Institut im Rosenberg (später Mädchen-Realschule im Oberhaus) bestimmt. Dr. Meyner, Stahl, einige Kaufleute, Oberst Stamm und einige Damen aßen bei Frau Kirchhofer, der Mutter des genannten Kandidaten, welche im „Gelben Hause“ Pension bot. Eine dieser Damen, die kleine Base, wie man sie insgemein nannte, trank gerne ein Gläschen über Durst, was einer der Herren gleich bemerkte und dann seinem Freunde zurief: „Stahl, es blitzt gewaltig!“ Alle am Tische verstanden dieses Blitzen, und stets erfolgte dann ein schallendes Gelächter. Je am Donnerstag ward nach dem Mittagessen Kaffee gereicht, zu dem auch G., der bei einer Schwester der Wirtin wohnte, erschien. Das waren herrliche Stunden, reich an Unterhaltung und Belehrung und fröhlichem Geplauder. Nachher gingen die Herren oft miteinander spazieren; besonders hielten Stahl und G. zusammen und wanderten zur Sommerszeit entweder nach der Sommerau oder nach dem Rheinfluss. Es verging fast kein Tag, an welchem die beiden nicht zusammen waren. Und wenn ihm Stahl, der ihn zu Hause abholen wollte, mitunter lästig fiel, so daß ihm etwa das Wort entwichte: „Kömmt mir der verfluchte Schwab schon wieder?“ so achtete er in demselben doch den gebornen und methodisch tüchtig gebildeten Lehrer seines Faches. Auf ihren Spaziergängen führte G. seinen Begleiter tiefer ein in das Gebiet der Grammatik, in Literatur und ihre Geschichte, in Poesie, in Ästhetik. Da ging diesem erst ein rechtes Licht auf, so daß er sagen konnte, daß G. eigentlich sein vorzüglichster Lehrer gewesen sei. Sie besprachen manches Gedicht, und Stahl ward von G.



angeleitet, wie ein solches Gedicht in der Schule zu behandeln sei. Ab und zu gab der Meister dem Jünger auf, ein und das andre mit seinen Schülerinnen zu lesen und ihm nachher darüber Bericht zu erstatten.

Zur Förderung eines lebendigern Zusammenhangs in der Lehrerschaft der Stadt Schaffhausen gründeten die Herren des Gymnasiums gegen Ende der 20er Jahre eine Lehrergesellschaft, die den meist unverheirateten ausländischen Lehrern als etwelcher Ersatz für fehlende häusliche und verwandtschaftliche Verhältnisse dienen mußte. Zum Glück für die Gesellschaft wollte man damals von der Sonderung der verschiedenen Lehrerklassen noch nichts wissen, sondern Elementarlehrer, Reallehrer und Gymnasiallehrer betrachteten sich als Kollegen; darum beteiligten sich an der Gesellschaft auch Lehrer niederer Stufen; außerdem traten ihr andre Schulfreunde bei, die nicht zur pädagogischen Zunft gehörten.

Und jetzt begann in Schaffhausen ein neues reges Schulleben. Es wurden in der Freitagsgesellschaft auf ganz ungezwungene Weise inter pocula die neu auf gekommenen, das Schulwesen betreffenden Ideen mitunter sehr lebhaft und freimütig durchgesprochen; es fehlte dabei nicht an mannigfaltigen Anregungen, die sich nach verschiedenen Seiten hin als fruchtbar erwiesen. Regelmäßig fanden die Zusammenkünfte im Sommer eine Zeitlang auf dem Schützenhause, im Winter auf dem Rüdten, später im Tiergarten statt. Außerdem gab man sich wohl auch ein Stelldichein in der Sprengerschen Wirtschaft zur Sommerau. In dieser Freitagsgesellschaft war nun G. allerdings die Hauptperson; geraume Zeit übte er auch das Amt eines Vorsitzenden aus, aber in sehr formloser Weise; denn von Statuten und dergleichen Dingen, wie sie jetzt als eine Hauptsache immer bei der Gründung eines Vereines, ehe man recht weiß, was man eigentlich beabsichtigt, im voraus beraten werden, war damals keine Rede. Wenn G. einmal die mit echtem Holländer gefüllte Pfeife (Zigarren wurden damals noch wenig geraucht) in richtigen Gang gebracht hatte, dann geriet die Unterhaltung nicht so leicht ins Stocken. Geradezu staunenswert war seine Belesenheit in deutschen Klassikern und seine Gewandtheit in wortgetreuer Anführung passender Stellen selbst aus weniger bekannten Klassikern. Dabei bevorzugte er das anscheinend Widersinnige; auch stellte er mitunter eine Behauptung auf, von deren Richtigkeit er selber nicht durch und durch überzeugt war. Offenbar wollte er die Besprechung in regern Fluß bringen und wohl auch sich selbst noch mehr Klarheit über den verhandelten Gegenstand verschaffen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß er abweichende Meinungen andrer sehr wohl zu ertragen vermochte; so vertrug er sich sehr gut mit Prof. Dr. Vogel aus Ansbach im Fränkischen, dem ausgezeichneten Lehrer des naturwissenschaftlichen Faches am Gymnasium, obgleich dieser gar nicht immer seiner Meinung war.

Sehr fröhlich ging es zu um Martinizeit, wo die Martinsgans vorge schnitten, und um die Mitte Januars, wo der Punschabend gefeiert ward. Da sang G. mit seiner weittragenden Stimme sein Lieblingslied: „Prinz Eugen der edle Ritter, Wollt' dem Kaiser wiederum kriegen Stadt und Festung Belgerad.“ Und die andern fielen an den Stellen des Abgesangs als Chor mit Macht ein. Er erfreute den Verein bald mit dem Vortrag einer Predigt von Abraham a Santa Clara etwa über den verformten Sohn, bald durch Deklamation irgend eines humoristischen Sprachstücks; bald erzählte er, wie der siebenjährige Krieg entstanden sei; bald sang er unvergleichlich naturgetreu irgend ein Handwerksburschenlied. Einmal, nämlich im Jahre 1841, hatte G. aus klassischen

Schriftstellern für jeden Gast einen ihm geeignet scheinenden Denkspruch ausgewählt und unter den Teller gelegt. Als jeder seinen Spruch laut abzulesen bekam, setzte es begreiflich allerlei Überraschung und Unterhaltung ab.

Wohl blühte die Freitagsgesellschaft in den 40er Jahren noch fort; zu Anfang der 50er Jahre, nach mehr als zwanzigjährigem Bestande, jedoch ging sie unaufhaltsam ihrem Ende entgegen, und wiederholte Bemühungen, sie neu zu beleben, blieben erfolglos. Unstreitig trug G.'s schwere Erkrankung im Jahr 1849, von der später die Rede sein wird, viel zum Niedergang der Lehrergesellschaft bei. Der völlige Untergang derselben hat aber seinen Grund noch in andern Umständen, so in Schwächung der Kollegialität unter den Lehrern durch Sonderung derselben nach der Abstufung, ferner in dem Überwuchern anderweitigen Vereinslebens. Mit der Umgestaltung des Gymnasiums, 1851, zogen neue Lehrer hieher, die sich in der Gesellschaft neben ihre Kollegen am obern Ende des Tisches zu setzen suchten. Das veranlaßte die meisten Elementarlehrer, sich ebenfalls abzusondern, indem sie am untern Ende des Tisches Platz nahmen. So schied sich die Gesellschaft gleichsam in ein Oberhaus und ein Unterhaus, und es erging ihr zuletzt wie dem Hornberger Schießen.

Als G. in Schaffhausen eine öffentliche feste Amtsstelle erworben hatte, dachte er bald an die Gründung eines eigenen Hausstandes, und zwar im Hause seiner Kostgeberin, Frau Witwe Kirchhofer, mit deren jüngsten Tochter Jeannette (Johanna Barbara) K. (geb. 12. Juli 1796, gest. 8. August 1860). Sie hatte zwei Brüder, den Stadtkassier Konrad K. zum Erker am Obertor (1790—1856) und den Kaufmann Jakob K. in Stuttgart (1792—1851). Der Theologe Johannes K., der mit G. in Hofwyl Lehrer gewesen und jetzt als Pfarrer in Herblingen bei Schaffhausen amtierte, war ein Vetter der Verlobten; denn sein Vater und ihr Vater waren Brüder. Natürlich meldete er das Ereignis schnell seinem Bruder und seinen Freunden in Sachsen zugleich mit der Nachricht, daß er, da ein Teil der Lehrerbefoldungen damals noch in Getreide und Wein ausbezahlt wurde, bei der reichlichen Weinernte des Jahres (1827) 8 Saum Kompetenzwein eingekellert habe. „Sie haben recht, schrieb er an Schumann, daß Grammatiken schreiben, sich verlieben und verloben nicht zusammenpaßt; daher habe ich eins nach dem andern abgetan: erst verfaßt, dann verliebt, dann verlobt, endlich verheiratet.“ Die Hochzeit fand den 10. April 1828 statt, nachdem es noch einige Scherereien zwischen den Stadtbehörden von Neustadt und der von Schaffhausen wegen der Schriften abgesetzt hatte. Die Hochzeitsreise machte er im Monat Juli mit seiner Jeannette nach Sachsen zu den Verwandten und den Bekannten im Buchholz und in Annaberg. Seinen Bruder in Dresden fand er krank, sehr krank, auch trübsinnig, düster und teilnahmslos, so daß das junge Paar im Geschwisterkreise eigentlich wenig aufgeheitert ward. In den ersten fünf Tagen des Monats besuchten die beiden Neuvermählten die sächsische Schweiz bei drückender Hitze.

G. an J. Kirchhofer in Schaffhausen, 10. Juli 1828. Unser schönes Elbegebirgsland hat meiner Jeannette sehr gefallen, und — aufrichtig gesagt — auch mir, und zwar wieder mehr, als mir je etwas in der Schweiz gefallen hat. Denke deshalb nicht, daß ich bei meiner Heimkehr nach Schaffhausen stärkeres Heimweh nach Sachsen haben werde als früher; im Gegenteil, wie ich's vermutete, so ist's geschehen: meine Sehnsucht ist gestillt. Ich werde kaum mehr nach einer Reise in die Heimat verlangen, wohl aber nach einer Rückkehr dahin, aber auch erst einft, nicht jetzt, I. Freund! Wir müssen zuerst noch einige oder viele Jahre in Sch. zusammen der

Freundschaft und der Wissenschaft leben. — Daß wir nicht nur die Naturwunder der sächs. Schweiz, sondern auch die Kunstwunder Dresdens beschaut haben — versteht sich. Nur das grüne Gewölbe ist noch übrig, und dies soll morgen daran kommen. Im Theater sind wir auch einmal gewesen und haben Webers *Euryanthe* gehört, worüber Jeannette ganz entzückt war. Dir eine weitere Darlegung sowohl unsrer Reise als unsres Aufenthaltes hier zu geben, dies würde zu weit führen. — Jeannette hat übrigens den Beifall aller meiner Freunde, Geschwister und Verwandten erhalten, der Männer und der Weiber. Besonders hatte Schumann, vor dem sie sich früher so fürchtete, großes Wohlgefallen an ihr, Weidauer nicht minder; nur war dieser noch zu sehr mit dem Verluste seiner Frau beschäftigt und vom Schmerze gebeugt. — Von den drei uns noch bevorstehenden Wochen der Heimreise möchten wir eine Woche in Stuttgart zubringen; ich erwarte dort einen Brief von Dir; ob wir nach Mannheim kommen, steht noch dahin.

Die Rückreise führte sie über die Muggendorfer Höhlen in der fränkischen Schweiz, ferner Bamberg, Saxthausen, Heilbronn und Stuttgart. In Heilbronn kaufte er die Autobiographie Berlichingens (Nürnberg 1731, 8°), die er bisher nur aus Göthe gekannt hatte; die Enttäuschung, die ihm dadurch über wesentliche Erlebnisse dieses merkwürdigen fränkischen Söldnerführers widerfuhr, veranlaßte ihn zu dem Ausfall: „Ich muß gestehen, so geneigt ich auch bin, dem Dichter alle möglichen Freiheiten zu gestatten, sobald sie ohne Verfündigung gegen Sitten und innere Wahrheit vorkommen, war ich doch sehr böse auf Göthe, daß er einen rein historischen Stoff so eigenliebig und oft ohne Not verdreht hat. Taugt die Geschichte nicht zum Gedicht, nun, so mag der Dichter mit Schöpferhand das Schickal machen; nur die Charaktere muß er halten. Ist aber die Geschichte an und für sich poetisch, warum so mutwillig damit umspringen?“<sup>1</sup>

Diese Heirat war ein Band mehr, das ihn an die Schweiz knüpfte. Es war im Jahr 1829, wo er eine Berufung an die neue Realschule in Bern erhielt, sie aber ablehnte, obgleich er da 200 Gulden mehr Einnahme und 7 Unterrichtsstunden weniger gehabt hätte. Nirgends in der Schweiz wollte er lieber sein als in Schaffhausen. Hier übertrug man ihm jetzt den Unterricht in höhern Klassen; auch war es ihm sehr erwünscht, daß er die Stadtbibliothek mit Muße benutzen konnte; denn diese Bibliothek umfaßte außer der Hinterlassenschaft der Brüder Johannes und Georg Müller manchen Schatz aus alter Zeit, z. B. einige altdeutsche Gedichte, Chroniken u. dgl., welche bis dahin völlig unbeachtet geblieben waren. Seine Vorliebe für Schaffhausen, wo er ein liebes Weib gefunden hatte, machte ihn jedoch nicht blind für das Eigenthümliche andrer Kantone. Recht vergnüglich liest sich u. a. die Beschreibung der Appenzeller, „der gewandtesten und geschheidtesten Schweizer“, und einer zahlreich besuchten Landsgemeinde, welcher er zu Hundwil in Außer-Rhoden bewohnte, höchlich zufrieden gestellt durch die Ordnung und Ehrbarkeit, womit alles von statten gegangen war.<sup>2</sup>

Wäre ihm indes ein Lieblingswunsch erfüllt worden, so wäre es der einer finanziell und sonst annehmbaren Anstellung im sächsischen Vaterlande gewesen, das für ihn seit vorhergehendem Sommer neuen Reiz bekommen hatte. Er kommt in seinen damaligen und noch spätern Briefen an die sächsischen Adressaten wiederholt darauf zurück, ohne daß er sich deswegen zu sehr auf die Äste hinaus ließ. Denn zuweilen ward er des politischen Parteigezänks der Schweizer überdrüssig. Gleichwohl waren die

<sup>1</sup> Köhler, siehe Literatur Nr. 46, Seite 63.

<sup>2</sup> Köhler, siehe Literatur Nr. 46, Seite 64.

Übelstände, deren Zeuge er sein mußte, kein Beweggrund zu mehr als zeitweiliger, vorübergehender Mißstimmung. In seinen amtlichen Verhältnissen fühlte er sich ja nicht im mindesten unglücklich oder auch nur behelligt, sondern glaubte sich im Gegenteile durch seinen mehrjährigen Aufenthalt im Lande auf einen Standpunkt gehoben, auf welchem er künftig so manches in Wissenschaft, Schule, Kirche, Leben, Staat u. s. f. besser übersehen würde.

Wenn sich indes auch G.'s Wunsch einer Rückkehr nach Sachsen nicht verwirklichen wollte, so nahm er doch an allem, was seit 1830 in den bürgerlichen, kirchlichen, Schul- und Universitätsangelegenheiten seines Geburtslandes ein frischeres Leben ankündigte, fortwährend warmen Anteil, sprach sich über alles, was davon zu seiner Kenntnis kam, jetzt billigend, jetzt mißbilligend aus, ließ sich die Leipziger Zeitung kommen, um sich mittels der Landtagsnachrichten auf dem laufenden zu erhalten. Ein Buch wie Karls v. Steinbach (K. Hase) „Sachsen und seine Hoffnungen“, mußte ihm sicherlich von spannendstem Interesse sein. Aber nach Anfang der vierziger Jahre war er von der Sehnsucht, dort ein Amt zu finden und seine Tage zu beschließen, ziemlich geheilt oder befehrt. „Mein jetziges Vaterland, nicht bloß Aufenthaltsland, schrieb er im Jahr 1841 nach Sachsen, ist doch die Schweiz. Ich bin zu sehr da eingelebt, bin seit Jahren Bürger und habe fünf Kinder, die alle in der Schweiz und von einer Schweizerin geboren wurden. In Sachsen fühlte ich erst recht, wie sehr ich dem norddeutschen Leben entwöhnt war. Essen und Trinken, Bett und Zimmer, Gespräch und Vergnügensweise: alles war anders. Seit dem Tode seiner Schwester Charlotte Wilhelmine (1832) hatte er in Sachsen keine nähern Verwandten mehr als seinen Bruder Karl in Dresden. G.'s eigene Familie in Schaffhausen war im Jahr 1840 vollständig: ein Mädchen, Ottilie 1831 und drei Knaben, Karl 1832, Arnold 1834, Max 1835, Ernst 1837; der älteste 1830 und der jüngste 1839 starben bald nach der Geburt.

Die Bewegung des Volkes in der Schweiz gegen die aus der Zeit Napoleons überfessenen und verfessenen Kantonsregierungen breitete sich auch nach dem Kanton Schaffhausen aus. Der Streit drehte sich hier besonders um die Frage der Gleichstellung von Stadt und Land in den politischen Rechten. „Bei diesen Unruhen, schreibt er an Weidauer (August 1831), habe ich eine unbedeutende Rolle gespielt. Ich bin fünf Tage mit unter den Waffen gewesen, das ist alles; mitgekämpft habe ich nicht. Das Land empörte sich gegen die vermeintliche Herrschaft der Stadt, und das Ende vom Liede ist, daß nun eine Oligarchie von 3 Herren aus der Stadt regiert, die natürlich leichter mit den Dorfratsherren fertig wird als früher mit denen aus der Stadt. Das größte Unglück für die Schweiz überhaupt ist, daß sie gegenwärtig nicht einen einzigen großen Staatsmann besitzt; seit dem Tode des Bürgermeisters Ulsteri in Zürich ist kein gewandter Staatsmann mehr vorhanden.“

In den Beginn der dreißiger Jahre fielen die Hurterischen Händel in Schaffhausen, für die sich G. lebhaft interessierte. Friedrich Hurter, Antistes der evangelischen Kirche des Kantons Schaffhausen, hatte schon auf der Universität sich für die Romantik begeistert und bereits in seinem Erstlingswerk, Geschichte des ostgotischen Königs Theoderich (2 Bdchn., Schaffhausen 1807—08) gegen den wuchernden Aufklärer losgezogen. Nachdem er vorübergehend bei J. A. v. Ittner in Heitersheim, dem Kanzler des Maltejer Ordens, als Geheimschreiber tätig gewesen war, erhielt er die Pfarrei zu

Böhnungen im schaffhauerischen Klettgau. Hier schrieb er das vierbändige Werk „Geschichte Papst Innozenz III. und seiner Zeitgenossen“ (Hamburg 1841—44), welches Aufsehen erregte nicht allein durch seine Gründlichkeit, sondern mehr noch durch die Verherrlichung des Papsttums. Die Machtentfaltung der katholischen Kirche sowohl nach innen als nach außen fesselte ihn, und als evangelischer Geistlicher bedauerte er die Ohnmacht und Zerfahrenheit seiner Kirche. Daher suchte er, nachdem er später in die Stadt versetzt und Antistes wurde, wo er konnte, die Autorität der reformierten zu stärken, und wenn er mit der weltlichen Gewalt in Konflikt geriet, so trat er fest gegen sie auf. Die katholische Kirche schätzte er durch Wort und Schrift. Wäre er Privatmann gewesen, so hätte man nicht viel dagegen sagen können, namentlich dann, wenn die Angriffe gegen die katholische Kirche ungerecht waren, wie etwa bei der Klosteraufhebung. Allein Hurter war in diesen Streitigkeiten nicht Privatmann, sondern evangelischer Pfarrer, ja mehr als das, Vorstand (Antistes) der Landeskirche. Sein Benehmen mußte natürlich Ärgernis erregen.

Da G. diesen Mann kannte, schon weil er als Ephorus des Gymnasiums sein Vorgesetzter war, so mußte eigentlich sein Urteil von Gewicht sein; allein es ist leider nicht objektiv; es hängt zu viel von Zuneigung und Abneigung gegen die beteiligten Personen ab und ergeht sich in leidenschaftlichen Schmähungen. Zum Beweise will ich es hersetzen:

G. an Schumann Mitte 1841.<sup>1</sup> Die unselige Geschichte kann nirgends verstanden werden als hier, da Hurters Persönlichkeit, Umgebung, Verhalten innerhalb derselben, kurz, die speziellsten Dinge, die nie in Schriften zur Sprache gekommen sind, dabei mitwirkten. Die schaffhauerische Geistlichkeit hatte die Bürgerschaft auf ihrer Seite, Hurter die ganze Noblesse auf der seinigen. Dabei kam das Dogma gar nicht in Betracht, sondern ganz andre Dinge. Stolz, hochfahrend, anmaßend ist Hurter im Leben gar nicht, sondern leutselig, umgänglich, nur zu heiter und zu gemein. Ob die Leiter der Opposition gegen ihn von Anfang an geglaubt haben, seine Wirksamkeit bringe den Protestantismus in Gefahr, oder ob sie sich später in diese Ansicht hineingearbeitet, weiß ich nicht; jetzt wenigstens behaupten sie das Vorhandensein dieser Gefahr. Ich für meine Person glaube nicht an dieselbe; allein unerträglich wurde auch mir der Mann, den ich sonst hochachtete, und dem ich persönlich viel Dank schuldig bin. Denn daß der Vorsteher einer protestantischen Kirche sich darauf legt, in Wort und Schrift diese Kirche fortwährend lächerlich zu machen, und daß er beständig in Klöstern herumreißt; daß er der Abbot aller Klöster wird (er ist auch Verf. der Denkschrift, welche die Aargauer gegen die aargauische Regierung der Tagsatzung übergeben haben); daß er (er ist Besitzer einer Buchhandlung) lauter Schriften gegen die protest. Kirche verlegt, Schriften, die sonst nirgends das Imprimatur erlangen: das ist denn doch zu bunt. Görres, Jarke und Haller sind ihm die bedeutendsten Männer der Gegenwart; alle Leute, die wir andern als Patrioten achten, sind Schufte; die Reformatoren waren Strohköpfe; die sieben Göttinger Professoren sind Dummköpfe und Hallunken. Der Mann hat sich verrannt in eine ganz eigentümliche Ansicht der Weltgeschichte; seine unmittelbaren Gegner haben freilich dies nicht hervorgehoben, sondern immer wieder über seine kath. Liebhabereien geschrien. Es sind z. T. selbst Schwachköpfe; aber das ist eben das Gericht über ihn, daß er sich von solchen muß stürzen lassen. Er hatte alle Freunde, die ihn hätten halten können, verschreckt; denn die, welche ihn verteidigt haben, sind wirklich schlechte Subjekte. Es hätte sich wohl alles noch ins Geleise bringen lassen, wenn nicht schlechte Freunde an ihm gehetzt hätten, wenn nicht Tölpel auf der Gegenseite plump hineingefahren wären. Der Aufsatz in der Hengstenbergischen Kirchenzeitung, welcher die Abdankung Hurters zur Folge hatte, ist wirklich von einem ungeheuren Tölpel eingefandt und von Hengstenberg zugespitzt worden. Ich für meine Person habe zwar keinen Teil an den wirklichen Streitigkeiten genommen, aber doch von Anfang derselben mit Hurter gebrochen,

<sup>1</sup> Köhler, Literatur Nr. 46, Seite 66 f.

aus den angeführten Ursachen. Nun war aber H. der einzige Mann in der Behörde, der Bedeutung hatte; ich gieng viel mit ihm um, und er ist es, der mich hier hielt. Die Schule, deren Ephorus er war, hat viel an ihm verloren, und da hier alles von Persönlichkeiten abhängt, so läßt er sich gar nicht ersetzen. Meine Einsamkeit in geistigem Umgang ist dadurch bedeutend geworden. H. nahm an allen meinen Bestrebungen Anteil und fühlte sich durch meinen Rückzug von ihm sehr verletzt. Mit seinen Gegnern, insofern sie Stockprotestanten sind, kann ich auch nicht immer sympathisieren, und so habe ich es eigentlich mit beiden Parteien verдорben.

Wenn man weiß, daß Hurter zuletzt in Rom zur katholischen Kirche übertrat, so kann man nicht sagen, G. habe in der Beurteilung dieses Mannes viel Menschenkenntnis bewiesen oder ihn gründlich durchschaut. Richtiger urteilte er über das Ziel des Sonderbundskrieges. Das Angstgeschrei der Liberalen über die durch die Jesuiten drohende Religionsgefahr für den Protestantismus, so sehr es auch jetzt noch nachklingt, war nur ein blinder Schrecken, wodurch man das Volk hinter's Licht führte. Schon am Anfang des Jahrhunderts, den 15. Januar 1814, hatte Zar Alexander I. den Schweizern geraten, die Zentralgewalt des Bundes zu verstärken; in der Folge, seit den 30er Jahren, betrieben die fortschrittlichen Parteien diese Bestrebung, weil man ohne Kräftigung der Bundesgewalt in wirtschaftlichen Dingen beim besten Willen nicht vom Flecke kommen konnte. Andererseits wollten die kleinern Kantone ihre Jahrhunderte lang festgehaltene Gleichheit der Rechte im Bundeskörper nicht aufgeben, sondern die bisherige Form der Föderation festhalten. Es mußte daher zum Kriege kommen wie 1866 im deutschen Bunde. „Die Klosteraufhebung hat, so schreibt G. 1847, die Krisis nur beschleunigt; wäre sie nicht gewesen, so hätte auf andre Weise der Riß, der durch die Eidgenossenschaft geht, zu Tage kommen müssen. Und trotz aller Extravaganzen, trotz aller Brutalitäten, die von beiden Seiten vorkamen, sind mir diese Sachen am Ende doch lieber als so vieles, was in den deutschen Staaten passiert. Diese Radikalen und ihre Widersacher — beide wissen, was sie wollen; es steht ein Kampf auf Leben und Tod bevor, aber ein aufrichtiger, während in Deutschland keine Partei aufrichtig mit der Sprache herausgeht.“<sup>1</sup> G. war noch Zeuge des frischen Aufschwungs, welchen nach dem Sonderbundskriege die Schweiz in verjüngter Bundesgestalt nahm, aber auch Zeuge der politischen Verwirrung Deutschlands, bis dort ebenfalls der Bürgerkrieg frische Luft schaffte.

Es ist begreiflich, daß ein Gelehrter wie G. sich vom öffentlichen Leben, d. h. von der Mitwirkung an demselben fast ganz auf seine Studierstube zurückzog. Es lag ihm jetzt dran, die Beschäftigung mit den deutschen Dichtern in den höhern Schulen zu fördern. Die Ansichten über diesen Gegenstand waren damals ganz entgegengesetzt unter den Schulmännern. Manche derselben behaupteten, das Lesen deutscher Dichtungen sei reine Zeitverschwendung und gehöre gar nicht in die Schule; es befördere nur die Oberflächlichkeit unter den jungen Leuten und die verderbliche Näscherei, welche ihnen den Geschmack an der soliden Hausmannskost der Schullektüre verderbe. Andre dagegen empfahlen es als ein ganz besonderes Bildungsmittel, welches mehr als die übrigen Schulfächer den Sinn für Schönheit und Kunst zu wecken imstande sei. Während die einen diese Lektüre höchstens der Privatbeschäftigung der Schüler überlassen wollten, weil man sie dort nicht wohl verhindern könne, forderten die andern sie dringend als Schulfach, weil sie nur so durch vernünftige Auswahl und Behandlung unschädlich gemacht werden könne. Selbst tüchtige Lehrer

<sup>1</sup> Köhler, Literatur Nr. 46, Seite 67.

wußten jedoch nicht, wie sie sich bei diesem Unterrichte benehmen sollten; ganz wie die griechischen und lateinischen Dichter konnte man die deutschen freilich nicht behandeln, und sie als bloßen Stoff zur Einübung und Wiederholung der Grammatik zu traktieren, war doch unstreitig eine Herabwürdigung. Und da es vor allen Dingen in der pädagogischen Literatur keine Hilfsmittel für den Lehrer gab, so machte sich G. schon in Hofwyl daran, ein solches Hilfsmittel auszuarbeiten, fand aber erst seit seiner Anstellung in Schaffhausen Zeit, es fertig zu bringen.

Nach G.<sup>1</sup> hat das Lesen deutscher Dichter folgende Zwecke: 1) Es soll eine Geistesgymnastik sein. Was dem Philologen die Lateiner und Griechen sind, können die deutschen Dichter dem deutschen Jüngling werden. Der Verfasser zeigt, wie ein vaterländischer Dichter, gleich einem alten, nach Sprache und Sachen erklärt, historisch und ästhetisch beurteilt und zergliedert werden kann und soll, und in der Einleitung setzt er die Grundsätze auseinander, nach welchen ein Künstler verfährt. Für die eigentliche Sprachbildung liefern solche Zergliederungen, wenn sie die Schönheit nicht verwischen, sondern erst recht herausstellen, einen durch nichts zu ersetzenden Gewinn. 2) Das Lesen unsrer Dichter soll dem Schüler das Magazin großer edler Gedanken aufschließen. 3) Es soll ein Erziehungsmittel sein zur Bildung der Sinnesart und Entfaltung der schönen Menschlichkeit. Über die Pflicht, im Leben zu wirken, und sich in ihm für dasselbe zu bilden, soll der Mensch nicht die Pflicht versäumen, sich in seinem Innern eine Welt zu erbauen, in welcher er frei und glücklich lebt, wenn die äußere ihn drückt und stößt. Das Leben ist jedenfalls ein tüchtiger Erzieher, aber nicht immer ein guter; die Welt bildet auf jeden Fall den Charakter, aber nicht immer den schönen; Aus- und Ansichten lernen wir auf jeden Fall durch die Erscheinungen des Tages, aber nicht immer erfreuliche und würdige. Die Kunst tritt als Veredlungsmittel neben die Religion. Sie lehrt, auch auf solchen Feldern Vergnügen zu finden, die dem Auge des Alltagsmenschen unnütze und unzugängliche Steppen scheinen; sie lehrt, sich in der Welt der Ideen, der Weisheit und der Schönheit, der Anmut und Erhabenheit zu ergehen und sich in ihr zu trösten, und diese Welt zu lieben, wenn sie auch keine Prozente trägt. 4) Es soll eine Anleitung sein zum Lesen guter Schriftsteller überhaupt und eine Schutzwehr gegen das Lesen schlechter Skribenten: es soll den Geschmack bilden. Die Jugend soll die Dichter durch ihre Werke, nicht durch vorgespochene Charakteristiken des Lehrers kennen lernen; sie soll daher mehrere von demselben Dichter hintereinander, jedesmal ein Ganzes, nicht ein Bruchstück von ihm lesen, damit das Bild desselben klar hervortrete.

Er berechnete den Umfang des Werkes<sup>2</sup> auf zwei Bände; im ersten sollten epische Dichter behandelt werden, und zwar zuerst die Fabeldichter Gellert, Lichtwer, Pfeffel; dann die Balladendichter Bürger, Schiller, Göthe, Schlegel, Uhland, Chamisso, Schwab und Kerner; im zweiten Bande bearbeitete er lyrische und elegische Dichter wie Klopstock, Hölty, Stolberg, Voß, Jacobi, Salis, Schiller und Herder. Zunächst handelte es sich bei ihm um schönes Lesen, um sinnvollen Vortrag, in welchem er selber ein Meister war. Gut vorgelesen ist schon fast erklärt; daher die vielen Bemerkungen des Buchs über richtige Betonung einzelner Stellen. Alsdann sollte der Zusammenhang des Sinnes erfaßt werden, besonders auch bei den Lyrikern usw. Nachher kam die sprachliche Form und

<sup>1</sup> Gedanken über das Lesen deutscher Dichter in Schulen im Anhang zu Literatur Nr. 59, Bd. II.

<sup>2</sup> Literatur Nr. 59: Titel des Werkes und bibliographische Angaben.

die Metrik in Betracht. Auf eins aber sah es der Verfasser besonders ab, was zwar an sich zum Verständnis einer Dichtung nicht gerade erforderlich ist, doch aber den künstlerischen Bau derselben zu besserer Einsicht bringen kann. Bei den epischen Dichtungen darf man nämlich die Frage aufwerfen: Welches ist der Rohstoff, den der Dichter zu seiner Dichtung benutzte? Wie hat er diesen Rohstoff in Bezug auf Handlung und Charaktere umgeschaffen? Die Beantwortung dieser Fragen<sup>1</sup> bringt tiefe Blicke in die Werkstätte des dichterischen Schaffens und bewahrt, wenn sie richtig angefaßt wird, jedenfalls vor jedem Geschwätz. Man kann auch mit großem Nutzen zwei oder mehrere Dichtungen, welche den gleichen Stoff behandeln, mit dessen Quelle vergleichen. G. hat sich ungemein viel Mühe gegeben, die Quellen aufzudecken, aus denen unsre epischen Dichter ihre Dichtungen schöpften, und die Kunstmittel zu erörtern, mit denen die Dichter ihre Dichtungen gestalteten. Von Umland, mit dem er seit dem Sommer 1829 bekannt und befreundet war und Briefe wechselte, bekam er einzelne solcher Nachweisungen direkt. Einmal, den 11. Mai 1855 schreibt G. an ihn: „Was die Bemerkungen zu dem „Märchen“ betrifft, so ist also meine Erklärung in der zweiten Auflage (der deutschen Dichter 1844) doch richtig, daß unter dem Prinzen offenbar Tieck zu verstehen sei, da es sich um die Wiedererweckung der romantischen Poesie handelt.“ Bei den lyrischen und elegischen Dichtern handelte es sich wesentlich darum, den Zusammenhang der einzelnen Gedichte und ihre Beziehung auf die Lebensansicht des Dichters zu verstehen. Darum soll man mit reifern Schülern nicht zu vielerlei Dichter lesen, sondern sich auf wenige beschränken. Es kann ja nicht der Zweck dieses Unterrichts sein, den Schülern die ungeheure Masse der Literatur vorzuführen und den ganzen deutschen Dichterwald durchzuhaudern. G. war überhaupt ein entschiedener Gegner der sogenannten „Literatur-Bummelerei“, wie sie gegenwärtig wieder in den Schulen mehr und mehr zur Herrschaft kommt, wo die jungen Leute zur Nachsprecheri von fremden Urteilen angeleitet oder verleitet werden, damit sie über alles und jedes ihren Senf begeben können. In einer Einleitung gab der Verfasser seine Kunstansichten über die genannten Gattungen der epischen und lyrischen Poesie in seinen Abhandlungen zum besten.

Übrigens war der pädagogische Zweck, dem das Werk diente, nicht die Hauptsache; es sollte für Freunde der Dichtkunst überhaupt bestimmt sein. Es drang deshalb in Kreise, wo der Verfasser es gar nicht erwartete; man gab es gebildeten Frauen in die Hände, und es erwarb ihm Freunde selbst in der Dichterswelt. Freilich hat auch die Buchmacherei der literarischen Freibeuter den Inhalt und Gehalt dieser Studien für ihren Wettbewerb ausgebeutet.

Für die Hand der Schüler bestimmte er einen Abdruck der bloßen Gedichte, ohne den Kommentar, unter dem Titel: „Dichtersaal, Auserlesene deutsche Gedichte zum Lesen, Erklären und Vortragen in höhern Schulanstalten.“ Geflissentlich nahm er hier auch Gedichte von unbedeutendern Dichtern wie Langbein und Kind auf, weil solche der Jugend ein erlaubtes Ergötzen bringen und sich gut zum Vortrage eignen. Und wenn manche junge Leute mehr Gefallen an solchen mindern Dichtungen finden, so dürfte es geraten erscheinen, mit den jungen Dilettanten ihre Lieblinge zu zergliedern, ihnen zu zeigen, warum dieselben nicht so viel poetischen Wert haben, und so ihren Geschmack zu bilden.

<sup>1</sup> Anleitung zu schriftlichen Arbeiten über dieses Thema gibt Gözingers Stilschule (Literatur Nr. 62, Bd. II, Seite 105).

<sup>2</sup> Das Bibliographische über den Dichtersaal, siehe Literatur Nr. 58.



Endlich wollte er auch für jüngere Schüler und niedere Klassen von Schulen das Bedürfnis einer Gedichtsammlung befriedigen, bei der es nicht auf ein Verständnis namhafter großen Dichter und auf ein tieferes Eingehen abgesehen wäre; es fehlte an einer Sammlung von Gedichten für Kinder, um deren poetischen Sinn zu wecken, zu nähren und zu veredeln, wobei Dichtungen ausgeschlossen wären, deren Verständnis eine größere Reife erfordert, die Einsicht in die Kunstform, ein Eingehen in persönliche Richtungen und individuelle Bestrebungen des Dichters verlangen; dann solche, die sich in Kreisen und Ideen bewegen, welche der kindlichen Auffassungsweise noch unzugänglich sind. „Es verrät wenig Takt, schreibt er, wenn Schiller (um das gewöhnlichste Beispiel solcher Versündigung anzuführen) schon Kindern von 8—12 Jahren vorgeführt wird.“ In früherer Zeit konnte so etwas entschuldigt werden; jetzt aber besitzen wir Gedichte, welche der Kindheit faßbar und dabei vom besten poetischen Gehalt sind. Aus diesen Beweggründen verfaßte G. den „Liedergarten.“<sup>1</sup>

Es stand zu erwarten, daß ein Mann mit solcher Gelehrsamkeit von andern Männern der Wissenschaft aufgesucht und mit Briefwechsel bedacht ward; das geschah denn auch mit G. Unter denen, die mit ihm verkehrten, habe ich früher schon einzelne genannt; hier füge ich, ohne dadurch ihre Reihe zu erschöpfen, noch einzelne Namen hinzu: Jos. Bergmann in Wien, Echtermeyer in Halle, Laßberg auf Schloß Eppis-  
hausen im Thurgau, Mörikofser in Frauensfeld.

Die Freundschaft mit Wilhelm Wackernagel (geb. 1806, gest. 1869), der in seinem preussischen Vaterlande (Berlin) eine entbehrungsvolle Jugend verbracht und dann 1833 einen ehrenvollen Ruf als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität und am Pädagogium (Oberghymnasium) zu Basel erhalten hatte, war durch folgende Gelegenheit entstanden. Als im Jahre 1835 die aargauische Kantonschule umgestaltet werden sollte, gedachte die dortige Regierung den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur an beiden Abteilungen, dem Gymnasium und der Gewerbeschule, durch Fachlehrer zu besetzen, und beauftragte deshalb am 9. September den Kantons-  
schulrat, die mit Ende Oktober l. J. neu zu besetzenden Lehrstellen sofort auszusprechen. Wie sehr damals einzelne wahrhafte Gönner sich für die zeitgemäße Erneuerung der Anstalt interessierten, erfahren wir von G. aus folgender Mitteilung.

Brief an Schumann, Superintendenten der Diözese Annaberg in Sachsen.  
„Erzähle doch den Leuten, daß ein Kaufmann in Aarau (Hunziker) 100 000 Schweizerfranken, d. i. ungefähr 40 000 Thlr. sächsisch zur Stiftung der neuen Kantonschule hergegeben hat, ein andrer Kaufmann 25 000 Franken! Und Aarau ist eine kleine Stadt, und jener Hunziker nicht etwa ein alter, kinderloser Kauz, sondern ein Familienvater mit einer Menge Kinder, aber freilich ein sehr reicher Mann. Vor ungefähr zehn Jahren war ein Frankfurter Namens Dehler Professor der griechischen Sprache an der aargauischen Kantonschule. Dieser verliebte sich in Hunzikers Tochter und hielt um sie an. Der Alte erwiderte, er wolle ihm seine Tochter geben; aber erst müsse er etwas Ordentliches (!) lernen. Der arme Dehler mußte seine Stelle niederlegen, gieng nach Berlin, studierte Naturwissenschaften und ist jetzt Aufseher über seines Schwiegervaters chemische Fabriken. Er kann aber den Schulmann immer noch nicht vergessen, sitzt auch im Schulrat und muntert seinen Schwiegervater immer auf, durch seinen Reichtum die Schulen zu begaben.“

Inzwischen war eine beträchtliche Anzahl von Anmeldungen auf die beiden zu besetzenden Lehrstellen in Aarau eingelaufen. Der Kantonsschulrat musterten dieselben, und es wurden vom Kleinen Rat aus der Zahl der von genanntem Schulrat vorzugs-

<sup>1</sup> Das Bibliographische über den Liedergarten, siehe Literatur Nr. 57.

weise empfohlenen oder von Mitgliedern des Kleinen Rates unmittelbar vorgeschlagenen Lehrer am 31. Oktober 1835 durch Kugelung (ballotage) gewählt: Seminardirektor Augustin Keller in Aarau und Professor Gögginger in Schaffhausen. Da keiner von beiden sich auf die Ausschreibung gemeldet hatte, so konnten sie ihre Ernennung zu den Stellen als „Ruf“ betrachten. G. war selbstverständlich dadurch überrascht, noch mehr aber waren es die Behörden zu Schaffhausen; denn als er am 3. November dem Kantonschulrat in Schaffhausen Kenntnis von diesem Rufe gab, der ihm eine bessere Besoldung (1600 Fr. alter Währung) und verminderte Stundenzahl in Aussicht stellte, entstand in dem Kollegium eine förmliche Bestürzung über den Verlust dieses ausgezeichneten, für die Schulanstalt so wichtigen Lehrers. Als jedoch der Vorsitzende, (Antistes Fr. Hurter) zufolge vorgängiger Besprechung mit G. die Hoffnung durchschimmern ließ, daß vielleicht unter zwei Bedingungen, die in kompletter Darreichung seines in 900 fl. bestehenden Gehaltes und Abnahme des Unterrichts in der zweiten Klasse beständen, beschloß man, das Schreiben des Hrn. G. an den Kleinen Rat des Kantons Schaffhausen zu befördern unter Beifügung der Wünsche des Schulrats, diesen wackern Lehrer womöglich dem Gymnasium zu erhalten, besonders da er in den gestellten Bedingungen so bescheiden sich zeige und mehr auf Erleichterung in der Zahl der Lehrstunden als auf erhöhte Besoldung dringe.

Brief an Mörkofser in Frauenfeld d. 24. XI. 1835. Sie werden ja wohl von der Ehre gehört haben, die mir von Aarau aus erwiesen worden ist, und wissen ohne Zweifel auch, daß ich in Schaffhausen bleibe. Man legt mir [in Schaffhausen] 100 Gulden baar zu und hält mir für die unterste [zweite] Klasse einen Vikar, der auch 12 Louisd'or kostet. Letztern bezahlt die Stadt. Ich habe bei dieser Gelegenheit vielfältige Beweise von Freundschaft und Anerkennung gefunden, die mir recht deutlich gemacht haben, wie einheimisch ich in der Schweiz bin. Namentlich haben meine Kollegen mir ihre aufrichtige herzlichste Zuneigung bewiesen, sowie alle andern Lehrer, und es muß mich innig rühren und freuen, diesen Beweis von Anerkennung zu finden und die tröstliche Ueberzeugung daraus zu schöpfen, daß ich nicht umsonst gewirkt habe. Nur der Herr Direktor [Dr. Bach, Herausgeber v. Dvids Metamorphosen 1832, 36] wäre ohne Zweifel froh gewesen, mich los zu sein; aber offenbar ist er gerade die Ursache, daß Regierung und Schulrat alles veruchten, mich zu halten. . . Mich lockte [nach Aarau] besonders die Aussicht, bloß mit erwachsenen Jünglingen zu thun zu haben und mehr Umgang wissenschaftlicher Männer genießen zu können.

Der Stadtrat von Schaffhausen war nämlich mittlerweile ebenfalls in partes gezogen worden und erwies sich geneigt, auch von seiner Seite dazu beizutragen, mittelst einer Zulage von 110 fl. zu seiner durch Minderwert der Naturalien (als Teilen der Besoldung) geschmälerkten Salärs und mittelst Abnahme des Unterrichts in der zweiten Klasse zum Hierbleiben zu bewegen, so daß sich das Gymnasium seiner noch ferner zu erfreuen habe. Gestützt auf diese Aussicht bewilligte der Kleine Rat am 12. November eine Zulage von 100 fl. aus dem Kloster Allerheiligen. Der Stadtrat aber übernahm durch Beschluß vom 30. November die Besoldung eines Vikars, der die 6 Stunden in der zweiten Klasse besorgen sollte, mit 12 Louisdor aus der Stadtkasse.

Da G. sich damit befriedigt und zum Bleiben bereit erklärt hatte, so war die Sache geregelt und G. richtete folgendes

Schreiben an die aargauer Regierung vom 14. Nov. 1835. Hochwohlgeborner, Hochgeachteter Herr Landammann! Hochgeachtete Herren! In einem Schreiben vom 11. d. M. hatte ich die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich mir Bedenkzeit zur Annahme der mir angetragenen

Stelle ausbitten müsse, bis ich an Ort und Stelle nähere Erkundigungen über die Art meiner künftigen Verhältnisse eingezogen hätte. Nachdem ich diesen Beschluß meiner Behörde, des nötigen Urlaubs wegen, angezeigt und somit erklärt hatte, daß ich immer noch des festen Willens sey, nach Aarau zu gehen, beschickten mich sowohl eine hohe Kantonsregierung als die Behörde der Stadt Schaffhausen und legten beide ihren Wunsch, daß meines Bleibens noch länger seyn möchte, mir ans Herz; stellten auch mein ferneres Verhältnis allhier auf eine so vortheilhafte Art fest, und auf eine für mich so ehrenvolle Weise, daß ich trotzig und undankbar erscheinen würde, wenn ich noch länger darauf bestände, meinen bisherigen Wirkungskreis zu verlassen. Ich sehe mich daher in die Notwendigkeit versetzt, den von Ihnen, Hochgeachtete Herren, erhaltenen Ruf abzulehnen! Seien Sie versichert, daß mich diese Erklärung Ueberwindung kostet; denn es war mir ein erfreulicher Gedanke, in dem aufblühenden, strebenden Aargau und an der so trefflich eingerichteten Kantonschule mitwirken zu können. Nur die Ueberzeugung, daß ich auch hier, wenngleich in einem weit beschränktern Kreise, nicht vergebens gewirkt habe, kann mich über das Opfer, das ich bringen muß, beruhigen.

Nehmen Sie, H. H., meinen innigsten Dank für die mir angethane Ehre und für das Zutrauen, das Sie in meine Kräfte und meinen guten Willen setzen. Mögen Sie bei neuer Besetzung der mir zugeordneten Stelle einen Mann finden, der Ihren Wünschen und den Bedürfnissen der Anstalt entspricht und in der Erziehung der Jugend zur Wissenschaft, zur Tüchtigkeit der Bestimmung und zu ungeheuchelter Frömmigkeit seinen schönsten Lohn findet. Genehmigen Sie übrigens die Versicherungen der größten Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu unterzeichnen, Ew. Hochwohlgeboren gehorsamer Max Wilhelm Gözinger, Lehrer am Gymnasium zu Schaffhausen. Schaffhausen den 14. November 1835.

Durch G.'s Ablehnung geriet die aargauische Regierung in nicht geringe Verlegenheit. Sie lud daher den Schulrat ein, andre Bewerber für die beiden Stellen vorzuschlagen. Dieser bezeichnete als solche die Herren Dr. Mohz und Dr. Krause und lud Professor W. Wackernagel in Basel und M. W. Gözinger in Schaffhausen ein, am Freitag und Samstag (27. und 28. November 1835) eine Prüfung mit den beiden Kandidaten vorzunehmen. Die Experten konnten aber keinen der beiden Examinanden empfehlen. Es handelte sich indessen nur um die eine Stelle, da Augustin Keller erst am 21. Dezember seine Ernennung ablehnte. Weil nun beide Lehrstellen wiederum erledigt waren, so beschloß der Kleine Rat (die Regierung) am 23. Dezember, die beiden Stellen für deutsche Sprache und Literatur an der Kantonschule nochmals auszusprechen, entgegen dem Vorschlage des Kantonschulrats, und an die eine den Sekundarlehrer Dr. Friedrich Haupt in Andelfingen provisorisch zu wählen.

Brief G.'s an Wackernagel vom 22. I. 1836. Wie ich in der Allgem. Zeitung gelesen habe, sind die Stellen in Aarau wieder ausgeschrieben; ich begreife nicht, warum man diesen Entschluß nicht früher ausgeführt hat, da es in der That keine weitere Hülfe gab. Fast vermute ich, daß es wieder Handel in Aarau gegeben hat; da ich aber in keiner Verbindung daselbst stehe, so weiß ich nichts genaues. Doch hat mir gestern ein Bekannter gesagt, es habe im Nachläufer zum „Schweizerboten“ (einem damals in der Ostschweiz viel geleseenen Blatt, herausgegeben von H. Bscholke) etwas über unser Examen gestanden, woraus hervorging, daß man sich gegenseitige Vorwürfe mache. Bis jetzt habe ich den Schweizerboten noch nicht erwischen können, muß doch aber darnach trachten.

Von denen, welche sich um die vorhin erwähnten Stellen als Bewerber angemeldet hatten, wurden fünf Kandidaten, unter denselben der seither bekannte Ernst Ludwig Kochholz aus Ansbach im bairischen Franken, auf den 24. März 1836 zu einer Prüfung und Lehrprobe nach Aarau eingeladen. Die Prüfungskommission präsiidierte Schulrat Karl Reinhard Dehler; als Experten amtierten wiederum die Herren

W. Wackernagel und Max Wilh. Gözinger.<sup>1</sup> Den Befund der Prüfung faßte Schulrat Deler, wie mir Herr Staatsarchivar Dr. Herzog in Aarau schreibt, offenbar sofort nach dem Examen mit eigener Hand ab, nicht ohne mehrere stilistische Änderungen während der Niederschrift vorzunehmen. Er lautet folgendermaßen (bei Hunziker Seite 20): „Kochholz, früher Jurist, dann aus innerer Neigung dem Studium der deutschen Geschichte, Sprache und Literatur ergeben, offenbarte in seiner Prüfung das Ergebnis eines solchen mit Liebe ergriffenen und mit Geist verfolgten, aber unsystematischen Studiums. Die historische Entwicklung der Sprache und die Geschichte ihrer Literatur ist ihm wohlbekannt; aber seine Entwicklungen aus der Grammatik waren nicht genügend, und er zeigte hierin nicht die Festigkeit und Klarheit, welche man aus seiner sehr wichtigen (kritischen) Beurteilung der Richtungen der neuern Sprachforscher hätte erwarten sollen. Auch seine Antworten aus Rhetorik und Methodologie des Unterrichts zeigten mehr geistreiche Ansichten als spezielles Studium. Seine schriftliche Arbeit ist unter den über die Epopöe gelieferten Aufträgen offenbar die inhaltreichste und beste, reich an Beweisen seines gründlichen Studiums über diesen Zweig der Literatur und mit Geist aufgefaßt.“<sup>2</sup> Der Inhalt seines mündlichen Vortrages trug den gleichen Charakter; sein mündlicher Vortrag selbst ist durch einen Mangel des Organs etwas erschwert. Sein Praktikum war befriedigend; wenn schon in der grammatikalischen und Worterklärung wir ein tieferes Eingehen mit den Schülern gewünscht hätten, so zeigte er doch Sicherheit und ein Streben nach Gründlichkeit.“ Wenn nun Edw. Schröder in seinem Artikel über Kochholz in der Allg. deutschen Biographie diesen Befund der Prüfungskommission als aus der Feder Wackernagels geflossen angibt, so ist das ein Irrtum; gegen diese Ansicht spricht schon der Stil, der damals bei W. bereits eine charakteristische Manier an sich trug. Höchstens könnte das Aufsatzthema von W. herrühren, der um jene Zeit sich stark mit dem Gegenstande beschäftigte, wie sich aus seiner Abhandlung über die epische Poesie im Schweiz. Museum von Gerlach und Hottinger Band I und II (1837) ergibt. Wackernagel und Gözinger werden unzweifelhaft einen indirekten Anteil an Dehlers Schlußbericht haben, insofern derselbe in ihrer Stimmabgabe wurzelte. Der Kleine Rat wählte den 30. März 1836 Kochholz für die Stelle am Gymnasium, den Dr. Haupt für diejenige an der Gewerbeschule.

Von dieser Zeit an fand G. in Schaffhausen immer mehr Anerkennung seiner Leistungen. Am Collegium humanitatis, einer Anstalt, die zwischen Gymnasium und Universität stand, war das Professorat der Rhetorik bisher ein Annexum desjenigen der lateinischen Sprache gewesen. Da aber nicht viel dabei herauskam, trennte man es ab, machte es selbständig und übertrug es unter dem Namen einer Professur für deutsche Sprache und Literatur am 17. März 1836 dem Herrn Gözinger, der es jedoch wegen der verlotterten Organisation dieser Anstalt 1842 und neuerdings 1847 aufgab. In demselben Jahre 1836 beantragte das Ephorat des Gymnasiums, daß an die vier fremden Lehrer dieser Anstalt, die nun schon seit neun Jahren mit unverdrossenem Fleiße und offenbarem Erfolge an hiesiger Jugend gearbeitet hätten, das Kantonsbürgerrecht geschenkt

<sup>1</sup> Nicht Prof. Ernst Gözinger von St. Gallen, wie Hunziker im Programm der aarg. Kantonschule 1893, Seite 19, schreibt. Ernst G. wurde als der Sohn unsres Max erst im Herbst 1837 geboren.

<sup>2</sup> Thema: Welches ist der Grundbegriff der Epopöe; unter welchen Umständen ausschließlich kann sich ein Nationalepos gestalten, und in welchen Verhältnissen stehen desfalls die Ilias, Aeneis und die Nibelungen zu einander?

werde. Der Schulrat stimmte diesem Antrage mit Vergnügen bei und leitete die Sache an den Kleinen Rat zu Händen des Großen Rates, welcher den vier Herren das Landrecht erteilte. Allein was nützte ihnen dieses Landrecht ohne ein Ortsbürgerrecht? Auch in das Bürgerrecht der Stadt Schaffhausen wurde deshalb G. den 22. Januar 1841 aufgenommen und ihm das Zunftrecht „zum Webern“ am 21. Februar erteilt.

Am 2. Nov. 1838 ward ihm von der Universität Basel der Titel eines Ehrendoktors übertragen, dessen Diplom wörtlich also lautet: Quod bonum felix faustumque sit. | Ex privilegiis Anno Mcccclx in Academiam Basiliensem collatis | decreto senatus populi que reipublicæ a. Mdcclxxxv firmatis | auspiciis viri amplissimi illustrissimi | Andreae Heusler | iuris utriusque doctoris reipublicæ senatoris Academiæ cancellarii | rectore Academiæ magnifico | Friderico Fischer | philosophiæ doctore et professore P.O. | ex decreto amplissimi philosophorum ordinis | ego Guilielmus Wackernagel | philosophiæ doctor litterarum Germanicarum professor P. O. | complurium promovendis litteris et artibus societatum | quæ Basileæ Francofurti Berolinii Sedini Vratislaviæ Halæ Gorlitiæ florent sodalis ordinis philosophorum h. t. decanus | virum prænobilissimum clarissimum | Maximilianum Guilielmum Göttinger | civem Scaphusiensem litterarum Germanicarum apud Scaphusienses professorem | de grammatica linguæ Germanicæ perscrutanda ad artem redigenda adolescentiæ præcipienda inter paucos optime meritum | die II mensis Novembris a. MDCCLXXXVIII | philosophiæ doctorem ac liberalium artium magistrum | honoris causa | rite ac legitime creavi et renuntiavi eique omnia iura honores et privilegia | quæ hac cum dignitate coniuncta sunt | contuli | cuius rei has litteras testes ordinis philosophorum sigillo munitas | manu mea subscripsi. | Typis Augusti Wielandi Academiæ typographi. (L. S.).

Sagte G. in frühern Jahren, wie es auch bei seinem Basler Freunde der Fall war, entgegen dem Freiherrn v. Laßberg die Ansicht, man sollte das Altdeutsche nicht als Lehrgegenstand in die höhern Schulen einführen, während der Lehrer des Deutschen allerdings darin beschlagen sein sollte, so änderte er diese Meinung, seitdem er am Collegium humanitatis selber Altdeutsch lehrte. „Meine Studenten“, schreibt er im Jahre 1838, „interessiert namentlich das Studium des Altdeutschen gar sehr; für mich aber sind diese Stunden von dem größten Nutzen, da ich erst durch das Erklären der alten Sprachproben ganz heimisch werde in der ältern Sprache. Dieses Studium des Altdeutschen, worüber ich früher bisweilen gelächelt, ja, sofern es auf Schulen getrieben wurde, geschmäht habe, betrachte ich jetzt ganz anders. Es hat nicht nur einen eigenen Reiz, sondern es erweitert den Geist auf eine eigentümliche Weise, eine tausend Jahre lange Entwicklung betrachten und verfolgen zu können und in scheinbarem Wechsel die strengste Konsequenz zu erschauen.“ Den Ruf nach Aarau im Jahre 1835 hatte er auch deshalb höchst lockend gefunden, weil es den Berufenen verpflichtete, die deutsche Sprache in ihrem ganzen Umfange, selbst das Altdeutsche nicht ausgeschlossen, zu lehren.

Aus den Umständen, die sich als Ursachen und Folgen des Rufes nach Aarau offenbarten, konnte G. entnehmen, wie einheimisch er schon in der Schweiz war, und welches Zutrauen man ihm hier bereits entgegen brachte. Man sieht es weder in der Schweiz noch in einem andern Lande gerne, wenn der Fremde über die Einrichtungen und Zustände dieses Landes, das er erst vor nicht geraumer Zeit betreten, mit vorlauter Kritik herfällt. Das hatte G. nicht getan, sondern bescheiden, wie sich's geziemte, die neuen Verhältnisse, die ihm da entgegentraten, sich genauer angesehen, sogar historisch untersucht und dann, wo man es erwartete, sich auch ein Urteil darüber erlaubt; denn

in der Schweiz wollte und will man den Fremdling nicht mundtot machen; man gestattet ihm zu rechter Zeit und am richtigen Orte seine Meinung zu sagen, und er kann der Achtung sicher sein, wenn er sich hiebei wie ein gebildeter Mann benimmt. Als nun G.'s Bruder Karl es bei einem Besuche in der Schweiz tadelte, daß hier jeder Kanton seine eigene Münze, eigene Zölle, eigenes Maß u. s. f. habe, dann aber in einem Briefe (1835) klagte, daß Dresdens Handel durch den Zollanschluß Sachsens gefährdet sei, belehrte ihn G., die sächsische Regierung habe ganz richtig gehandelt, wenn sie mehr Rücksicht auf das ganze Land als auf den Vorteil einer einzelnen Stadt genommen habe, und es sei verkehrt, wenn Karl den Partikularismus in der Schweiz tadelte, während er ihn in Deutschland lobe. Die schweizerischen Kantone standen damals untereinander in eben demselben Verhältnisse wie die Staaten Deutschlands. Es waren ebenfalls 25 souveräne, voneinander völlig unabhängige, wie in Deutschland 38 nebeneinander bestanden. Das Streben der Fortschrittspartei in der Schweiz ging schon damals darauf aus, die verschiedenen Kantone mehr miteinander zu verbinden. Eine engere Vereinigung derselben wäre für die Schweiz eine unschätzbare Wohlthat geworden; aber begreiflich hätte das Interesse einzelner Kantone und das Interesse einzelner Städte sehr darunter gelitten, und eben deshalb fand die Idee größerer Zentralisation so großen Widerstand. Der Kampf zwischen den Zentralisten und den Anhängern der alten Vereinzelnung war eben der Angelpunkt, um den sich damals alle Kämpfe und Unruhen der Schweiz drehten. Übrigens ging man in der Schweiz keineswegs darauf aus, die Selbständigkeit der Kantone zu vernichten und etwa wiederum wie zur Zeit der Revolution von 1798 einen einzigen Staat mit einer einzigen Regierung daraus zu bilden; man wollte jetzt nur solche Verhältnisse zentralisieren, die für das Ganze eine Wohlthat wären: also Handels- und Zollverhältnisse, Münze, Maß, Gewicht, Postwesen und dergleichen. Vorderhand hatte die Schweiz gar nichts Gemeinschaftliches außer das Militärwesen, wie dieses damals auch in Deutschland, wenn auch in weit geringerem Grade als in der Schweiz, zentralisiert war.

Im Schulwesen Deutschlands machte sich, wie ihm zugebracht ward, mehr und mehr die Sucht breit, alles von oben herab nach dem Kanzeleiwesen einzurichten; er tadelte daher die Vormundschaft, worin man dort alle Lehrer, auch die an höhern Anstalten halte, so daß ihnen nicht nur Umfang, sondern sogar der Lehrgang des Unterrichts vorgeschrieben sei. Dem entgegen erschien ihm die Leitung und Aufsicht der Schule in der Schweiz in einem Bilde idealer Freude. Da frage man, äußerte er sich gelegentlich, nur: lernen die Schüler etwas? nicht aber: wie haben sie es gelernt? sind sie überhaupt für wissenschaftliches Denken und praktische Tüchtigkeit in Anspruch genommen und haben sie Interesse dafür gewonnen? Daher fehle es den schweizerischen Behörden nie an Bewerber aus Deutschland für erledigte Lehrstellen. Er vergaß freilich hinzuzufügen, daß viele der hier angestellten jungen Männer um ihrer Befähigung willen bald wieder in ihr Vaterland zurückberufen wurden, andre, in ihren Erwartungen getäuscht, von selbst wieder heimkehrten; manche endlich, die anfangs für die republikanischen Einrichtungen unsres Landes schwärmten, bei längerer Beobachtung der Wirklichkeit freilich sehr ernüchtert wurden. Ich möchte hier nur an den bekannten Philologen Hermann Sauppe, einen Schüler Gottfr. Hermanns, einen Landsmann G.'s (1809—1893), erinnern. Dieser kam durch Drellis Vermittlung und Salomon Hirzels Empfehlung 1833 an die neugegründete

Kantonschule in Zürich. Als aber dort die Bewegung gegen die Anstellung des David Strauß und die Wirksamkeit des Seminar Direktors Ignaz Scherr entstand, fielen auch Seitenhiebe gegen die fremden Lehrer in Zürich überhaupt. Sauppe fand es daher allmählich ungemütlich in Vimmat-Athen und wollte von dort weg. Durch Bachs Weggang nach Ohrdruff war die Stelle des Direktors am Gymnasium zu Schaffhausen immer noch unbesetzt. Sauppe schrieb daher an G., der ihm auf Besuchen in Zürich bekannt geworden war, er wolle nach Schaffhausen übersiedeln, wenn es noch Zeit sei. G. sprach mit einigen Kollegen davon; aber ehe er sich's versah, versammelte sich der Kantonschulrat, und zwar hinter dem Rücken des Präsidenten, der für einige Tage abwesend war, und berief Sauppe an die erledigte Stelle. Sauppe hörte etwas munkeln, daß seine Wahl nicht ganz mit rechten Dingen von statten gegangen sei, und als er auf seine Anfrage von G. reinen Wein eingeschenkt bekam, schrieb er nach Schaffhausen ab, wozu ihn außerdem eine namhafte Besoldungszulage in Zürich bestimmt haben mochte. An seine Stelle beriefen die Schaffhauser hernach den Dr. R. A. Morstadt aus Karlsruhe, Lehrer in Frankfurt, Bruder des Juristen und im Vereine mit Gervinus und Hertlein Herausgeber des *Thukydides* (1830—1835), einen Mann mit guter philologischer Bildung.

Im geheimen fachte sich bei G. die Hoffnung neuerdings an, er könnte und sollte vielleicht nach Sachsen zurückkehren, um dort eine passende Lehrstelle zu bekleiden. Er erhielt auch von hoher Stelle aus die Zusicherung einer Berufung in sein Heimatland. Weil aber die erste sächsische Kammer die Gesetzesvorlage über die Gelehrten Schulen so sehr bekämpfte, so wurde seine Hoffnung zu Wasser, indem die Regierung eine neue Vorlage machen mußte, die ihm voraussichtlich nicht gefallen konnte. Wohl erhielt er unter der Hand Anträge auf die Direktorstelle an der neu zu stiftenden Bürgerschule in Annaberg; allein noch war nicht einmal das Haus dazu gebaut, und mit dem eigentlichen Rufe mochte es wohl noch einige Jahre Zeit haben. Dagegen öffnete sich ihm nach einer andern Seite eine Aussicht.

Die Wirren in Zürich (1839) hatten auf das höhere Schulwesen daselbst keinen so verderblichen Schlag ausgeübt, als G. befürchtete. Die neuen Regenten in Zürich wollten die von der gestürzten radikalen Partei gegründeten Anstalten (Kantonschule und Hochschule) nicht zugrunde richten, sondern nur etwas säubern. Mit mehreren Männern, die jetzt an der Spitze der Zürcher Regierung und des Schulwesens standen, war G. auf seinen Besuchen in Zürich bekannt und persönlich befreundet geworden, die ihn schon früher in ihrer Stadt haben wollten, weil der deutsche Unterricht in zum Teil sehr ungeschickten Händen lag. Albert Schott, der Verfasser des Aufsatzes „Deutschland und die Schweiz“ in der deutschen Vierteljahrsschrift, war eigentlich nicht zum Lehrer gemacht; er strebte auch von Zürich weg nach Stuttgart; allein der alte Reinbeck am dortigen Gymnasium, auf dessen Stelle er spekulierte, wollte noch nicht weichen, und überdies gedachte sich Gustav Pfizer um die Stelle zu bewerben. Ludwig Ettmüller aus Gersdorf in der sächsischen Oberlausitz hatte sich ansehnliche Kenntnisse in den altgermanischen Sprachen Scandinaviens erworben; aber als einen für Mittelschulen geeigneten Lehrer pflegte man ihn sehr selten zu bezeichnen. Und von dem dritten (an der Industrieschule) sagte man, er sei ein kreuzbraver Mann, aber als Lehrer unter etlicher Kritik. — Indessen nötigten die Zeitumstände, behutsam zu Werke zu gehen. So sehr aber auch Herr Hottinger in seiner maßgebenden Stellung sich Mühe gab, ihn zur Über-

siedelung zu bewegen, so hütete sich G. sehr, seine Gönner in Schaffhausen durch einen unbedachten Schritt vor den Kopf zu stoßen.

Schon früher (S. 173) ist betont worden, daß G. mit den Forschungen Grimms im Gebiete der deutschen Grammatik sehr vertraut war, wenn er auch den Meister nicht jeden Augenblick zitierte; durch den altdeutschen Unterricht am Collegium humanitatis ward ihm die historische Unterlage der grammatischen Studien noch geläufiger, so daß er mit W. Wackernagel über schwierige etymologische Fragen verhandeln konnte. Unterm 5. November 1838 schreibt er an diesen: „Daß Grimm in seiner Grammatik nichts zur Erklärung des Namens Germanen sagt, ist mir auffallend; ich hätte ihn nämlich da gesucht, wo er von der Vorsilbe *ge* spricht. Vielleicht lachen Sie über mich; ich erkläre mir Germanen durch *Ga-irman*, also Volksgenosse, Eidgenosse. Freilich sollte das Wort dann schwach gehen; allein da zu Tacitus Zeit wohl das einfache Wort *Irman* seine lebendige Bedeutung schon verloren hatte, so konnte wohl auch *German* seine Form verändert haben, und überdies finden sich ja auch einige starke Personennamen mit *ga-*“<sup>1</sup> Gelegentlich ward G. auch in Fragen der Diplomatik beraten, so von Ratsherr A. Heusler aus Basel über das Wort *künzig* in der schweizerischen Bundesurkunde vom 16. Oktober 1291, f. Schweizerisches Museum f. histor. Wissenschaften von Gerlach, Hottinger und Wackernagel, Bd. 3, S. 292 fg. — Es ist selbstverständlich, wenn es auch nicht in seinen Briefen erwähnt wäre, daß G. in den Jahren 1835—1845 gelegentlich Beiträge an wissenschaftliche Zeitschriften lieferte, so an die Hallischen Jahrbücher, vermutlich auch an die Berliner und an die Wiener Jahrbücher. — Mit Jof. Bergmann, Kustos der ambrasischen Sammlungen in Wien, verhandelte er über die Herkunft des Wortes *Blies*, welches er mit Recht der niederländischen Sprache zuwies und mit *Flaus* zusammenstellte. Gestützt auf die Verneinungspartikel *it* und den Diphthongen *ea* (*neast*, *leaba*) usw., die sein Freund ihm aus der Mundart des äußersten Bregenzerwaldes zusandte, konstatierte er das Vordringen der schwäbischen Mundart dorthin.

Um das Jahr 1840, als die Brüder Grimm das große Wörterbuch auszuarbeiten die Absicht hegten, und in allen Landen, wo deutsch gesprochen ward, um geeignete Mitarbeiter warben, die ihnen Stoff dazu aus Schriftstellern sammeln sollten, wandten sie sich an W. Wackernagel für die deutsche Schweiz. Dieser aber sah sich wegen andauernder Kränklichkeit veranlaßt, den Antrag abzulehnen und seinem Freunde G. in Schaffhausen zuzuweisen. Da derselbe jedoch zu dieser Zeit mit Arbeiten überhäuft war, wollte er sich zunächst um Mithülfe umsehen, ehe er zusagte. Anfangs April erhielt er von Jacob Grimm einen Brief, der ihn bestimmte, die Sache ins Geleise zu bringen.

Brief an Mörikofer 15. und 21. VIII. 40. Für das große Wörterbuch, das Grimm herausgeben will, sollen alle namhaften schweizerischen Schriftsteller durchgelesen werden, von Zwingli an bis auf Pestalozzi. Die ältern sind natürlich die wichtigsten, da sich bei ihnen noch eine Menge Wörter und Bedeutungen vorfinden, die später in Vergessenheit gerieten, die aber doch noch dem Schätze der neuhochdeutschen Sprache vindiziert werden müssen und mithin einen Platz im Wb. finden sollen; denn daß dieses keines nach Adelung'schen Ansichten werden darf, können Sie leicht denken. Natürlich kam ich die große Masse der vorhandenen schweizerischen Schriftsteller nicht allein bewältigen, sondern muß mir Gehülfen suchen. Wer wäre nun tüchtiger und passender

<sup>1</sup> Wackernagel hat diese Erklärung mit G.'s Namen in das Wörterbuch zum altdeutschen Lesebuch (2. Aufl. 1839), Spalte CCCIX unter dem Worte *irmindeot* aufgenommen. Vgl. Grimm Gr. 2, 448, Gesch. d. d. Sprache 2, 785 (545).



hiez u als Sie, mein werther Freund? Sie sind Kenner und Freund der ältern Geschichtschreiber, und so könnten Sie diese wohl für Grimms Zwecke excerpiern. Nach des letztern Dafürhalten kommen Tschudi und Stumpf vorzugsweise in betracht, daneben Simmler; nach meiner Meinung wäre Stettler durchaus auch zu beachten, da sich bei ihm gewiß auch Worte und Wendungen finden, welche Tschudi und Stumpf nicht haben. Unter den spätern neuern Geschichtschreibern käme eigentlich nur Johannes Müller in betracht; allein er gibt ohne Zweifel keine weitere Ausbeute, da er seine besondern Worte und Ausdrücke eben erst jenen ältern Geschichtswerken entlehnt hat.

Sie würden mir nun einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir meldeten, ob Sie überhaupt Zeit und Lust zu dem Geschäfte haben und auf die Sache eingehen wollen. Sagen Sie zu, dann werde ich Ihnen weitläufiger (mündlich oder schriftlich) auseinandersetzen, was eigentlich gewünscht wird. Die Sache hat nicht zu große Eile; doch müßten die Excerpte bis in einem halben Jahre eingeliefert seyn. Ausdrücklich ermahne ich auch, daß die Uebernahme eines einzelnen Geschichtschreibers, etwa Tschudis, mir nicht viel helfen würde. Denn der Excerptor des Stumpf müßte immer wieder den Tschudi durchlesen, um zu wissen, was dieser schon hat, um nicht schon Vorhandenes noch einmal zu bringen. Eben deshalb wäre es verkehrt, wenn Johannes Müller von jemandem durchgesehen würde, der die ältern Chronisten nicht gelesen hätte. Die Dichter nehme ich alle selbst. Die Naturforscher habe ich einem jungen Züricher, Namens Hofmeister, abgegeben; es sind ihrer aber auch nur zwei: Scheuchzer und Muralt. (Warum haben Sie Muralt nicht in ihrem Büchlein<sup>1</sup> erwähnt? Er ist ein vortrefflicher Schriftsteller, allerdings aber unbekannt.)

Um Idiotismen oder eigentliche Schweizerwörter handelt es sich nicht; im Gegentheil soll alles bestimmt Mundartische unbeachtet bleiben — eine Sache, die freilich ihre Schwierigkeiten hat, da man nicht immer nachweisen kann, was allgemein gangbar war und was nicht. Der Hauptzweck ist: Aus den ältern und neuern schweizerischen Schriftstellern diejenigen Wörter und Redensarten auszugreifen, welche die neuere Schriftsprache nicht zu Rathe gehalten oder auf andere Art eingebüßt hat, Wörter also, die der jetzigen Schriftsprache an sich nicht fremd, aber vergessen sind.

Die ältern Schriftsteller, wie Justinger, Tschachtlan u. u., bleiben ausgeschlossen, da sie nicht hochdeutsch schrieben oder vielmehr nicht neuhochdeutsch. Sie werden sagen: auch Tschudi und Zwingli hätten nicht neuhochdeutsch geschrieben, sondern noch die ältere Form beibehalten, und ich gebe Ihnen ganz recht. Indes ist es einmal der Wunsch Grimms, daß Zwingli und Tschudi auch gelesen werden, sowie Plater und ähnliche, und es lassen sich allerdings gute Gründe für diese Bestimmung anführen.

Sind Sie im Zweifel, ob ein Wort aufzunehmen sey, so gilt der Grundsatz, daß es lieber aufgenommen werde. Jedes Wort (oder jede auffallende Konstruktion) kommt auf ein Sedezblättchen; oben hin der Ausdruck, in die Mitte die ganze ihn verständlich machende Phrase, endlich das Zitat. Ich lege einige Muster bei. Das eine ist von Musäus. Zufälligerweise bin ich wieder einmal über dessen Volksmärchen gerathen und finde eine große Menge älterer Ausdrücke bei ihm, eine andre Menge selbstgebildeter, aber vortrefflicher Ausdrücke. So redet er von einem „schäfernen Bedienten“, d. h. von einem Bedienten, der ein Schafskopf war, ganz im Sinne der alten Endung en, wie wir sie noch in unsern „fälsbernen Vögeln“ haben;<sup>2</sup> aber welcher andere Schriftsteller hat so viel Wit und Kühnheit, um Vergessenes in Wörtern und Formen wieder aufzufrischen? Ich werde Grimm auf den guten Musäus aufmerksam machen, da er doch möglicherweise vergessen werden könnte.“

<sup>1</sup> Mörikofer J. C., Die schweizerische Mundart im Verhältnis zur hochdeutschen Schriftsprache aus dem Gesichtspunkte der Landesbeschaffenheit, der Sprache, des Unterrichts, der Nationalität und der Literatur. Frauenfeld 1838. 8°. VI und 158 Seiten. Neue Ausgabe Bern 1864. 8°. — Diese Schrift hat für die Wissenschaft sehr wenig Wert; praktisch bestärkt sie die Schweizer in ihren hartnäckigen Vorurteilen gegen das Hochdeutsche. „Zufrieden kann ich natürlich mit dem Buche nicht seyn, da es großentheils meinen Uebersetzungen geradezu widerspricht,“ schreibt G. an Mörikofer 9. VI. 1838.

<sup>2</sup> „Schäferner Bedienter“, aufgenommen in Grimms Wb. 8, 2009. „Rälberne Vögel“ (ein Esfen), Gözinger, Die deutsche Sprache 1, 700.

Im folgenden Jahre lautete seine Sprache nicht mehr erregt. Da fand er, daß er einfältiger Weise sich auf das große Unternehmen eingelassen und statt des ursprünglich dazu berufenen Wackernagel, dem sein Wort zu halten andauernde Kränklichkeit unmöglich machte, einzutreten zugesagt hatte. Neben den Pflichten seines Schulamtes ward er von solchen und andern Studien abgezogen durch die Fortsetzung und Vollendung seines großen Werkes „Die deutsche Sprache und ihre Literatur“ und durch die Vorbereitung neuer Auflagen des Dichtersaals und der deutschen Sprachlehre. Es darf sonach nicht befremden, wenn G. viel weniger, als man von ihm forderte und erwartete, als er geistig vermochte, zu dem großartigen Nationalwerke beitrug. Daß er sich nur mit großem Leidwesen von fernerer Teilnahme daran los sagte, versteht sich von selbst bei einem Manne, der im Vollgefühl seiner Tüchtigkeit mit solchem Feuereifer zum Werke geschritten war. Ihn aber gar einen Vorwurf aus der unzureichenden Leistung zu machen, beweist nur, daß man mit seiner damaligen Lage und seinen auf ihn eindringenden anderweitigen Pflichten nicht bekannt sein wollte.

Als seine Schriftstellerei anfang einträglich zu werden, schrieb er an seinen Freund Schumann im August 1829: „Vor Jahren wurde mir meine Handschrift dreimal mit Protest zurückgeschickt, und jetzt habe ich wahrhaftig drei Verleger für einige Schriften, die ich im Sinne habe [Deutsche Dichter, Dichtersaal?], ehe eine einzige in der Handschrift fertig ist.“ Bei Gelegenheit eines vorteilhaften Vertrages, welchen er 1834 mit Vollrath Hoffmann in Stuttgart abschloß, und eines gleichzeitigen, „enormes Honorar“ verheißenden Antrages eines andern Stuttgarter Hauses, schrieb er:

An Bruder Karl 14. III. 1835. Du siehst, das Büchermachen geht bei mir rüstig vorwärts; es fängt jetzt auch an, sehr einträglich für mich zu werden; denn für mein neues Werk (die deutsche Sprache) bekomme ich bloß für die erste Auflage 3000 fl. und für jede folgende 6000 fl. Diese Zuschüsse sind mir denn auch sehr wohlthätig; denn von meinem Amtseinkommen könnte ich begreiflich nicht mehr leben, da meine Familie sich so gemehrt hat und immer mehr heranwächst. Wünschte ich nicht überhaupt, Schaffhausen zu verlassen, so müßte ich es dieser meiner literarischen Thätigkeit wegen wünschen; denn Sch. ist ein sehr unpassender Ort dazu, da mir aller anregender Umgang fehlt und jede gelehrte Unterstützung mangelt.

An Schumann 1834. 1835: Sähe ich bloß auf den Geldbeutel, so thäte ich besser, mein Amt niederzulegen und nur der Schriftstellerei zu leben; allein dazu könnte mich nur der höchste Stel vor meinem jetzigen Amt bringen. Ich betrachte es für eine Art Unglück, nichts zu sein als Schriftsteller; auch fühle ich mich mehr zur praktischen Wirksamkeit geboren als zur schriftstellerischen. Das Bücherschreiben fällt mir eigentlich außerordentlich schwer; meine Natur ist mehr geneigt, zu untersuchen und zu forschen, als das Untersuchte und Erforschte schriftlich darzustellen. Dahingegen fällt es mir auch immer schwerer, Kindern und kleinen Knaben Unterricht zu geben.

Nachdem schon die deutschen Dichter den fleißigen Mann auf wissenschaftliche Sprach- und Literaturstudien gelenkt hatten, geschah das noch mehr durch äußere Veranlassung. Sein ehemaliger Kollege in Hofwyl, K. F. Vollrath Hoffmann, gab 1834/35 ein geographisches Werk heraus unter dem Titel: Deutschland und seine Bewohner. In den ersten Band desselben (Stuttgart 1834), Seite 648—699, lieferte G. einen Abschnitt über „Deutsche Sprache und Literatur“, worin bereits ein Teil seiner Forschungen über deutsche Mundarten niedergelegt ist. Insbesondere beschäftigte ihn jetzt eindringlicher das Studium der Grammatik von Jacob Grimm, von der nunmehr drei Bände erschienen

waren: Band I in zweiter Aufl. 1822, Bd. II 1826, Bd. III 1831 (der IV. erschien 1837). Aber Grimm behandelt darin neben einander alle germanischen Sprachen; Göttinger jedoch wollte und durfte seine Kräfte nicht zersplittern, sondern sie im Gebiete der deutschen Sprache zusammenhalten. Die Frucht davon war sein Werk „Die deutsche Sprache, 2 Teile, Stuttgart 1836 und 1839.“ Dieses Werk scheint mir das gelehrteste von G. zu sein; denen, die sich mit dem wunderbaren Bau der deutschen Sprache bekannt machen wollen, kann kaum eine passendere Lektüre angeraten werden als die deutsche Sprache von G., ein Werk, das seiner fließenden und angenehmen Darstellung wegen ganz besonders gebildeten Laien zu empfehlen ist. Das für einen großen Kreis von Lesern bestimmte Werk ist zugleich auch für den Fachgelehrten sehr interessant und hat von der Kritik das höchste Lob geerntet.

Leider erschien es zu einer Zeit, da diejenigen Fachleute, welche sich dafür interessieren konnten, seit ungefähr 1820, bereits nach zwei Richtungen geteilt waren. Die einen hingen dem Sprachforscher R. Ferd. Becker (1775—1849) an, welcher die Verrichtung des (logischen) Denkens als die Grundlage des sprachlichen Ausdrucks und die Sprache als ein organisch gegliedertes Ganzes auffaßte, so daß sein System freilich nicht vorzugsweise der deutschen, sondern der Grammatik aller Sprachen zugute kam. Die andern verehrten als ihren Meister Jacob Grimm (1785—1863), welcher in seiner Grammatik (in 4 Bänden) nicht die deutsche Sprache für sich allein, sondern alle germanischen Sprachen neben einander, in ihren Beziehungen zu einander und in ihrer historischen Ausbildung behandelte, so daß man also in seinem Werke z. B. Englisch, jedoch nicht bloß das heutige Englisch, sondern Angelsächsisch und Mittelenglisch lernen konnte. Es durfte nicht fehlen, daß das System Beckers in die einseitige Auffassung ausartete, die Sprache sei als Produkt des logischen Denkens so ziemlich ein Objekt der Logik, und daß anderseits Grimm die Neigung verriet, mehr oder minder alle Veränderungen, welche die Sprache in ihrer fortschreitenden Entwicklung erlitt, als Verderbnis, als Ausartung anzusehn. Göttinger, der das spezifisch Neuhochdeutsche bei seiner Forschung zugrunde legte, dieses aber in historischer Weise aufgefaßt wissen wollte, konnte unmöglich die Grundanschauung der logischen Richtung teilen, anderseits aber auch nicht der Idee Raum geben, nur was in der Sprache alt und ursprünglich überliefert worden, könne historisch richtig genannt werden, da ja das Historische Werden in einer Entwicklung des Anfänglichen bestehe. Es ist daher begreiflich, daß er gegebenen Falls in Widerspruch mit Becker oder mit Grimm trat; denn er wollte das Bild der deutschen Sprache, wie sie nun einmal geworden war, rein auffassen. Da die Sprache aus dem Volke hervorgegangen ist, muß sich notwendig in ihr auch die ganze Art des Volkes abspiegeln, und es ist ein richtiger Gedanke, daß selbst in der Grammatik ihrer Sprache die Tugenden und Fehler der Deutschen nachgewiesen werden können, z. B. ihr naives, durchsichtiges, bescheidenes Element, zugleich aber das Unbeholfene, Pedantische, das ihr anklebt. Schon aus diesem Grunde mußte G. in seinen Forschungen sich der historischen Schule anschließen. Er tat das aber mit Bedacht und mit Kritik, nicht wie so viele Jünger Grimms jener Zeit, die ihre Weisheit einfach aus Grimms Büchern abschrieben oder, wo sie selbständig sammelten, dieselbe mit Grimms Orthographie oder mit seiner Stilmanier und „festlichen Vorreden“ verzierten. Mit Recht sagt Armande in den Femmes savantes:

Quand sur une personne on prétend se régler,  
C'est par les beaux côtés qu'il lui faut ressembler;  
Et ce n'est point du tout la prendre pour modèle,  
Ma sœur, que *de tousser et de cracher* comme elle.

Lassen wir aber G. selbst reden, wie er sein wissenschaftliches Verhältnis zu Jacob Grimm auffaßte! Ein Freund hatte ihm geschrieben: „Jacob Grimm und Götzinger dürften leicht die ersten Sprachlehrer sein, die unsre Nation für ihre Sprache hat.“ G. antwortete diesem Freunde folgendermaßen (28. Juni 1838):

„Als ich diese Stelle las, sagte ich mir: Er ist nicht gescheidt. An der ungeheuren Flamme, die Jacob Grimm angezündet, habe ich mir auch eine Kerze angebrannt und trage nun mein Licht in Gegenden, wo diese Flamme blenden, aber nicht erleuchten würde. Mein Verdienst ist das eines Zwischenhändlers, wiewohl ich freilich nicht gelten lassen würde, wenn jemand behauptete, ich hätte meine ganze Weisheit von Grimm; denn allerdings habe ich selbst geforscht, forsche ununterbrochen und bin sogar in sehr wichtigen Dingen ganz entgegengesetzter Meinung. — Was will das aber alles sagen zu Grimms ungeheurer Gelehrsamkeit, zu seinem durchbringenden Genie, wodurch er in ein Chaos erst Leben, Gestalt, ja Poesie gebracht hat. Daß ich Grimm verstanden habe, ist mir schon genug; denn man muß doch auch eine Ader von ihm haben, um einem solchen Heros überall folgen zu können. Ueberhaupt gehört zur Sprachforschung, wie sie die Grimmsche Schule nimmt, durchaus ein angeborener Instinkt, der sich durch bloßen Fleiß niemals erwerben läßt. — Du kennst aber Grimm viel zu wenig, wenn Du meinst, er sei nur ein großer Grammatiker: er ist viel mehr. Er hat nicht nur eine deutsche Philologie erst geschaffen, sondern der ganzen Sprachbetrachtung einen neuen Geist eingehaucht, so daß alle Sprachstudien eine andre Gestalt gewinnen müssen, und insofern läßt er sich mit Naturforschern wie Cuvier und Humboldt vergleichen. Grimm ist aber auch der Schöpfer der deutschen Altertumswissenschaft; das Studium der deutschen Geschichte, des deutschen Rechts, des deutschen Glaubens hat von ihm einen neuen Anstoß erhalten.“

1) Von den Ansichten, in welchen Götzinger von Grimm abweicht, will ich nur einige herausheben. Grimm untersuchte die herkömmliche Einteilung der Wortarten und ihre Begriffsbestimmung nicht weiter, sondern reihte die Ergebnisse seiner Forschungen jedesmal in die entsprechende herkömmliche Kategorie ein, wobei er höchstens die überlieferte Definition kurz wiederholte. J. B. sagt er Bd. IV, 293 (1837) von den Fürwörtern: „Eigentliche Bestimmung des Pronomens ist, das Nomen zu vertreten, dessen beständige Wiederholung lästig fallen würde.“ Dagegen behauptet Götzinger Bd. I, 368 (1836): „Vergleichen wir ein einzeln genommenes Fürwort mit einem einzelnen Hauptworte, so hat jenes, diesem gegenüber, in der Tat keinen Inhalt; denn es nennt nie weder eine Person noch ein Ding, da Aufmerksam machen auf etwas Vorhandenes noch kein Nennen ist. Kümmerlich, gleich Schattengestalten, stehen dann er, sie, es, dieser, jener neben gerundete und gefüllten Gestalten, wie Krieger, Braut, Gold, Baum, Wald. Deutet das Fürwort nichts an als das bloße Vorhandensein einer Erscheinung, so ist es in der Tat das, wofür es so lange gegolten hat, der bloße Stellvertreter des Hauptworts. Wenn aber, was unbezweifelt ist, das Fürwort an sich nie die Vorstellung eines bestimmten Wesens überliefert und somit für die Einbildungskraft gar keine Anschauung bietet: muß es denn deshalb überhaupt keine bestimmten Vorstellungen bezeichnen? Das Hauptwort benennt die Erscheinung an sich, ohne im geringsten anzudeuten, in welcher Beziehung zu den Sprechenden und ihrer Umgebung und dem Inhalte des Gesprächs überhaupt sich dieselbe im Augenblicke des Sprechens befinde. Damit ist aber der Zweck der Rede, klare und bestimmte Mitteilung zu machen, keineswegs

erfüllt. Es ist oft ganz gleichgültig oder unnötig, eine Erscheinung mit dem ihr eigentümlichen Namen zu bezeichnen, viel wichtiger dagegen, die bestimmte Beziehung anzugeben, die sie zu der Umgebung der Sprechenden Personen in dem Augenblick annimmt, in welchem ihrer gedacht wird. Beide Wortarten laufen also nach völlig verschiedenen Richtungen auseinander, und nichts ist falscher als der Satz, das Fürwort sei der Stellvertreter des Hauptworts.

Es ist ferner von andern Grammatikern behauptet worden: Überall, wo die Stelle eines Satztheiles doppelt besetzt sei, finde eine Auffassung mehrerer Sätze statt; alle sogenannten beigeordneten Satzglieder seien entstanden aus einer Zusammenziehung mehrerer Sätze, und jeder Satz, in welchem sie vorkämen, müsse auf so viel Sätze zurückgeführt werden, als beigeordnete Satztheile darin erscheinen. So enthalte der Satz: „Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg traten gegen den Kaiser und die Ligue auf“, eigentlich vier Sätze, nämlich:

Der Kurfürst von Sachsen trat gegen den Kaiser auf;

Er trat gegen die Ligue auf.

Der Kurfürst von Brandenburg trat gegen den Kaiser auf;

Er trat gegen die Ligue auf.

Ich halte dies für durchaus falsch. Man hat hier wieder Grammatik und Logik auf eine sonderbare Weise vermengt und will das, was sich in mehrere Gedanken auflösen läßt, durchaus auch als eine Anhäufung von Sätzen angesehen wissen. Auf gewaltsame Weise reißt man so auseinander, was die Sprache sehr weise als einen Leib und als ein untrennbares Ganzes aufstellt. Ich würde mich gar nicht darauf einlassen, jene Ansicht zu widerlegen, wenn sie nicht, ein Erbe alter grammatischer Ansichten, immer wiederholt würde.

Viele Sätze mit beigeordneten Gliedern, namentlich solche mit mehrern Subjekten, lassen sich allerdings auflösen in mehrere Sätze, die dann alle dasselbe Verbum hätten. Allein um den Charakter einer sprachlichen Gliederung zu beurteilen, kommt es durchaus nicht darauf an, wie sich dieselbe auslegen und zerlegen läßt, sondern bloß darauf, wie sich die Sprache ausdrückt und die Gliederung aufgefaßt wissen will. So wahr der Satz: „ich will mir Ruh' erreiten!“ ein einfacher ist, obgleich er ganz natürlich sich in die beiden Gedanken auflöst: „ich will Ruhe bekommen, und in dieser Absicht will ich ausreiten“: ebenso gewiß haben wir auch einen einfachen Satz in der Verbindung: „Tier und Menschen gehn zur Ruh“, wiewohl auch hier die Auflösung möglich ist: „Tiere gehn zur Ruh, Menschen gehn zur Ruh.“ In beiden Fällen könnte die Sprache zwei Sätze hinstellen, und dann wären es zwei; faßt sie aber vieles in einen Satz zusammen, so haben wir gar kein Recht zu einer Zernichtung des Eng- und Schönverbundenen, und die Grammatik kann nur von einem Satze reden. Wie viel Wörter und Satztheile lassen sich nicht in Sätze auflösen; und in wie viele Sätze müßten manche Behauptungen zerfallen, wenn man auf die Zergliederungsweise sehen wollte, die dem Verstande möglich ist! Das Wesen und Geheimnis der Satzbildung beruht eben darauf, an ein einziges Wort (das Verbum) viel anzuschließen und eine beliebige Anzahl versteckter Urteile und Gedanken, Wahrnehmungen und Beobachtungen in die Rahmen einer untrennbaren Gliederung zu fassen. Besteht der Satz: „er gibt den Armen und Kranken“ aus zweien: „er gibt den Armen, gibt den Kranken“ — warum soll der

andre: „er gibt den Armen Almosen aus Barmherzigkeit“, warum soll dieser nicht aus dreien bestehen? Es lassen sich recht gut drei Urteile darin finden: er gibt den Armen; er gibt Almosen; er gibt aus Barmherzigkeit.“ Ja, warum betrachtet man den Satz: „der König zog mit seinen Mannen zu Felde“ als einen einfachen, da doch offenbar zwei Tatsachen darin vorliegen: „der König zog zu Felde, und seine Mannen zogen mit ihm.“

Man könnte zwar einwenden, in dem letzten Beispiele sei eben die Form eine ganz andre geworden; es dürften hier nicht zwei Verba angenommen werden, da „mit den Mannen“ kein Subjekt sei. Aber verhält es sich in dem Satze: „der König und die Kaiserin lagen im Kriege“ etwa anders? Kann denn die Form *lagen* bei dem einen Subjekt stehen, und lassen sich überhaupt vernünftigerweise beide Subjekte trennen?

Mancher Verfechter der Zusammenziehungstheorie wird zwar sagen: „Wir wollen auch gar nicht behaupten, daß jeder Satz, in dem wir eine Zusammenziehung mehrerer erkennen, zerlegt und aufgelöst werden solle. Wir behaupten nur, daß alle Sätze dieser Art entstanden sind aus Zusammenziehungen und sich wieder auf ihre ursprüngliche Mehrheit zurückführen lassen.“ Darauf ist zu erwidern, daß die Möglichkeit einer solchen Zurückführung für die Beurteilung des Satzes gar nichts beweist; daß hier nur von verschiedenen Gestaltungen des Ausdrucks die Rede sein kann, nicht aber von einem Ursprünglichen, Wahren und einem davon Abgeleiteten, dadurch Erzeugten. Bürger (in der Leonore) sagt: „Sie frug den Zug wohl auf und ab; sie frug nach allen Namen,“ und hier haben wir zwei Sätze; in gewöhnlicher Rede würden wir sagen: „Sie frug den Zug nach allen Namen“, und hier hätten wir einen Satz. Muß nun dieser eine zurückgeführt werden auf jene zwei?

Aber es ist gar nicht wahr, daß alle Sätze der Art, wie wir sie hier besprechen, sich auf mehrere zurückführen lassen. Wie will man z. B. folgende auflösen: „Das Messing besteht aus Kupfer und Zinn; das Bier wird aus Hopfen und Malz gebraut.“ Letztere etwa so: „Das Bier wird aus Hopfen gebraut; es wird aus Malz gebraut?“ Das würde etwas ganz andres sagen, nämlich: „es wird bald aus Hopfen, bald aus Malz gebraut“, und dieser Satz enthielte dann allerdings zwei zusammengezogene; es wären wirklich zwei Behauptungen darin. Oder wie will man die Verbindung: „Dchs und Esel zankten sich“, auseinander bringen? Etwa so: „Der Dchse zankte sich mit dem Esel, und der Esel zankte sich mit dem Dchsen?“ Vortrefflich! Auf diese Weise läßt sich allerdings jedes und alles auflösen; nur verläßt man das Gebiet der Grammatik dann ganz und gar und gerät auf das Gebiet der Logik. Das ist es jedoch eben: man will durchaus zusammengesetzte Sätze haben, wo zusammengesetzte Urteile sich finden. Ein großer Irrtum! Denn die zusammengesetztesten Urteile finden ihren Ausdruck im einfachsten Satze, sowie das einfachste Urteil in zwei Sätzen ausgedrückt werden kann (z. B. der Herr ist's, der spricht).

Alein auch wenn der Inhalt eine Auflösung gestattet, so bleibt doch immer ein Unterschied zwischen zusammengezogenen Sätzen und zwischen Sätzen mit beigeordneten Subjekten oder andern Satzgliedern. Wann zieht man zwei Sätze in einen zusammen? Wenn sie gewisse Bestandteile gemeinsam haben, z. B. das Subjekt oder das Objekt. Dieses Gemeinsame wird dann nur einmal genannt: „Er nahm sein Lieb mit einem Schwung und schwang's auf den Polaken; ich hasse und verachte den Schmeichler.“

Dies sind die eigentlichen Satzzusammenziehungen. Nun können aber umgekehrt zwei Sätze das nämliche Verbum haben, aber verschiedene Subjekte, z. B.

Labt sich die liebe Sonne nicht,  
Der Mond sich nicht im Meer?

Auch hier muß die Behauptung „labt“ zweimal gedacht werden; der zweite Satz erscheint elliptisch. Niesze es aber:

Labt Sonn' und Mond sich nicht im Meer?

so ist von einer Auslassung, von einer doppelten Behauptung gar keine Rede mehr, und nennt man nun diesen Satz auch einen zusammengezogenen, so bringt man zwei Dinge unter einen und denselben Gesichtspunkt, die offenbar von der Sprache ganz verschieden angesehen werden. (D. Spr. 2, 216—220. 336—341.)

2) Auf Adellung ist Grimm bekanntlich nicht gut zu sprechen. Derselbe hatte den Satz aufgestellt, alle neuhochdeutschen Adjektive, die prädikativ ständen, seien Adverbia, weil sie kein adjektivisches Kennzeichen an sich trügen (dieser Baum ist grün statt grüner). Grimm (III, 117. IV, 117) bezeichnet diese Auffassung als eine Paradoxie, welche nicht nur von jeder andern Sprache, sondern auch von der eigenen deutschen, wenn man sie historisch betrachte, verurteilt werde. Gözinger (I, 410 fg.) dagegen will, ohne daß er auf den abgefertigten Adellung Rücksicht nimmt, in diesem Falle einige Erscheinungen ins Bedenken geben, welche die herrschende Lehre wenigstens stutzig machen könnten. Vom Stande der neuhochdeutschen Sprache aus dürfte man die Formen guter, gute, gutes als Adjektivformen, die Form gut dagegen allerdings als Adverbialform ansehen. Die Rücksicht auf fremde Sprachen kann in solchen Fällen nichts entscheiden; denn jede Sprache hat nun einmal ihre besondere Art und Auffassung, und die eine hebt Unterschiede hervor, welche die andre gar nicht anerkennt. Nur der Blick auf die frühere Form der deutschen Sprache lehrt, daß gut in dem Satze „der Wein schmeckt gut“, als Adverb galt; denn sie hatte für diese Fälle eine besondere Form getrieben, wiewohl sie sich derselben nicht immer folgerecht, wie etwa die alten Sprachen, bediente. Die neuhochdeutsche Sprache hat äußerlich den Unterschied zwischen Adjektiv und Adverb mit wenig Ausnahmen (z. B. lang und lange) wegfallen lassen; die Wissenschaft kann ihn aber nicht gut wegfallen lassen, und bei näherer Betrachtung ergibt sich denn doch, daß die Auffassungsweise verschieden ist. In dem Satze: „der Wein ist gut,“ findet eine einfache Beilegung statt, ebenso in den Sätzen: „ich nenne den Wein gut, der Wein scheint mir gut, der Wein kommt mir gut vor.“ Hingegen in dem Satze: „der Wein schmeckt gut“ findet keine einfache Beilegung statt, sondern eine ganz besondere Beziehungsweise der Vorstellung gut auf Wein; es ist nämlich so viel als: der Wein schmeckt nach Art von etwas Gutem. Ich kann daher sagen: der Wein schmeckt gut, ist aber kein guter Wein.

Es ist Grundsatz der deutschen Sprache (II, 182 ff.), jeden Zusatz in der Form des dritten Geschlechts aufzufassen, sei die Bedeutung des Wortes an sich auch eine persönliche und das grammatische Geschlecht desselben, wie es wolle. Wird im Verlaufe der Rede durch ein Fürwort auf den Zusatz verwiesen, so kann dies nur durch ein geschlechtsloses geschehen; z. B. mein Vater war Pfarrer; ich bin es nicht geworden. Offenbar unterscheidet die Sprache hier sehr fein; der Zusatz gibt nie das Bild einer

wirklichen einzelnen Person, sondern überall den abstrakten Begriff eines Merkmals. Es kann daher durchaus nicht auffallen, wenn die deutsche Sprache dem Adjektiv, sobald es als Zusatz zu einem Verbum tritt, die Geschlechtszeichen nimmt und es als geschlechtsloses (neutrales) setzt. Wir sagen (I, 573): der Vater war krank; der Arzt machte ihn wieder gesund. Ich bin geneigt, dieses krank und gesund für den Nominativ und Akkusativ dritten Geschlechts zu halten, weil die Auffassung durch und durch eine geschlechtslose ist. Der Satz: „der Vater ist krank“ will durchaus nicht sagen: „er ist ein kranker Vater“, sondern nur: ein krankes Wesen, etwas Krankes.“ Noch wahrscheinlicher wird meine Ansicht, wenn wir die jetzige deutsche Ausdrucksweise betrachten: „das ist mein Vater; das ist meine Mutter. (Vgl. Grimm IV, 275 f., DWB. 2, 964.) Ein schlagender Beweis dafür (II, 183 f.) ist, daß adjektivische Formen, die das Kasuszeichen nicht abwerfen können (wie Superlative und viele Zahlwörter), geradezu mit den geschlechtslosen Biegungsformen erscheinen, z. B. die Freunde wurden eins (DWB. 3, 254); die Sache kann nicht anders sein; der Reichtum ist dem Geizigen erstes und letztes (ibid. 1, 312, 2); Treue ist bei den Dienstboten das nötigste. Natürlich wird auch auf jede adjektivische Beifügung durch es oder das verwiesen: die Schale kann nur bitter sein; der Kern ist's sicher nicht. Göttlich nennst du die Kunst; das war sie, ehe sie dem Staate gedient.“

Man erkennt wohl aus dieser Darlegung, daß G. nicht wie Adelung das prädi-kative flejionslose Adjektiv geradezu als Adverb ansieht, daß ihm aber doch die nahe Verwandtschaft des Adverbs mit dem neutralen Adjektiv auffiel; er hätte für diese Beobachtung auch die Form des Adverbs in den skandinavischen Sprachen anführen können.

3) Grimm sagt (II, 779): „Der mit un= komponierten Adjektive gibt es eine große Menge, und es ist weder tunlich noch nötig, die Anführung derselben zu erschöpfen, da (wenigstens nach unserm heutigen Gefühl) theoretisch jedes Adjektiv durch ein vor-tretendes un= seiner Bedeutung beraubt werden kann. Aus diesem Grunde hat die Partikel hier auch nicht den schwankenden und stärkern Sinn wie vor Substantiven, sondern mehr den der abstrakten Verneinung.“ Hierzu bemerkt G. (I, 709): In den mit un= zusammen-gesetzten Beiwörtern herrscht mehr der Begriff des Widrigen und Unangenehmen als der einer reinen Verneinung. Bei einfachen Kernformen sträubt sich die Sprache durchaus, un vor solche Wörter zu setzen, die an sich etwas Schlechtes, Widriges, Unnatürliches anzeigen; Formen wie unböse, undumm, unschlimm, unmatt, unshnöde u. sind nicht vorhanden; ja selbst unrot, unweiß, unflach, unhohl und ähnliche, in denen das einfache Wort etwas dem Gemüte Gleichgültiges anzeigt, werden nicht gebildet; dagegen kommen häufig vor: unweise, unklug, unrecht, untreu u., und in allen diesen wird das Gute und Rechte in sein Gegenteil verkehrt. Selbst bei abgeleiteten Denominativen wird man die ursprüngliche (negative) Geltung von un noch wohl fühlen. Wir sagen: ungütig, unwillig, unanständig, unglücklich, ungnädig, un-mächtig u.; dagegen sind unborstig, unästig, uneckig u. nicht vorhanden, und Formen wie ungrämlich, unzornig, unbüßisch, unviehisch, unkindisch kommen uns albern vor, wiewohl sie von neuern Schriftstellern, denen aller Sprachtakt abzugehen scheint, gebraucht worden sind. Bei gleichgültigen Dingen braucht man lieber los: astlos, haarlos, baumlos; bei Verneinung des an sich Widrigen geradezu nicht: nicht kindisch, nicht tödlich, nicht feindlich. Offenbar also ist hier noch ein bedeutender



Unterschied geblieben zwischen bloßer Verneinung und der Verbindung mit un=, und es läßt sich durchaus nicht, wie Grimm unbegreiflicher Weise tut, behaupten, daß nach unserm heutigen Gefühl jedes Adjektiv durch ein vortretendes un seiner Bedeutung beraubt werden könne.“

Von Kennern deutscher Grammatik — und nur solche können hier in Betracht kommen — ist Gözingers Werk „Die deutsche Sprache“ immer als ein sehr gründliches und aufklärendes, ja bahnbrechendes und mustergültiges behandelt und sein Verhältnis zu Grimms Forschungen als ein objektives hingestellt worden. Unter verschiedenen Beurteilern will ich nur einen hier anführen, R. G. Andresen, in seinem Buche „Über die Sprache Jacob Grimms.“ Leipzig 1869, S. 2: „Ausdrücklich sei hier des bündigen Urteils gedacht, welches über Jacob Grimms Darstellung von einem deutschen Sprachforscher gefällt worden ist, der streng und schonungslos, bisweilen auch ungerecht, doch selten ohne Einsicht, Ausdruck und Stil vieler Schriftsteller verfolgt hat, Gözinger in seinem Buche von der deutschen Sprache I, VI: „Wer könnte einfacher, deutlicher und schöner schreiben als Grimm?“

Der zweite Teil des Werkes „Die deutsche Literatur 1844“ ist leider nicht vollendet worden. Er enthält eine lehrreiche Einleitung über den Begriff dessen, was man Nationalliteratur nennt, über Talent und Genie, über wissenschaftlichen und poetischen Ausdruck u. dgl. und führt dann die Geschichte der deutschen Nationalliteratur von den ältesten Zeiten bis zur Rückkehr Göthes aus Italien und zu Schillers zweiter Periode in populärer Sprache und in wahrhaft historischer Darstellung. Von selbständigem Wert sind besonders die Abschnitte über die Zeit von Erfindung der Buchdruckerkunst und von Luther an; denn man merkt ihnen an, daß der Verfasser dort aus eigenen Studien hat schöpfen können. Der Druck dieses Teiles verzögerte sich über die Jahre 1841—1843, indem der Verfasser durch amtliche und andre Abhaltungen an der Ausarbeitung versäumt ward. Dies und der Umstand, daß die beiden ersten Teile nicht schnell den günstigen Absatz fanden, den der Verleger erwartete, verursachte eine Zwietracht unter den beiden Männern, bei der es soweit kam, daß der Buchhändler Hoffmann den ganzen Vorrat an Exemplaren, der ihm auf Lager lag, wie vermutet worden ist, einstampfen ließ. Wohl aus dieser Ursache ist jetzt das Werk sehr selten geworden und nur noch auf Bibliotheken oder höchstens bei einzelnen Antiquaren zu finden. Daher kann man sich nur darüber wundern, daß ein Gelehrter wie Rudolf v. Raumer, der mit G. in so vielen Ergebnissen seiner Forschungen zusammentrifft, in seiner „Geschichte der Germanischen Philologie. München 1870“ dieses Hauptwerk G.'s gar nicht kennt, sondern S. 632 nur die größere Schulgrammatik namhaft macht. Derselbe hätte es sicher erwähnt, wenn es ihm vor Augen gekommen wäre.

Mit der Freude über das große Honorar für die „Deutsche Sprache“ nahm es bald ein Ende. So ein großes Werk, das sich erst Bahn brechen muß, sollte in seiner Vollendung nicht gar lange verzögert werden, sonst erlahmt die Freude daran. Diesmal war aber nicht der Verleger, sondern der Verfasser schuld an der Verzögerung. Der erste Teil des ersten Bandes erschien zu Anfang des Jahres 1837, der zweite Teil desselben Bandes zu Ende 1839, der erste Teil des zweiten Bandes erst vier Jahre später, zu Ende 1844. Für den zweiten Teil, dessen Manuskript dem Verleger nicht schnell genug geliefert ward, bezahlte jetzt dieser einstweilen nur die Hälfte (600 fl.), bis

er das Manuscript des folgenden Theiles gänzlich zur Hand habe. Vermuthlich enthielt der Vertrag kein Wort darüber, wann der Verfasser das Manuscript einzuliefern habe; allein Hoffmann hatte ein gewisses Recht zu seinem Verfahren; denn durch die Verzögerung war er zu Schaden gebracht worden, wenn er auch im Unmuth zu hüzig gegen den Autor und das Buch verfuhr.

So fest sich auch G. vorgenommen hatte, eine Reise nach Norddeutschland zu machen, so konnte er selbst im Jahre 1839, wo er sich doch finanziell etwas besser gestellt sah, noch nicht daran denken. Die Vollendung seines Hauptwerkes über die deutsche Sprache und Literatur nahm gerade jetzt seine Zeit mehr als gewöhnlich in Anspruch, abgesehen von der daneben hergehenden Herstellung neuer Auflagen seiner Schulbücher. Sodann wünschte seine Gattin durchaus einmal wieder nach Stuttgart zu ihrem Bruder Konrad auf Besuch zu reisen, nachdem sie acht Jahre nicht mehr dort gewesen. Übrigens verband er mit seinem Vorhaben hauptsächlich zweierlei Absichten. Vor allen Dingen wollte er seine Verwandten und Freunde in Sachsen, die er seit seiner Hochzeitsreise (Juli 1828) nicht mehr gesehen hatte, wieder einmal besuchen; dann aber gedachte er andre Bekanntschaften anzuknüpfen und zu sehen, ob denn an eine Versetzung nach Norddeutschland überhaupt noch zu denken sei. Es konnte doch, wie er meinte, für ihn nicht so schwer sein, anderwärts ein Unterkommen zu finden; denn, ohne sich zu vermessen, durfte man ihn in seinem Fache für einen der ersten in Deutschland halten. Hätte man da und dort gewußt, daß er fortwollte, so hätte man ihn sicher aus der Schweiz weggerufen. Eben deshalb wollte und mußte er sich einmal persönlich zeigen. Es war auch jetzt an der Zeit; denn er hatte das vierzigste Jahr hinter sich, und alte Bäume lassen sich nicht mehr leicht auf andern Boden versetzen.

Bevor er seine Reise antrat, ließ er sich auf Wunsch der Seinigen porträtieren.

Brief an Wackernagel vom 22. I. 1840. Mein Portrait, welches beiliegt, haben Sie schon aufgerollt und angesehen, ehe ich ein Wort darüber gesagt habe, was jetzt geschehen soll. Sie haben soviel berühmte Leute in ihrer Stube hängen, daß ich nur schüchtern mein Kontersej Ihnen präsentiere; allein ich habe mich bloß meiner Geschwister und Freunde halber lithographieren lassen. Finden Sie es ähnlich? Es waltet darüber ein bedeutender Zwiespalt der Meinungen und Ansichten. Der eine sagt, es gleiche mir „auf den Luf“; der andre behauptet, es sey ganz verfehlt. Meine Frau, zu deren Geburtstage [17. Juli] die Originalzeichnung (von Tob. Hurter) gemacht wurde, und die allerdings ein competentes Urtheil hat, findet es getroffen; mir selbst will vorkommen, als sehe ich zu gutmüthig aus.

Endlich konnte er die Reise in sein Heimatland ausführen. Er berichtet darüber in einem

Brief an W. Wackernagel vom 2. Dez. 1841. Am 13. Sept. fuhr ich mit der Post von Schaffhausen nach Rehl über Freiburg, und von Rehl aus mit dem Dampfschiff bis Mainz, von da auf der Eisenbahn nach Frankfurt. Da ich noch niemals in Frankfurt gewesen war, so verweilte ich hier einige Tage und setzte dann meine Reise nach Leipzig fort. Einen Tag verweilte ich in Eisenach, eines alten, treuen Universitätsfreundes wegen, der daselbst als Arzt lebt. Zweimal bestieg ich die Wartburg, freute mich der herrlichen Aussicht, besah hier aufbewahrte Antiquitäten und gedachte der großen Erinnerungen, die sich an diesen Punkt knüpfen. In Leipzig blieb ich fünf Tage, weit länger, als ich im Sinne gehabt hatte. Dr. [Moriz] Haupt<sup>1</sup>, den

<sup>1</sup> Die Universität Leipzig hatte bis 1841 keinen Germanisten als Professor der deutschen Sprache und Literatur (siehe Deutsche Dichter II, 598 f.): „Auf wie viel Universitäten ist denn wohl Gelegenheit, sich für dieses Fach heranzubilden? Oder hat Dein viel gerühmtes Leipzig, das gegen 90 Professoren

ich besuchen wollte, traf ich nicht, wie denn überhaupt eine Menge Gelehrter an allen Orten ausgeflohen war, zufolge der Septemberferien. Nach meinem ursprünglichen Plane hätte ich von Leipzig nach Berlin gehen sollen; allein ich empfand eine ungeheure Sehnsucht nach Dresden, da ich meine Geschwister (eigentlich nur einen Bruder, dessen Frau mir aber ebenso theuer ist als meine leibliche Schwester) 13 Jahre nicht gesehen hatte, und deren Kinder ich noch gar nicht kannte. Ich eilte also nach Dresden und verschob Berlin auf spätere Zeit, um so mehr, da ich in Leipzig hörte, daß die Grimm vermuthlich auch verreist wären. [Meine Auszüge und Beiträge für das deutsche Wörterbuch übergab ich in einem ziemlich großen Paquet an Grimms Verleger, Salomon Hirzel daselbst]. Leider bin ich nun gar nicht nach Berlin gekommen.

Unter den Bekanntschaften, die ich in Dresden machte, nenne ich für Dich nur Echtermeyer<sup>1</sup> und die königliche Bibliothek. Echtermeyer ist ein ernstlicher Mann und sehr tüchtiger Gelehrter, ganz der Gegensatz zu seinem Mitredacteur und Schwager Ruge. Ich habe sehr angenehme Stunden mit ihm verlebt und den Mann schätzen gelernt. Die Bibliothek besuchte ich eigentlich bloß des Bibliothekars wegen, Hofrath Falkenstein,<sup>2</sup> der ein alter Bekannter von mir ist; gelegentlich besah ich mir aber auch die hier angehäuften Schätze. Himmel! hier hätte ich mich vergraben und meine „Deutsche Literatur“ ausarbeiten sollen. Gerade für den Zeitraum von Luther bis Lessing ist hier alles Mögliche zu finden. Bekanntlich hat Johann v. Besser seine Bibliothek dem Churfürsten verkauft, und eine große Zahl Edelleute haben ihre reichen Sammlungen ebenfalls hieher geschenkt; daher stehen hier Säckelchen, die man sonst in öffentlichen Bibliotheken nicht findet. Auch Echtermeyer war über die Masse des Aufgehäuften erstaunt und froh, und da er an einer Culturgeschichte neuer Zeit arbeitet, so kommt ihm diese Sammlung zu statten.

In Sachsen fühlte ich mich übrigens sehr fremd, sowohl was das häusliche als was das öffentliche Leben betraf. Ich bemerkte, daß ich ganz und gar mich verschweizert hatte. Alles war anders: Essen, Trinken, Art zu schlafen, geselliges Leben, die Manier zu raisonnieren, die bürgerlichen Verhältnisse u. s. w. Ich erhielt viele Fragen, ob ich nicht wieder nach Sachsen zurück wolle. Da diese Fragen aber meistens von Leuten ausgingen, die doch nichts zu meiner Verbesserung hätten beitragen können, so ließ ich mich auch in keine Beantwortung ein. Die Zumuthung mehrerer Freunde, dem Minister des Cultus einen Besuch zu machen, lehnte ich ab. Mit den Verhältnissen der Schule und Kirche war man im ganzen unzufrieden, namentlich mit der Abschaffung der alten Consistorien und der Einführung eines allmächtigen Ministeriums.

Von Dresden reiste ich nach Annaberg im Erzgebirge. Hier bin ich von 1821 bis 1824 Hauslehrer gewesen; hier leben meine besten Freunde aus der ältern Zeit. Ich wollte nur 5 Tage dort bleiben, blieb aber fast zwei Wochen. Daran war freilich mit Schulb., daß ich von den heißen Stuben und dem rauhen Klima krank wurde; indes hielten mich auch die angenehmen Verhältnisse fest. Meine Zöglinge, die ich 17 Jahre nicht gesehen, waren mir aus

und Dozenten zählt und unter diesen ein halbes Duzend für die alten Sprachen, hat es je daran gedacht, daß wohl auch eine Professur der deutschen Sprache und Literatur einer Akademie würdig anstehe?“ Diesem Mangel wurde später abgeholfen. Moritz Haupt aus Zittau (1808—1874), eig. ein klassischer Philologe, Schüler G. Hermanns in Leipzig, studierte für sich Germanistik, habilitierte sich 1837 als Privatdozent dafür an der Universität zu Leipzig, ward 11. IX. 1841 Extraordinarius daselbst und 23. IX. 1843 Ordinarius. Er gründete 1843 die Zeitschrift für deutsches Alterthum, lange Zeit die einzige des Faches. Da er sich an der revolutionären Bewegung der Jahre 1848—49 beteiligte, ward er von der kgl. sächsischen Regierung 1851 abgesetzt; im Jahre 1853 ward er an Lachmanns Stelle als ord. Professor der klassischen Philologie nach Berlin berufen. Sein Nachfolger in Leipzig ward Fr. Zarncke, 1854 extraord., 1858 ordin.

<sup>1</sup> Ernst Theodor Echtermeyer (1805—1844) aus Liebenwerda, Gymnasiallehrer in Zeitz und nachher in Halle. Im Jahre 1841 siedelte er nach Dresden über. Mit seinem Schwager Arn. Ruge gründete er die Hallischen Jahrbücher.

<sup>2</sup> Constantin Carl Falkenstein (1801—1855), Sohn des Oberforstmeisters in Solothurn, ward Hauslehrer bei dem sächsischen Cabinetsminister v. Einsiedel, kam durch ihn als Sekretär an die Dresdener Bibliothek, als deren Oberbibliothekar er 1834—1852 amtierte, bis er 1852 als geisteskrank quiesziert ward.

den Augen gewachsen, so daß ich sie nicht einmal kannte; aber sie hiengen noch mit so großer Liebe an mir, wie ich es nie gehofft und geahnt hatte; dies galt namentlich von dem Mädchen, das nun eine Frau geworden war und obendrein Mutter von 5 Kindern. Genug, ich fühlte mich im Kreise der Freundschaft und Liebe so wohl, daß ich Berlin aufgab. Von Annaberg reiste ich nach Nürnberg, wo ich einen Tag verweilte, und dann nach Stuttgart, wo ich 8 Tage bei meinem Schwager Joh. Jakob Kirchhofer, Kaufmann, blieb. Am 15. November<sup>1</sup> kam ich in Schaffhausen an und traf alle meine Lieben gesund und munter an, voller Freude, daß sie den Gatten und Vater wieder hatten.

Infolge dieser Reise, die ihm keine neue Aussicht auf Anstellung in seinem Heimatlande eröffnete, wurden seine Absichten auf Norddeutschland sehr herabgestimmt, und er gab sie allmählich auf. Bereits 1837 war er zu ähnlichem Schluß gekommen, als er an Schumann schrieb: „Ich bin mit meinem Lose zufrieden; was will der Mensch mehr? Und betrachte ich meine noch immer muntre Frau, meine lieben gesunden Kinder, so muß ich ausrufen: Herr, laß es mir so, wie es ist! Schwerlich würde und möchte ich meine jetzige Stellung mit irgend einer in Sachsen vertauschen. Ich bin dem Wesen dort zu sehr entfremdet und würde mich sehr gedrückt dabei fühlen.“<sup>2</sup> In ähnlicher Stimmung befand sich um jene Zeit sein Basler Freund, Wilh. Wackernagel, und von neuem ward es beiden klar, daß das Leben der Gelehrten an höhern Anstalten, Gymnasien und Universitäten, in der Schweiz ein freieres, angenehmeres sei als das in Deutschland. Wackernagel lebte früher in Berlin, mochte aber um keinen Preis wieder zurück, obgleich ihm in Preußen eine glänzendere Laufbahn geöffnet war, und er in Basel als Deutscher auch manches Bittere erfahren mußte.<sup>3</sup>

Außer W. Wackernagel gewann G. auch noch andre Freunde in der Schweiz, die er, wenn sie gleich an Gelehrsamkeit ihm nicht ebenbürtig waren, wegen edler Sinnesart hoch schätzte und liebte. Ich habe früher schon angemerkt, daß ihn seine Stellung als Gymnasiallehrer nicht, wie es jetzt so häufig geschieht, daran hinderte, mit Lehrern niedriger Schulstufe freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, und erlaube mir hier, nur auf zwei solche aufmerksam zu machen.

Joh. Jakob Wehrli von Eschlikon im Thurgau (1790—1855) war ihm schon in Hofwyl bekannt und befreundet worden; derselbe blieb ihm aber auch verbunden, seitdem er als Direktor des thurgauischen Lehrerseminars zu Kreuzlingen bei Konstanz (1833—1855) amtete, und nicht minder, als er durch Ignaz Scherr's Intrigen vom Seminar weggedrängt ward. An Wehrli schätzte er neben dem edlen Charakter das Streben, den jungen Leuten die Handarbeit neben der Kopfarbeit beliebt zu machen. Nächst diesem darf ich einen andern nicht vergessen, nämlich Rudolf Nägeli V.D.M., Lehrer der deutschen Sprache an der Mädchenschule der Stadt Zürich, der den 6. Juli 1846 nach kurzem Krankenlager im Alter von 40 Jahren starb. Dies war ein sehr beliebter Lehrer, mit dem sich G. öfter über pädagogische Gegenstände unterredete, wenn er als willkommener Freund die Gastlichkeit seines Hauses in Anspruch nahm. Durch seine Berufstreue, womit er trotz einer schwächlichen Gesundheit und häufiger körperlicher Leiden ganz und ungeteilt seiner Schule lebte; durch seine Anspruchslosigkeit, die nie nach äußerer Anerkennung

<sup>1</sup> In einem Briefe an Sauerländer meldete er als Datum der Rückkehr aus Sachsen den 7. XI. 1841, dagegen an Wackernagel den 15. XI. 1841.

<sup>2</sup> Literatur Nr. 46, Seite 65.

<sup>3</sup> Brief an Bruder Karl vom 2. XII. 39.

strebte; durch seine nie ermüdende Bereitwilligkeit, andern zu dienen, und durch sein biederes Wesen erwarb er sich die Achtung und Liebe aller, die ihn kannten.

Von der Bekanntschaft G.'s mit Joh. Kaspar Mörikofer (1799—1877) in Frauenfeld ist früher schon die Rede gewesen. Dieser bekleidete anfangs die Stelle eines Direktors der Stadtschulen daselbst; er kam öfters nach Schaffhausen auf Besuch zu seiner Braut Elisabetha Beyel von Zürich, die in Schaffhausen erzogen worden war, wo die Mutter nach dem frühen Tode des Vaters Aufnahme gefunden hatte. Der heitere, gesellige Großvater Kirchhofer stand in manchen angesehenen Verbindungen; dessen Sohn Dr. Melchior Kirchhofer, Pfarrer in Stein a. Rh., hatte sich als Kirchenhistoriker bereits einen Namen in der gelehrten Welt gemacht. In des Großvaters Amtshause verkehrten auch die Brüder der Braut, Pfarrer Beyel von Hufen bei Dssingen und der Buchhändler Christian Beyel von Frauenfeld, die sich beide durch überströmende Lebhaftigkeit auszeichneten. Mit Mörikofer konnte sich G. über fachwissenschaftliche Gegenstände besprechen; wir haben schon (S. 193) erfahren, daß er ihn zur Mitarbeit am Wörterbuch der Brüder Grimm gewann, indem er ihm die Durchsicht der ältern schweizerischen Geschichtschreiber empfahl; diese übernahm Mörikofer wirklich. Zuweilen tauschten sie auch ihre Meinungen aus über die Werke zeitgenössischer Schriftsteller, wobei sich starke Gegensätze ergaben. Von G. erhielten diejenigen Autoren den Vorzug, welche sich als gute Beobachter und treffliche Darsteller des wirklichen Lebens erwiesen, so Stephan Schüze (1771—1839) in seinem „Unsihtbaren Prinzen“, ferner Joh. Friedr. Rochlitz (1769—1842), weiter Hackländer (1816—1877) und Ferrand (eig. Eduard Schulz 1813—1842), welche letztern er höher schätzte als alle damals lebenden Novellisten, während Mörikofer denen den Vorzug gab, welche das in ihren Werken pfl egten, was Schiller Sentimentalität nannte. Wie genau und gründlich G. bei allen seinen Vorstudien zu Werke ging, wird schon der Umstand dartun, daß er, laut eines Briefes an Schumann (28. November 1842), um eine klare Einsicht in die sehr merkwürdige Literaturperiode von 1770—1790 zu erlangen, alle dahin einschlagenden Briefe von Göthe, Hamann, Jacobi, Lavater, Forster, Merck, Wieland, Knebel und andre, wohl an 4000 Stück durchlas und auszog; denn in dieser Periode suchte alles, Poesie, Philosophie, Theologie, Geschichte, Natur- und Altertumswissenschaft eine neue Gestalt zu gewinnen, und waren alle Tendenzen so eng ineinander geflochten, daß es schwer hielt, den Mittelpunkt zu finden. Mit ähnlicher Gründlichkeit verfuhr er zur Durchforschung der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Wackernagel widmete ihm daher (allerdings mit dem Namen Wilhelm anstatt Max Böckinger) den zweiten Band seines Lesebuchs, weil er ihm hier offenbar Selbständigkeit des Urteils zuschrieb. Die Ergebnisse dieser Forschungen benutzte er später im Jahre 1849, als er Abendvorträge über deutsche Literatur hielt, zu denen sich einige 80 Zuhörer (50 Frauen und 30 Herren) einfanden; ferner konnte er sich darauf stützen, als Mörikofer ihm das erste Manuscript zu seinem Werke „Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts“ (Leipzig 1861) zur Prüfung einschickte. Es handelte sich zunächst um den Streit zwischen den Leipzigern (Gottsched) und den Zürchern (Bodmer und Breitinger).

Als die Morgenröthe der modernen deutschen Literatur an den Himmel stieß, kräfteten die Hähne ringsum nach Natur und Natürlichkeit. Es ist bis auf die jüngste Zeit üblich gewesen, die Zürcher in dem Kampfe mit den Leipzigern als die Vertreter der wahren Poesie, die Leipziger dagegen als die Vertreter nüchterner und platter Dichtung, die

Zürcher als die Anhänger der englischen, die Leipziger als die Anhänger der französischen Poesie zu kennzeichnen. Durch genaueres Erforschen der Quellen ist man jedoch zu der Einsicht gelangt, daß diese vermeintlichen Gegensätze mehrfach unwahr sind und zum mindesten sehr stark modifiziert werden müßten. Der erste, der auf Grund von eigenen umfassenden Quellenforschungen jenen Streit anders, nämlich historisch darzustellen versuchte, war meines Wissens G.<sup>1</sup> in seiner „Deutschen Literatur“ (Lit. Nr. 56, S. 309 ff. und S. 324 ff.). Ich kann an dieser Stelle nicht umhin Briefauszüge vorzuführen, worin G. eine objektive Kritik an Mörkösers beliebtem Buch über die schweizerische Literatur im 18. Jahrhundert übte. Mörköser sandte ihm nämlich einen Teil seines Manuskriptes zur Einsicht und zwar gerade den, welcher von jenem Streite handelt. Um G.'s kritische Fingerzeige zu verstehen, wollen wir zunächst eine kurze Zusammenfassung von seiner Darstellung des Streites geben.

Gottsched aus Königsberg (1709—1766), der, um der Rekrutierung in Ostpreußen zu entgehen, 1721 nach Leipzig gekommen war, bemühte sich eifrig, deutsche Sprache und Literatur zu studieren und für Verbreitung derselben zu wirken. Es war auch erwünscht, daß so ein Apostel der deutschen Sprache tätig war; denn unter den höhern Ständen in Kursachsen herrschte mehr noch als in andern deutschen Ländern seit dem 30jährigen Kriege französische Sprache und Literatur und außerdem ein greulicher Mischmasch von Sprachgemenge; darum eiferte Gottsched in Vorlesungen und Schriften für Reinheit im Gebrauch der deutschen Sprache; er knüpfte Verbindungen an in andern Provinzen Deutschlands, erweckte Neigung für einheimische Literatur, gründete Zeitschriften für Kritik der erschienenen Leistungen, ermunterte junge Talente zu frischen Erzeugnissen und ging mit eigenen Gedichten voran. Gegen die Schwulst, die Frivolität und die Wizeleien der zweiten schlesischen Schule zog er mutig zu Felde. Er wies darum auf Opitz zurück und eiferte für Natürlichkeit und Korrektheit, die ihm über alles galten, die er aber in einer Art festsetzte, daß damit gar keine Poesie bestehen könnte. Er ist später als ein Muster des Ungeschmacks in Verruf gekommen, und darüber hat man die Verdienste vergessen, die er unleugbar sich erwarb. Sein großer Fehler war, daß er Begründer einer neuen Literatur sein wollte, wozu er das Zeug nicht besaß. Da er Faßlichkeit und Klarheit besonders bei den Franzosen und der sie nachahmenden Richtung unter den Engländern vorfand, so empfahl er diese zur Beachtung; daß er französischen Geschmack hätte einführen wollen — diese Beschuldigung ist ganz ungerecht.

Joh. Jak. Bodmer aus Greifensee, St. Zürich (1698—1783), anfänglich dem Handelsstande bestimmt, hielt sich zuerst in Genf und Lyon, dann in Lugano und Oberitalien auf, wo er viel Italienisch las. Zurückgekehrt, gründete er in Zürich eine Buchdruckerei, eine Verlagsbuchhandlung und in Gemeinschaft mit einigen Freunden die Zeitschrift „Diskurse der Maler“ (1721), ward auch mit einigen englischen Büchern, so mit dem Spectator, aber nur in französischer Übersetzung, bekannt. Wie mit allen Freunden deutscher Literatur, so stand Gottsched auch mit den Zürchern in Verbindung; anderseits ward Bodmer Mitglied der deutschen Gesellschaft in Leipzig. Bodmer ging auch ziemlich den gleichen Weg wie Gottsched; er wies wie dieser auf Opitz hin und bekämpfte Lohenstein und Hoffmannswaldau. Als Dichter stand er auf einer ebenso niedrigen Stufe wie Gottsched. Nun sah es mit der deutschen Sprache in der Schweiz

<sup>1</sup> Danzels Buch über Gottsched und seine Zeit erschien 1848, also vier Jahre nach G.'s Darstellung.

wo möglich noch schlimmer aus als in Deutschland. Da die Mundarten für eine gebildete Unterhaltung nicht ausreichten, griff die höhere Gesellschaft zum Gebrauch der französischen Sprache oder bediente sich noch einer entsetzlichen Messingsprache als ihre Standesgenossen in Deutschland. Nachdem Bodmer lange Zeit gleich seinem Leipziger Kollegen im Fahrwasser französischen Geschmacks gerudert hatte, machte er sich mit der englischen Sprache bekannt und beschäftigte sich einläßlich mit Miltons Verlornein Paradies. Er lieferte auch 1732 diese Dichtung in ungebundener Rede, nämlich in barbarischem Deutsch. Gottsched, dessen Ansichten von Faßlichkeit und Planheit ein Erzeugnis dieser Art zuwider sein mußte, bemerkte in seiner Anzeige, daß Milton schwerlich jemals Eingang in Deutschland finden werde, und gab deutlich zu verstehen, daß Bodmers Uebersetzung nichts taue. Dies verursachte die erste Verstimmung. Zwei Jahre vorher hatte Gottsched sein berühmtes Buch herausgegeben: „Versuch einer kritischen Dichtkunst“, das bei seinen Anhängern unbedingtes Ansehen genoß. 1740 gab aber Breitinger ein Werk heraus ebenfalls unter dem Titel: „Kritische Dichtkunst.“ Gottscheds Buch gibt von allen Außerlichkeiten der Poesie (Reim, Vers, Bild, Sprache), ebenso von den verschiedenen Gattungen einen historischen Bericht; auf Untersuchungen über das Schöne läßt er sich jedoch nicht ein, wohl aber auf Untersuchungen über die Erfordernisse des Dichters, der Menschen schildern soll, nicht Engel und Teufel. Nüchtern ist diese Ansicht, aber nicht platt und albern, und Gottsched hat sie größtentheils aus Shaftesbury geschöpft, woraus wieder hervorgeht, wie voreilig es ist, Gottscheden einer Feindschaft wider die englische Literatur anzuklagen. Breitingers ganzes Buch geht darauf aus, in das Wesen der Poesie selbst näher einzudringen und den Ursprung des Interesses an derselben nachzuweisen. Breitinger zeigt sich überall als ein guter Beobachter; namentlich ist es wichtig, daß er die Einbildungskraft als den eigentlichen Sitz poetischer Schöpfung und Auffassung feststellt. Der Poet muß die Einbildungskraft reizen; am meisten aber wird sie durch das Wunderbare gereizt; mithin ist das Wunderbare ein wesentlicher Bestandteil des Poetischen. Was reizen soll, muß ferner neu sein; mithin muß der Poet in seinen Stoffen und in der Behandlungsweise derselben nach Neuheit streben. Ferner soll der Poet belehren. Da nun die Fabel die lehrreichste Dichtungsart ist; da zugleich das Wunderbare, indem die Tiere darin sprechen, hier wesentlich ist; da sie immer neue Erfindungen fordert, so ist sie der Ursprung aller Poesie. Aus ihr entwickelt sich das Epos, worin alles Mögliche und Denkbare zur Wirklichkeit gebracht werden soll. Neu soll der Dichter besonders auch in der Sprache sein, und die Dichtung ist nichts als eine Malerei in Worten; neue und über alles Gewöhnliche hinausgehende Bilder sind also dem wahren Dichter wesentlich.

Beide Kritiker verlangen, die Natur in ihre Rechte gesetzt zu sehen. Gottsched aber setzt die Natur in die Vermeidung alles Ausschweifenden und Abenteuerlichen, Breitinger hingegen in die Freiheit von aller Beschränkung. Offenbar hatte Gottsched bei seiner Theorie das Drama im Auge, das er mit Recht für die höchste Gattung der Poesie hielt, und als dessen Repräsentanten ihm die Franzosen galten; Breitinger aber hatte das Epos im Sinne, wie es sich bei den Italienern und Engländern gebildet hatte, und er und Bodmer verwiesen nun auch stark auf Homer, von dem Bodmer schon damals einige Bruchstücke übersezte. Bodmer verfolgte daher das Lessingische Drama mit wahrer Wut, sowie anderseits Gottsched das Klopstockische Epos mit tiefer Verachtung

behandelte. Gottsched zog die ältern Dichter, Hans Sachs, Opitz und Ringwaldt wieder hervor, die wenigstens seinen Forderungen von Einfachheit und Planheit entsprachen; daneben trug er in faßlichen Lehrbüchern, wie im „Nötigen Vorrat zur Geschichte der deutschen Dichtkunst“ eine Fülle brauchbarer geschichtlicher Kenntnisse vor, die ihm großes Ansehen verschafften. Bodmer zog besonders die mittelhochdeutsche Poesie wieder ans Licht, wobei ihn das Glück und seiner Freunde Eifer gleichmäßig begünstigte. Natürlich waren es hier die altdeutschen Epopöen, die ihn besonders anzogen. Seine Ansicht von Natürlichkeit läßt sich schon daraus schließen, daß er behauptet, der Wert des Parzival beruhe besonders darin, daß er ein Erzeugnis reiner Natur sei. Das Wesen beider Gegner offenbarte sich auch darin, daß sich Gottsched gegen jede Bearbeitung älterer Dichter<sup>1</sup> erklärte, indem ihnen dies den Charakter benähme, während Bodmer nie müde wurde, die mittelalterlichen Epen in Hexametern wiederzugeben.

Aus diesen Anfängen erhob sich der Streit, der erst ziemlich höflich, dann sehr spitzig, endlich höchst erbittert, zuletzt grob und ungeschliffen geführt ward. Es ist Sitte geworden, Gottsched hierbei die Rolle eines nichtigen Pedanten und anmaßlichen Tropes spielen zu lassen, Bodmer dagegen als den Wiederhersteller der deutschen Poesie und des guten Geschmacks zu preisen. Bodmer war als Dichter einer der größten Stümper und als Kritiker ohne alle Grundsätze. Den Schriften auf Gottscheds Seite spricht man gewöhnlich allen Wert ab, ohne sie gelesen zu haben; sie enthalten aber zum Teil viel Beachtenswertes. Gottsched selbst war allerdings ein Pedant, betrug sich ungeschickt und hochmütig in dem Streite, wählte schlechte Mitstreiter und machte, daß alle jungen Kräfte ihm auswichen. Bodmer dagegen war ein höchst geschickter Anführer, wußte überall Freunde zu werben und hatte als Verleger eine Menge Mittel zu seinen Diensten, die der andern Partei abgingen. Gottsched war seinen deutschen Zeitgenossen zu nahe, als daß nicht sein Glorienschein hätte verbleichen müssen, während Bodmer persönlich seinen Freunden und Mitstreitern in Deutschland ganz ferne und nur durch Briefwechsel mit ihnen in Verbindung stand. Als Klopstock und Wieland den Zürcher Potentaten von Angesicht zu Angesicht näher kennen lernten, verließen sie ihn und wandten sich von ihm ab. Männer von gutem Namen in der deutschen Literatur (wie Gellert, Weiße, Lichtwer, Lichtenberg) standen zwar nicht zu Gottscheds Person, aber fortwährend zu seinen Grundsätzen. Bodmer hingegen war später von allen verlassen; denn was wollen die elenden Dichterlinge Pyra und Lange in Berlin und in Halle besagen? Was hat die Theorie Sulzers, der seinen Landsmann Bodmer über alle Dichter setzte, der Literatur genügt? Daß sich der Streit um Bevorzugung der englischen oder der französischen Literatur gehandelt hätte, ist durchaus falsch. Dem Zürcher war es so wenig um die englische Literatur zu tun als dem Leipziger um die französische. Englische Dichter wie Addison, Pope, Thomson sah Gottsched ebenfalls als Muster an. Unterscheide man also wohl, welche Seite der englischen Literatur Bodmer so hervorhob. Es waren bloß Milton und die in der Art desselben dichteten, und auch bei Milton zog ihn nicht das Große, Leidenschaftliche an, sondern das Wunderbare.

Der Kampf ist unter dem Namen des Streites der Sachsen und der Schweizer bekannt; eine etwas sonderbare Bezeichnung, da gerade die gefährlichsten Gegner Gottscheds ebenfalls Sachsen waren und in Halle Bodmers Hauptverbündete lagerten.

<sup>1</sup> Vergl. Jacob Grimms Deutsche Grammatik Teil I. 3. Ausg. (1840): An Savigny S. VI f.



Brief an Mörkifer vom 20. II. 1849. Was Ihre Darstellung betrifft, so kann ich Ihnen aufrichtigen Beifall zollen. Das historische Bild rollt sich anschaulich und faßlich vor dem Leser auf; Erzählung, Schilderung und Auszüge ergänzen sich wechselseitig vortrefflich. Was aber Ihren Standpunkt betrifft und das Endresultat, so bin ich gerade durch die Lesung Ihrer Schrift und infolge desselben nur noch mehr in meiner frühern Meinung bestärkt und gefestigt worden. Das sind nun freilich zum Teil subjektive Ansichten und Geschmacksachen; wer anders empfindet, urteilt über die Dinge anders. Zum Teil, ja; allein ich habe bei dieser Gelegenheit die Akten, welche mir jetzt reichlicher zu Gebote stehen als bei Abfassung meiner deutschen Literatur, von neuem durchgelesen und gewahre, daß Sie oft aus den Akten das Gegenteil davon herausfinden, was ich gefunden. „Aufrichtig zu seyn, kann ich versprechen, unparteiisch aber nicht“, sagte Göthe. Ich fordere mithin von Ihnen keine Unparteilichkeit, aber doch Aufrichtigkeit, und diese vermisse ich bisweilen. Wo Sie nur können, führen sie beifällige Urtheile der Zeitgenossen über Bodmer und dessen Freunde an, von den mißfälligen hingegen — *altum silentium*, gerade dann, wenn diese Urtheile von sehr bedeutenden Geistern ausgingen. Diese Unaufrichtigkeit zeigt sich besonders in den Artikeln über Sulzer und Hirzel. Bei Sulzer z. B. führen Sie (S. 264 ff.)<sup>1</sup> Herders Lob auf, von Hamanns furchtbarem Urtheile sagen Sie nichts. Ebenso haben Sie (S. 254 ff.) einen Gesichtspunkt hervorgehoben, den Sulzer bei der Kunst im Auge habe, verschweigen aber, daß dies bei Sulzer kein bloßer Gesichtspunkt ist, sondern das Prinzip der Kunst selbst. Natürlich muß das Urtheil über Sulzers Ansicht dadurch ein ganz anderes werden; denn als Prinzip erscheint die Sache trivial; es wird dadurch etwas ausgesprochen, was der Kunst zum Teil widerspricht. Uebrigens ist es nicht ganz richtig, wenn Sie sagen, daß jener Gesichtspunkt gerade in jener Zeit ganz abhanden gekommen sey. Abgesehen davon, daß die Nürnberger, die ja so viel über Kunst geschrieben, ihn immer festhielten, so finden Sie ihn ja auch bei Winkelmann, der aber sonst großen Einfluß auf Sulzer gehabt hat. Immerhin gebührt Sulzer das Verdienst, klar und populär über die Sache gesprochen zu haben. Der Fehler liegt bei ihm, wie oft bei Herder, darin, daß er Postulate für die Anwendung der Kunst, für Begriffsbestimmungen des Wesens der Kunst selbst hält; daß er ferner auf die Kunst im allgemeinen überträgt, was nur einzelnen Gattungen zukommt, wodurch namentlich fast alles über Poesie eine schiefe Stellung erhält; daß er endlich Zier und schöne Einleitung nur zu oft mit dem Schönen und der Schönheit selbst verwechselt, und hierin steht Breitinger hoch über ihm — Breitinger, nicht Bodmer —; denn ich lasse Ihre Behauptung nicht gelten, daß man in der „Kritischen Dichtkunst“ beide Freunde nicht trennen dürfe. Das Fruchtbare, Tieferegehende in diesem Buche ist ganz bestimmt bloß von Breitinger.

Mißverstand ist es wohl, wenn Sie (S. 271) bei Hirzel Göthes herbes Urtheil erwähnen, aber beifügen: „Dieser hat für das Volk keinen Sinn und keine Seele.“ Es ist von dem damaligen Göthe die Rede, welcher mit Justus Möser in innigster Verbindung stand und Justus Möser sein ganzes Leben lang über alles hoch schätzte. Auf diesen schlichten ehrwürdigen Volkschriftsteller sahen denn freilich die damaligen Züricher mit einer gewissen Geringschätzung herab; denn er lebte ja in dem obskuren Osnabrück; es ist die Rede von dem Göthe, der kurz vorher Stillings Leben herausgegeben hatte. Jenes Urtheil über Hirzel fällt in die Zeit, wo Göthe Jakobis Woldemar sich als Ziel des Pistolenschießens gesetzt hatte. „Ich hasse alle pretentöse Schriftstellerei“, schreibt er darüber an Lavater, — und dies gibt wohl die einzige wahre Auskunft, weshalb er auch Hirzel nicht leiden mochte; denn dies Pretentöse ist eben bei Hirzel so charakteristisch als bei Jacobi. Wenn Heinrich Hirzel (1766—1833) schon damals gelebt und „Eugenias Briefe“ (1809—1815) geschrieben hätte, so würde Göthe doch an diesem Schriftsteller kein Wohlgefallen gehabt haben. Hat er deshalb keinen Sinn für die Natur gehabt, weil er Matthison und Gekner nicht leiden mochte? Der Schluß ist überhaupt nicht wohl richtig, daß ein Mangel an Interesse für den Gegenstand unfähig mache, ein richtiges Urtheil zu fällen über ein Kunstwerk, welches diesen Gegenstand ausführt. Dagegen ist es unbezweifelt richtig, daß das pathologische Interesse an den Gegenständen und Sachen die Unwahrheit und Untüchtigkeit des Kunstwerkes oft übersehen läßt. Allerdings würde demnach auch ein Gegenstand, den ich hasse, mich nicht an

<sup>1</sup> Die Zitate in Klammern weisen auf Mörkifers gedrucktes Buch: Die Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1861.

der wahrsten und besten Schilderung reizen. Sie werden aber doch nicht behaupten wollen, daß Göthe das Volk und seine Tätigkeit gehaßt habe? Er haßte nur eine pretentiose und unwahre Schriftstellerei. Sie könnten nun freilich sagen: „Ich sehe von dem künstlerischen und schriftstellerischen Werte meiner Helden ganz ab, sondern sehe nur auf Tendenz und Gehalt.“ Und das werden Sie auch sagen. Eine solche Trennung ist jedoch an sich sehr bedenklich, da der tüchtige Gehalt doch nur durch die tüchtige Form zutage kommen kann; sie widerspricht aber auch der eigentlichen Richtung Ihrer Schrift. Bodmer spielte den Reformator; er war überhaupt Kritiker, Dichter, Schriftsteller. Daß er bald bloß auf die Form, bald bloß auf den Inhalt, bald wieder auf etwas dringt, was weder Form noch Stoff ist, aber auch nicht gerade Gehalt zu nennen ist — das ist eben ein Fehler des prinziplofen Mannes, ein Fehler, den Sie, wie man wohl durch Ihre Zeiten liest, recht wohl bemerkt haben. Sie können also die ästhetisch-literarische Würdigung nie beiseite lassen; Sie wollen das auch nicht, nennen nun aber schön, was Ihnen bloß der Tendenz nach wohlgefällt. Es ist nichts dagegen zu haben, daß Sie das patriotische, schön menschliche Bestreben ihrer Helden hervorheben, seien auch die Schriften, in denen sie das Bestreben aussprechen, nach unsern jetzigen Anforderungen nicht mehr genießbar; warum aber diejenigen, welche schon zu jener Zeit diese Leute ungenießbar fanden, deshalb verdächtigen? — Mendelssohn sagt in den Literaturbriefen: „Gottsched lehrte ganz Deutschland in kurzer Zeit reines Deutsch reden, so wie ein klar Wasser. Die Schweizer führten bald die Mode ein, auf Gottsched zu schimpfen und auf andre Art so schlecht zu schreiben wie er.“ Was wollen Sie dazu sagen, etwa: Mendelssohn (oder vielmehr die Literaturbriefe) hatten eben keinen Sinn für das Naturkräftige?

In einer Schrift wie die Ihrige ist es natürlich Pflicht des Verfassers, den Standpunkt der damaligen Zeit zu wahren und den Wert der Schriftsteller aus dem Lichte ihrer Zeit zu bestimmen. Sie sind Einleiter, Erzieher, Fortbildner gewesen. Ob sie für unsre Zeit durch ihre Schriften noch Wert haben, ist eine andre Frage, abgesehen natürlich von dem Interesse, welches der Literaturhistoriker an ihnen nimmt. Dagegen kann keine literarhistorische Schrift, die nicht bloß für Gelehrte bestimmt ist, unsre Zeit und deren Standpunkt völlig aus den Augen setzen; sie kann nicht für schön und vollendet ausgeben, was nur als Versuch jener Zeit Wert hatte. Ich glaube, Sie überschreiten diese Grenze. Sie ist jedenfalls schwer zu halten; denn alle Biographen und Kommentatoren Göthes und Lessings haben diese Klippe nicht vermieden; sie bewundern alles, was ihr Held geschrieben. Ich besitze das weitschichtige Werk „Zeitgenossen“ (Lpz. bei Brockhaus), worin eine Menge Biographien von Dichtern und Schriftstellern sich vorfinden, und in jeder Biographie ist der Held als der allervortrefflichste dargestellt. Da sind Martin Miller, Stolberg usw. die unübertrefflichsten Dichter. Ihre Schrift, mein lieber Freund, steht weit über solchen Panegriken! Ich wünschte aber eben deshalb, weil ich deren Wert schätze, diese Schwäche von derselben entfernt. Segen Sie objektiv! ein oft mißbrauchtes Wort, aber doch richtig. Ich habe mit Ihnen über Danzels Buch „Gottsched und seine Zeit“ (Lpz. 1848) gesprochen.“ Sie fällten (vgl. Mörkifer S. 192) ein mißgünstiges Urteil. Ich kann Ihnen das nicht zugeben. Danzel ist sehr vielseitig und sieht die ganze Sache reinhistorisch an, hat übrigens eine genaue und offene Uebersicht der damaligen Zeit und kennt den Gang der ästhetischen Ansichten von damals bis jetzt.“

Sonderbarer Weise nahm Mörkifer den Vorwurf der Unaufrichtigkeit, den G. der Darstellung seiner Geschichte der schweizerischen Literatur im 18. Jahrhundert machte, übel auf, indem er ihn auf seinen persönlichen Charakter, nicht auf seine schriftstellerische Arbeit bezog. G. kam daher nochmals kurz auf die Sache zu sprechen in dem Brief an M. vom 8. VIII. 1849. „Ich würde den gleichen Ausdruck gegen die Berliner Historiker Ranke und Barnhagen gebrauchen. Diese Schriftsteller heben an ihren Helden die gute Seite hervor; sie verschweigen die schwache und schlechte nicht geradezu; allein sie tragen hier schwache Tinten auf, dort sehr starke. Dadurch leidet offenbar die Wahrheit der Objektivität. Wie schwer diese „Aufrichtigkeit“ (denn ich weiß in der Tat keinen schicklicheren Ausdruck) bei Biographien und Charakteristiken ist, begreife ich wohl; denn ohne Liebe für den Helden geht man eigentlich gar nicht an eine solche Arbeit.

Dazu kommt das Bestreben, eine Rundung und Vollendung des Charakters zu zeigen, wie sie die Poesie verleiht, dergleichen es aber im Leben strenggenommen gar nicht gibt. Haben Sie das Leben von Berthes schon gelesen? oder das Leben Schubarts von Strauß (1849, 2 Bde.)? Ersteres ist von dem eigenen Sohne, aber in schönster Objektivität, was aber hier leichter war, da Berthes kein literarischer Charakter ist, sondern ein Mann des Handels. In Schubarts Leben finde ich die Idee einer aufrichtigen Charakteristik verwirklicht, wie denn überhaupt Strauß zu solchen Darstellungen geschaffen ist."

Brief an Mörkkofer vom 8. VIII. 1849. Was unjern Streit betrifft über das Präsidium bei den alten eidgenössischen Tagjazungen, so behält Stettler vollkommen Recht: der Landvogt präsidirte. Es wollte mir gleich nicht in den Kopf, daß ein so gewissenhafter, gründlicher Sachkenner, wie Stettler etwas ganz falsches berichtet habe, und zwar nicht etwa verführt durch Tradition, sondern weil er die gewöhnlich gangbare Meinung widerlegen will, Zürich habe präsidirt. Sie, mein lieber Freund, haben sich durch das Wort Präsidium zu einer irrigen Auffassung verführen lassen! Zürich führte das Präsidium — das lesen wir überall, allerdings — aber unsre Vorfahren nahmen das Wort Präsidium noch in sehr engem, buchstäblichen Sinn: Zürich saß vor, saß oben an, gab zuerst seine Stimme ab; außerdem schrieb es die Tagjazung aus und legte die Traktanden vor. Die ganze Leitung der Versammlung lag dem Landvogt ob. Der Landvogt tat die Umfragen; er stellte bei verschiedenen Meinungen die Abstimmung ins Mehr; ja, was das Wichtigste, er hatte bei Stimmengleichheit das Recht des Stichentscheids; ebenso ließ er durch den Landschreiber das Protokoll führen. Kurz — was wir jetzt zu den wichtigsten Funktionen des Präsidenten einer beratenden Versammlung zählen — alles das übte der Landvogt aus. Diese Scheidung, daß nämlich ein ganz anderer die Versammlung ausschreibt, die Traktanden vorlegt und an einem besondern Plaze (Ministertisch) sitzt, ein ganz anderer aber die Versammlung selbst leitet, findet ja bis diese Stunde in vielen, vielleicht den meisten Versammlungen statt. Die Alten nannten jenes Recht Präsidium; wir nennen die zweite Funktion Präsidenschaft oder auch Präsidium. Sehen Sie darüber Simmlers Regiment löblicher Eidgenossenschaft nach, wo sogar der Umriß der Sitze an der Tagjazung gegeben ist. Da Sie vielleicht Simmler nicht zur Hand haben, zeichne ich den Umriß im Groben. Auch Zielines Verikon können Sie nachschlagen, Artikel Schweizerland."

## Zürich

Sitzenden der Stände.

Sitzenden der Stände.

Der Landvogt. Der Landschreiber.

Schon aus dem Briefwechsel mit Mörkkofer ergibt sich, daß G. es in Sachen der Kritik streng nahm, wie er denn auch gegen seine eigenen Arbeiten strenge Aufsicht übte. Als die Herausgeber des Schweizerischen Museums von Dan. Schenkel (dem spätern Heidelberger Professor) das Manuskript einer Abhandlung über Lavater einforderten, wollte der Verfasser es nicht hergeben. Da schrieb

G. an Wackernagel 15. XII. 1842. „Ich begreife nicht, warum Ihr so sehr darnach lungert. Offenherzig gesagt: es scheint mir, oder vielmehr es ist gewiß, daß Schenkel in solchen

Sachen ziemlich obenhin verfährt. Ich habe mit ihm über Lavater gesprochen, da er diesen in Hurters Sache erwähnt hatte. Er kennt Lavater eigentlich gar nicht; d. h. er kennt nur den Pontius Pilatus und einige theologische Schriften, hat dagegen viele zur Beurteilung jenes Mannes sehr wichtige Schriften nicht einmal gesehen, geschweige denn gelesen. Mir scheint seine ganze Ansicht über Lavaters Einfluß, so weit ich sie aus mündlicher Erörterung kenne, durchaus unrichtig und unhistorisch und geradezu erdichtet. Denn: 1) Auf die gelehrten Theologen hatte Lavater geradezu den Einfluß, daß sich frühere Gegner des Rationalismus zu diesem letztern hinneigten, namentlich Herder, Häfeli und Stolz. 2) Die Opposition gegen den Rationalismus ging von ganz andern Leuten aus, in Württemberg von Detinger, der nichts von Lavater wissen wollte, in Sachsen von Reinhard. 3) Die „Genies“ wurden geradezu durch Lavaters Sektenmacherei und Annäherung vom Christentum abwendig gemacht, was doch evident von Göthe gilt. 4) Lavaters engere Jünger waren die größten Tröpfe, namentlich Pfenninger. 5) Lavaters Einfluß auf die Laien kam hier nicht in Betracht kommen, da wir keinen Maßstab dafür haben. — Dies sind nur Umrisse meiner Ansicht,<sup>1</sup> die ich allenfalls weiter ausführen könnte. Ich bin nicht Servinus' Ansicht, der in Lavater nichts sieht als einen Don Quichote; allein ich kann den Mann, dem alle Größe des Geistes abging, auch nicht als ein Meteor anstaunen.“

Seine Zusage, an die Hallischen Jahrbücher von Echtermeyer und Ruge Beiträge zu liefern, gereute ihn wegen der Raßbalgereien, die dort dem Publikum vorgeführt wurden. Es war schade, daß man die gute Idee, welche der Zeitschrift zu grunde lag, durch den persönlichen Streit ganz in den Hintergrund drängte, so daß bloß wieder ein Partejournal daraus entstand. G. billigte Heinrich Leos Verfahren keineswegs; aber Ruge fiel wie ein „Mezgerhund“ über ihn her und hatte überhaupt eine Art, die ihm nicht zusagte. In G.'s Wesen lag ein Zug der rücksichtslosen Heftigkeit, welcher hier nicht übergangen werden darf, und welcher zuweilen unangenehm zutage trat. Als er noch seinem Vaterlande treu anhing, war er ein loyaler Sachse, der, wie Schumann erzählt, einem Herrn gegenüber, welcher über Person und Regierungssystem des damals noch lebenden Königs Friedrich August I. einige zweideutige Äußerungen getan, sich des Landesherrn mit ausbrausender Heftigkeit angenommen und solch eine Sprache im Munde eines Untertanen für unanständig und unmoralisch erklärt habe, so daß die Folgen dieses Auftrittes nicht ohne Schwierigkeit abgewendet werden konnten.<sup>2</sup> Auch als der amerikanische Schriftsteller Charles Sealsfield eine Zeitlang (1851—54) in Schaffhausen sich aufhielt, geriet G. eines Tages so heftig mit ihm zusammen, daß er ihm eine Ohrfeige gab. Wollte man ihn nicht erbittern, so mußte man zur rechten Zeit aufhören oder das Gespräch auf andre Stoffe lenken.

G. war ein Mann von festem, strengem Charakter.<sup>3</sup> Lauterkeit der Gesinnung, Wahrhaftigkeit und Redlichkeit sind hervorstechende Züge in demselben. Wie er selbst wahr, ehrlich und treu und in jeder Beziehung zuverlässig war, so verlangte er es von denjenigen, mit denen er umging, und auf die er einzuwirken hatte. Schlassheit, Wankelmuth, Faulheit, Unwahrheit und Zweideutigkeit waren ihm in der Seele zuwider. Er war darum bei seinen Schülern, je älter er wurde, ein sehr gefürchteter Lehrer, bei dem je länger desto mehr eine derbe, fast herbe Außenseite hervortrat. Wer ihn indes genauer kannte, entdeckte auch ein reiches Gemüt in ihm. Er erschien in hohem Grade anspruchslos und im Umgange mit einfachen und natürlichen Menschen so liebenswürdig, daß man sich

<sup>1</sup> Bergl. G., Die deutsche Literatur (Literatur Nr. 56), Bd. 1, Seite 511—517.

<sup>2</sup> Köhler in Literatur Nr. 46, Seite 33.

<sup>3</sup> Literatur Nr. 44, 45, 46.

seiner Keutzeligkeit freute. War er in seiner Schule ein sehr strenger Lehrer, so doch auch ein streng gerechter, bei dem, wie jeder erkannte, alles auf sittlichen Grundsätzen beruhte; allen stand in ihm ein Biedermann vor Augen. Nicht nur die bessern Schüler, die seine Strenge weniger zu fühlen hatten, blieben ihm nach vielen Jahren dankbar für den genossenen Unterricht; auch von mittelmäßigen erhielt er nicht selten Dankesbriefe aus weiter Ferne. Sonderbarer Weise hielt er lange Zeit dafür, daß er besser zu jüngern als zu ältern Schülern passe. Es verhielt sich in Wahrheit umgekehrt. In seinen frühern Jahren mochte dies der Fall sein; später aber setzte er bei jüngern Knaben eine Gewandtheit im abstrakten Denken voraus, die von diesem Alter nicht zu erwarten ist. Ältere Schüler erzählten noch als Männer mit Begeisterung von seiner wunderbaren Gabe, grammatische und ästhetische Begriffe, Charakteristiken der Dichter u. s. w. vor den Augen der Schüler entstehen zu lassen, und so entstehen zu lassen, daß die Schüler jeden Augenblick zur Selbstthätigkeit, zum Ringen nach Klarheit und Bestimmtheit sich angeregt fanden. Es war ein hoher Genuß, ihn eine Ode Klopstocks oder ein Kulturgedicht Schillers lesen und erklären zu hören. Man wußte nicht, sollte man mehr den Reichtum seiner Kenntnisse, die Schärfe seines Verstandes oder die Gewandtheit seiner Katechese bewundern.

G. hatte auch eine noble Passion, die ihm zum Teil von Freund Wehrli in Hofwyl eingepflanzt wurde, der die Handarbeit so hoch hielt: das war der Gartenbau und die Blumenzucht.<sup>1</sup> Zuerst mietete er einen Garten im Mühletal vor der Stadt Schaffhausen; später im Jahre 1834 mietete er einen andern, der ganz nahe beim Hause lag, wo er wohnte. Wenn er dann keine Lust zu wissenschaftlicher Arbeit hatte, so beschäftigte er sich im Garten. Im Sommer 1837 kaufte er sich bei seiner Wohnung einen Garten nebst Gartenhaus, in welchem sich Zimmer, Vorzimmer, Küche, Keller, Boden 2c. befanden. Für diesen Garten bezahlte er gerade das Honorar des ersten Bandes der „Deutschen Sprache“, nämlich 1300 Gulden (?) Sommerszeit war er fast alle Abende in seinem Garten zu treffen, wohin ihm gewöhnlich die Seinigen folgten. Seine Kenntnis der Gärtnerei schöpfte er teils aus Mitteilungen von Kunstgärtnern, teils aus Büchern. Es machte ihm Freude, seinen Freunden aus seinem Vorrat Geschenke an Zwiebeln und Samen und ganzen Gewächsen mit Blumen mitzuteilen. Als er von seiner zweiten Reise nach Sachsen heimgekehrt war, erzählte er seinem Freunde Schumann von seinen 33 Hyazinthen, die er in Töpfen vor den Fenstern stehen hatte. Er wohnte, so viel ich weiß, eine Zeitlang im Hause zur Löwenburg beim Schwabentor, zuletzt in einem Hause des Klosters Allerheiligen, das später zum Gymnasialkonvikt verwendet ward.

In Sachsen hatte G. keine nahen Verwandten mehr außer seinem Bruder Karl und einige Verwandte seiner sel. Mutter, der Charlotte Vietz; denn mit denen seiner Stiefmutter Fiebiger unterhielt er keinen Verkehr. Nach seiner Verheiratung nahm G. seine Schwiegermutter in Schaffhausen zu sich; da aber seine Familie sich vergrößerte, so wurde der Platz in seiner Wohnung zu eng. Deshalb beschloß sein älterer Schwager Konrad im Spätjahr 1837, eine eigene Haushaltung anzufangen und die Mutter zu sich zu nehmen. Bald darauf trat ein Fall ein, der es unmöglich gemacht hätte, daß Konrad länger bei G. in der Kost gewesen wäre. Konrad wurde nämlich in den Stadtrat gewählt, und da die Sitzungen desselben sich weit über die in Schaffhausen übliche

<sup>1</sup> Brief an Karl 1834. V. 30. 1837. IX. 24. Literatur Nr. 46, Seite 77.

Essenszeit (12 Uhr mittags) hinaus erstreckten, die G. wegen seines Schulamtes innehalten mußte, so mietete er eine eigene Wohnung und hauste daselbst seit Ostern des Jahres 1838 mit der Mutter, die 1850 verschied. Konrad war später Stadtkassier geworden und starb in seinem Hause zum Erker am Obertor 1856. — Der jüngere Schwager, Johann Jakob Kirchhofer, etablierte sich als Kaufmann in Stuttgart, assoziierte sich mit seinem Vetter Karl Ferd. Kirchhofer, dem Bruder des Schaffhauser Antistes und starb 1851. Über ihn ein Schriftchen: „Zum Andenken an den vollendeten Herrn J. J. Kirchhofer, Kaufmann dahier. Stuttgart, Steinkopf 1851. 8°. 36 Seiten.“

Im Jahre 1849 waren noch 5 Kinder G.'s am Leben: Ottilie, Karl, Arnold, Max, Ernst. Ottilie war der Geburt nach das dritte; denn das erste Mal kam die Mutter zu früh nieder, das zweite Mal mit einem toten Kinde. Das jüngste Kind, der Geburt nach das achte (Eduard, geboren am 1. Dezember 1839), starb schon am 23. November 1840. Da es in der Schweiz damals noch nicht Sitte war, die Kinder durch Ammen ernähren zu lassen, sondern da man sie mit Kuhmilch aufzog, so geschah das auch in G.'s Familie. Dabei war man gar nicht so ängstlich wie in Sachsen, wo man, wie er sich erinnerte, die Milch immer frisch aus dem Euter der Kuh haben wollte, sondern die Milch wurde wie andre am Feuer gewärmt und damit holla! Und sie bekam den Kleinen gut; sie gediehen auch sonst zur Freude der Eltern, obgleich sie von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten Masern, Scharlach-Friesel, Grippe u. dgl. nicht verschont blieben. Nur der kleine Ernst erkrankte im Februar 1838, wie der Arzt nachher gestand, an einer Brustentzündung, die er kaum überstanden hätte, wenn er nicht ein kräftiges Kind gewesen wäre. „Glücklicherweise, so meldete G. den 12. Juni 1838 seinem Bruder nach Dresden, ist jetzt alles wieder gesund und wohl, und der Kleine gedeiht vortrefflich; es ist ein munterer fröhlicher Knabe, der fast nie weint, sondern nur lacht.“

Solange sie noch klein waren,<sup>1</sup> setzte er sich öfters am Abend zu ihnen auf den Boden oder ließ sie auf seinen Knien reiten, was immer einen großen Jubel hervorbrachte. Später mußten sie sich neben ihn setzen, und da erzählte er ihnen viel schöne Geschichten. Er blieb übrigens den ganzen Tag meist für sich, wenn er nicht in der Schule war, frühstückte und vesperte selten mit der Haushaltung, sondern speiste nur beim Mittagmahl und beim Abendessen mit ihr, worauf er sich dann bis zum Schlafengehen bei der Familie aufhielt. Einen Erzieher seiner Kinder konnte man ihn freilich nicht nennen, da er sich zu wenig mit ihnen abgab und um vieles sich nicht bekümmerte. Die Kinder fürchteten sich ohnehin seiner Strenge wegen vor ihm, wie er denn auch in der Schule gegen seine eigenen Knaben am strengsten verfuhr. Es war aber nicht Mangel an Liebe; denn er hatte in mancher Beziehung auch wieder ein recht weiches mitfühlendes Gemüt, welches sie bei ihm oft spüren durften, so daß durch ihn ihre Jugend nicht verkümmert ward. Daß sich in dem Garten, den er 1837 erwarb, auch eine Wiese befand, war ihm besonders lieb, damit sich die Buben darin austummeln konnten, während sie zu Hause sich meistens ruhig verhalten mußten, auf daß er in seinen Studien nicht gestört wurde. Um seine Frau und Kinder im Falle seines Todes doch einigermaßen gedeckt zu wissen, kaufte er sie 1837 alle in die Rentenanstalt zu Stuttgart ein.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Literatur Nr. 46, Seite 77.

<sup>2</sup> Brief an Karl 14. IX. 1837.

Bis zum Jahre 1849 erfreute sich G. eines leidlichen Gesundheitszustandes. Schaffhausen und sein Rheintal erwies sich ihm freilich wiederholt als das Land der Schnupfen, Katarrhe und Rheumatismen, wobei nicht selten die halbe Stadt hustete. Im September 1833 hatte er einen Anfall von der Grippe, die weithinher grassierte und die unerfreuliche Folgen, wie Verschleimung und Mattigkeit in den Gliedern hinterließ. Im Sommer des folgenden Jahres trank er fast vier Wochen lang den Brunnen zu Cannstadt; diese Kur, die er von Stuttgart aus machte, wo er bei seinem Schwager Kirchhofer zu Besuch war, bekam ihm wohl; noch schneller fühlte er Besserung, nachdem er daselbst ein russisches Dampfbad genommen hatte. Als Folgen der Grippe stellten sich Hämorrhoiden ein, an denen er viele Jahre litt. Außerdem befiel ihn zu Ende des Jahres 1834 ein Augenleiden, das ihn vier Monate lang sehr in seinen Studien hemmte. Sieben Jahre zuvor hatte sich ein Katarrh ihm auf den Hals geworfen, wovon er erst bei dem furchtbaren Schwitzen in der sächsischen Schweiz auf der Hochzeitsreise im Sommer 1828 befreit worden war. Im Jahre 1837 überfiel ihn die Grippe wiederum zweimal, das zweite Mal zu Ostern. Zwei Monate lang fühlte er sich zu aller geistigen Arbeit untüchtig, kaum daß er seinen Unterricht erteilen konnte. Die Nachwehen verspürte er das ganze Jahr durch; daher denn die Fortsetzung seines großen Werkes ganz stille stand. Seine einzige Freude und Erholung war die Beschäftigung in seinem neuen Garten. Nachdem er mehrere Jahre nichts mehr von Krankheit und Siechtum verspürt hatte, plagten ihn im Frühjahr 1840 Rheumatismen, abwechselnd Hals-, Ohren-, Zahn- und Kopfweh; ebenso war er im letzten Vierteljahr 1842 mit Katarrh und ähnlichen Übeln geplagt.

Waren die bisherigen Unpäßlichkeiten vorübergehende Anfälle, so trat nun bald ein unheilbares Siechtum bei ihm auf. Am 2. August 1849 sollte die Naturforschende Gesellschaft der Schweiz ihre Jahresversammlung in Frauenfeld abhalten, auf die man zahlreiche Teilnahme von Gelehrten aus allen Gegenden der Schweiz erwartete. Das veranlaßte Mörikofer, ihn zu sich auf Besuch einzuladen. G. nahm die Einladung gerne an, wollte aber damit zugleich einen Besuch bei seinem Freunde, dem Seminardirektor Wehrli in Kreuzlingen, verbinden. Dienstag den 31. Juli fuhr er in Begleitung seiner beiden jüngsten Knaben Max und Ernst mit dem Dampfboot von Schaffhausen nach Konstanz, traf bei Wehrli ein und ging dann zu Fuß von Kreuzlingen nach Frauenfeld, wo er vergnügte Tage bei Mörikofer und dessen Schwager, dem Buchhändler Beyel, verlebte. Beide waren unverheiratet; denn Mörikofer war nach dem Tode seiner ersten Gattin, Elisabetha Beyel, welche 1845 gestorben war, Witwer bis 1851. Die Junggesellenwirtschaft in beiden Häusern hatte das Gute, daß die Gäste ganz ungeniert aus- und eingehen konnten. Leider gereichten diese Festtage dem Professor G. nicht zum Guten. Denn am Montag den 6. August, als er schon wieder zu Hause war, litt er an heftigem Magenkrampf, den er als Folge des guten Lebens in Frauenfeld hinnahm; er war dessen so ungewohnt, daß er es jedesmal büßen mußte, wenn er sich einmal gehen ließ.

Bald erlahmte die rechte Hand, so daß er sie nicht mehr gebrauchen konnte. Nach langem Mediziniern und Salben ließ er sich seit Ausgang Novembers bis zu Ende des Jahres galvanisieren. Mitte Dezembers vermochte er vorübergehend die Hand wieder zu öffnen und zu schließen, ohne jedoch schreiben zu können. Der Grundstock des Übels lag im Arme.

Das Jahr 1850 brachte aber dem armen Patienten und seiner Gattin noch schwerere Leiden als die körperlichen. Sein Sohn Arnold, der in Stuttgart bei Schwager Kirchofer die kaufmännische Lehre machte, erkrankte am Nervenfieber und starb daselbst am Sonntag den 26. Mai. Auf die Nachricht von seiner Erkrankung reiste Frau G. sogleich hin, fand ihn aber nicht mehr am Leben. Es war ein großer Schmerz, einen Sohn in der Blüte der Jahre und in seinen besten Hoffnungen zu verlieren. Es war ein sehr guter und talentvoller Knabe; der Onkel hatte ihn lieb und konnte ihn im Geschäft gut brauchen, wozu er auch viel Lust und Liebe hegte. Am 29. Mai hätte er seinen sechzehnten Geburtstag feiern können.

Auch Karl, der älteste, war immer noch nicht hergestellt; er hätte zu Anfang Junis nach Wolfshalden im Appenzellerland gehen sollen, um die Schottenkur zu gebrauchen. Er hatte sich zu einem Berufe entschlossen; er wollte Apotheker werden, hatte auch schon einen Lehrherren in Göppingen (Württemberg).

Am 18. Juni reiste G. nach dem Bade Pfeffers mit seinem jüngsten Sohne Ernst, der ihm Hülfe und Beistand leistete. Er blieb daselbst bis Ende Julis; allein die Kur hatte wenig oder gar keine Wirkung auf seinen Zustand und auch keine Nachwirkung.

Nach zwei Monaten, den 11. Oktober, starb auch der älteste Sohn Karl. Dazwischen hinein, den 8. August, fiel der Tod seiner Schwiegermutter, Frau Maria Ursula Kirchofer, geb. Frey. Sie erreichte das sehr hohe Alter von 88 Jahren und war seit 50 Jahren nie mehr krank, dabei immer heitern Geistes. Die Prüfungen aber, welche Gott über die Familie schickte, waren mit dem Tode seiner ältesten beiden Söhne noch nicht zu Ende. Sein Schwager F. Zak. Kirchofer, Kaufmann, in Stuttgart, starb am 11. Februar 1851, ein schwerer Verlust für die ganze Familie; denn er war der liebevollste und treueste Verwandte, und sein Wohlthätigkeits Sinn kannte keine Grenzen.

Brief an Wackernagel, Diktat durch Ottilie vom 2. II. 1850. Seit beinahe 15 Monaten ist meine Hand gelähmt. Die Vorzeichen eines solchen Leidens erschienen schon im Herbst 1848. Nicht nur wurde ich von Ohrenläuten geplagt, so daß es mir oft vorkam, als wenn ein Schmied mit aller Gewalt auf seine Eisenstangen loschläge, sondern es schloß mir auch der Arm plötzlich ein ohne alle weitere Veranlassung. Endlich fühlte ich auch eine immer zunehmende Reizbarkeit. Seit dem Nervenfieber meiner lieben Frau (im Jahre 1846) war ich überhaupt nie mehr wohl, und die Spannung auf Deutschlands Geschehnisse, der eigentliche Gram über den unglücklichen Ausgang mag auch das Seinige dazu beigetragen haben.

Ich habe nach langem Herumdoctern und vieler Anwendung von Salben und Bädern bis zum 31. Dezember sechs Wochen lang die galvanische Kur angewendet, ohne großen Erfolg. Die Aerzte streiten sich wie gewöhnlich über den Grund des Uebels. Mein eigentlicher Arzt steht auf der Seite des Rheumatismus; der galvanische hingegen ist für eine Venenausdehnung. Für Rheumatismus spricht nun allerdings mein ganzer Zustand; allein das Nervenleiden ist weit ältern Datums, und offenbar hat sich zu dem schon vorhandenen Uebel eine Erkältung gesellt, die nur der Krankheit die bestimmte Form der Lähmung gab.

Ich versehe mein Amt vor wie nach. Drei Wochen lang blieb ich zu Hause, und Du kannst Dir denken, welche Anstrengung mir das Stundengeben kostet, zumal da ich nicht nur an der Hand gelähmt bin, sondern auch eine Spannung im Gesicht mir das Sprechen sehr erschwert. Wenn ich Dir noch sage, daß mein ältester Sohn [Karl] seit den Herbstferien das Bett hütet und schwer darniederliegt an der Gliederjucht und daraus hervorgegangener Brustentzündung (auch im Frühjahr lag er viele Wochen krank), so kannst du dir denken, daß meiner Frau eine schwere Bürde auferlegt ist, die sie aber mit Geduld und Heiterkeit trägt. Mein zweiter Sohn [Arnold] befindet sich seit Pfingsten 1849 in Stuttgart, wo er bei meinem Schwager die Kaufmannschaft lernt.





Prof. M. W. Göttinger und seine Gattin  
nach einer Photographie von Odendahl aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Da sich sein Zustand im wesentlichen gar nicht veränderte, so schickte ihn der Arzt nach Pfeffers und St. Moritz, wohin er Mitte Junis zu gehen beabsichtigte.

Durch ein Gesetz von 1851 wurde das gesamte Schulwesen des Kantons Schaffhausen neu geordnet. Obwohl keine Pensionen darin vorgesehen waren, so gewährte die Regierung Herrn Prof. Dr. Göginger in Ansehung seiner bedeutenden Verdienste während langer Dienstzeit (Mai 1827 bis April 1851) einen Ruhegehalt von 1400 Fr. (60 Louisd'or) ohne alle Bedingung, so daß ihm freistand, seine Pension zu verzehren, wo es ihm beliebte. Zieht man in Betracht, daß der Regierungsrat damit eine ungesetzliche Ausgabe dekretierte, so konnte sich der Beschenkte, abgesehen von seiner Einbürgerung im Kanton und sonstigen Vergünstigungen, nicht beklagen, wie klein auch die ausgeworfene Summe im Vergleich zu den Pensionen in monarchischen Ländern ausgefallen war. Er war im Gegenteil der Behörde dankbar für ihr Wohlwollen; denn wenn sein trauriges Leiden fort dauerte, so wäre ihm die Weiterführung seines Amtes auf die Länge versagt gewesen. Überdies äußerte er sich, daß es ihm bei den neuen Umänderungen des Schulwesens nicht möglich gewesen wäre, mit Freuden weiter zu amten. Samstag den 12. April 1851 gab er seine letzten Stunden in der Schule. Sein Nachfolger ward Dr. Ludwig Frauer aus Württemberg, ein Schüler Ludwig Uhlands, zwar kein so geistreicher Fachmann, aber ein vorzüglich treuer Lehrer, der sich bald in G.'s Ideen hineinfand.

Da in G.'s Zustand keine wesentliche Besserung eintrat, so mußte er auf neue Heilmittel denken. Damals hielt man viel auf die in Mode gekommenen Kaltwasserkuren. Nun hatte ein junger Arzt Dr. Freuler im Bad Haslach im schaffhausenerischen Klettgau, drei Stunden von der Hauptstadt, eine Kaltwasseranstalt gegründet, um daselbst seine Methode, die er zuvor schon im Felsenstaub bei Schaffhausen im kleinen versucht, in größerem Maßstabe zu betreiben. Dieser Freuler, ein ehemaliger Schüler des Patienten, sah dessen Krankheit ganz anders an als sein Hausarzt Dr. Bringolf. Er hielt dieselbe für Sicht und versprach sich die beste Wirkung von der Anwendung des kalten Wassers, bis sich der Patient zu einer Kur in Haslach überreden ließ. Zu Anfang Junis 1851 reiste er mit seiner Gattin dorthin ab; die ersten Berichte von ihm waren insofern günstig, als sich im Arm und in der Hand heftige Schmerzen einstellten, was früher nie der Fall gewesen war, und was der Arzt als eine günstige Wirkung ansah.

Bis in den September hinein, also 14 Wochen lang, weilte er in der Kuranstalt; allein das kalte Wasser bewährte seine heilende Kraft nicht an ihm. Der Patient spürte wohl verschiedene Mal während seines Aufenthaltes gute Anzeichen von Schmerzen im Arm und Bildung von Geschwüren; indessen hatte es bei diesen Zeichen, die wieder verschwanden, wie sie gekommen waren, sein Verbleiben. Man hoffte auf die Nachkur; allein ob man sie gleich zu Hause noch fortsetzte, blieb sie ohne Erfolg. Allmählich gewöhnte er sich an seinen Zustand, so gut man an Steifheit der Finger, der Hand und des Arms, an eine Spannung im Gesicht und an eine stets unangenehme Empfindung sich gewöhnen kann. Er vermochte mancherlei mit der linken Hand zu verrichten, nicht nur schreiben, sondern sogar Kartonarbeiten machen. Trotzdem daß er kein Amt mehr hatte und in keine Gesellschaft gehen konnte, hatte er doch immer zu tun, manchmal mehr als er es wünschte; denn seine Unbehilflichkeit zwang ihn, alles äußerst langsam und in wiederholten Gängen zu verrichten. Wenn er z. B. Bücher aus seiner Bibliothek gebraucht hatte, trug er dieselben am andern Tage, jedes einzeln wieder, auf sein Gestell im Nebenzimmer,

und es dauerte oft lange, bis er damit fertig war. Er hatte sich aber zum Grundsatz gemacht, alles was er selbst verrichten konnte, auch selbst zu tun, und er konnte daher, wenn er auswärts weilte, alles Nötige selbst handhaben, nur nicht einen Knoten knüpfen, weshalb seine Unterbeinkleider nicht gebunden, sondern zugeknöpft wurden.

Da seine Geisteskraft nicht abgenommen hatte, er vielmehr das Bedürfnis fühlte, wieder zur Feder zu greifen, gedachte er noch zwei Werke für den Schulunterricht zu schreiben: ein Lesebuch und ein Aufgabebuch. Zu diesem Behufe lernte er, da die rechte versagte, mühsam mit der linken Hand schreiben, worin er es zu einiger Fertigkeit brachte. Er hatte noch den Humor, in das Lesebuch (1,179) eine Bittschrift der linken Hand an künftige Erzieher, um bessere Berücksichtigung bei der Erziehung, aufzunehmen.

Gute Lesebücher für höhere Schulen gab es dazumal noch nicht gar viele, während heutzutage mit dieser Kategorie der Büchermarkt geradezu überschwemmt ist. Das Lesebuch für höhere Schulen soll freilich nicht dazu dienen, dem Schüler allerlei nützliche Kenntnisse und Notizen aus den praktischen Wissenschaften bruchstückweise mitzuteilen oder ihn durch Aufsätze über Wiesenbewässerung, Drainage oder allerlei Handfertigkeiten in die Praxis des Lebens einführen, sondern es soll ihm Stoff bieten zu richtigem, ausdrucksvollem Lesen, zu freier Wiedergabe des Gelesenen, zu mündlicher und schriftlicher Verarbeitung und Nachbildung. An diesen Mustern soll der Schüler nichts lernen als Lesen, Sprechen und Schreiben; die für ihn und sein Leben erforderlichen Kenntnisse gewinnt er durch den Unterricht in andern Fächern. Gehaltlos braucht deswegen ein solches Lesebuch nicht zu sein, vielmehr Proben liefern von unsern besten Stilisten. Der erste Teil von G.'s Lesebuch<sup>1</sup> enthält: Erzählungen (nach den verschiedenen Stilformen), Selbstgespräche, Standreden, Bittschriften, Gespräche, Beschreibungen, Lehraufsätze, Briefe. Der zweite Teil enthält im wesentlichen dieselben Gruppen; nur vertreten die Stücke eine höhere Stilgattung; die Erzählungen werden zu ausführlichen und geschichtlichen Darstellungen, und es entwickeln sich aus ihnen die Charakterzeichnungen; die Beschreibungen werden zu Natur- und Sittenschilderungen, die Lehraufsätze zu Abhandlungen, die Standreden zu Gerichtsreden, politischen Reden und Predigten. Poesie ist ausgeschlossen durch den rein sprachlichen Zweck des Buches; nur dramatische Darstellungen sind aufgenommen als trefflicher Stoff zum Lesen und zu schriftlichen Arbeiten.

Die „Stilschule“<sup>2</sup> ist nur für den Lehrer; sie enthält einen reichen Schatz von praktischen Aufgaben zu mündlichen und schriftlichen Arbeiten, der von dem Verfasser in 30 Jahren der Schulpraxis gesammelt wurde. In einer Einleitung werden die verschiedenen methodischen Ansichten für und wider auseinander gesetzt. Er selbst spricht sich hier, wie an andern Orten, mit großer Entschiedenheit gegen die zu gehäuften und zu frühen selbstständigen Arbeiten des Schülers aus. Den jüngern Knaben soll ein eigentliches Selbsthervorbringen gar nicht zugemutet werden. Grammatische und orthographische Übungen sollen erst eine Sicherheit im Schreiben zustandebringen; Lesen, Sprechen, Vortragen, Redeübungen sollen erst eine Bewältigung der Sprache bewirken. Dann sollen Aufsätze eintreten, bei denen der Inhalt zunächst noch ein gegebener ist, also Nachbildungen, Umformungen, Auszüge, wozu die „Stilschule“ mannigfache Anleitung gibt. Auch Übersetzungen, Verdeutschungen gehören in diese Rubrik. Und erst zuletzt

<sup>1</sup> Siehe Literatur Nr. 60, 61.

<sup>2</sup> Siehe Literatur Nr. 62.

sollen freie Aufsätze versucht werden, bei denen der Schüler Inhalt und Form zugleich erzeugen muß. Hätte G. dieses Buch später geschrieben, so hätte er sicher auch den Unfug zu schwieriger Thematata gegeißelt, wie sie jetzt in den Aufsatzbüchern für höhere Schulanstalten aufmarschieren. Es ist geradezu grauenhaft, was hentzutage den jungen Leuten auf der Schulbank für Dissertationen zugemutet werden.

Die Texte zum Lesebuch mußten jetzt von der Gattin, der Tochter oder von den Söhnen aus den Originalien abgeschrieben werden; das Manuscript zur Stilschule dagegen mußte zuerst von ihm entworfen und konnte erst nachher kopiert werden.

Zu Anfang des Jahres 1852 vernahm er, daß in Frauenfeld sich ein Magnetiseur, namens Wüest, aufhalte, der an verschiedenen gelähmten Personen schon gute Kuren gemacht habe. Man drang daher in den Patienten, sich der Behandlung desselben zu unterwerfen. In Frauenfeld war das Heilverfahren durch tierischen Magnetismus nicht unbekannt, hatte sich doch der bekannte Mesmer aus Znang in den Jahren 1803—1813, also während der Mediationszeit, hier damit betätigt.<sup>1</sup> Jetzt hielt sich ein gewisser Jakob Wüest aus Fzingen (würtemberg. Oberamt Sulz) in Frauenfeld auf, der unter der Protektion des Arztes Dr. Keller tierischen Magnetismus mit einigen erfolgreichen Kuren anwendete. Wüest behauptete, ein jeder Mensch sei mit mehr oder minder magnetischer Kraft begabt, und er selbst war es in hohem Grade. Der Sanitätsrat des Kantons Thurgau aber, welcher über jene Kuren beunruhigt ward, ließ im Februar 1852 durch den Bezirksarzt und die Stadtärzte von Frauenfeld Erhebungen über das Verfahren Wüests veranstalten, um auf Grund derselben ihn wegzuweifen. Auch der Regierungsrat ward im Januar des folgenden Jahres von dieser Behörde darum angegangen, dem angeeschuldigten Manne die erteilte Niederlassungsbewilligung zu entziehen. Da aber die Regierung keinen gesetzlichen Grund fand, ihn wegzuweifen, glaubte der Sanitätsrat auf gerichtlichem Wege gegen ihn einschreiten zu müssen. Allein auch so gelangte er nicht zu dem gewünschten Ziele. Der Magnetiseur Wüest wurde vom Obergericht in zweiter Instanz am 31. Oktober 1853 von der gegen ihn geführten Anklage auf Übertretung des thurgauischen Medizinalgesetzes freigesprochen, da die Kuren des Angeklagten sich nicht als Vergehen qualifizierten, weil er sich keiner künstlichen Heilmittel bedient, sondern in Behandlung der Kranken lediglich die ihm zukommende magnetische Naturkraft verwendet habe.

Weil G. schon im Frühling des vorangegangenen Jahres so gute Auskunft über diesen Mann erhalten hatte, so entschloß er sich, eine Probe seiner Kur von der Dauer eines Monats zu machen, und wenn sie gut anschläge, sie fortzusetzen. Mörkofser, der seit 1850 nicht mehr in Frauenfeld als Rektor der Stadtschulen amtete, sondern weil man ihn nicht an die neu gegründete Kantonschule gewählt, die Pfarrstelle zu Gottlieben bei Konstanz übernommen hatte, vermochte jetzt aus der Ferne seinem kranken Freunde keine wesentlichen Dienste zu leisten. Dieser reiste am 3. April 1852 nach Frauenfeld, um sich Herrn Wüest vorzustellen, und da der Magnetismus seine Wirksamkeit auf den kranken Körper äußerte, so entschloß sich der Patient, nach Ostern die Probezeit anzutreten. Wohnung und Kost bekam er bei Kappeler, Zuckerbäcker, in dem Eckhause hinter der Schröderschen Apotheke. Montag den 26. April reiste er mit der Post nach

<sup>1</sup> Ueber Mesmer und den Mesmerismus in Frauenfeld siehe Thurgauische Beiträge, Heft 35, Seite 19—27.

Frauenfeld (die Nordostbahn wurde erst 1855 eröffnet), wo sein Aufenthalt länger andauerte, als er vorausgesehen hatte. Am 9. Juni meldete er seinem Freunde in Gottlieben noch kein günstiges Ergebnis seiner Kur, obgleich er sich dort in übrigen wohl befand und u. a. den Druck des Lesebuches überwachen konnte. Er spürte allerdings Wirkungen des Magnetismus; aber Arm und Hand blieben nach wie vor lahm, und die Spannung im Gesicht dauerte fort. Im ganzen nützte ihm also die Kur wenig oder nichts, und er kehrte im Oktober 1852 nach Schaffhausen zurück. Umland besuchte ihn am 15. Oktober 1853 und schrieb: „G., ein Bekannter von früherer Zeit, geleitete mich diesen Vormittag bei warmem hellen Sonnenschein zum Rheinfall, an dessen Anblick ich Herz und Auge weidete. G. hat seine Lehrstelle am Gymnasium aufgegeben, weil er auf der rechten Seite des Oberarms gelähmt ist, geht jedoch rüstig und scheint gerne sich zu bewegen. Er will sich mir auch diesen Nachmittag und Abend widmen, und seine Mitteilungen werden auch für meine Studien nicht unergiebig sein.“

Trotz seiner Milde bekam ihm der darauf folgende Winter gar nicht gut. Um Neujahr litt er an „aufgefroren“ Händen, vielleicht infolge des kalten Bades, das er jeden Morgen mit der kranken Hand 10 Minuten lang vornehmen mußte. Noch im Frühling 1853 befand er sich durchaus unwohl und fühlte sich namentlich oft sehr matt. Gleichwohl begab er sich in diesem Jahre an keinen Kurort, sondern arbeitete so viel als möglich an seiner Stilschule. Im Sommer 1854 riet ihm der Arzt, die warmen Quellen des Wilddbads im württembergischen Enztal zu gebrauchen, welche von anerkannter Wirkung gegen Gicht und Rheumatismus angewendet würden. Im Juni reiste er hin; da aber die Kur seine Krankheit nicht besserte, so wiederholte er sie gegen den Herbst. Allein sein Zustand war durch diese beiden Kuren nur verschlimmert worden; denn nun war auch seine linke Hand, mit der er schreiben gelernt hatte, erlahmt, so daß er gar nicht mehr schreiben, sondern nur noch diktieren konnte. Das Lesen fiel ihm äußerst schwer; er konnte die Blätter nicht mehr umwenden, und die sonst scharfen Augen waren sehr geschwächt. In Begleitung vermochte er ein wenig zu spazieren, bis ihm auch die beiden Beine den Dienst versagten. Da ihm selbst das Reden immer schwerer wurde, so mußte er sich jeder anstrengenden Unterhaltung entmüßigen. Um sonst etwas zu verdienen, verstand sich seine Frau dazu, Kostgänger anzunehmen, zunächst drei Bünglinge von 15—18 Jahren, die das Gymnasium besuchten, einen Franzosen aus Nyon, einen Nargauer und seines verstorbenen Schwagers aus Stuttgart Sohn.

Sorge verursachte ihm nun auch die Zukunft seiner beiden Söhne, Max und Ernst. Max konnte sich zur Wahl eines Berufs nicht entschließen. Da diktierte ihm der durch seine Leiden gequälte Vater in seiner launenhaften Strenge, bis zu Ostern sich für einen Beruf zu entscheiden, wo nicht, so werde er selbst ihm einen solchen bestimmen. Als die Frist abgelaufen war, ohne daß der junge Mensch eine Wahl getroffen hatte, sagte der Vater kurz angebunden: „Nun wirst du ein Uhrmacher!“ Diesen barschen Entscheid hat ihm der Sohn, wie er mir selbst erzählte, nie vergessen können; derselbe läßt sich allerdings aus der Lage des Vaters erklären und begreifen, aber kaum entschuldigen; denn es handelte sich ja um des Sohnes Lebensglück. Den Beruf eines Uhrmachers wählte G. deshalb, weil er und seine Frau bemerkt hatten, daß Max von klein auf viel Fertigkeit in der Hand zeigte, und es ihnen dadurch klar wurde, einen Beruf für ihn zu wählen, wozu er selbst Lust hegte und welcher längst in seine

Liebhabereien eingriff. Vielen Kummer aber verursachte den Eltern die Lehre des Sohnes.

Im Frühjahr 1851 bat G. seinen Freund Wackernagel in Basel, ihm einen guten Uhrmacher daselbst zu nennen, bei dem sein Max leiblich und geistig wohl versorgt wäre. Dieser war jetzt 15½ Jahre alt, hatte die Realabteilung des Gymnasiums zu Schaffhausen besucht und war mit den besten Zeugnissen entlassen worden; namentlich war er ein guter Zeichner und Mathematiker. Der Freund sollte sich vorläufig zugleich über die Dauer der Lehre, den Betrag des Lehrgeldes und die häusliche Unterkunft erkundigen. Anfangs Juli reiste Frau Professor G. mit dem Sohne nach Basel, wo dieser die Probe bei einem Meister K. am Fischmarkt bestehen sollte. Max bestand die Probe und blieb auch bis Ende September 1852 in der Lehre; allein da der Meister sich keine Mühe mit ihm gab, lernte er nichts; der Vater nahm ihn daher weg und brachte ihn am 1. Oktober nach Winterthur zu Uhrmacher W. in die Lehre. Dort mußte er seine Lehre von neuem beginnen und auch wieder das ganze Lehrgeld bezahlen, wie wenn er noch nie bei einem Lehrmeister gewesen wäre. Am 2. Dezember 1854 finden wir ihn wieder in Schaffhausen. Er war in Winterthur bedenklich erkrankt, teils infolge von dem immerwährenden Sitzen, teils infolge der schlechten Kost. Sowohl der Arzt in Winterthur als der in Schaffhausen drangen darauf, ihn wegzunehmen, und so war er nun wieder daheim, um nachher seine Lehrjahre bei einem andern Uhrmacher zu vollenden.

Der jüngste Sohn Ernst besuchte das Gymnasium. Seine Klassengenossen hätten mit ihm zu Ostern 1855 das Maturitätsexamen machen können; allein sie blieben noch ein Jahr länger. Ernst wollte Philologie studieren; sein Vater sah es indessen nicht einmal gerne. „Nicht daß es ihm, wie er 1854 III. 9. an Freund Weidauer in Annaberg schrieb, an Talent oder an Fleiß fehlte; aber ich halte es für einen tüchtigern Beruf, auf andre Weise den Menschen zu nützen, als in der großen Pserche der Staatsdienerschaft mit eingeschlossen zu sein; denn darauf läuft ja jetzt alles Studieren hinaus. Und das, fügte er scherzend hinzu,

Und das ist zu Erfurt wie zu Halle,  
Und frist das Herz mir ab vor Galle.

Ernst versah jetzt bei ihm das Amt eines Schreibers, wie er denn auch in der letzten Zeit alle seine schriftstellerischen Schreibereien besorgte. Nach des Vaters Wunsche sollte er zum Beginn seiner Universitäts-Studien für ein Jahr nach Basel gehen, damit die Eltern ihn noch in der Nähe hätten. G. hoffte nämlich, er werde im Munneum, einer Art Studenten-Konvikt, aufgenommen werden; aber er wußte nicht, ob diese Anstalt ausschließlich für Theologen gestiftet sei. Sein Sohn wollte indessen nicht Theologie studieren, sondern Philologie, jedoch neben den andern alten Sprachen Hebräisch und Exegese hören. War ihm das Munneum aus genanntem Grunde verschlossen, so hätte der Vater vielleicht Greifswalde vorgezogen, woselbst er nahe Verwandte hatte, indem seine Nichte Marie Wilhelmine, die Tochter seines Bruders Karl, seit 1852 mit Dr. Otto Gaudtner, Lehrer am Gymnasium, verheiratet war.

G. erlebte noch einen furchtbaren Winter von 1855/1856. Durch die „Allgemeine Augsburgische Zeitung“ wurde er aufmerksam gemacht auf die heilsame Salzquelle zu Deynhäusen bei Preussisch-Minden in Westfalen und den dortigen Badearzt Dr. v. Möller,

der schon manche glückliche Kuren an Gelähmten gemacht habe. Deynhäusen ist ein Solbad, enthält aber eine große Menge Kohlensäure, von der jede Minute 3 Kubikfuß durch das Bohrloch in die Höhe steigen. Diese Kohlensäure ist es eigentlich, welche die Heilkraft ausübt, indem sie belebend und kräftigend auf die Nerven wirkt. Schon das Jahr zuvor (1855) hatte er an Dr. v. Möller daselbst geschrieben und ihm von seinen Umständen Bericht gegeben. Derselbe gab in seiner Antwort als Ursache seiner Lähmungen eine Degeneration des Gehirns an und machte dem Patienten viel Hoffnung, wo nicht auf gänzliche Wiederherstellung, doch wenigstens auf große Erleichterung. Seine Lähmung hatte etwas Geheimnisvolles und Wunderbares; auch andre Ärzte behaupteten, sie beruhe auf einer Entartung des Gehirns, und doch war G.'s Denkkraft durchaus nicht geschwächt, sondern selbst das Gedächtnis hatte gar nicht gelitten. Er besaß ein außerordentliches Gedächtnis. Vieles von dem, was er einmal gelesen hatte, konnte er wörtlich wiedergeben. Alles stand ihm, wenigstens dem Inhalte nach, augenblicklich zu Gebot. Er übte auch sein Gedächtnis fort und fort. So lernte er noch im letzten Winter alle Gedichte Uhlands, die im Dichtersaale stehen, und viele von Rückert, bei Tage auswendig, um sie sich nachts hersagen zu können, da er selten ein paar Stunden im Zusammenhange schlafen konnte.

Der Patient entschloß sich, den 29. April 1856 mit seiner lieben Gattin nach Westfalen in jenes Bad zu reisen, um noch einmal zu versuchen, ob es in der Welt kein Mittel für sein Übel gebe, das sich seit dem Gebrauche der Kur im Wildbad auf eine erschreckende Weise weiter verbreitet hatte. Sein Haushalt sollte nach seiner Abreise geschlossen werden. Zu gleicher Zeit reiste sein älterer Sohn Max, der Uhrmacher, nach Nürnberg in ein großes Uhrengeschäft. Den Tag nachher fuhr die Tochter, Ottilie, nach Bevey im Waadtland, um sich im Französischen zu vervollkommen und sich als Lehrerin auszubilden. Am gleichen Tage ging Ernst nach Basel auf die Universität. „Ich empfehle ihn dir, schrieb er an seinen Freund Wackernagel, als Vater angelegentlich. Er ist immer ein guter Sohn gewesen, den ich und meine Frau schmerzlich vermissen werden, besonders aber ich; denn er war mir beständiger Begleiter auf Ausflügen und Spaziergängen, mein Vorleser und Schreiber. Die neue Auflage der „Deutschen Dichter“, die jetzt endlich herauskommen wird, hätte ich ohne seine Mithilfe nicht zustande gebracht.“

Sein Zustand hatte sich während des Winters zusehends verschlimmert; darum unterwarf er sich, um die Reise doch unternehmen zu können, schmerzhaften Operationen, die einen Nervenreiz erzeugen sollten. Weil der Patient unbehilflich geworden war wie ein Kind, so mußte sich seine Frau entschließen, ihn nach Westfalen zu begleiten, um so mehr, da das Bad vielleicht auch ihr seine Dienste leistete, indem sie seit einem Jahre an vermehrter Engbrüstigkeit litt. Ihr war es anfangs ein schwerer Gedanke, abermals so große Opfer zu bringen; allein die Liebe zu ihrem Manne half ihr dieses Bedenken überwinden.

Außerdem mußte er der vielen Ausgaben wegen, welche ihm diese neue kostspielige Kur und die Fürsorge für seine drei Kinder im Gefolge hatte, sich dazu entschließen, alte Guthaben einzufordern. Nun hatte er seinerzeit für das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm zwei Jahre hindurch Auszüge aus ältern schweizerischen Schriftstellern gemacht, die er im September 1841 bei seiner Durchreise durch Leipzig dem Verleger des Wörterbuchs, Herrn Salomon Hirzel, in einem ziemlich großen Paket zu Händen Grimms übergab, da ihm Jacob Grimm am 7. Mai 1840 von Kassel aus

wörtlich geschrieben hatte: „Die Verlagshandlung beabsichtigt auch, demnächst die eingesandten Beiträge zu honorieren“, wie er es auch andern Mitarbeitern, z. B. Herrn Dr. K. Frommann, versprochen hatte (*Germania* XII. 1867, S. 378). G. forderte durch ein Schreiben vom 20. XII. 1855 von Herrn Hirzel 120 Taler für seine Arbeit. Derselbe teilte diese Forderung Herrn Hofrat J. Grimm in Berlin mit; sie scheint ihn aber sehr verdrossen zu haben; denn unterm 12. Februar 1856 schrieb G. an Herrn Hirzel, er habe durchaus alle Vorschriften Grimms für die Auszüge genau befolgt; dieser hingegen nehme auf solche Tatsache gar keine Rücksicht und schaffe sich unbequem Gläubiger dadurch am bequemsten vom Halse, daß er auf die Ehre hinweise, Mitarbeiter an einem Nationalwerke gewesen zu sein. Um nun die Sache nicht weiter zu treiben, da eine Äußerung der Empfindlichkeit ihm in seinem Zustande nicht wohl anstände und zu seiner Heilung offenbar nichts beitrüge, nahm er Hirzels Vorschlag an und begnügte sich mit 50 Talern. Ein Jahr darauf schrieb J. Grimm an Bernaleken, der früher als Sekundarlehrer im Kanton Zürich, jetzt aber in Osterreich angestellt war:

Berlin den 30. XII. 1857:<sup>1</sup> Der nun nicht mehr lebende Göttinger hat die übernommene Sammlung von Beiträgen zum *wb.* aufs nachlässigste behandelt, nur wenig geliefert und alles unordentlich und verworren, so daß es mich verdriest, daran zu denken; ich wußte nicht, daß er auch Ihnen einzelnes Material verdankte.

Abgesehen davon, daß ein dritter ohne Einsicht in das gelieferte Material nicht beurteilen kann, wie weit das von Grimm im Unmut geschriebene Urteil zureichend sei oder nicht, muß doch hier gesagt werden, daß Grimm die obwaltenden Umstände, unter denen die Beiträge gesammelt wurden (siehe oben S. 194), nicht in Betracht ziehen wollte; daß ferner Göttinger in seinen Werken keineswegs als nachlässiger Hundler bekannt ist, und daß Jacob Grimm zuweilen nicht ohne Leidenschaft auch über andre Männer herfiel, die seinen Ärger erregten, z. B. W. Müller durch seine Geschichte der altdeutschen Religion (*Grimms Kl. Schr.* 5, 336 ff.), Fr. Schmitthenner durch eine Rezension der Grammatik (ebend.), Fr. Xaver Wöber durch sein etwas unpraktisch angelegtes Wortverzeichnis zur Grammatik und zur Geschichte der deutschen Sprache (Wien 1860), Daniel Sanders und Christian Wurm durch ihre Angriffe auf das Wörterbuch (*Grimms Wb.* Bd. I, Vorrede S. LXVIII) u. a.

Schon die Reise nach Deynhaus im Anfang des Monats Mai 1856 war beschwerlich, noch mehr angreifend und schmerzhaft die Kur selbst. Die sechs ersten Kurwochen blieben ohne allen Erfolg. Gleichwohl glaubte der Arzt, die Krankheit zum Stillstand gebracht zu haben teils durch äußere Mittel, teils durch schwächere Bäder. Allein schon damals weckte die andauernde Kur wenig Hoffnung auf eine glückliche Wendung. Im Unterleib erhielt der Patient einige Erleichterungen; allein die Lähmung blieb dieselbe. Nach einer Pause ward die Kur wieder aufgenommen und verstärkt. Anstatt fünf Minuten mußte er eine Viertelstunde im Bade bleiben, was ihn wieder mehr angriff. Da nun keine Besserung eintrat, obgleich fast drei Monate verflossen waren, beschloß man, noch 14 Tage zu verweilen und dann heimzureisen. Eines Abends jedoch, als der Kurgarten illuminiert ward, machte G. mit seiner Gattin einen Spaziergang im Freien, der ihm nicht wohl bekam. Er mußte, weil man das Unwohlsein für eine Erkältung

<sup>1</sup> Abgedruckt in Pfeiffers *Germania*, Jahrgang XII. Wien 1867. Seite 125, 126.



hielt, das Zimmer aufsuchen. Der Arzt hielt es für einen Blutandrang nach dem Gehirn; der Patient bekam Fieber, welches sich durch angewandte Mittel milderte, dann aber wieder erschien, ihm für Momente die Besinnung raubte und den Oberleib fast völlig lähmte. Die Kräfte nahmen sichtbar ab, und nach vier Tagen, Sonnabend den 2. August 1856 ward er von der Qual solch eines Daseins erlöst, nachdem er sein Leben nur auf 56 Jahre und 6 Monate gebracht hatte.

Es waren bittere Tränen, welche die arme Gattin ihrem lieben Manne nachweinte, obgleich sie ihm nach seinem leidenvollen Leben die ewige Ruhe von ganzem Herzen gerne gönnte. Aber jetzt konnte sie nicht lange der Trauer nachhängen; sie befand sich in fremdem Lande, und mußte den Ihrigen und den Verwandten in der Ferne Nachricht geben von dem Geschehenen. Sie telegraphierte ihrem Sohne Ernst nach Stuttgart, wo er die Ferien zubrachte, und es gelang ihm, wenigstens einen Tag vor dem Begräbniß in Deynhausens einzutreffen, um dem Gestorbenen gemeinschaftlich mit der Mutter die letzte Liebespflicht zu erweisen. Allgemeine Teilnahme folgte dem Verstorbenen zu seiner Grabesstätte, wo der Pfarrer Wedepohl die trauernden Gemüther mit geistlichem Zuspruch aufrichtete. Die Hülle des Entschlummerten ruht in Rehme bei Deynhausens, fern von seiner Geburtsheimat Sachsen und seiner Berufsheimat Schaffhausen. Zwei Tage nachher verließen Mutter und Sohn den Ort, wo sie so große Trauer erfahren hatten, und fuhren der Heimat zu.

Donnerstag den 7. August 1856 erschien in der zweiten Beilage zu Nr. 187 der „Leipziger Zeitung“ folgende Todesanzeige: „Am 2. dieses Monats starb im Bad Deynhausens bei Br. Minden nach sechsjährigem Leiden mein theurer noch einziger Bruder und Geschwister, der Professor Dr. M. W. Gözinger. Die hinterlassene Wittve, ein treues Weib und aufopfernde Pflegerin, welche auch erst vor kurzem ihren einzig geliebten Bruder in Schaffhausen infolge plötzlichen Schlaganfalls verlor, fühlt mit mir und ihren 3 hinterlassenen Kindern den unerseßlichen Verlust um so schmerzlicher, als der Verbliebene nicht auf heimatlichem Boden sein Ende und Ruhestätte finden konnte. Zugleich im Namen der Hinterlassenen widmet diese Anzeige den Verwandten, Freunden und vielfachen Bekannten des Verstorbenen der trauernde Bruder in Dresden, Rjm. Gözinger.“

Gözinger erfreute sich, abgesehen von den Verlusten zweier Söhne und seiner langwierigen Krankheit, eines glücklichen Hausstandes; namentlich besaß er eine vortreffliche Gattin, die ihr Glück in stiller, anspruchsloser Häuslichkeit und frommer Gesinnung suchte, die eine ebenso verständige als treue Mutter und zärtliche Gattin war. Er bekannte es auch seinen Freunden und ihr selbst, welchen Schatz er in ihr besaß. War sie auch nicht „hochgebildet“, so zeigen doch ihre Briefe nicht gewöhnlichen geistigen Gehalt, dem sie anmutigen Ausdruck in ihrer Schreibart zu geben verstand. Die liebenswürdige Frau genoss noch eines freundlichen Lebensabends, indem sie mit einer Freundin die Wohnung beim Kloster zu Schaffhausen inne hielt, bis sie ihre Kinder versorgt wußte. Im Frühjahr 1860 fing sie an zu kränkeln. Die beginnende Wasserjucht machte verschiedene Stadien durch; doch konnte sie im Sommer noch einen dreiwöchentlichen Landaufenthalt auf dem Felsenstau bei Schaffhausen machen. Dann traten schwache Fiebersymptome ein, und sie verschied am Mittwoch morgen den 8. August 1860. Die Tochter Ottilie kehrte aus dem Welschland zurück und heiratete den Gymnasiallehrer Dr. Theodor Hug in Schaffhausen im Herbst 1859, mit dem sie die Hochzeitsreise in das Sachsenland machte, wo sie natürlich die Verwandten und Freunde besuchten. Zurückgekehrt nahmen sie die Mutter zu sich,

# Stammtafel der Familie Böhlinger.

Gans Böhlinger, Messerschmid,  
25. Mai 1617 getraut zu Wittneba, mit Jungfrau Margaretha Knoch;  
16. Juli 1665 beerdigt zu Wittneba.  
11. Januar 1667 die Gattin Margaretha B., geb. Knoch beerdigt zu Wittneba

## M. Johannes B. aus Wittneba

getraut 1. August 1619  
Pfarrer in Murgfabt, gestorben 10. II. 1699  
I. Ehe, 19. April 1659 getraut mit Justina Pfennner aus Murgfabt  
gestorben 23. XI. 1677

## II. Ehe, 4. X. 1679 getraut mit Sub. Katharina Schönsfeld aus Steinig

ausßerdem 4 Knaben und 6 Mädchen  
ausßerdem 2 Knaben und 1 Mädchen  
Johann Friedrich B.,  
geboren 18. VI. 1665  
gestorben 9. I. (VII) 1754  
getraut 8. VI. 1716 mit Anna  
Maria Müller aus Fronfenberg  
(gestorben 24. I. 1760)

## X B. aus Wittneba (Sohn)

getraut 23. Februar 1621  
ausßerdem 4 Knaben und 6 Mädchen  
ausßerdem 2 Knaben und 1 Mädchen  
Johann Friedrich B.,  
geboren 18. VI. 1665  
gestorben 9. I. (VII) 1754  
getraut 8. VI. 1716 mit Anna  
Maria Müller aus Fronfenberg  
(gestorben 24. I. 1760)

ausßerdem 4 Knaben und 6 Mädchen  
ausßerdem 2 Knaben und 1 Mädchen  
Johann Friedrich B.,  
geboren 18. VI. 1665  
gestorben 9. I. (VII) 1754  
getraut 8. VI. 1716 mit Anna  
Maria Müller aus Fronfenberg  
(gestorben 24. I. 1760)

## Leonore Wittnebine

geboren 23. XI. 1718  
getraut 14. X. 1738 mit  
F. Schrift. Friedr. Schimmer  
in Stemmigen  
gestorben 1790?

## M. Franz August B. (3. Sohn)

geboren zu Murgfabt 29. XII. 1724  
gestorben 22. V. 1765  
getraut 27. IV. 1751  
mit Jungfrau Anna Gertruda Concorbia  
Murburger von Murbach

## XXXXXX Kinder,

im garten 10. von denen  
gestorben 22. V. 1765  
4 im garten älter gestorben

## M. Johann Karl B. (ber jüngste)

geboren 24. IX. 1731  
gestorben 7. I. 1790  
Pfaff zur Geburt  
getraut 19. II. 1753 mit  
Christina Friederike Wolmuth  
gestorben 7. V. 1805

## M. Wittelm Gebrecht B.

geboren 1. IX. 1738 in Eimhen, gef. 23. IV. 1818 in Murgfabt  
1783 Hauslehrer in Gohlfeld, 1787 Diakon zu Murgfabt,  
1811 Pfaff bei Murgfabt.  
I. Ehe, getraut 28. I. 1788 mit Charlotte Stielig aus Rittershoch,  
gestorben 25. III. 1811

## Johann Karl August B.

geboren 1766, gestorben 1767  
getraut 2. III. 1813 mit Sophie Karoline  
Friedr. Wittbe eines Pfarrers

## Carl B.

geboren 29. XI. 1801  
gestorben 30. III. 1802

## Margarethe Wittnebine

geboren 19. IX. 1735  
gestorben 11. XI. 1801

## Ernst Wittelm B.

geboren 4. IV. 1797, gestorben 30. VI. 1830  
Wittliche-Müller.

## Dr. Maximilian Wittelm B.

geboren 14. XI. 1799 zu Murgfabt,  
gestorben 2. VIII. 1856 in Odenhausen  
in Murgfabt.  
Pfarrer in Odenhausen.

## Margarethe Wittnebine

geboren 29. XI. 1801  
gestorben 30. III. 1802

## Charlotte Wittnebine

geboren 1. XII. 1788, gestorben 3. (5) XII. 1832  
getraut 1829, über 40 Jahre alt, mit  
Pfarrer Giffen zu Sangerholsdorf,  
Hinterlos.

## Wittnebin Gebrecht B.

geboren 16. VI. 1790, gestorben 20. XII. 1820  
Handel bei Sangerholsdorf.

## Marie Wittnebine

geboren 9. XII. 1831  
getraut 24. V. 1852  
mit Dr. Joh. Otto Gahndner  
(geboren zu Wittneba 9. III. 1822)  
Gymnasialdirektor in Wittneba  
bort. Mat im Kautschumfirmen  
Ratgeber bei Umberstadt Sonn  
(gef. 23. X. 1895)

## Helene Wittnebine

geb. 19. VII. 1834  
gef. 22. VI. 1911 zu Wittneba  
getraut 20. VIII. 1857  
mit Schrift. Giffen, Kaufmann und  
Echtbetreiber in Wittneba  
(geboren zu Wittneba 3. IX. 1829,  
gestorben zu Wittneba 2. X. 1874).

## Ein Knabe

geboren 4. VII. 1830  
gestorben halb fernach.

## Christine Wittnebine

geboren 4. VIII. 1831  
getraut 1859  
mit Dr. Theob. Gung  
Gymnasiallehrer in Odenhausen  
bauhin und Schrift.  
(gestorben 1. I. 1889).

## Karl Wittelm B.

geboren 29. IV. 1833  
gestorben 7. X. 1850

## Kernold Wittelm B.

geboren 29. V. 1834  
gestorben 20. V. 1850?

## Marg Wittelm B.

geboren 10. XII. 1835  
gestorben 23. II. 1903  
Hilfswärter in Murgfabt  
getraut 1. IX. 1864  
mit Giffen Drog  
(geboren 18. IX. 1842,  
gestorben 11. I. 1867).

## Dr. Ernst Wittelm B.

geboren 23. IX. 1837  
gestorben 10. VIII. 1896  
Pfarrer in St. Gallen  
getraut 30. IV. 1862  
mit Emma Babeline Giffen  
(geboren 17. VI. 1838).

## Edward Wittelm B.

geboren 1. XII. 1839  
gestorben 23. XI. 1840

## Dr. R. R. Wittur Giffen

geb. in Wittneba 16. VI. 1859, gef. Wittneba, 10. VIII. 1891  
Prof. in Murgfabt, Murgfabt, gef. 10. VIII. 1891  
mit Giffen Wittneba (geb. in Wittneba 2. II. 1811).

## Anna

geb. in Wittneba 20. VIII. 1892

## Dorothea

geb. in Wittneba 28. XII. 1893

## Elfi

geb. in Wittneba 21. XII. 1901

## Ulricha

geb. in Wittneba 1. VIII. 1906

## Henriette

geb. in Wittneba 1. VIII. 1906

## Urbewandte aus der Familie Wittnebiner.

Joh. Jakob Wittnebiner, Kaufmann  
geboren 28. November 1751, gestorben 4. Juli 1801  
getraut 30. Juni 1788 mit Maria Ulricha Giffen  
geboren 23. Oktober 1762, gestorben 8. August 1850

## Johann Jakob Kaufmann

geboren 12. Juni 1792  
gestorben 11. Februar 1851  
einmal verheiratet.

## Johanna (Cannette) Barbara

geboren 12. Juni 1796  
gestorben 10. April 1828

Johannes Wittnebiner, Goldarbeiter  
geb. 1755 I. 24. gef. 1807 IV. 20.  
getraut 1795 XI. 12. mit Barb. Giffen. Giffen.

## Johannes Wittnebiner

Dr. Theob. Giffen in Wittneba mit  
Böhlinger, dann in Odenhausen,  
Pfarrer, Pfarrer, zuletzt Wittnebiner  
geb. 17. XII. 1800, gef. 27. II. 1889  
Gattin: Giffen, Kath. u. Murgfabt  
geb. 28. II. 1809, gef. 23. XI. 1866  
Ehe die Wittnebiner von Wittnebiner,  
Pfarrer, Odenhausen, 1871

1. Elisabeth, 2. Gertrud  
beide geb. 10. VIII. 1894

## Dr. jur. Friedrich Witt.

geboren 6. XI. 1865  
Kriegsgerichts-  
präsident in Wittneba,  
getraut 28. IX. 1893 mit  
Katharine Charlotte Giffen-  
Wittnebiner, geb. 9. XII. 1870

## 1. Frieda Wittnebine

geboren 12. IX. 1863  
gestorben 4. IV. 1886 in Odenhausen

## 2. Marg Wittnebin

Mehrenter in Wittnebinen  
geboren 26. X. 1864,  
getraut 14. V. 1891 mit  
Sophie Babeline Wittnebiner  
(geb. 2. VII. 1866)

## 3. Dr. Adolf Wittnebin

Pfarrer in Wittnebiner  
geboren 9. II. 1866  
getraut 13. VIII. 1894 mit  
Sophie Wittnebiner  
(geb. 29. VI. 1866)

## 4. Hermann Otto Wittnebin

geboren 18. II. 1868  
gestorben 7. VII. 1869

## 5. Ludwig Wittnebiner

geboren 2. X. 1873

## Maria Elifette

geboren 4. März 1789  
gestorben 25. März 1789

## Johann Konrad

Stadttafeler in Odenhausen, wohnhaft  
zum Giffen am Odenhausen  
geboren 22. März 1790  
gestorben 24. Juni 1856,  
wenige Wochen vor seinem Tod  
Böhlinger, unverschiedlich

## Johann Jakob Kaufmann

geboren 12. Juni 1792  
gestorben 11. Februar 1851  
einmal verheiratet.

## Johanna (Cannette) Barbara

geboren 12. Juni 1796  
gestorben 10. April 1828

## Johannes Wittnebiner, Goldarbeiter

geb. 1755 I. 24. gef. 1807 IV. 20.  
getraut 1795 XI. 12. mit Barb. Giffen. Giffen.

## Johannes Wittnebiner

Dr. Theob. Giffen in Wittneba mit  
Böhlinger, dann in Odenhausen,  
Pfarrer, Pfarrer, zuletzt Wittnebiner  
geb. 17. XII. 1800, gef. 27. II. 1889  
Gattin: Giffen, Kath. u. Murgfabt  
geb. 28. II. 1809, gef. 23. XI. 1866  
Ehe die Wittnebiner von Wittnebiner,  
Pfarrer, Odenhausen, 1871

die nun froh war, daß sie ihrer Haushaltungsjorgen sich entledigen konnte, welche ihr bei mancherlei Altersgebrechen jetzt schwer fallen mußten. Max war von Nürnberg nach Aubonne gegangen; im Juli 1858 kehrte er nach Schaffhausen zurück, um einige Kenntnisse seines Berufs, die ihm immer noch mangelten, nachzuholen. Später ließ er sich in Basel als Uhrmacher nieder. Ernst setzte seine Studien in Bonn und dann seit Herbst 1858 in Göttingen fort und fand dann, nachdem er dieselben vollendet hatte, an der St. Galler Kantonschule als Professor der deutschen Sprache und der Geographie feste Anstellung, in welcher er mit gutem Erfolg arbeitete.<sup>1</sup>

Die Bibliothek des Vaters, die einst der Freiherr von Laßberg auf seinem Besuch bei Gözinger in der Charwoche 1831 als eine schöne erlesene Sammlung pries,<sup>2</sup> welche viele Seltenheiten aus der ältern deutschen Literatur enthalte, ging käuflich an Antiquar Schobinger in St. Gallen über, aus dessen Lager sie sich weithin zerstreute.

## Anhang.

### 1. Gözinger als Erforscher der deutschen Mundarten.

Als Max Wilhelm Gözinger im Frühjahr 1821 seinem Studium der Theologie ein Ende gemacht und sich zum Uebertritt in das Lehramt entschlossen hatte, merkte er, daß er ohne gute theoretische Kenntnis der Muttersprache sein Vorhaben nicht durchführen könne. Im Elternhause hatte man wie auf der Schule in Bauzen und an der hohen Schule in Leipzig durchaus hochdeutsch gesprochen; nur das niedere Volk, die Dienstboten, das Gesinde, die Tagelöhner, hatten sich der Mundart bedient, die er anfänglich kaum verstand, die ihm aber im Verkehr mit den Landleuten vollkommen geläufig wurde. Die Formen dieser Mundart — es war die meißnische — prägten sich ihm so sehr ein, daß sie ihm noch 13 Jahre nachher, als er längst in der Schweiz lebte, treu zu Gebote standen. Im Jahre 1821 siedelte er als Hauslehrer in das Wachsche Haus im Buchholz im obern Erzgebirge über. Dort war es wieder so; die gebildeten Leute sprachen unter einander hochdeutsch, die ungebildeten verständigten sich in einer Mundart, die durchaus von der meißnischen verschieden war. Zum Ueberflus machte er im Hause zu Buchholz auch noch Bekanntschaft mit Hebels allemannischen Gedichten. Er erfuhr von Leuten, die es wissen konnten, daß durch ganz Deutschland eine unabsehbare Verschiedenheit von Mundarten vorhanden sei, durch welche die Menschen, die einander ferne ständen, wie er etwa dem Dichter Hebel, sich schlechterdings nicht mehr verständlich machen könnten, ja, daß in einzelnen Landschaften, wie in der Schweiz, in Altbayern und Oesterreich, man durchaus nur in Mundarten mit einander spreche. Der gemeinschaftlichen hochdeutschen Sprache bedienten sich im übrigen Deutschland wie im Königreich Sachsen nur die Gebildeten unter sich und mit auswärtigen Deutschen.

Der junge Mann, dem sich diese Verschiedenheiten als unabweisbare Tatsachen aufdrängten, mußte sich die Frage vorlegen, ob denn die zahllosen deutschen Mundarten nach innerlichen Gesetzen von einander geschieden seien, etwa wie im Laufe der Zeit das Hochdeutsche verschiedene Formen angenommen habe, oder wie es sich damit verhalte. Von seite der Gebildeten gab man ihm zum Bescheid, die Sache liege einfach so, daß die Dialekte nichts andres als

<sup>1</sup> Seine Lebensbeschreibung von Prof. Dr. J. Dierauer im St. Galler Neujaarsblatt auf 1897. 4<sup>o</sup>.

<sup>2</sup> Siehe Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland. Herausgeg. von Franz Pfeiffer. Wien 1870, Seite 202.

Verfälschungen der hochdeutschen Gemeinsprache durch das Volk seien. Wenn er dann aber Auskunft darüber haben wollte, warum die Mundarten unter sich nicht ungefähr gleiche Gestalt angenommen hätten, da doch die „Verfälschungen“ des Hochdeutschen durch das Volk ungefähr in gleicher Weise vor sich gingen: so wies man ihn darauf hin, es lohne sich gar nicht der Mühe, darüber den Kopf zu zerbrechen. So viel sah jetzt der junge Mann schon ein, daß die Gebildeten ihm die Frage nicht beantworten konnten, weil sie sich darüber in ein ganz falsches Vorurteil verbohrt hatten und heutzutage noch verbohren, nämlich deutsche Mundarten seien verdorbenes Hochdeutsch. Es blieb somit nichts andres übrig, als in der Wissenschaft sich Rats zu erholen. Mit gelehrten Untersuchungen über deutsche Mundarten hatte sich aber bis dahin noch kein Schriftsteller abgegeben. Denn was man damals an Dialektforschung benutzen konnte, bestand in bloßen Sammlungen mundartlicher Sprachproben. Wissenschaftliche Scheidung und Gruppierung der Mundarten und Zusammenstellung der Gesetze, nach denen sie fortleben, lagen den Herren Adelung, Vater, Radlof u. a. ganz ferne. Von bestimmten Grundsätzen, von einer Einteilung und Begrenzung der Mundarten ist bei ihnen allen keine Rede.

Götzinger sah sich also auf eigene Forschung angewiesen. Die ihn interessierenden Fragen führten ihn zunächst auf eine genauere Durchforschung und Betrachtung der verschiedenen Dialekte und auf ein wissenschaftliches Studium der deutschen Sprache überhaupt, die ihm bis dahin ziemlich fremd geblieben war. Schon dazumal legte er<sup>1</sup> in bezug auf meißnische und erzgebirgische Idiome mundartliche Sammlungen an; sowohl die grammatischen Formen wurden auf ihre Gesetze zurückgeführt, als Provinzialismen gesammelt. Vermutlich wäre sein Plan, eine Grammatik der meißnischen Mundart nebst Idiotikon zu schreiben, verwirklicht worden, hätte er nicht 1824 den Antrag erhalten, als Lehrer der deutschen Sprache an das Fellenbergische Institut nach Hofwyl in der Schweiz zu gehen. Hier in Hofwyl blieb er gegen drei Jahre und kam dann 1827 nach Schaffhausen, so daß er die beiden Endpunkte der alemannischen Mundart Hofwyl und Schaffhausen aus unmittelbarer Umgebung kannte. Was er also über oberfächische und allemannische Mundart mitteilte, vertrat er selbst. Dasselbe konnte er von der schwäbischen sagen. Er hatte zwar nie auf längere Zeit in Schwaben gewohnt; allein Familienbände riefen ihn oft nach Württemberg; in Schaffhausen lebte er ohnehin an der Grenze von Schwaben und hörte dessen Mundart oft genug sprechen, selbst im eigenen Hause bei der Anwesenheit württembergischer Diensthofboten. Dazu kam, daß einige Freunde aus Württemberg, die in Schaffhausen lebten, ihm über alles Auskunft zu geben vermochten. Dasselbe galt von den fränkischen Mundarten, von denen er aus persönlicher Gewohnheit nur die erzgebirgische Abart kannte. Gerade bei diesen und den bayrischen Mundarten konnte das eigene Hören und Aufnehmen entraten werden, da ihm Schmellers Mundarten Bayerns (1821) und dessen Bayerisches Wörterbuch 4 Bde. (1827—1837) natürlich bessere Dienste leisteten, als es ihm ein Aufenthalt in den verschiedenen Gegenden selbst hätte tun können. Für bayrische Mundart gilt ihm also Schmeller stets als Gewährsmann; allein dem Zwecke seines Werkes zufolge konnte er gerade auf dieses Idiom am wenigsten Rücksicht nehmen, weil es auf Gestaltung des Hochdeutschen fast gar keinen Einfluß geübt hat. Im Vordergrund stehen immer das Allemannische und das Oberfächische, jenes, weil es in Aufbewahrung der Lautverhältnisse in nächster Beziehung zum Altdeutschen steht; dieses einesteils, weil es auf die Entwicklung des Neuhochdeutschen wirklich Einfluß geübt hat; andernteils weil ihm die unverdiente Ehre geworden ist, als Mutter des Neuhochdeutschen betrachtet zu werden. Hätte er überhaupt eine vergleichende Uebersicht der Mundarten geben wollen und nicht vielmehr die Mundarten als Gegensatz des Hochdeutschen und als Aufhellung vieler Erscheinungen desselben aufgestellt: so hätte er das Schwäbische Idiom mehr hervorheben müssen als das allemannische; denn jenes zeigt in vieler Hinsicht höheres Alter als dieses, und wenn das Allemannische zum Altdeutschen stimmt, so weist das Schwäbische in vielen Beziehungen auf das Gotische hin.

Als G. zu forschen anfang, ging die historische Sprachforschung (Grimm) fast ganz auf die ausgestorbenen Dialekte; sie berührte die neuhochdeutschen Dialekte nur ausnahmsweise, weil man darüber noch keine Beobachtungen gemacht habe.<sup>2</sup> Dieser Auffassung ist Grimm noch in der

<sup>1</sup> Man findet diese von ihm selbst gebuchten Angaben in der Vorrede zu Lit. Nr. 56, S. X—XIII.

<sup>2</sup> Grimm, Gram. 1<sup>2</sup>, Vorr. XII. Gram. 1<sup>2</sup>, 25.

dritten Bearbeitung des Vokalismus vom Jahre 1840 treu geblieben; „Wie mich dünkt, darf die historische Grammatik weniger den bunten Wirrwarr der mundartlichen Lautverhältnisse berücksichtigen, die sich allwärts unter dem Volke erhalten haben.“

Mit einer solchen Auffassung konnte sich aber Gökinger mit Recht nicht befreunden. Es wäre unrichtig gewesen, die einzige Quelle zu verschmähen, die uns noch zu Gebote steht, um die Wandelung der Sprachformen zu versinnlichen, und dem Zwecke seines ganzen Werkes mußte es besser zusagen, wenn er seine Aufhellungen aus Erscheinungen lieferte, die noch fortleben, als aus solchen, die uns nur schriftlich aus früherer Zeit ausbawahrt sind. Die Erklärungen undeutlicher Erscheinungen in der gesprochenen neuhochdeutschen Sprache vermögen uns nur noch die gesprochenen Mundarten zu liefern.

Vor allen Dingen suchte er, die ihm bekannt gewordenen Mundarten einmal zu gruppieren, was bis jetzt noch nie geschehen war.<sup>1</sup>

#### I. Oberdeutsche Mundarten.

##### A. Allemannisch.

In der Schweiz. Oberer Schwarzwald.

##### B. Schwäbisch.

Oberschwaben. Um Memmingen. Niederschwaben.

##### C. Bayrisch.

Altbayern. Hochland. Tirol. Salzburg. Oesterreich.

##### D. Fränkisch.

###### 1. Ostfränkisch.

Oberpfalz. Nürnberg. Fränkisch Böhmen. Fichtelgebirge. Bayrisches Voigtland. Sächsisches Voigtland. Obererzgebirge.

###### 2. Westfränkisch.

Würzburg. Rhön (Meiningen, Fulda). Spessart und Odenwald. Hanau. Frankfurt. Rheinpfalz.

##### E. Obersächsisch.

Thüringen. Meissen. Lausitz. Niederschlesien. Riesengebirge. Mährisch-schlesisches Gebirge.

#### II. Niederdeutsche Mundarten.

##### A. Niedersächsisch.

Holstein. Hamburg. Mecklenburg. Pommern. Mark. Ostpreußen.

##### B. Westfälisch.

Münsterland. Westfalen. Osnabrück.

##### C. Flämisch.

Bei der Vorführung mundartlicher Proben machte er (I. 1, S. 38 fg.) auf die Schwierigkeit aufmerksam, solche Proben schriftlich darzustellen. „Alle schriftliche Aufzeichnung gibt nur ein schwaches Bild der lebendigen Mundart, da man sich dazu solcher Zeichen bedienen muß, die nur für die Sprechweise des Hochdeutschen berechnet sind und selbst hier oft im Stich lassen. Es ließe sich allerdings manches Einzelne in den Mundarten richtiger und genauer geben, wenn man von der gangbaren Schreibart des Hochdeutschen völlig abweichen und teils ganz neue Buchstaben erfinden, teils die vorhandenen nach dem jedesmaligen Bedürfnisse eigentümlich anwenden wollte. Allein die Erfahrung lehrt, daß das Lesen einer Mundart durch ein solches Streben nach strengster Genauigkeit höchst erschwert und doch dabei der Zweck nicht erreicht wird; denn derjenige, der die Mundart nie gehört hat, wird dadurch nicht in den Stand gesetzt, sie richtig zu lesen, weil seine Organe dafür nicht geübt sind, und derjenige, der die Mundart kennt, bedarf der ängstlichen Bezeichnung nicht. Ueberdies wäre eine solche Verfahrungsart nur bei der Darstellung einer einzelnen Mundart möglich, bei einer vergleichenden Uebersicht aller Mundarten aber nicht; denn da jede Mundart eigentümliche Laute hat, so müßten für jede besondere Buchstaben geschaffen werden.“ Und etwas Eigentümliches, wodurch sich die Mundarten von einander unterscheiden,

<sup>1</sup> Literatur Nr. 56, Die deutsche Sprache, Bd. I, T. 1, Seite 38—122.

der Sprachgesang, d. h. die Art, wie die gesprochene Sprache rhythmisch und melodisch in höhern und tiefen Tönen, in stärker und schwächer hervorgehobenen Absätzen sich fortbewegt — ließe sich graphisch kaum wiedergeben, wenn man nicht durch Singnoten u. dgl. nebst allen andern Siglen die Schrift verunstalten wollte. Alle schriftliche Darstellung kann eben nur ein unvollkommenes Bild der Aussprache eines Idioms geben. Nicht einmal die Schreibung des Hochdeutschen ist genau. Bekanntlich ändert sich hier die Aussprache des Buchstabens nach der Stellung und Umgebung desselben im einzelnen Worte. G klingt im Anlaut (gut) anders als im Inlaut (lügen) oder im Auslaut (ruhig). Diesen leisen Wandel in der Aussprache ein und desselben Buchstabens, der durch die Anlehnung desselben an einen andern hervorgerufen wird, nennt man die Lautbiegung. Im Hochdeutschen ist diese Lautbiegung fast ganz einheitlich geworden; in den Mundarten dagegen klingt sie verschieden; ja, sie fehlt manchmal fast ganz; die allemannische z. B. kennt dieselbe fast gar nicht; in ihr lautet das g in den drei erwähnten Wörtern gut, lügen, ruhig vollkommen gleich. Aus dieser Tatsache darf aber der Allemanne für sich nicht die Befugnis ableiten zu verlangen, das g müsse im Hochdeutschen überall gleich ausgesprochen werden oder das ch laute in ach gerade so wie in ich. Das Neuhochdeutsche hat sich eben in der Lautbiegung nach einem eigentümlichen Gange, wenn schon in den mittlern deutschen Landschaften, durch stillschweigende Annahme der Gesetze für Aussprache und Biegung der Laute festgestellt, wie keine Mundart dieselben kennt. In einem Briefe an Heinrich Schumann vom Jahre 1834 bemerkt G.: „Wenn auch die physiologische Entstehung der Laute untersucht werden muß, so bleibt mir doch immer die Hauptsache das historische Vorkommen derselben und ihr geographisches Verhältnis nach den verschiedenen Mundarten. Ich achte es geradezu für einen Fehler, bei wissenschaftlicher Erörterung der Laute bloß vom physiologischen Standpunkte auszugehen und die Gesetze über Lautverhältnis aus einem Compendium der Anthropologie zu holen. Da man historisch Gegebenes unmöglich völlig ignorieren kann, so begnügen sich dergleichen Grammatiker damit, den Standpunkt ihrer Provinz als den richtigen aufzustellen und geben nun Regeln, die der Bewohner einer andern Provinz unmöglich anerkennen kann. Was haben niedersächsische Grammatiker nicht alles behauptet!“

Vor Franz Pfeiffer, der im Jahre 1845 einen mitteldeutschen Dialekt feststellte, faßte G. die heßische und die thüringische Mundart unter dem Namen mitteldeutsche Mundarten zusammen (Lit. Nr. 55, 1834, S. 650 und Nr. 56, 1836, S. 38) mit wesentlich der gleichen Charakteristik.<sup>1</sup>

Der allemannischen Mundart ist die rauhe Aussprache des ch in der Stellung sowohl vor dumpfen als vor hellen Vokalen, z. B. Chuchichaste, sowie überhaupt das Vorherrschende rauher Blase-, Zisch- und Stoßlaute (z, pf) eigen. In Bern und Winterthur lautet das ä fast rein wie a (rôt — rât). Diese Mundart herrscht noch in der deutschen Schweiz, dann am rechten Rheinufer bis gegen die Allgäuer Alpen; weiter westlich zieht sie sich zwischen dem Rhein und dem Schwarzwald hin, bis sie immer mehr von ihrer Eigentümlichkeit verliert und endlich, nordwärts von Baden-Baden (und Rastatt bei der Murg) in die pfälzische Mundart übergeht. Die Sprache des obern Elsaßes gehörte ihr früher an. Basel besitzt manches durchaus Allemannische nicht.

Die schwäbische Mundart herrscht zwischen dem Schwarzwald und dem Lech und von den Allgäuer Alpen bis zum Kocher hin, also im größten Teile des Königreichs Württemberg und darüber hinaus bis Augsburg. Sie unterscheidet sich durchaus von der allemannischen. Die rauhen Gurgeltöne hören auf, und dafür treten Nasentöne in Fülle auf, die sich aber ebenso wenig wie der eigentümliche breite Sprachgesang in der Schrift wiedergeben lassen. Die in- und auslautenden sp und st verhalten sich wie im Allemannischen (Luscht, Gascht, Haschbel); das t aber wandelt sich nicht in ch; g bleibt reine Media, nur in Unterchwaben wird die Nachsilbe ig nicht mehr igg gesprochen, sondern ich oder ij. Das allemannische i wird ei (reißo, Seitso); ö wird ea mit dem Ton auf e (Léabo, Wéador).

Die bayrische Mundart hängt den geblasenen und gezihten Konsonanten (pf, ch, z, ß, sch) nach, wie die beiden andern oberdeutschen, ebenso den breiten Doppelvokalen. Im In- und Auslaut werden sp und st nicht mehr geziht, nicht Chaschpor, Chäseht, Schwöschtor, sondern

<sup>1</sup> Die folgende Charakteristik der deutschen Mundarten findet der Leser in der Literatur Nr. 55, Seite 649—687 und Literatur Nr. 56, Seite 38—122.

Kaspär, Kunst, Schweser. Sie herrscht nicht nur in Altbayern bis zur Donau, sondern erstreckt sich über Tirol, Salzburg, Oesterreich und Steyermark bis Kärnten und Krain.

Diese drei Mundarten faßt man als oberdeutsche zusammen und trennt sie von den mitteldeutschen (nicht mittelhochdeutschen), nämlich der fränkischen und oberländischen.

Nördlich von der schwäbischen und bayrischen lagert sich zu beiden Seiten des Main's die fränkische Mundart. Sie ist aber in vielen Einzelheiten verschieden und dennoch im wesentlichen eine und dieselbe Mundart. Das oberdeutsche *sch* und *sch* hört im *zn-* und Auslaut plötzlich auf; dagegen tritt die fatale Aussprache des einfachen *s* als *sch* auf, sobald es sich an ein *r* anlehnt: *Perschon*, *Hirsche*. Die Nasentöne nehmen ab, ohne jedoch ganz zu verschwinden. Das eigentliche Gebiet dieser Mundart ist Franken im engeren Sinne, also der nördliche Teil Bayern's. In denjenigen Gauen, die nördlich von der bayrischen Mundart erklingen, erscheint manches anders als in denen nördlich der schwäbischen; wir müssen daher ostfränkische und westfränkische Mundart unterscheiden und die Regnitz ungefähr als Grenze zwischen beiden ansehen. In beiden Zweigen verschwinden die in den oberdeutschen Mundarten so beliebten Doppellaute *ie* und *ue* und gehen nun im Ostfränkischen in die Verbindungen *ey* und *ou*, im Westfränkischen in einfache *i* und *u* über, so daß also aus *lieb* und *gust* dort *leyb* und *gout*, hier *lib* und *güt* wird. *G.* ist (Deutsche Spr. 1, 66) geneigt, die ostfränkische für eine ursprüngliche Mundart zu nehmen, die westfränkische hingegen als eine unreine anzusehen, die durch Einflüsse des Niederdeutschen verberbt ist. Namentlich zeigen Frankfurt, Hessen und die Rheinpalz vieles durchaus Niederdeutsche, und in den Gegenden des Mittelrheins hat offenbar früher das Niederdeutsche geherrscht, ist später durch das Oberdeutsche verdrängt worden, hat aber bedeutende Rückwirkungen geäußert. Die ostfränkische Mundart dehnt sich östlich nach Böhmen aus, nördlich in das Voigtland und das sächsische Obererzgebirge. Die westfränkische Mundart zieht sich durch beide Hessen nordwärts ins Nassauische, weiter westwärts in die Rheinpalz bis über den Rhein hinüber.

Die oberländische Mundart herrscht in Thüringen und der alten Markgrafschaft Meissen und hat sich später über die Oberlausitz und Schlesiens ausgedehnt. Sie zeigt sich, in so weiter Ausdehnung sie auch gesprochen wird, überall in derselben Gestalt mit sehr unwesentlichen Abänderungen und bietet durchaus nicht so viele Abweichungen und Abwechslungen dar wie die fränkische. Die Verhältnisse der Laute und der grammatische Bau überhaupt sind im wesentlichen überall gleich. Auf jeden Fall ist Thüringen als die Heimat dieser Mundart anzusehen; denn hier wohnten stets deutsche Stämme. Das jetzige Meissen wurde erst den Slawen entrissen und mit Thüringern und Sachsen bevölkert. Ihrem Charakter nach bildet diese oberländische Mundart das Mittelglied zwischen dem Oberdeutschen und Niederdeutschen. Der eigentliche Grund, das Gerippe der Mundart ist durchaus oberdeutsch, dagegen die Sprechweise selbst und die Art, wie der Bau ausgeführt ist, trägt niederdeutsches Gepräge. Sie besitzt ganz die oberdeutschen Konsonanten; aber diese sind größtentheils erweicht und geschwächt; *pf* schwächt sich zu *f* (*Fanne*, *Fund*), *f* zu *w* (*Hawen*, *zwele*), *t* zu *d* (*Vader*, *Güder*). Auch alle harte Konsonantverbindungen hören im Oberländischen auf; es gibt kein *gsagt*, *gsund*, *gwiß*. Dieses Idiom hat mithin die Ecken der südlichen Dialekte, auch des Hochdeutschen abgeschliffen, aber somit auch alle Kraft verloren. Im Meißnerlande erscheint die Mundart am weichlichsten, kräftiger in Thüringen und Schlesiens. Der Oberländer bildet das *ch* halb auf der Zunge und das *j* sogar mit der Zungenspitze (*Djahr*, *Djammer* für *Jahr*, *Jammer*) und mit dem Ostfranken spricht er *Enochen*, *Enecht*. — Merkwürdig ist diese Mundart deshalb, weil lange von ihr die Sage gegangen ist, sie sei die Mutter des Neuhochdeutschen: eine Behauptung, die nur ausgegangen sein kann von Leuten, welche diese Mundart gar nicht kannten. In den Städten des Landes wird keineswegs von jedermann das schönste Hochdeutsch gesprochen, wie dies oft behauptet worden ist. Namentlich herrscht in Dresden eine große Vernachlässigung der guten Sprechweise, und selbst von Personen, die sich zu den gebildeten Ständen zählen, hört man von Klönigkötten, Krankhötten, lösen und verköfen, Perschonem, Ferschten und Fissen (Füssen) reden.

Außerhalb der oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten gibt es auf deutschem Boden noch zwei Hauptsprachen nebst ihren anhängenden Mundarten: die niedersächsische und die friesische; erstere ist als Literatursprache ausgestorben, letztere wenigstens in Ostfriesland. Die niederdeutschen Mundarten zerfallen in drei Zweige: das Niedersächsische (oder Platt-

deutsche), das Westfälische und das Niederländische oder Holländische. Keine rein-niederdeutsche Mundart hat die scharfen Blaselaute des Oberdeutschen: *r* *ch* *z* *k*; wo sie sich vorfinden, sind sie aus dem Hochdeutschen eingeschwärzt worden. Der ganze Konsonantenbau ist verschieden von dem des Hochdeutschen, steht aber in einem bestimmten Verhältnisse zu letzterem. Alle rein-niederdeutschen Mundarten, vorzugsweise die niedersächsische, sind geschmeidiger, wohlklingender und reicher als die oberdeutschen; ihre höherstehende Ausbildung rührt auf jeden Fall daher, daß sie alle eine lange Zeit Schriftsprache gewesen sind. Man kann behaupten, daß das Norddeutsche wohlklingender und angenehmer ist als das Hochdeutsche überhaupt; allein die Kraft des Letztern besitzt es in keiner Hinsicht.

Wohlklang einer Sprache ist übrigens mehr oder weniger Einbildung, und es kommt hiebei viel auf Gewöhnung des Ohres und der Organe sowie überhaupt auf die Ansicht vom Wohlklange an; aber bestimmt gehört zu dem Wesen des Wohlklingenden eine Durchführung des einmal angeborenen Charakters oder des angenommenen Grundfases, ein harmonischer Zusammenklang der einzelnen Teile, mögen diese an sich sein, welche sie wollen. Unsrer hochdeutsche Verbindung zu ist jedenfalls, an und für sich betrachtet, härter und mißklingender als das norddeutsche *tw* oder *dw*, so wie überhaupt *z* ein rauherer Laut ist als *t* oder *d*, und *pfropfen* klingt jedenfalls häßlicher als *proppen*. Allein in unsrem Hochdeutschen sind diese Härten einmal durchgeführt und sie gehören zum Charakter desselben. Die norddeutschen Mundarten aber sind nicht mehr rein und unverseht; sie haben Elemente aufgenommen, die ihrem Charakter völlig fremd und zuwider sind und sie daher verunzieren. Die eigentliche norddeutsche Hauptsprache hat eben aufgehört, Organ der Poesie und Wissenschaft zu sein, und das Hochdeutsche hat die Stelle von jener eingenommen. Aber kaum zu begreifen ist es, wie eine Menge ganz gewöhnlicher Wörter jetzt nach neuhochdeutscher Regel genommen und ausgesprochen werden. So hört man in Niedersachsen nicht nur Formen wie *Schuß*, *schaffen*, *hoffen*, *Mut für Schote*, *steppen*, *hoppen*, *Wob*, sondern sogar *kämpfen*, *nützen*, *Herz*, *Schmerz für kempen*, *nuten*, *Hart*, *Smerte*. Wir haben zwar im Hochdeutschen sehr unnötigerweise eine große Zahl niederdeutscher Wortformen aufgenommen, sie aber meistens in oberdeutsche Gestalt gebracht. Nie würde indessen eine oberdeutsche Mundart ein niederdeutsches Wort mit der Verbindung *sl*, *sm*, *sn* (Slucht, smöfen, Snupe) annehmen; sie sind dem Gehör und dem Gefühl der Sprechenden zuwider. Es ist schon nichtsnutzig, daß wir uns *Hafer*, *Hufe*, *Schwefel*, *Lorf*, *Stoppel*, *Stempel*, *Lehm*, *Feldwibel*, *Nesse* u. dgl. für *Haber*, *Hube*, *Schwebel*, *Turbe*, *Stupfel*, *Stempfel*, *Laim*, *Feldweibel*, *Nägeli* haben aufdrängen lassen. Bei der Charakterisierung der norddeutschen Dialekte standen dem Verfasser noch nicht viele Beobachtungen zu Gebote, namentlich nicht die Forschungen Lübbers und des Vereins für norddeutsche Sprachforschung; daher sind seine Angaben an dieser Stelle noch unvollständig.

Die eigentliche niedersächsische Mundart hat ihren Sitz im Norden der Elbe, in Holstein. Sie breitet sich aber ostwärts über mehrere Landschaften aus, namentlich über Mecklenburg, Pommern, die Mark und Preußen.

Die westfälische Mundart, im Westen der Niederweiser bis gegen den Rhein hin, hat eine Menge Doppellaute, namentlich eine Menge *au* und *ei*, auch *oa*, *ua*, *oi*, *ui*, *uä*, *iä*, *ia* usw. Sie hat eigentlich gar kein *sch*, sondern nur *sl* und *s*: *Skäpen*, *striben*, *stön*, *Stinken*; in andern Fällen ein einfaches aber sehr scharfes *s* (*ß*): *sniden*, *Swine*, *Snè*; *ß—till*, *ß—pilen*. Das *g* wird immer wie sanftes *ch* ausgesprochen, z. B. *Gaud* (Gut) wie *Chaud*.

Die niederländische, flämische oder holländische (Duytsche im Gegensatz zu unsrer hochdeutschen *hoogduytschen* Literatursprache) Mundart ist nicht mehr ein bloßer norddeutscher Dialekt, sondern eine „Schriftsprache.“ Die Holländer bedienen sich der lateinischen Schriftzeichen und sprechen *u* wie *ü*, *i* wie *y* oder *y* wie *ei*, *eu* wie *ö*, *oe* wie *u*, *z* wie *s*, *g* wie *ch*.

Diese Einteilung und Charakterisierung der deutschen Mundarten, die in den Jahren 1821—1836 zustande gebracht wurde, ist für jene Zeit, wo dafür noch wenig getan worden war, eine ganz vorzügliche Leistung, die in der Dialektforschung eine neue Bahn gebrochen.

Bei den Entschieden über die Aussprache hochdeutscher Laute folgt G. nicht der Willkür, wie sie jetzt vielfach von Grammatikern ausgeübt wird, sondern Gründen, die aus der herkömmlichen Aussprache des Hochdeutschen und der Mehrzahl deutscher Mundarten gezogen werden. Ein streitiger Gegenstand war lange Zeit die Aussprache des gedehnten *e*. (D. Spr. 1, 163 ff.).



Einige meinten, weil immer e geschrieben werde, müsse man auch immer e, d. h. das geschlossene e sprechen, also hegen, Regen, Segen: wie hegen, legen, gegen. Aber abgesehen davon, daß der Grund dieser Leute ein sehr kindlicher, wenn nicht kindischer ist, so spricht gegen eine solche Gleichmachung die herkömmliche Aussprache in fast ganz Oberdeutschland. Allemannisch heißt es läbe (mit kurzem ä), schwäbisch lēaba; nur in Bayern und Oesterreich hört man entweder leeben oder leabe. Im Fränkischen und Oberfächsischen klingt das triibe e wie a: klabe, Labe; klaben, Laben. In dieser Frage haben namentlich niederdeutsche Schriftsteller die willkürlichsten Regeln aufgestellt; aber gerade sie sollten vorsichtig mitsprechen, wo es sich um Aussprache des Hochdeutschen handelt, da ihnen das richtige hochdeutsche Sprachgefühl als Niederdeutschen nicht zu Gebote steht, worauf doch hier so viel ankommt. Eher hätten die Sänger und Sängerinnen einwenden können, das offene e, wie es in läben, nähmen, läsen, träten, Fäden, sähen ausgesprochen werde, klinge beim Singen sehr schlecht; allein die Gesangsaussprache darf hier nicht maßgebend werden. Aufgeben kann man den Unterschied zwischen e und ö auch im Neuhochdeutschen nicht wohl; denn er ist viel tiefer gewurzelt und noch weit mehr in lebendiger Anwendung, als manche meinen. Er hat ferner großen Einfluß auf Konjugation und Ableitung, indem wir konjugieren: ich gebe, du gibst, hingegen: ich hebe, du hebst; indem wir ableiten: Föder, Gefieder, hingegen: Zelt, Gezelt.

Ebenso wichtig ist der Unterschied in der Aussprache von ei und ai (neuhochdeutsch i und ei), den die meisten Mundarten sorgfältig beobachten, indem sie das mittelhochdeutsche i von dem mittelhochdeutschen ei irgendwie sondern, während die Gleichmacher im Neuhochdeutschen beide Laute zusammenfallen lassen in ai: drai, frai, Zwaig, ailig, Raim, main, dain, sain, Latain, Rhain, Wain, Zait, Vait, — werden von ihnen ausgesprochen — wie braitt, Stain; die hochdeutsche Orthographie hat noch Kaiser, Waise, Saite, Laib, Maid, Gain, Rain festzuhalten gesucht. Das Zusammenfallen der ei und ai richtet zuweilen große Verwirrung an: Schweigen und schwaigen (zum Schweigen bringen), schleifen (scharf machen), schlaisfen (verwüsten).<sup>1</sup>

Viele gute Bemerkungen bringt G. bei den Konsonanten; ich will hier nur eine hervorheben. Der richtige Unterschied zwischen b und p, d und t sollte wie im Französischen gemacht werden: le bain, le pain; donner, tonner, und er wird auch so gemacht bei guter Aussprache. Allein da dies in manchen Landschaften Schwierigkeiten verursacht, so wollen einige das T und P künstlich dadurch hervorbringen, daß sie bei der Tenuis den Atem mit Gewalt durchpressen, so daß eine Art Th und Ph entsteht. Es sollen also die deutschen Wörter Tanne, Tasse, tät, Tell, nicht wie französisch tanné, tassé, tête, tel, tigre ausgesprochen werden, sondern mit einem Hauch: T<sup>h</sup>anne, T<sup>h</sup>asse, T<sup>h</sup>at, t<sup>h</sup>ät, T<sup>h</sup>ell, T<sup>h</sup>iger, und so auch: P<sup>h</sup>aar, P<sup>h</sup>appel, P<sup>h</sup>ech usw. Beraten wir uns mit den frühern Grammatikern, mit Valentin Jekelsamer aus Mittelfranken (16. Jh.), mit Phil. v. Fejen aus Thüringen (17. Jh.), mit Gottsched aus Ostpreußen (18. Jh.), mit Adlung aus Pommern (18. Jh.), mit Schmitzner, einem Rheinländer (19. Jh.), so wissen sie alle nichts vom dem Hauch bei T und P. Erst Andreas Schmeller aus der bayrischen Oberpfalz, also ein Franke (19. Jh.), notiert in seinen Mundarten Bayerns 1821, er habe den Hauch beim T von Deklamatoren, Schauspielern u., sogar bei echt deutschen Wörtern anbringen hören: T<sup>h</sup>ag, T<sup>h</sup>od, T<sup>h</sup>eur, T<sup>h</sup>at; er sei aber abgeschmackt und klinge wie Spott auf unsre Harthörigkeit, welche ohne solche Mittel kein T vom D zu unterscheiden vermöchte. Becker, Heyse, R. v. Raumer, Jacob Grimm setzen fest, daß das orthographische th im Neuhochdeutschen keinen gehauchten Laut bezeichne, sondern die bare Tenuis t, die nicht anders lautet. Da nun die Tenuis t gegenüber von t und p in der Aussprache eine andre Stellung einnimmt und nicht mit dem französischen e in cadet, coq analog ist, so haben neuere Theoretiker geglaubt, die tenues p und t müßten sich wie t verhalten und sollten als geblassene Muta behandelt werden, auch mit einem Hauch wie t, als tenues aspiratae. Natürlich griffen die Schauspieler und Deklamatoren diese Lehre begierig auf und führten sie in ihren Kreisen ein. Wilh. Scherer jedoch äußerte den Zweifel, wenn er das Sprichwort „In der Not frißt der Teufel Fliegen“ aussprechen höre, so vernehme er in dem Worte Teufel eine reine Tenuis; nur wer das Wort im Zorne fluchend gebrauche, der verweile auf dem Anlaut. Er kenne alle Täuschungen, denen man (bei der physiologischen Lautbetrachtung) ausgesetzt sei. Aug. Grabow, die dialektfreie Aussprache des Hoch-

<sup>1</sup> Vergl. Literatur Nr. 56, Bd. 1, 171, 456.

deutschen in Herrigs Archiv, Bd. 54, 57, 58 leugnet (Bd. 58, S. 347), daß man allgemein T<sup>h</sup>affe, P<sup>h</sup>olen anstatt Tasse, Polen spreche; er habe die Aussprache der Gebildeten seit mehr denn 20 Jahren belauscht, könne aber versichern, daß er unter je 1000 Menschen höchstens einen getroffen habe, der zuweilen so sprach. Da nach G., Deutsche Spr. 1, 187 jenes heftig hervorgeblasene oder hervorgepölkerte P in der Tat gewöhnlich nur ein gezwungener Notbehelf solcher Leute ist, die gerne recht gut sprechen und richtig unterscheiden möchten (z. B. der Schauspieler und Deklamatoren), so bin ich allerdings auch der Meinung, daß wir uns gewöhnen sollen, p und b als strengen und als sanften LippenSchluß zu unterscheiden. Seite 203: Die Zungenlaute T und D verhalten sich wie P und B. Wie P so wollen einige das T künstlich dadurch hervorbringen, daß sie den Atem mit Gewalt durchpressen, so daß eine Art Th entsteht, und es hat nicht an Grammatikern gefehlt, welche behaupten, Th bezeichne wirklich einen von T und D verschiedenen Laut, so daß die Theorie dieser Leute mit der lebendigen Uebung des Volkes im schneidenden Widerspruche steht, indem dieses nur einen T-Laut zu Anfang des Wortes kennt und jene ihrer drei fordern. Diese Forderung ist übertrieben und ohne allen Grund; hingegen kann man von einer gebildeten Aussprache wohl verlangen, daß sie T und D unterscheide.

Anders als mit P und B, mit T und D verhält es sich mit K und G. (Literatur Nr. 56, Bd. 1, 190 f.) Streng genommen ist es nicht richtig, daß K dem P und T entspreche; denn während anlautendes P und B, T und D in manchen Mundarten, z. B. der oberländischen, verwechselt werden und ihr Unterschied gleichsam künstlich erlernt werden muß, halten sich k und g in der Aussprache streng auseinander. K entspricht nicht dem romanischen c in den Silben ca, co, cu, z. B. in cadet, coeu; denn k ist keineswegs ein stummer, sondern ein geblasener Laut, und verhält sich nicht zu g wie p zu b, sondern wie pf zu b. Diesen geblasenen K-Laut hört man in ganz Hochdeutschland als Anlaut vor Vokalen: Kalb, kennen, Kirche, König, Kuchen; den reinen stummen Laut hingegen hört man vor Schmelzlauten, z. B. Kranz, Klaue, und so wie Blatt und platt, dritte und Tritte nahe zusammenfallen, so fallen auch Grenze und Kränze, Kreis und Kreis, Gram und Kram fast zusammen; denn das K in Kreis ist nicht mehr der Laut wie das K in Kummer.

Aber nicht nur in der Aussprache der Laute macht sich oft ein Unterschied zwischen dem Hochdeutschen und den Mundarten geltend, sondern auch in der Biegung der Wortarten. Alle südlichen Mundarten, nicht nur die allemannische, haben die Indikativ-Formen des Präteritums (D. Spr. 1, 484), vergessen und verloren und gebrauchen dafür immer das Perfekt. Dagegen haben die mitteldeutschen Mundarten die alten Formen des Präteritums im Indikativ erhalten, z. B. suaf (sah), quam (kam). Durch die mitteldeutschen Mundarten gelangte das Präteritum in die hochdeutsche Sprache und hat sich hier bis auf den heutigen Tag erhalten. Bei den schwachen Verben, die den Stammvokal a hatten oder ihrer Abstammung nach haben sollten, wandelte sich dieser Stammvokal durch ein nachfolgendes i in e, z. B. wenden, nennen; blieb aber das i aus oder fiel es weg, so trat auch wieder der alte reine Vokal ein, also: nannte, rannte, brannte, kannte, wandte, sandte. Während aber die hochdeutsche Sprache nur diese sechs Verba mit Rückumlaut festgehalten hat, blieben in jenen Mundarten noch viele andre haften, wenn nicht im Präteritum, so doch im Partizip des Perfekts; bestalt (von bestellen), gelahrt (lehren), marfte (merken), faste (setzen), schantte (schenken), hakte (heken) u. a.

Eine Anzahl Verben haben das Präteritum ursprünglich gar nicht durch Ablaut, sondern durch Verdoppelung der Stammsilbe gebildet, z. B. halte (halda), laufe (hlaupa), fahen (faha); sie lauteten im Gotischen: haihald, hlailaup, faifah; im Althochdeutschen: hialt, liaf, fiak, denen offenbar ein hihalt, lilaut, fikank vorausging; im Mittelhochdeutschen: hielt, lief, fieng; im Neuhochdeutschen wenigstens noch mit langem Stammvokal gesprochen: hilt, lif, fieng. Die jetzt eingeführte Schreibung fing, ging, hing ist historisch falsch und nur aus Augendienerei gegen die oberländische Aussprache (gint, hint, fint) zugelassen; denn diese drei Verba gehören in die Klasse der einst reduplizierenden Verba, von denen man die jetzt noch vorhandenen schlies, blies, schieb, briet, lief, ließ, hielt bildet. Konsequenter Weise müßte man nun auch schliff, bliß, schitt, britt, liff, liß, hilt schreiben. (D. Spr. 1, 468).

Bei den Verben sechten, flechten, halten läßt G. das t des Präsens-Stammes in der 2. Pers. Sg. ausfallen, weil niemand es ausspreche, obwohl es noch geschrieben werde (sichst,

flücht, häßt). Bedanten haben sich darüber aufgehalten; allein G. behält recht, weil er sich auf eine Tatsache stützt (D. Spr. 1, 233, 442). Wir machen es ja auch so bei du wirst (von werden), wo niemand du wirst ausspricht. Unser Neuhochdeutsch zeigt in vielen Verbindungen Härten genug; man muß sie nicht noch häufen.

Während die süddeutschen Mundarten das schwache e der Adjektive im Nominativ und Akkusativ gerne wegwerfen („der alt Mann, die alt Frau, das nett Kind“) hat es sich im Hochdeutschen erhalten, offenbar durch die wohlthätige Einwirkung der oberländischen Sprechweise (D. Spr. 1, 572), die auch am schwachen Substantiv das e überall erhalten hat („der Herre, Christe, Narre, das Herze, Bette, Hemde“).

In einem sehr interessanten und originellen Abschnitte der Lautlehre bespricht G. den charakteristischen Klang der Wörter. Ein Wort kann hart, rauh und häßlich klingen und uns doch sehr wohlgefallen, weil der Charakter des darin niedergelegten Begriffes sich in ihm abspiegelt; ein andres kann sanft und anmutig klingen und uns doch seiner Charakterlosigkeit halber wenig ansprechen. Welches Wort könnte übler lauten als unser pfnusen, oder gar die allemännischen Wörter pfnusen (schnauben und leuchten), pfnuchsen (weinen, daß einen der Vock stößt), oder Pfnüffel (Schnupfen); es sind aber insofern treffliche Wörter, als sie ihren Gegenstand völlig bezeichnen. Begreiflich sind die Konsonanten in ihrer mannigfaltigen Verbindung sehr geschickt, um durch den Charakter der Silbe den Charakter der Vorstellung erraten zu lassen. Indes liegt das Charakteristische keineswegs in den Konsonanten allein, sondern oft bloß in den Vokalen. Wir finden Schlund charakteristisch; wir müssen auch die gleichbedeutenden gurgles und gouffre so finden, obgleich hier ganz andre Konsonanten stehen. Jedem Laute wohnt schon an sich ein Charakter inne, und darum untersucht nun der Verfasser nach diesem Gesichtspunkte die deutschen Sprachlaute im einzelnen unter dem Titel: „Von der ästhetischen Geltung der Laute.“<sup>1</sup>

Man kann die Erfahrung machen, daß Kinder bisweilen Freude finden an gewissen Wörtern, ganz unabhängig von dem Sinn derselben; Freude finden an Silben und Wortverbindungen, die wenig oder gar nichts Bestimmtes bedeuten. Es ist die ästhetische Natur des Lautes, der Charakter desselben an und für sich, der das kindliche Ohr besticht und es zum Wohlgefallen anregt. Eltern und Erzieher werden bisweilen finden, daß Kinder, besonders Knaben, oft sehr gut geartete Knaben, eine ganz besondere Lust daran finden, Kraftausdrücke und Beteuerungen, die sie irgendwo gehört, zu wiederholen und gleichsam zu einem Lieblingsstudium zu machen, so daß wir aus dem unschuldigsten Munde die gräßlichsten Donnerwetter und andre entsetzliche Sachen hören. Aengstliche Gemüther, unbekannt mit Wesen und Wirkung der Sprache, sehen hierin das anerborene Verberben des Menschen und den natürlichen Hang zur Sünde. Ich für meine Person erkenne darin weiter nichts als die Wirkung der energischen und charaktervollen Lautform auf das empfängliche Ohr, auf Seele und Einbildungskraft des Knaben. Sind die Laute irgendwo charakteristisch; gibt es überhaupt Worte und Gebilde, wo wir augenblicklich einen Zusammenhang zwischen Gedanke, Laut und Ausdrucksweise fühlen, so sind es die mannigfachen Flüche und Beteuerungen der Völker. Die kräftigsten Vokale, die gewaltigsten Konsonanten, die grellsten Wechsel und Uebergänge finden hier statt, und daher das große Wohlgefallen kräftiger Knaben an solchen Wörtern, das auf gleicher Stufe steht mit dem Wohlgefallen an dem grellen und bunten Farbenwechsel und der Lust an allem Kühnen und Halsbrechenden.“ (Deutsche Spr. 1, 239).

Natürlich mußte die Betrachtung der Mundarten am nächsten liegen in der Lautlehre, die überhaupt nur durch solche Vergleichenungen ihre Grundlage und Vervollständigung erhalten kann; weniger berücksichtigt konnten mundartliche Formen in der Wortlehre werden, wiewohl sie überall mitgeteilt worden sind, wo sie zur Erklärung und Belegung der neuhochdeutschen Regel dienen; noch weiter zurück treten die Mundarten in der Satzlehre, und in der Stilllehre verschwinden sie natürlich ganz. (Deutsche Spr. 1, Vorrede Seite X).

Die Volksmundarten schieben hinter manchen Fragewörtern ein daß ein; z. B. ich weiß nicht, warum daß er nicht kommt; es ist kaum zu entscheiden, wer daß der größere sei, ähnlich

<sup>1</sup> Deutsche Spr. 1, 237—262. Weiter ausgeführt von Gustav Serber, Die Sprache als Kunst, 2 Bde. 2. Aufl. Berlin 1885. S. 206, 210.

wie im Mittelhochdeutschen zu dem fragenden wer ein so tritt, wenn es fügen werden soll, z. B. so wer so tuot willen mines faters, ther ist min bruoder, Tatian 59,4. Wer den Willen meines Vaters tut, der ist mein Bruder (D. Spr. 2,276). — Die Mundart bedient sich überhaupt der Beisätze gar nicht so häufig wie die hochdeutsche Umgangssprache; dies schon aus dem Grunde, weil sie es nicht darauf abzieht, dem Genannten auch eine Charakteristik folgen zu lassen, sondern sich mit dem Namen begnügt. Muß durchaus das Genannte beschrieben werden, so tut sie es lieber in Hauptsätzen, die sich durch das deutende Fürwort an das Hauptwort anschließen. Auf diese Weise wird ihr die Beschreibung zur Hauptsache, die ganz für sich besteht, während im Hochdeutschen der Beisatz gleich dem Beiwort sich dem Hauptworte eng einverleibt, und so alles zusammen ein Ganzes macht. In dem bekannten schönen plattdeutschen Märchen: Der Fischer und seine Frau (Brüder Grimm, Nr. 19) kommt ein einziger Beisatz vor: énen butt, dê spreken kan, hadd ick woll swemmen laten. Hier ist ein kurzes Charaktermerkmal, das durchaus in einem Nebensatz gegeben werden muß, da es eine Bedingung enthält. Dagegen kommen in demselben Märchen viele Beschreibungen vor in der Form des Hauptsatzes, wofür die Literatursprache Beisätze wählen würde; z. B. dà satt sine frú up énen sér hógen trón, de was van én stúck gold, un had éne gróte krón up, de was woll twé ellen hóch (D. Spr. 2,283). Bei Vergleichen setzt die allemannische Mundart das kräftige wedor: i bi grócker wedor dá. Die altdeutsche Sprache sagt in diesem Sinne immer: denn: diu króne ist elter danne der kúneec Philippes si (Walther v. d. Vogelweide 18,29). Auch Luther und seine Zeitgenossen setzen nach Komparativen immer dieses denn; im 17. Jahrhundert ward dafür als herrschend. Die nördlichen Mundarten, zumal die niederdeutschen, setzen in dieser Verbindung durchaus wie, und dieses plattdeutsche wie ist im Begriffe, das gute hochdeutsche als auf die Seite zu drücken, mit Unrecht, wie auch Grimm im Wb. 1,251 darthut. Nur wenn in diesem Falle zwei als zusammenkämen, so setzt man, zur Vermeidung des Mißklangs, denn, z. B. als Knabe war er schöner denn als Jüngling; ich möchte ihn eher als Feind denn als Freund (D. Spr. 2,313).

## 2. Proben von Göttingers Forschungen über die neuhochdeutsche Sprache.

Doch genug an diesen Beispielen, wie G. die Mundarten zur Darstellung der neuhochdeutschen Sprache benutzte; der günstige Leser wird schon bemerkt haben, daß das kein Werk ist, welches nach Art der landläufigen Grammatiken sich mit Aufstellung der trocknen Regeln begnügt, wie sie Zöglinge unserer Mittelschulen bedürfen. Es steht zu erwarten, daß dieser Sprachforscher sich auch seine Gedanken gemacht habe über die Entstehung der Sprache überhaupt und über die Entstehung der neuhochdeutschen Sprache insbesondere. Davon noch einige Proben!

Was nun das Sprechen an und für sich betrifft, so kann man gar nicht sagen, daß es jemals erfunden worden sei, ebensowenig, als man vernünftigerweise von der Erfindung und Einführung des aufrechten Ganges, des Gebrauchs der Hände und des geselligen Beisammenseins reden kann. Sowie das Hören, Sehen, Fühlen und Denken zum Wesen des Menschen gehört, ebenso auch das Sprechen. Der gesunde und freie Mensch wird sprechen, sobald seine Vorstellungen in ihm klar werden, sowie das gesunde Kind von selbst anfängt zu gehen, sobald seine Kräfte stark genug dazu sind.

Wenn wir aber das Sprechen für eine der Menschengattung wesentliche und notwendige Verrichtung erklären, so müssen wir uns doch hüten, diese Behauptung, wie es in neuerer Zeit geschehen ist, zu weit zu treiben, und etwa das Sprechen auf eine Stufe mit dem Atemholen, Schlafen und Verdauen zu setzen, mit Verrichtungen, durch welche sinnliches Leben und menschliches Dasein überhaupt bedingt ist, mit bloß körperlich-organischen Verrichtungen, die ohne alles Bewußtsein von Freiheit, ohne alles Zutun des Menschen vor sich gehen. Die Fülle von Vorstellungen und Empfindungen, welche als Masse auf den Menschen eindringen, drückt er, wie das Tier, in lauten Tönen aus. Dies ist aber noch kein Sprechen. Es kommt hier gar nicht auf die Kundmachung des Innern überhaupt an, sondern auf die bestimmte Unterscheidung der einzelnen, ähnlichen Vorstellungen, und die Töne erscheinen deshalb in der Sprache als bestimmt gestaltet und mannigfach verbunden, weil sie bestimmt gestalteten und mannigfachen Vorstellungen entsprechen.

Man hat gesagt: Die Sprache sei von der Interjektion ausgegangen; die Interjektion sei der unmittelbare Ausdruck des Gefühls; Gefühl sei eher als Vorstellung, und wie sich das Gefühl erst später zur bestimmten Vorstellung verfläre und gestalte, so die unbestimmte Interjektion später zum bestimmten Worte; mithin sei die Sprache entsprungen aus wenigen Lauten und Interjektionen. Will man mit diesem allem nichts sagen, als die Interjektion sei früher dagewesen als das eigentliche Wort, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, obgleich sich auch dies keineswegs beweisen läßt. Sollen jene Sätze aber soviel heißen, als die Interjektion sei der Anfang der Sprache gewesen, so enthalten sie durchaus etwas Falsches und Schiefes, sofern man nicht mit dem Worte Sprache spielen will. Es wäre ungefähr soviel, als wollte man sagen: „Strampeln mit den Füßen ist der Anfang des Gehens beim Kinde.“ Ausdruck der Empfindung und Leidenschaft ist noch keine Sprache, sondern ist Schrei, Klage, Freudenton, oder wie man es nennen mag. Will man aber am Ende gar behaupten — und auch dieses ist geschehen — die Interjektion sei die Wurzel und Quelle der andern Wörter, so beweist dies eine völlige Unbekanntschaft mit dem Bau der Sprache; denn aus den Interjektionen hat sich wenig oder nichts entwickelt; sie stehen vereinzelt in der Sprache da, und wie sie selbst keine bestimmte Form haben, so haben sie auch keine Formen erzeugt. (D. Spr. 1, 4).

Das Vermögen, die Eindrücke, welche die Seele von der Außenwelt erhalten hat, nicht bloß kund zu geben, sondern auch durch die Stimme zu gestalten, ist ein alleiniges Eigentum des Menschen. Auch das Tier schaut die Außenwelt; auf jeden Fall machen die Erscheinungen derselben ebenfalls mehr oder weniger Eindruck auf seine Seele; es hat Vorstellungen. Aber von einem Triebe, diesen Vorstellungen eine durch die Stimme wahrnehmbare Gestalt zu geben, findet sich keine Spur bei ihm. Gewiß offenbaren auch manche Tiere die Eindrücke, die sie von außen her in ihrer Seele empfangen, durch die Stimme; allein zwischen dieser bloßen Rundmachung durch Töne und einer wirklichen Gestaltung des innern Empfindens in Worten ist ein großer Unterschied, und offenbar ist das Sprechen nicht Ausdruck der Empfindungen und Vorstellungen überhaupt, wie es etwa Weinen und Lachen sind, sondern es ist die Form, in welcher die einzelnen Vorstellungen erscheinen.

Die Theorie über den Ursprung der Sprache aus der Interjektion und aus der Onomatopöie (der Schallnachahmung) kommt von Herder, der sie in seiner über den Ursprung der Sprache von der Akademie der Wissenschaften in Berlin im Jahre 1770 gekrönten Preisschrift (Herders Werke zur Philosophie und Geschichte), Teil 2, Tsch.-Ausg., Stuttgart und Tübingen, Cotta 1827, S. 1 ff. erscheinen ließ. Die zweite, ebenfalls von Herder besprochen, nimmt an, daß der noch stumme Mensch auf die Stimmen der Vögel, Hunde und Kühe, den Donner der Wolken, das Brausen des Meeres, das Rauhsen des Waldes, das Gemurmel des Baches, das Flüstern des Windes horchte und diese Töne nachzuahmen versuchte; indem er dann seine den Naturtönen nachgebildeten Laute zur Benennung der Gegenstände, von denen jene Töne ausgingen, brauchbar fand, verfolgte er diesen Gedanken weiter und arbeitete sich die Sprache aus. Max Müller widerlegt diese beiden Theorien, deren erste er die Pa-pahitheorie, die zweite die Wau-wau-Theorie nennt, ungefähr mit den gleichen Gründen in seinem berühmten Werke: Die Wissenschaft der Sprache, Bd. 1, Lpz. 1892, S. 470 ff. Herder selbst sagte sich von dieser Theorie zuletzt los, weil sie sich als haltlos ergab. Die Onomatopöien stehen meist ebenso einsam in der Sprache da wie die Interjektionen, d. h. ohne daß sich aus ihnen fortschreitend neuer Wortvorrat gebildet hätte. Wäre die Sprache hauptsächlich von dieser Nachahmung ausgegangen, so würden wir dies doch vor allem in dem Namen der Tiere erkennen; das ist aber nicht der Fall. Der Name des Vogels Kuckuck ist doch gewiß nachahmend; er hat aber nicht die geringste Beziehung auf den Charakter des Tieres. (D. Spr. 1, S. 238. 8).

Es ist überhaupt eine falsche Ansicht, daß die Veranlassung zur Sprachgestaltung dem Menschen von außen gekommen sei; man muß vielmehr annehmen, daß sie sich ursprünglich von innen heraus entwickelt habe, und äußere Veranlassung später hinzugetreten sei. Dies müssen wir selbst von der Entwicklung der Sprachorgane behaupten, oder können es hier vielmehr am leichtesten, da wir uns dabei auf eine Tatsache zu berufen imstande sind, auf die Entwicklung des Sprachvermögens im Kinde. Das Kind lernt allerdings die bestimmte Form seiner Muttersprache von außen her; aber das Sprachvermögen selbst, seine ersten Laute und Worte entwickeln sich aus

seinem Innern. Trotzdem, daß von Anfang seines Lebens Eltern, Wärterinnen, Geschwister und andre Umgebungen ihm Worte vorsagen, zeigt es durchaus keine Fähigkeit, und eben deshalb auch keine Lust, dieselben nachzusprechen. Die Hervorbringung bestimmter Laute durch Bewegung der Sprachorgane, welche dem Willen gehorchen müssen, kennt es gar nicht und fühlt noch nicht den Zusammenhang zwischen bestimmter Bewegung der Organe und bestimmtem Laute. Dagegen sehen wir, daß das Kind diese Organe ohne alle Anleitung beständig übt, eine Uebung, die oft von Lauten begleitet ist, oft aber auch ganz still vor sich geht. So bringt es endlich für den kleinen Kreis seiner Vorstellungen und Wünsche bestimmte Worte hervor, die in keiner Hinsicht aus Nachahmung oder Nachsprechen hervorgegangen sind. Und treten wir ihm mit unserm Vorsprechen nicht beständig in den Weg, so würden sich diese Worte in weit größerer Zahl und vollkommener Gestalt aus ihm entwickeln. Nach und nach werden seine Sprachorgane so geübt, und es lernt dieselben nach seinem Willen so gebrauchen, daß es endlich imstande ist, vorgesprochene Worte nachzusprechen: eine Fähigkeit, die oft sehr spät sich entwickelt. Wenn wir nun schon beim Kinde eine freie Entwicklung des Sprachvermögens wahrnehmen, die nichts mit Nachahmung gemein hat, obgleich alle Umgebungen darauf ausgehen, das Nachahmen gewisser immerwährend vorgesagter Worte gleichsam zu erzwingen: wie unwahrscheinlich ist es dann, daß die menschliche Sprache sich überhaupt aus Nachahmung entwickelt habe, da doch alle Töne der Natur bloß zufällig und immer wechselnd dem Ohre des jungen Menschen erklingen? (D. Spr. 1, 9).

Zur Beseitigung alles Irrtums mögen nun gleich hier zwei Sätze vorausgeschickt werden, die uns bei der Folge unsrer Untersuchungen überall leiten müssen. Der erste ist der: Die Sprache hat es keineswegs mit der Wirklichkeit zu tun, und der Sprechende nimmt durchaus keine Rücksicht auf das wahre Verhältnis der Dinge, sondern nur darauf, wie ihm dasselbe erscheint. Die Sprache ist nicht das Ergebnis wissenschaftlicher Forschungen, durch welche das wahre Verhältnis der Erscheinungen ausgemittelt worden wäre, sondern sie ist hervorgegangen aus den Eindrücken der in der sinnlichen Auffassung befangenen Menschen. Wir, die Erben der Sprache, müssen uns dem Zuge derselben, oft wider besseres Wissen und Gewissen, hingeben, und würden als Lören erscheinen, wenn wir dieselbe einer Menge Irrtümer zeihen wollten. Wir müssen daher wie unsre Vorfahren die Fledermaus Fledermaus und den Walfisch Walfisch nennen, obgleich wir jetzt recht wohl wissen, daß jene keine Maus und dieser kein Fisch ist. (D. Spr. 1, 15 f.).

Der zweite noch wichtigere Satz, den ich hier aufstellen muß, ist der: die Form der Sprache im ganzen (die grammatische Form) ist nicht aus der Form des reinen logischen Denkens entsprungen; Sprachformen und Denkformen entsprechen sich mithin nicht. Die Ansicht, daß die Formen der Sprache zu erklären seien aus den Formen des Denkens, ist so weit verbreitet und von berühmten Sprachforschern als so unzweifelhaft aufgestellt, daß ich mich fast scheuen möchte, derselben entgegenzutreten. Und doch kann ich nicht anders. Denken (logisches) Denken und Sprechen überhaupt verhalten sich nicht so wie Ursache und Wirkung. Die Sprache als Ganzes ist nicht um des Denkens willen allein da, sondern um des Gedankenaustausches willen. Die Sprachformen setzen stets einen Hörenden voraus, der etwas auffassen soll, und geben dem Gedanken diejenige Form, durch welche ihm die Auffassung des Zusammenhangs möglich wird. Alles Unnötige, alles was sich von selbst versteht, läßt die Sprache weg, und dazu gehören denn doch wohl auch die Formen des Denkens. Nehmen wir z. B. die drei Sätze: Göthe ist tot. Einmal eins ist eins. Gewinn ist oft Verlust. Der Sprechende teilt alles in derselben Form mit, eben weil er nichts will, als bestimmt etwas mitteilen, wovon er überzeugt ist. Die logische Verbindung der beiden Vorstellungen ist aber jedesmal eine andre; das erstemal eine wirkliche: Göthe ist jetzt tot; das zweitemal eine notwendige: einmal eins kann nur eins sein; das drittemal eine mögliche: Gewinn ist möglicherweise Verlust. Jedermann wird fühlen, daß die Auseinandersetzung dieses logischen Verhältnisses hier ganz unnötig ist; der Inhalt der Worte wird dem Hörenden schon das Verständnis öffnen. Die Sprache wäre in der That die langweiligste aller Schöpfungen und entbehrte aller Freiheit und Frische, wenn sie immer das innere Verhältnis angeben wollte, und an eine Freiheit der Auffassung wäre gar nicht zu denken (D. Spr. 1, 18. 2, 133).

Zum Sprechen vereinigen sich immer drei Verrichtungen: das Aussprechen der Worte und ihrer Silben durch die Stimme; das Benennen der richtigen Worte durch die treffenden

Formen, und das eigentliche Reden. Diese drei Berrichtungen unterscheiden und trennen wir nur in der Wissenschaft; bei der Tätigkeit des Sprechens selber erscheinen sie als eins und ungetrennt; denn um mitteilen zu können, muß man den Wortvorrat der Sprache kennen, und um ihn zu kennen, muß man instande sein, die Wörter auszusprechen. Die Kenntnis und Fertigkeit in diesen drei Berrichtungen ist aber allerdings nicht immer gleichmäßig ausgebildet. Der eine hat den ganzen Wortvorrat der Sprache in seiner Gewalt, weiß aber den Reichtum seiner Vorstellungen andern nicht klar und anschaulich mitzuteilen. Der andre hat Gewandtheit in dieser Mitteilung, nimmt es aber weniger streng mit der Wahl der Worte, noch mit der Aussprache derselben; der dritte verwendet allen Fleiß auf die Aussprache und wird von einer schönen und deutlichen Stimme unterstützt, und die Leute sagen dann wohl, er habe eine schöne Sprache, wiewohl er vielleicht in der Schärfe des Benennens und in der Wahrheit der Mitteilung ein Stämper ist. Am deutlichsten unterscheiden sich jene drei Berrichtungen beim Erlernen fremder Sprachen; denn hier müssen wir die Aussprache vermittelt des Ohres, den Wortvorrat durch das Gedächtnis und die Form der Mitteilung durch Übung, jedes für sich zu erfassen streben. Nur von dem kann man sagen, daß er schön spreche und die Sprache ganz in seiner Gewalt habe, der alle Seiten derselben zu beherrschen weiß, eine Gabe, die bekammlich nicht so gar oft vorkommt. (D. Spr. 1, 20 f.)

Zuletzt kommt der Verfasser noch auf das Verhältnis der Hauptsprache, der Gesamtsprache oder wie man dasselbe im Gegensatz zu den Mundarten nennen will. Die gewöhnliche Meinung ist: zur Gesamtsprache erhebe sich entweder die schönste und vollkommenste Mundart oder die des wichtigsten Stammes. Werde ein Stamm von dem andern überwältigt, so erliege auch seine heimliche Mundart dem Einflusse des andern, und jene werde das Organ der schriftlichen Mitteilung, oder: sei eine Mundart an sich vollkommner, wohl lautender, kräftiger, wortreicher, so siege sie über die unvollkommnere, schwächere, ärmere Schwester. So richtig diese Sätze auch scheinen, so völlig grundlos erscheinen sie, sobald wir die Geschichte und Erfahrung darüber befragen. Durch Einflüsse solcher Art kann allerdings die eine Mundart getrübt, verwischt, vielleicht vernichtet werden; es können daraus neue Mundarten entstehen; aber ein Grund zu einer Hauptsprache liegt darin durchaus nicht. Zur Schriftsprache wird eine Mundart dann, wenn in ihr Tüchtiges geleistet worden ist, vor allem, wenn sie eine tüchtige Poesie aufzuweisen hat. Alle übrigen Mundarten, die sich in dieser Hinsicht unfruchtbar zeigten, mußten dem Einflusse derjenigen Form weichen, worin das Ausgezeichnetste und ebendeshalb am meisten Verbreitete hervorgebracht wurde. (D. Spr. 1, 28).

Hat sich nun aber eine Mundart zur Hauptsprache erhoben, so stellt sie sich nicht nur allen ihren Schwester-Mundarten, sondern sehr bald auch derjenigen entgegen, aus welcher sie hervorgegangen ist. Das Organ schriftlicher Mitteilung bildet sich notwendig auf eine andre Weise fort, als die Form des bloß mündlichen Verkehrs. Die Schriftsprache hält manches in seiner ganzen Reinheit und Vollkommenheit fest, was die an keine sichtbare Zeichen gebundene, durch keine verehrten Muster gebundene, bloß an das allgemeine angewiesene Mundart nach und nach abschleifen und verkümmern läßt. Die Schriftsprache, ermangelnd aller Bedingung des lebendigen Wortes, muß manche Formen für Beziehungen und Auffassungsweisen sich erschaffen, die in der Mundart durch Auge, Hand, Betonung und eine Menge andrer Hilfsmittel ausgedrückt werden, oder sie muß wenigstens vorhandene Formen auf eine ganz andre Weise anwenden, als dies die Mundart tut. Anderseits aber verliert die Schriftsprache vieles, was sie als bloße Mundart hatte; einiges ist ihr in der That entbehrlich und verschwindet nach und nach schon deshalb, weil es nie angewandt wird; andres für jeden Sprachverkehr sehr Wichtiges kann in der stets mangelhaften Schrift nicht genau bezeichnet werden, oder die ersten Anwender hielten die Bezeichnung für unnötig, z. B. den feinen Unterschied in manchen ähnlichen Lauten, und so verlor es sich; sobald Sprecher andrer Mundarten sich der einmal gangbaren Schriftsprache bedienen, nimmt sie Wörter aus allen in sich auf, verwendet sie nach ihren Zwecken und bildet sie nach ihren Forderungen um, und so bleiben alle Mundarten, immer nur auf sich selbst beschränkt, hinter ihr zurück. Da aber der Gebrauch der Schriftsprache wiederum bloß auf schriftliche Niedersezung des Gedankens begrenzt ist, und die große Masse der Nation sie höchstens hört, nie aber sich ihrer selbsttätig bedient: so verliert sie an Innigkeit, Naivetät und Lebendigkeit: Eigenschaften, die jede Mundart mehr

oder weniger besitzt. An Wärme steht jede Schriftsprache in der Regel der Mundart nach; an Schärfe und Gehalt ragt sie weit über dieselbe. Indem sie für Hervorbringungen in den höchsten Kreisen, die der Mensch kennt, gebraucht wird, in Poesie, Wissenschaft und Religion, erhält sie einen Anstrich des Edlen und Vornehmen, und mit den Mundarten verbindet sich nach und nach das Merkmal des Geringern, ja des Gemeinern und Niedrigern. Dieser Gegensatz steigert sich nach und nach immer mehr; denn diejenigen Formen, welche in der Schriftsprache festgesetzt und geheiligt sind, werden endlich auch für die Form der mündlichen Rede gebraucht, sobald diese öffentlich auftritt; die Kirche, der Staat, die Schule bedienen sich ihrer. Zuletzt wird sie diejenige Form, der sich überhaupt die gebildete Gesellschaft, auch in mündlicher Unterhaltung, bedient, und tritt sie einmal in diese Geltung ein, so ist sie nicht mehr bloß Schriftsprache, sondern die über allen Mundarten schwebende höhere Form, und jetzt trifft die Mundarten unabweislich das Gepräge des Niedrigen. (D. Spr. 1, 29 f.)

Ist nun die mundartliche Form aus den Kreisen der gebildeten Gesellschaft verbannt und in niedrigere Kreise zurückgewiesen: so faßt sehr leicht die Ansicht Wurzel, jede Mundart sei von vorn herein etwas Gemeines und Niedriges; sie sei nichts als die verderbte Form der Schriftsprache. Diese Ansicht ist begreiflich völlig nichtig.

Auch auf deutschem Sprachgebiet macht sich der Gegensatz zwischen der Gesamtsprache, der Hauptsprache, des Hochdeutschen, der Schriftsprache, der Büchersprache und den mannigfachen Mundarten nachdrücklich geltend. In manchen Landschaften ist die Volksmundart zugleich die Sprache aller mündlichen Verhandlungen, und die Anwendung des Hochdeutschen für die tägliche Gesellschaft ist vielen Einwohnern gänzlich unbekannt. Dies gilt namentlich von der deutschen Schweiz, wo die Mundart auch vor Gericht und im Räte, in Kirche und Schule teilweise noch herrscht, wie viel mehr in der Gesellschaft. Ist der Gegenstand des Gesprächs der Art, daß die Mundart ihn unmöglich bewältigen kann; betrifft es Wissenschaft, Kunst oder andere höhere Angelegenheiten, wofür nur das Hochdeutsche Ausdrücke und Wendungen hat: so ist diese Sitte offenbar ein Uebelstand und wird bisweilen zur Abgeschmacktheit; denn die Mundart muß nun von der Büchersprache leihen und tritt mit Verzerrungen auf, die zu ihrem alten einfachen Gewande, welches ganz andern Zuschnitt hat, durchaus nicht passen. Man darf sich daher nicht wundern, daß in manchen Städten der Schweiz als Sprache der gebildeten Gesellschaft durchaus die französische gilt, da für gewisse Gegenstände der Unterredung eine gebildete Sprache unumgänglich notwendig ist. Ähnliche Uebelstände finden sich in Oesterreich und Bayern. In andern Gegenden, namentlich in Niedersachsen, ist die Mundart die Sprache der vertraulichen Unterhaltung im häuslichen Kreise und unter Freunden, während in allen öffentlichen sowie in dem Umgange mit Bewohnern anderer Provinzen überall das Hochdeutsche gilt. In den meisten Provinzen hat sich die eigentliche Mundart nur auf dem Lande erhalten, während sie in den Städten meistens verdorben ist. (D. Spr. 1, 31.)

Alle deutschen Mundarten unterscheiden sich voneinander und von der hochdeutschen Hauptsprache vorerst durch ihre Lautverhältnisse, sodann durch besondere grammatische Formen, zu welchen letztern Biegungs- und Ableitungsformen, Geschlechtsunterschiede, Gebrauch und Form der Fürwörter, Präpositionen und Bindewörter zu rechnen sind. Diese beiden Erscheinungen, nämlich Lautverhältnis und grammatische Abweichungen bilden den wichtigsten Gegensatz zur hochdeutschen Gesamtsprache, bei dem man sich bestreben muß, beides nie in letztere übergehen zu lassen. Anders verhält es sich mit den jeder Provinz eigentümlichen Wörtern, die Provinzialismen genannt werden, das dritte, wodurch die Mundart sich vom Hochdeutschen unterscheidet. Dergleichen Provinzialismen gehören zwar nicht mit zum Vorrat des Hochdeutschen, bilden aber durchaus keinen Gegensatz zu demselben; denn es ist in der Regel Zufall oder Gewohnheit, wodurch ein Wort das Bürgerrecht in der Gesamtsprache erhält. Der wissenschaftliche Sprachgebrauch vermeidet die Provinzialismen mit Recht, da die wissenschaftliche Darstellung nicht das Gepräge einer besondern Stammeigentümlichkeit tragen soll; die mündliche Umgangssprache hingegen kann solcher Benennungen durchaus nicht entbehren, zumal da es Dinge, Betrachtungsweisen und Verhältnisse gibt, die nur einer einzelnen Provinz bekannt sind und in der Gesamtsprache gar keinen Ausdruck gefunden haben. Selbst die Poesie muß oft zu Provinzialismen ihre Zuflucht nehmen, sobald der Vorrat der Schriftsprache nicht ausreicht, um der Einbildungskraft ganz eigentümliche Anschauungen



und Begriffe vorzuhalten. Gewaltig ist der Einfluß, den der niederdeutsche Sprachvorrat auf das Hochdeutsche zu verschiedenen Zeiten gehabt hat und immer mehr gewinnt, seitdem die Kraft des deutschen Reichs sich dem nördlichen Deutschland zugeneigt hat. Solche niederdeutsche Ansassen sind: dörpel Töpel, nichte (mhd. niftel), schlucht (mhd. sluft), wrack u. a. das Seewesen betreffende Wörter wie flagge, flotte, haven, koje, schöner, takeln, tau, born Brunnen, snuven schnauben, schöpfe Schöppe, snuppe Schnupfen (als Adjekt. im Sinne von einerlei: dat is mi snuppe), schleifen schleppen, stupfel Stoppel, stempfel Stempel, wappen Waffen, odem Atem, turbe Torf, veik fett, gäu Gau, leim Lehm, weibel Feldweibel, nägili Nette; daneben eine Reihe im Hochdeutschen früher nicht bekannte Wörter, z. B. barsch, heute, boot, borke, bulle (Stier), drall, drist, drollig, drönen (Drone), fieder (holunder), geek, knapp (sparjam, faum), kneipe, krumme Brosame, krüppel, küken Küchlein, motte, narwe, schnippisch, schote, spate, sich sputen, strand, topf, über; rappeln, Janhagel, sich boxen, tüdern, harke, kotsate, Kladde, krabbe, pegel, rekeln, ruppig, frägst, frägt, frug. Erzwungen sind Hafer statt Haber, Hufe statt Hube, Schwefel statt Schwebel. Das Anrecht auf Wörterleihe haben eigentlich die oberdeutschen Mundarten; aber man darf jetzt sicher darauf rechnen, daß, wenn ein mundartliches Wort selbst unnützer Weise als Doublette entlehnt wird, die Mode es aus Niederdeutschland holt. Wozu heißt unsere Hauptsprache denn noch hochdeutsch? Ueberhaupt ist es schwer, immer bestimmt anzugeben, welche Wörter in der Gesamtsprache angenommen sind, und welche nicht. Das vierte, wodurch sich die Mundarten voneinander unterscheiden, ist der Sprachgesang, d. h. die Art, wie die gesprochene Sprache rhythmisch und melodisch in höhern und tiefern Tönen, in stärker und schwächer hervorgehobenen Absätzen sich fortbewegt. (D. Spr. 1, 33).

Seit den ältesten Zeiten finden wir in Deutschland zwei Gruppen von Mundarten: oberdeutsche oder hochdeutsche und niederdeutsche oder plattdeutsche. In Wechselbezug mit den beiden Gruppen standen die beiden Hauptsprachen derselben, die hochdeutsche und die niederdeutsche (altsächsische); denn in Niederdeutschland hatte sich ebensogut wie in Hochdeutschland eine bestimmte Form ausgebildet, deren sich die Schriftsteller bedienten. Doch ist in den nördlichen Provinzen immer ein Unterschied zwischen niedersächsischer und flandrischer (jetzt holländischer) Schriftsprache gewesen, und zu einer einzigen, von allen Schriftstellern beobachteten Form ist es in den niederdeutschen Provinzen nie gekommen. Mancherlei Umstände bewirkten, daß die hochdeutsche Form endlich auch in Niederdeutschland Eingang fand, und zwar schon in sehr früher Zeit; denn wir haben aus dem 12. und 13. Jahrhundert Dichter in Niederdeutschland, deren Dichtungen in hochdeutscher Sprache abgefaßt sind, während der umgekehrte Fall, daß ein Dichter aus Hochdeutschland sich der niederdeutschen Sprache bedient hätte, nicht nachzuweisen ist. Unstreitig trug zu diesem Uebergewicht des Hochdeutschen die reiche und kräftige Poesie desselben bei. Die allgemein gepriesenen und gerühmten Dichter Oberdeutschlands wurden nicht nur in ihrer poetischen Form, sondern selbst in ihrer Sprech- und Schreibweise nachgeahmt und gaben den Ton an für Dichter, die eigentlich einer andern Zunge angehörten. Als aber im 15. Jahrhundert der Buchdruck erfunden ward und eine neue Bildung sich ausbreitete, bei der das schriftlich dargestellte Wort gewaltigen Einfluß erhielt, da entstand in Norddeutschland ein Ring- und Wettkampf zwischen der bisherigen niederdeutschen Gesamtsprache und der von Süden her vordringenden hochdeutschen Reichssprache. Man weiß, daß die niederdeutsche Bücherprache allmählich in diesem Kampfe unterlag und sich vor der geistvollen Wettkämpferin zurückziehen mußte, nachdem sie schon längst die alleinige Sprache für die Reichs-Kanzleien gewesen war, da der Sitz des Reiches sich seit mehreren Jahrhunderten fast immer in Hochdeutschland befunden hatte. Sie hatte jetzt kräftige Beihülfe an der neuen Vervielfältigungskunst gefunden, indem die beiden bedeutendsten Druckorte des 15. Jahrhunderts, Augsburg und Nürnberg, sich dieser Kanzleisprache bedienten und zu ihrer Verbreitung die nötigen Hilfsbücher, Briefsteller, Muster-sammlungen, Wörterbücher, erstellten. Nächst Süddeutschland waren es die mitteldeutschen Gegenden, in denen die neue Kanzlei- und Bücherprache Boden gewann. Sicherlich ist Luther nicht der erste gewesen, der diese für literarische Zwecke verwendete. Allmählich, besonders zu Anfang des 16. Jahrhunderts, drang die neue Kanzleisprache auch in das westliche Mitteldeutschland, nach Frankfurt, Mainz, Worms und kräftigte deren Verbreitung, als bald darauf Frankfurt Stapelplatz des deutschen Buchhandels wurde. So blieben

zulezt nur noch zwei Gebiete, die der Gemeinsprache gegenüber an ihrer alten Schriftsprache festhielten: Niederdeutschland und die deutsche Schweiz. (D. Spr. 1, 123.)

Während die niederdeutschen Mundarten ihr Leben weiter, wenn auch auf beschränktem Raume fristeten, erlosch die niederdeutsche Schriftsprache zu Anfang des 17. Jahrhunderts und fand nur noch einen nachgeborenen Pfleger in Johannes Lauremberg aus Rostock (1590 — 1658). — Auch in der Schweiz hielt man neben den allemannischen Mundarten eine allemannische Schriftsprache fest, deren sich die Literaten mit zähem Eifer zu Papier bedienten, namentlich Justinger, v. Tschachtlan, Diebolt Schilling, Gilg Tschudi, Zwingli, und die Uebersetzer der Zürcher Bibel. Jetzt, zur Zeit der Reformation, wo die Muttersprache vielfältig für Gegenstände gebraucht ward, für deren Erörterung man früher die lateinische angewandt hatte, erhielt sie durch die Reformatoren eine schärfere Ausprägung, und vorzüglich wurde Luthers Bibelübersetzung ebensowohl durch den Adel und die Kraft ihres Ausdrucks als durch den Eindruck auf die protestantische Kirche eine bestimmte Regel für den guten Ausdruck, und seit dieser Zeit ist man in allem Wesentlichen nur unbedeutend von der angenommenen Form abgewichen. Ganz falsch ist die Einbildung, die man nach G. D. Spr. 1, Vorw. IX in Stalders Schweiz. Dialektologie findet, als sei die neuhochdeutsche Sprache erst durch Luther geschaffen worden, und er habe die ältere Form durch sein Beispiel verdrängt: den grammatischen Bau der Sprache und das noch jetzt geltende Lautsystem hat Luther durchaus nicht geschaffen; er fand es vielmehr schon vor; nur die Art, wie er dieses Organ anwandte, verschaffte demselben einen Sieg über ältere und bis dahin immer noch im Süden geltende Formen. Ohnehin stammte Luther von Haus aus gar nicht aus dem Meißnischen, sondern wuchs in plattdeutscher Zunge auf und hatte daher das Hochdeutsche mehr aus Büchern gelernt. Noch unrichtiger ist die Behauptung, als sei die niederhochdeutsche Sprache nichts als die veredelte ober-sächsischen Mundart. Man darf nur ein Stück der in D. Spr. 1, S. 93 mitgetheilten ober-sächsischen Mundartproben nachlesen, um alsbald einzusehen, daß das nicht der Fall sein kann. Wer zuerst diese Behauptung aufgestellt hat, ist gewiß ganz unbekannt gewesen mit der eigentlichen ober-sächsischen Mundart und hat die hochdeutsche Sprache der gebildeten Stände im meißnischen Teile von Kursachsen für die ober-sächsischen Mundart gehalten. Im Jahre 1490 erschien zu Leipzig ein Rechtspiegel, der mit großem Fleiß zu Liptzk gecorrigieret und auf die meißnische sprach gedruckt ist. Schon ein halbes Jahrhundert nach Luthers Tode ist seine Autorität in der deutschen Sprache auch bei den Katholiken des Südens durchgedrungen, so daß auch süddeutsche Bücher mehr und mehr ein einheitliches Gepräge nach der ober-sächsischen Regel wenigstens in der Orthographie annehmen. Aber noch im Jahre 1626 verspottet Kaspar Scioppius (aus der Oberpfalz) die Meißner wegen ihrer angeblich feinen Sprache mit dem Satze aus ihrem Munde: Jott jeh euch ein jutes naues Gar, wobei der Mann sein Ohr vielleicht stark nach der Mark Brandenburg gerichtet hatte. Jesen behauptete um 1650, daß man von den vornehmen Frauen in Leipzig das beste Hochdeutsch lernen könne. (G., Die deutsche Literatur 1, 208 f.) Kurz, es war im 18. Jahrhundert Sitte geworden, die Sachsen als die Inhaber der schönsten und zierlichsten deutschen Sprache zu beloben. Den Franzosen galt lange Zeit der Ausdruck von Saxon für soviel als gutes Hochdeutsch. Gottsched und Abelung, welche diese Ansicht besonders in Umlauf brachten, kannten das Ober-sächsische auf keinen Fall hinlänglich genau, da der erstere aus Ostpreußen, der andere aus Pommern gebürtig war, und beide in Kenntnis der Mundarten sich überhaupt nicht auszeichneten. Zuerst aufgestellt aber haben beide jene Behauptung nicht; sie kommt schon in frühern Schriften vor, und der alte Grammatiker Schottel, der lange vor beiden lebte (er starb 1676) eifert bereits gegen die Richtigkeit derselben, indem er sagt: „Die Meißner müssen nicht glauben, daß die reine deutsche Sprache einzig und allein auf ihrem Dialekt beruhe.“ (D. Spr. 1, 124 f.)

Die Ansicht, als sei die neuhochdeutsche Gemeinsprache die veredelte Form irgend einer Mundart, ist überhaupt unrichtig. Es haben allerdings einzelne Mundarten Einfluß auf dieselbe geübt; allein seit ihrem Entstehen ist sie in der Hauptsache ihren Weg für sich gegangen, unabhängig von allen Volksmundarten, so daß sie Formen und Gesetze darbietet, die sich in keiner Mundart in demselben Zusammenhange finden und sich folglich aus keiner erklären lassen. Selbst die nach und nach überhand nehmende Verwandlung älterer Laute in andre braucht nicht durch bestimmten Einfluß einer einzelnen Mundart vor sich gegangen zu sein, sondern scheint in

dem Gange einer jeden Sprache zu liegen. Die holländische (neuniederländische) bietet dieselbe Erscheinung dar; auch hier hat sich das ältere *y* in *ey* verwandelt, ohne daß dieser Wandel einer besondern Mundart zuzuschreiben wäre. Der Unterschied ist nur der, daß im Deutschen die Schreibung sich mit der Aussprache änderte, während die holländische Sprache (wie die englische und französische) die Aussprache veränderte, die alte Schreibweise aber beibehielt. In der Gegenwart hat sich die hochdeutsche Hauptsprache allen Volksmundarten so gegenübergestellt, daß es als unedel und unerlaubt angesehen wird, sich mundartliche Freiheiten herauszunehmen. So beengend dies auf der einen Seite erscheint, ein so unendlicher Vorteil ist es auf der andern Seite für Deutschland, daß es eine einzige Hauptsprache besitzt, die jedem erreichbar und erwerbbar sich gibt. Erst durch dieses gemeinsame Band fühlen wir Deutsche, die einen mehr, die andern minder, unsre gemeinschaftliche Herkunft; auch der deutsche Schweizer empfindet, wenn er Jahre lang unter Nichtdeutschen gelebt hat, etwas von diesem Gefühl beim Eintritt von undeutschem Gebiet auf deutsches, z. B. sächsisches; es wird ihm ums Herz, wie wenn er zu Landsleuten käme. Da die gemeinsame hochdeutsche Hauptsprache die Trägerin der gemeinsamen Literatur, mithin gemeinsamer Ideen und Ansichten bildet, so ist sie das Hauptwerkzeug aller neuern deutschen Bildung in Poesie und Wissenschaft geworden. Wäre der Sieg dieser allgemeinen Sprache nicht durchgerungen worden, so würden eine Menge Provinzialsprachen entstanden sein, die ein kümmerliches Leben geführt und eine spärliche Literatur zutage gefördert hätten. Es ist keineswegs Vorteil für eine kleine Völkerschaft, eine eigene Hauptsprache zu haben, die sich als besondere Mundart doch immer in engen Grenzen bewegt, eine freiere Entwicklung des Volkslebens und der höhern Bildung eher hemmt als fördert und an dem Verfall der mündlichen Sprache auch mit Anteil nehmen muß. Wie kümmerlich steht die neuere Literatur Hollands gegen die deutsche da! Kein Wunder, wenn in Holland die französische Literatur beinahe an die Stelle der einheimischen trat, wie dies auch in der Schweiz zu geschehen drohte, da diese sich nach der Reformation gegen die Annahme der allgemeinen Schriftsprache lange Zeit sperrete. Während diese durch die Reformation ausgeprägte Sprachform in den nördlichen deutschen Ländern festen Fuß faßte und dort die alte niederländische Bachersprache verdrängte, behielten die süblichern Gegenden, namentlich Bayern, Oesterreich und die Schweiz die früher übliche Form in manchen Stücken bei, und nur nach und nach überwältigte die immer edler und frischer sich zeigende Sprache der übrigen Lande die Dichter und Schriftsteller des katholischen Bayerns und Oesterreichs und der fast französisch gewordenen Schweiz. (D. Spr. 1, 125 f.)

Es ist oft die Frage aufgeworfen worden, wo das Hochdeutsche am besten gesprochen werde. Wie früher auseinandergelegt wurde, gibt es beim Sprechen drei Berrichtungen, die dabei stets sich vereinigen: die Aussprache, die Verwendung der treffenden Wörter, das eigentliche Reden. Gewöhnlich will man mit jener Frage nur die beste Aussprache erfahren, da diese am offensten zutage liegt und jeder gerne hierüber bestimmte Regeln hätte, wenn er sich auch nicht gerade nach denselben richten mag.

Früher war man sehr bald mit der Antwort fertig; Sachsen, vorzugsweise das Amt Meissen sei der Sitz des besten Deutsch. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß damit nicht die oberländische Mundart gemeint sein konnte, sondern das Hochdeutsch, dessen die gebildeten Stände in Sachsen bezw. Meissen als Gesellschafts- bezw. Umgangssprache sich bedienten. In neuerer Zeit ist diese Behauptung als geradezu lächerlich bestritten worden; „allein“, sagt G., dessen Ansicht hier von großem Gewicht ist, „mit Unrecht; denn vormals wenigstens hatte die Sache ihre volle Wichtigkeit: man sprach wirklich in Sachsen das beste Hochdeutsch, da es in andern oberdeutschen Ländern gar nicht gesprochen wurde.“ Ich weiß nicht, durch welche Verkettung der Umstände es gekommen ist, daß die gebildeten Stände in Obersachsen sich schon seit vielen Jahrhunderten nie der eigentlichen Volksmundarten bedienten, wie das doch in andern deutschen Gegenden der Fall war. Genug, man hat dort von jeher eine Sprache gesprochen, die der Hochdeutschen am nächsten kommt. Kamen also Deutsche aus andern Provinzen nach Sachsen, so hatten sie ganz recht zu behaupten, daß hier das Hochdeutsche am besten gesprochen würde, da sie es sonst nirgends gehört hatten und hier dasselbe sogar als Familiensprache hörten. Allein ganz falsch ist die überlieferte Tradition, als spreche man in Sachsen ein sehr schönes und reines Hochdeutsch; denn man spricht es im Gegenteil sehr schlecht und ohne Charakter. Die Einbildung, daß ihr Land die Heimat des Hochdeutschen sei, hat die Bewohner so eitel gemacht, daß sie sich gar nicht bequemen wollen,

sich etwas mehr zusammenzunehmen, sondern im Gegenteil die Sprechweise der Süddeutschen, die oft natürlicher, kräftiger, besser und reiner von Lokaltinten ist, als sehr schlecht ansehen.

Sobald sich der Franke, der Schwabe, der Allemanne ernstlich vornimmt, hochdeutsch zu reden, so spricht er in der Regel ein sehr gutes Deutsch, mit Leben und Fülle, ohne Ziererei und doch mit Vermeidung alles Mundartlichen. In den Landschaften dieser Volksstämme ist doch die alte Heimat des Hochdeutschen, und wenn der Gebrauch des Hochdeutschen in denselben immer mehr überhand nimmt, wird man diese Aussprache der meißnischen weit vorziehen. Freilich wird man immer dem Franken, dem Schwaben, dem Allemannen sein Vaterland anhören. Allein allgemeine und strenge Reinheit der Aussprache, fern von jedem Anklang der Heimat, ist eine bloße theoretisch-abstrakte Forderung, die nie in Erfüllung gehen kann; hat man doch selbst in Frankreich, wo man schon viel länger an der Einheit der Aussprache arbeitet, das erwünschte Ziel noch lange nicht erreicht. (D. Spr. I, 129 f.)

In Niederdeutschland stellt sich die Sache etwas anders dar. Da dort seit der Reformation die niederdeutsche Haupt- und Gemeinsprache verschollen ist und das Hochdeutsche deren Platz erobert hat, so muß das Hochdeutsche, diese halbfremde Literatursprache, wo man darauf ausgeht, erst erlernt werden, sei es in Haus oder Schule der Gebildeten; denn vom Volke wird plattdeutsch geredet. Dieses gelernte Hochdeutsch wird mehr oder weniger dem Buchstaben gemäß, also reiner ausgesprochen als in Oberdeutschland. Allein man hört es den Leuten daselbst an, daß dies eine gelernte Sprache ist, daß sie das Plattdeutsche mit dem Herzen, das Hochdeutsche nach dem Buche sprechen. Zu Hause, auf dem Markt, unter seinesgleichen spricht der Niedersächse platt; das Hochdeutsche wird für vornehmere Veranlassungen gespart und kommt deshalb auch oft sehr vornehm heraus. Trägt er nun die Aussprache des Niedersächsischen auf das Hochdeutsche über, (z. B. stoß, stein, Sarch, lach, schluch, Swein), das nun einmal andern Gesetzen und Neigungen folgt, so wird seine hochdeutsche Sprache unhochdeutsch, unrein, nur daß sie zierlicher klingt, und behauptet er gar, sein Hochdeutsch sei das wahre, und das Oberdeutsche müsse sich nach demselben richten, so beweist er, daß er weder Entstehung noch Ausbildung und Organismus der hochdeutschen Sprache kennt. Was das Syntaktische betrifft, so wird begreiflich in Niedersachsen ebenso wenig gut geredet als in Süddeutschland. Dort kommt man besonders mit dem Gebrauch der Kasus, namentlich des Pronomens in Verlegenheit, hier mit dem Gebrauche der Formen des Verbuns. Was aber den Gebrauch des ganzen Wortvorrates anbelangt, so hängt derselbe mehr von der Bildung überhaupt ab als von irgend einer Provinz.

Auch die deutschen Bewohner der russischen Ostseeprovinzen lobt man ihres guten Deutschen wegen, und dieses Lob ist sehr wohl begründet. Dort wurden die früheren Bewohner Livon, Letten und Esten von deutschen Rittern unterjocht und zu Leibeigenen gemacht, die das Land für ihre deutschen Herren bebauen mußten. Unter und neben ihnen siedelten sich die Sieger, deutsche Edelleute, Bürger und Bauern, an, die meistens aus Norddeutschland stammten und daher niederdeutsch sprachen. Noch als Herder in Riga war, sprachen viele Deutsche daselbst platt; man predigte und lehrte platt. Bald nachher starb die niederdeutsche Sprache in den Ostseeprovinzen aus; denn die Gebildeten eigneten sich die hochdeutsche Sprache an und sprachen sie rein und dialektlos, ebenso der Bürgerstand. Da er sie nun von Jugend auf als seine Muttersprache betrachtet, so spricht er sie mit der Wärme des Oberdeutschen und mit der Eleganz und Reinheit des Niederdeutschen. (D. Spr. I, 130 f.)

Was seither in dem Bestreben, das Hochdeutsch zu verbreiten und einheitlich zu gestalten, von beruherer und unberuherer Seite in Deutschland geschehen ist, hat G. nicht mehr erlebt und braucht daher hier auch nicht weiter besprochen zu werden.

## Literatur-Verzeichnis.

## a. Handschriften.

1. Biographische Notizen über M. Johann Götinger, Pastor zu Burgstädt 1658—1699.
2. " " " M. Joh. Friedr. G., P. in Wechselburg 1685—1754.
3. " " " Justina Susanna G., T. des Joh. G.
4. " " " M. Franz Aug. G., P. zu Wechselburg, S. des M. Joh. Friedr. G.
5. " " " M. Christ. Gollmiker, P. zu Niederglauchä 1717 und Struppen 1733. Taufschein desselben 1739.
6. Lebenslauf des M. Johann Carl G., treufließigen Pastors allhier in Sebnitz 1731—1790. 8 Seiten (unvollständig).
7. Lebenslauf der Frau Pastorin Christina Friederika G. geb. Gollmikh, Witwe des P. Joh. Carl G.
8. " " " Charlotte G. geb. Vielitz 1767—1811. 3 S.
9. Brief des neuerwählten Diakon M. W. Lebrecht G. an seine Eltern vom 5. II. 1788.  
Nr. 1—9 sind mir 1890 von Herrn Max G., Uhrmacher in Basel, zur Einsicht geliehen worden.
10. Briefe M. W. Götingers an Jos. Bergmann, Custos der k. k. Ambrosianischen Sammlungen in Wien 1839, 1841, 1854.
11. Briefe M. W. Götingers an Karl Justus Blochmann in Dresden 1829, 1839.
12. " " " an seinen Bruder Karl Wilh., Kaufmann in Dresden 1813—1840.
13. " " " an Rektor Mörktofer in Frauenfeld 1835—1856.
14. " " " und Wehrlis an Pfr. Joh. Kirchofer in Schaffhausen 1827—1854.
15. " " " an Ludwig Umland in Tübingen 1835, 1855, vgl. Uhlands Leben von seiner Witwe 1874.
16. " " " an verschiedene Verleger 1826—1855.
17. " " " an Prof. Wilh. Wackernagel in Basel 1836—1856.
18. " " " an Moritz Ferdinand Weidauer, P. in Buchholz bei Annaberg.

## b. Autographischer Druck.

Götinger-Fest, 1886—1887, in den „Bergblumen.“ Illustr. Blätter der Sektion Strehlen des Gebirgsvereins für die Sächsisch-böhmische Schweiz. Zwangslose Sektionszeitung. Strehlen 1886, 1887. Kl. 4°.

19. Inhalt von Nr. 8. S. 1: Aussicht von der Thurmsdorfs-Naundorfer Wegsäule nach dem Königs- und Lilienstein. — Fig. 2. Kirche in Hohnstein zu L. Götingers Zeiten. — Fig. 3. Kirche in Lohmen bei Pirna. — Fig. 4. M. Wilh. Lebrecht G., Pastor zu Neustadt. — Fig. 5. Titel der Chronik von Sebnitz von W. L. G. — Fig. 6. Am Bärengarten und Hohnstein Schloß. — Fig. 7. Widmungsvers der Bergblumen. — Fig. 8. Das alte Hospital in Neustadt.
20. — S. 2 oben: Das Geburtshaus W. L. Götingers, die Pfarre zu Struppen bei Königsstein, erbaut Anno 1748. — Unten: Kirche zu Struppen.
21. — S. 3: Das alte Pfarrhaus zu Sebnitz.
22. — S. 4: Kirche zu Sebnitz.
23. — S. 5: Pfarrhaus zu Hohnstein, wo W. L. G. seine Chronik der Stadt Sebnitz schrieb. (Titel derselben nachgebildet.)
24. — S. 6 oben links: Die alte Kirche zu Neustadt, rechts: Götingerturm bei Neustadt, 25 Meter hoch, erbaut von der Sektion zu Neustadt. Unten: G.'s Sterbehäus, die Pfarre zu Neustadt.
25. — S. 7 oben: G.'s Grab in Neustadt nebst Inschriften (Gdr. 13, 7). Unten: Denkstein am Götinger-Turm.
26. — S. 8: Die am 12. September 1886 eingeweihte Götinger-Höhle (Diebsteller) am Fuß des kleinen Bärensteins.
27. Inhalt von Nr. 11. S. 4 oben links: Die Kirche zu Sebnitz mit dem alten Friedhofe, wo die Götinger-Eiche am 7. Nov. 1886 gepflanzt wurde. — Rechts: Denkmal des Vaters W. L. G. —

Unten: Festversammlung in Sebnitz. Pflanzung der Eiche. Porträts der Redner: Pastor Zentsch und Direktor Ohnesorge.

28. Zweiter Jahrgang Nr. 8 vom 16. August 1887. S. 57: Der Festzug kommt! Eine Erinnerung an den 31. Juli 1887 zu Hohnstein. — S. 60 und 61: Das Gözinger-Denkmal, Medaillon-Porträt G.'s am Wege durch den Bürgarten zu Hohnstein
29. vom Bildhauer Fr. Heynert in Spandau. — Einzelblatt: Die ersten Beschreiber der Sächsischen Schweiz: W. L. Gözinger, Pfarrer zu Neustadt (1758—1818); Dir. Carl Heinrich Nicolai, Pfarrer zu Lohmen (1739—1823).

### c. Gewöhnlicher Buchdruck.

30. Die gerechte Sache der einstweiligen Emigration eines Geistlichen bey vorwaltender Unsicherheit seiner Person im Kriege gegen unerhebliche Einwürfe verteidiget und bewiesen von M. Johann Carl Goezingern Pfarrer bey der Stadt und Kirchfarth zu Sebnitz, wie auch der löbl. Societät der Christl. Liebe und Wissenschaften zu Dresden Mitgliede. Pirna, bey Gottlob Wilhelm Schuffenhauer 1779. 22 Seiten. 4<sup>o</sup>.

Diese Schrift, die sich in einem Sammelbände (Hist. Saxon. c. 1212, Nr. 15) vorfindet, habe ich den 4. März 1890 aus der Kgl. Oeffentlichen Bibliothek zu Dresden zur Einsicht bekommen. — Die übrigen Schriften des Verfassers stehen verzeichnet bei Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen Schriftsteller. Bd. IV, Spz. 1804. S. 275 ff.

31. Geschichte und Beschreibung des Chur-sächsischen Amts Hohnstein mit Lohmen, insbesondere der unter dieses Amt gehörigen Stadt Sebnitz, von M. Wilh. Leberecht Gözinger, des Predigtamts Kandidat. Freyberg bei Carl Cratz. 1786. 8<sup>o</sup>.
32. Beyträge zur Pfarr-Historie in Struppen, Pirnaischer Diöces in den Analecta Saxonica Mai 1766 erste Helfte. Dresden, George Koch.
33. Schandau und seine Umgebungen oder Beschreibung der sogenannten Sächsischen Schweiz von M. Wilh. Leberecht Gözinger, Diaconus zu Neustadt bei Stolpen. Nebst 8 Kupfern und einer Reisecharte. Waizen, gedruckt bei G. G. Monse 1804. 8<sup>o</sup>. 400 Seiten. 2. Aufl. Dresden, Beger 1812 550 Seiten. 8<sup>o</sup>.

Auf den Kupfern sind abgebildet: 1. S. 242: Der Kuhstall. — 2. S. 284: Das Tor am Prebisch Grunde. — 3. S. 290: Der Prebisch-Steigel. — 4. S. 304: Der Kleinstein. — 5. S. 330: Lichtenhahn. — 6. S. 332: Ansicht von Ostta, mit dem Falkenstein und Schramstein. — 7. S. 346: Die Girschnähle. — 8. S. 360: Partie aus dem Bieler Grunde bey Rosenthal.

Die Karte hat den Titel: Topo- und Petrographische Reisekarte durch die Meißnischen Kemter Hohnstein und Lohmen und einen Teil der Kemter Pirna und Stolpen oder die sogenannte Sächsische Schweiz. Entworfen von M. W. L. Gözinger [gestochen von Key]

34. Wegweiser durch die Sächsische Schweiz, aufgestellt von C. H. Nicolai, Prediger in Lohmen. Pirna, G. Pinther 1801. 12<sup>o</sup>. 128 Seiten mit einer Reisecharte.
35. Jahrbuch des Gebirgs-Vereins für die Sächsisch-böhmische Schweiz. Herausgeg. von S. Ruge. III. Mit dem Bildnis Gözingers. Dresden, Druck von Meinhold & Söhne, Oktober 1887. 8<sup>o</sup>.
36. Inhalt: S. 1—18: W. L. Gözinger. Von Dir. Fr. Ohnesorge. — S. 10—37: Rede auf Gözinger. Gehalten bei der Jubelfeier in Hohnstein am 12. September 1886 von Prof. S. Ruge. — S. 38—46: Flugblätter, das Leben W. L. G.'s betreffend, nämlich:
37. 1) Opfer kindlicher Liebe bei der ehelichen Verbindung unsers guten Vaters, Herrn M. W. L. G., Pastors, zu Neustadt bei Stolpen, mit Frau Sophie Caroline Wilhelmine, verw. Pastor Braß, geb. Ziebig, dargebracht von zärtlich liebenden Kindern: Charlotte Wilhelmine, Friedrich Wilhelm, Carl Wilhelm, Ernst Wilhelm, Max Wilhelm G. Neustadt bei Stolpen, am 2. März 1813. Dresden, gedruckt bei Carl Gottlieb Gärtner 1813. (Gedicht.)
38. 2) Dem Andenken ihres unvergeßlichen Lehrers und Freundes Herrn M. W. L. G., verdienstvollen Oberpfarrers zu Neustadt bei Stolpen, gewidmet von seinen Freunden und Verehrern (folgen 22 Namen). Er starb am 23. Apriltag 1818. Pirna. (Gedicht.)
39. 3) Sr. Hohehrwürden Herrn M. W. L. G., treuerdienten Pastori in Neustadt, am Tage seiner Bestattung, den 26. April 1818, gewidmet von den sämtlichen Mitgliedern des dasigen Stadtraths als Verehrern und Freunden des Hingeshiedenen. Pirna. (Gedicht.)
40. 4) Rundgesang in der prächtigen Kuhstall-Höhle der sogenannten Sächsischen Schweiz zu singen. Diese von G. bearbeitete zweite Fassung weicht nicht wenig von der ersten in seinem „Schandau“, Waizen 1804 S. 261 ff. gedruckten ab.

41. Fest-Programm zur Göhinger-Feier in Sebnitz am 7. November 1886. Inhalt: I. Ode zur Pflanzung der Göhinger-Eiche. Gesungen vom Sängerbunde. Mel.: Integer vitae. Rede des Herrn P. Jentsch. Pflanzung der Eiche. Schluß der Ode. — II. Göhingerlied. Festrede des Vorsitzenden des Gebirgsvereins. Rundgesang in der Kuhstallhöhle von M. W. L. G. — III. Concert des Sängerbundes.
42. Göhinger-Feier in Sebnitz. Bericht im „Grenzblatt“ 1886 Nr. 131 vom Dienstag den 9. Nov. — Festrede von Herrn Schuldirektor Ohnesorge. Nr. 132 vom Donnerstag den 11. Nov. — Fortsetzung in Nr. 133. — Schluß in Nr. 134 vom Dienstag den 16. November.
43. Ueber Berg und Thal. Organ des Gebirgsvereins für die Sächsisch-böhmische Schweiz. 9. Jahrgang 1886. Dresden, Meinhold und Söhne. 4<sup>o</sup>.

Nr. 8. Sonntag den 15. August. Max Wilh. Vebrecht Göhinger, von Julius Mizbach in Reustadt. — Nr. 9. 15. Sept. Göhinger-Jubiläumsfeier am 12. Sept. 1886. — Nr. 11. Göhinger-Gedächtnisfeier in Sebnitz am 7. November 1886.

44. Nekrolog über M. W. Göhinger von Carl Stahl, Reallehrer, im „Tageblatt“ für den Kanton Schaffhausen, Oktober 1856, 2 An.
45. Nekrolog über M. W. G. von [seinem Amtsnachfolger] Prof. Dr. Ludwig Frauer in der „Allgem. Schul-Zeitung, vornehmlich für das Volksschulwesen.“ Begründet von Dr. Ernst Zimmermann. Fortgesetzt von seinem Bruder Karl Zimmermann. Jahrg. 1856. Darmstadt, R. W. Leske 1856 in 4<sup>o</sup> (zweispaltig). Mittwoch, 5. Nov. Nr. 89. Spalte 713.
46. Lebensskizze M. W. G.'s von Eduard Köhler in der Zeitschrift: „Die Real- und Bürgerschule.“ Organ zur Besprechung der deutschen Real-, Bürger- und Töchterschulen. Herausgeg. von Carl Vogel, Friedrich Körner, C. Klauwig. Neue Folge. 1. Jahrg. 1859. 12 Hefte. Lex. 8<sup>o</sup>. Lpz. Spamer. 384 Seiten. Der Aufsatz über G. findet sich im Januar- und Februarheft.

Köhler 1795–1800 stammte ebenfalls aus dem Erzgebirge, mußte eine schwere Jugendzeit durchmachen, bezog 1814 die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studieren und fand 1821 eine Lehrstelle zu Orbe im Waadtlande später ward er Konrektor zu Annaberg und erlebte noch schwierige Jahre in seinem Alter. Mit G. verkehrte er eigentlich kaum direkt; er besuchte ihn einmal in Schaffhausen und ging in seiner Begleitung zum Rheinfluss, wechselte mit ihm ein einziges Mal einen Brief. Dagegen durchsuchte er mit großem Fleiße G.'s Briefe, die dieser an seine Freunde schrieb, und ließ sich von der Witwe G.'s eine Menge Einzelheiten erzählen. Wäre ihm sein Vorhaben, G.'s Leben und Wirken zu schildern, früher bewußt gewesen, so hätte er von dessen Freunden Weidauer und Schumann eine Menge Mitteilungen erhalten. Seine biographische Skizze, auf wie fleißigen Studien sie auch beruhen mag, entbehrt stellenweise die nötige Vorsicht und ertete in der Familie des Gefeierten nicht den von ihm erwarteten Beifall. Ueber Köhler handelt ein Artikel von Senfel in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädag. II. Abt. 1862, Heft 8, S. 400–413.

47. Ein Artikel über G. in der Allgem. Encyclopädie von Ersch und Gruber. Sect. I. Theil 73. Lpz. 1861. S. 15 f.
48. Ein anderer Artikel über G. von Ernst Göhinger in der Allgem. Deutschen Biographie. Bd. 9, Lpz. 1879. S. 516–517.
49. Jahresbericht über das Gymnasium zu Budissin (Bauken) auf das Schuljahr 1863–1864. Womit zu der am 17. und 18. März (1864) zu haltenden öffentlichen Prüfung aller Classen und der am 20. März stattfindenden Gedächtnisfeier des Dr. Gregorius Nüttig im Namen des Lehrercollegiums ehrenbietigst und ergebenst einladet der Rector Prof. Dr. Friedrich Palm. Voran steht eine Abhandlung von Gymnasiallehrer Dr. Schubart: Zur Geschichte des Gymnasiums in Budissin II. Budissin 1864. Gedruckt bei Ernst Moritz Mause. 4<sup>o</sup>.

### Max Wilh. Göhingers Werke.

50. Die Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre in Regeln und Aufgaben für die ersten Anfänger v. M. W. G., Lehrer am Gymnasium zu Schaffhausen. Theil I.  
1. Aufl. (Vorrede: Dresden, den 14. Juli 1824) Lpz. Joh. Fr. Hartnoch 1825. Kl. 8<sup>o</sup>. — 2. völlig umgearbeitete Aufl. Ebd. 1828. XII und 241 S. — 3. Aufl. Ebd. 1835. XX und 254 S. — 4. Aufl. Ebd. 1842. 11 $\frac{1}{2}$  Bogen (Vorrede: Geschrieben auf einer Reise zu Annaberg 13. Okt. 1841). — 5. Aufl. Ebd. 1845. 17 $\frac{1}{4}$  Bogen. — 6. Aufl. Ebd. 1850. 247 S. — 7. Aufl. Ebd. 1855. 247 S. — 8. Aufl. 1858. 247 S. — 9. Aufl. Ebd. 1861. 247 S. — 10. Aufl. Ebd. 1865. 247 S. — 11. Aufl. Ebd. 1870. 247 S. — 12. Aufl. durchgesehen und berichtigt von Ernst Göhinger. Ebd. 1873. 247 S. — 13. Aufl. besorgt von Johannes Meyer. Aarau, H. R. Sauer-

- länder 1881. XII und 266 S. — 14. vermehrte und verbesserte Aufl. besorgt von demselben. Preuß. Orthographie nach Duden. Ebd. 1898. XIV und 333 Seiten.
51. Eine ausführliche Besprechung der ersten Aufl. in sehr empfehlendem Sinne erschien in der Jenaischen allgem. Literatur-Zeitung XXII. Jahrg. 1825, Dez., Nr. 239. S. 470.
- Theil II. Die Anfangsgründe der deutschen Rechtschreibung und Satzzeichnung in Regeln und Aufgaben v. M. W. G., Lehrer der deutschen Sprache in Hofwyl. (Vorrede: Hofwyl den 1. Dec. 1826). Lpz. Joh. Fr. Hartknoch 1827. XII und 128 S. — 2. Aufl. Ebd. 1831. XVI und 126 S. — 3. Aufl. Ebd. 1837. 6 Bog. — 4. Aufl. Ebd. 1850. — 5. Aufl. Ebd. 1854. — 6. Aufl. Ebd. 1863. VIII und 133 S. — 7. Aufl. Narau, H. R. Sauerländer. — 8. der preussischen Orthographie angepasste und verbesserte Aufl., besorgt v. Fr. Kradolfer und Johannes Meyer. Ebd. 1901. XV und 128 S. — 10. Aufl. Ebd. 1911. VII und 127 S.
52. Erläuterungen zu der kleinen Gözingerschen Grammatik nebst Andeutungen über die Behandlung des Unterrichts in der deutschen Sprache überhaupt v. C. Stahl, Reallehrer. Auf Veranstaltung des Wohlthät. Erziehungsrathes dem Druck übergeben. Schaffh. Gedruckt bei Murbach und Gelzer 1861. 8°. IV und 50 S.
53. Deutsche Sprachlehre für Schulen v. Maximilian Wilhelm Gözinger, Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium zu Schaffhausen.
1. Aufl. (Vorrede: Schaffh. den 18. Mai 1827). 2 Abtheilungen in einem Band. Narau, H. R. Sauerländer 1827. Erste Abth.: Theorie der Sprache XVI und 299 S. Zweite Abth.: Praktische Aufgaben zur Einübung der deutschen Sprachlehre. 180 S. Ebd. 1827. gr. 8°. Beide Theile zus. 1 Thlr. — Zweiter Abdruck mit Erläuterungen und Auslösungen der schwierigsten Aufgaben. Ebd. 1830. — 2. völlig umgearbeitete Aufl. v. M. W. G., Lehrer an der Realschule zu Schaffh. Ladenpreis 1 fl. rhein. Ebd. 1833. XXIII und 501 S. (Hier und in allen folgenden Aufl. machen die Übungsaufgaben nicht mehr einen besondern Teil aus, sondern sind gleich nach den entsprechenden Regeln eingeschaltet). — 3. Aufl. Ebd. 1835. — 4. Aufl. Ebd. 1838. 5. Aufl. Ebd. 1842. — 6. Aufl. Ebd. 1845. — 7. verbesserte Aufl. Ebd. 1850. XV und 494 S. — 8. verbesserte Aufl. Ebd. 1855. XV und 484 S. — 9. verbesserte Aufl. Ebd. 1860. XV und 481 S. — 10. Aufl. überarbeitet von Ernst Gözinger. Ebd. 1868. XII und 468 S. — 11. mit der zehnten gleichlautende Aufl. von demselben. Ebd. 1875. XII und 468 S. Preis 2 Mark.
54. Pausler, Lehrer an der Kgl. Sächs. Militär-Bildungsanstalt, Gözingers deutsche Sprachlehre in tabellarischer Uebersicht. Dresden 1843.
55. Deutsche Sprache und Literatur, Auffass G.'s in R. F. Bollrath Hoffmanns Werk: Deutschland und seine Bewohner. Bd. I (Stuttg. 1834), S. 648—699. Deutsche Sprache und Literatur von M. W. G. Dies ist der erste Entwurf zu dem folgenden großen Werke:
56. Die deutsche Sprache und ihre Literatur. Von Max Wilhelm G., Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Gymnasium zu Schaffhausen.
- Bd. I. Die deutsche Sprache. Theil 1 (Vorrede: Schaffh. 9. Jenner 1837). XXIV und 834 S. (die Laut- und Wortlehre enthaltend). Theil 1 Stuttg. Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung 1836. — Theil 2 (Vorrede: Schaffh. 7. Okt. 1839). XVIII und 705 S. Ebd. 1839. (Satzlehre, Stillslehre, Verslehre).
- Bd. II. Die deutsche Literatur von M. W. G., Professor der deutschen Sprache und Literatur am Collegium zu Schaffh., Lehrer am Gymnasium daselbst. Th. 1 Ebd. 1844 (Rest der Aufl. Wilh. Nüßling in Stuttg.). (Vorrede: Schaffh. den 17. Sept. 1844). XII und 636 S. (Einkleitung. Die altdeutsche Nationalliteratur. Die Literatur von Ausbreitung des Buchdrucks bis 1740. Die neuere Literatur bis zu Schillers zweiter Periode).
57. Lieder Garten. Gedichtsammlung für niedere Schulen in 3 Abtheilungen. Herausgeg. von M. W. G. Schaffh. Brodtmannsche B. Lpz., J. L. Herbig. Druck von Fridolin Schmid in Glarus 1842. IV und 342 Seiten. 8°. 1 Thlr. — 2. veränderte Aufl. Lpz., Joh. Friedr. Hartknoch 1855 (Druck von F. A. Brockhaus in Lpz.). XVI und 248 Seiten. — M. W. G.'s Lieder Garten. Gedichtsammlung für Schule und Haus. 3. Aufl. besorgt von Johannes Meyer. Narau, H. R. Sauerländer 1882. XX und 260 Seiten (mit Nachweisungen der Quellen zu den Gedichten).
58. Dichter Saal. Auserlesene deutsche Gedichte zum Lesen, Erklären und Vortragen in höheren Schulanstalten. Nach den Dichtern geordnet und herausgeg. von M. W. G. Lpz., Joh. Friedr. Hartknoch



1832. 35 $\frac{1}{2}$  Bogen. 8°. 1 Thlr. 8 gr. — 2. Aufl. Ebd. 1840. 50 Bog. 1 Thlr. 12 gr. — 3. Aufl. Ebd. 1845. 47 Bog. 1 Thlr. 15 gr. — 4. Aufl. Ebd. 1850. 755 S. 1 Thlr. 10 gr. — 5. Aufl. Ebd. 1856. 690 S. 1 Thlr. 10 gr. — 6. Aufl. Ebd. 1862. 680 S. 1 Thlr. 10 gr. — 7. Aufl. durchgesehen und vermehrt von Ernst G. Ebd. 1870. XVI und 685. — 8. Aufl. durchgesehen und vermehrt von G. G. Aarau, H. R. Sauerländer 1889. XV und 689 S.
59. Deutsche Dichter, erläutert von M. W. G., Lehrer an der Realschule in Schaffhausen. Lpz. J. Fr. Hartknoch. Zürich bei Ziegler & Söhne. Gedruckt bei Franz Hurter in Schaffhausen. Theil I 1830. 14 $\frac{1}{2}$  Bog. 2 Thlr. 12 gr. Theil II 1832. 38 Bog. 2 Thlr. — 2. Aufl. Lpz., J. Fr. Hartknoch, Theil I 1844. 47 $\frac{1}{2}$  Bog. 3 Thlr. Theil II 1846. 37 $\frac{1}{2}$  Bog. 2 Thlr. — 3. vermehrte Aufl. Ebd. Theil I 1857. XXIII und 775 S. Theil II. VIII und 630 S. Ausgabe letzter Hand besorgt von Ernst G. — 4.
60. Deutsches Lesebuch für Gymnasien und Realschule. Eine Auswahl von Prosa-Stücken und Dramen. Erster Theil. Für die untern Classen. Schaffh., Hurtersche B. 1852. XII und 507 S. Zweiter Theil. Für die mittlern und obern Classen. Mit 3 Holzschnitten und 2 Stahlstichen. Ebd. 1852. XV und 620 S. Basel (Schweighauser.)  
Besprechungen. Von W. Bangbein in Magers Pädagog. Revue. Bd. 33. Zürich 1853. S. 75. Von A. Steudener in Herrigs Archiv, Bd. 13, S. 326.
61. Frauer Ludw., Die Verwendung des deutschen Lesebuchs für den deutschen Unterricht in Gymnasien und Realschulen. Nachgewiesen an G.'s Lesebuch. Ebd. 1861. 8°. II und 106 S.
62. Stylschule zu Uebungen in der Muttersprache. Eine Sammlung stufenmäßig geordneter Aufgaben und Arbeitsentwürfe für höhere Anstalten von M. W. G. Erster Theil. Schaffh., Fr. Hurtersche B. 1854. XII und 224 S. — Zweiter Theil. Ebd. 1855. VIII und 420 S. — 2. verbesserte Auflage. Theil I. Ebd. 1861. XII und 224 S. 8°. — Theil II. Ebd. 1867. XVI und 440 S. 8°.  
Besprochen von A. Schubart in Magers Pädag. Revue. Bd. 43. Zürich 1856. S. 57—59.



# Ein Sparerlaß aus dem Kloster Salem von 1481.

Von

Dr. Hermann Baier.

In einem so großen Wirtschaftsbetriebe, wie ihn die Abtei Salem darstellte, konnte es nicht ausbleiben, daß gelegentlich zu viel Arbeitskräfte eingestellt wurden und daß Vergünstigungen, die man dem einen aus persönlichen Gründen verwilligt hatte, unbesehen auf seine Nachfolger übertragen wurden. So stand schließlich der Aufwand in keinem Verhältnis mehr zum Ertrag, und so erklären sich die Vorschläge, die der Bursfierer 1481 dem Abt zur Genehmigung unterbreitete. Ob sie in Kraft gesetzt wurden, vermag ich nicht zu sagen.

Ich glaube, es wird viel zur Veranschaulichung beitragen, wenn ich aus der ältesten erhaltenen Bursamtsrechnung von Georgi 1489 bis Georgi 1490 eine Zusammenstellung der gedungenen Arbeitskräfte gebe.

1) Steinmeyer: Kaspar Stainmeyer, Bruder des Meisters, wird gedungen für 12 $\frac{1}{2}$  lb., 2 Weiß- und 2 Gastbrote sowie 2 Maß Wein bis Gallustag; von da ab erhält er nur 1 Weiß- und 3 Gastbrote und 1 Maß Wein.

Meister Hans arbeitet bis Jubilate 23 Tage für 17  $\beta$  3  $\mathcal{S}$  und die Maurer 96 Tage für 16  $\mathcal{S}$ , der Lernknecht 21 Tage für 1 lb., die Handknechte 96 Tage für 6  $\mathcal{S}$ ; bis Mariä Geburt arbeitet der Meister 56 Tage für 2 lb. 2  $\beta$ , die Decker 90 Tage für 18  $\mathcal{S}$ , die Maurer und Steinhauer 76 $\frac{1}{2}$  Tage für 16  $\mathcal{S}$ , des Bläsis Sohn 23 Tage für 1 lb. 3  $\beta$  und die Handknechte 197 Tage für 7  $\mathcal{S}$ . Von da bis zum Nikolaustag arbeitet der Meister 56 Tage für 2 lb. 2  $\beta$ , die Knechte bis Gallustag 75 Tage für 16  $\mathcal{S}$ ; für Winterlohn (12  $\mathcal{S}$ ) arbeiten sie 155 Tage, die Handknechte bis Gallustag 160 Tage für 7  $\mathcal{S}$ , von da bis Nikolaustag 108 $\frac{1}{2}$  Tag für 5  $\mathcal{S}$ ; endlich arbeiten 2 Knechte bis Weihnachten 37 $\frac{1}{2}$  Tag für 9  $\mathcal{S}$  und der Tuler 9 Tage.

Von Weihnachten ab wird der Meister auf ein weiteres Jahr gedungen. Er bekommt für jeden Arbeitstag 9  $\mathcal{S}$ , ferner zu Jahrlohn 3 lb., 5 Mutt Spelz, 1 Malter Roggen, 16 Eimer Wein, Sommer- und Winterkleider.

Hans Rößch wird an Petri Stuhlfeier als Dachdecker und für andere Arbeit gedungen für 12 $\frac{1}{2}$  lb., 2 Weiß- und 2 Gastbrote und 1 $\frac{1}{2}$  Maß Wein im Sommer bis Gallustag, von da ab für 1 Weiß- und 3 Gastbrote.

Hans Tuler erhält als Dachdecker und für andere Arbeit 10 lb., 2 Weiß- und

2 Gastbrote und  $1\frac{1}{2}$  Maß Wein bis Gallustag und von da ab 1 Weiß- und 3 Gastbrote und 1 Maß Wein.

Konrad Bantelin erhält für das Hauen eines Karrens Holz und das Brechen eines Karrens Steine  $3\frac{1}{4}$  s und ein Gastbrot. Er brach und hieb 364 Karren.

Ferner wurden 100 Stück Steine gebrochen für 3 lb. 15 β, weitere 100 für je 2 lb. 18 β 4 s; das Abräumen in der Steingrube kostete 10 β, das Spitzen der Pickel und des übrigen Geschirrs 4 β.

2) Binderknechte: Hans Dornsparg erhält jährlich 6 lb. 10 β und 4 Gastbrote.

Balthasar Santhaß muß als Meister die Knechte treulich anweisen und sie in Meisterschaft halten, muß früh und spät mit ihnen am Werk sein und im Kloster zu den Fässern sehen. Er erhält 10 lb. und 6 Ellen Hoffleid.

Kaspar Buß erhält  $9\frac{1}{2}$  lb., Jörg Branz 7 lb. 15 β, Konrad Klerer  $8\frac{1}{2}$  lb.

Fremde Binderknechte erhalten insgesamt 2 lb. 3 s und 5 ar.

3) Schmiedknechte: Hans Hsilin erhält 9 fl., 6 Eimer Wein, 1 Malter Spelz und 6 Ellen Hoffleid. Er stirbt am 18. März 1490. Kaspar Buman und Jakob Pur empfangen wöchentlich 10 ar, Simon Fierdenhamer wöchentlich  $2\frac{1}{2}$  β, Michel Giger wöchentlich 7 ar, Ulrich Planshsen als Meister auf 4 Jahre jährlich 11 fl., 3 Gastbrote, 1 Weißbrot und  $1\frac{1}{2}$  Maß Brauchwein, d. h. Hausstrunk. Außerdem arbeiteten 2 Knechte je 2 Wochen im Kloster.

4) Wagner: Klaus Enslin erhält 9 lb., ein Essen in der untern Küche, 3 Gastbrote, 1 Weißbrot und 1 Maß Brauchwein.

5) Gerber: Meister Martin Morenhuser erhält 8 lb. und 4 Gastbrote.

6) Schuhmacher: Meister Rudolf Schmid erhält 9 lb., 4 Gastbrote und 1 Maß Brauchwein, Hans Hani wöchentlich 23 s.

7) Der Eimermacher Hans erhält für ein Paar Eimer 14 ar, für ein Paar Leisten 9 β. Seine Frau empfing 5 β für Spinnen.

8) Schneider: Thomas Mehel erhält 5 lb. 6 β, Hengi 4 lb., 1 Malter Spelz, 12 Bleke und 6 Ellen Konventstuch. Stoffel Steblin arbeitet nur zeitweilig für das Kloster.

9) Kürschner: Konrad Plaist arbeitet zeitweilig.

10) Glaser: Hans Wyß erhält für das ganze Jahr 6 lb. sowie Sommer- und Winterkleider.

11) Bäcker: Meister Urban Egg erhält „für all sachen“ 8 lb., geht aber nach 6 Wochen schon wieder weg. Den gleichen Lohn empfängt sein Nachfolger Meister Hans Renhart. Hans Schleystatt wird für 5 lb. als Wochenknecht eingestellt. Simon Surer erhält 5 lb. 15 β, Hans Müller  $7\frac{1}{2}$  lb., Kaspar Pur „zu dem ruggi taig (also Bäcker für Roggenbrot)“ 6 lb., Konrad Suter als Futtermeister  $5\frac{1}{2}$  lb. und 8 Ellen Winterkleid, Hans Kostock und Kaspar Schönaw 5 lb. 10 β. Rudolf Müller arbeitete in der Mühle.

12) Des Abtes und der Amtleute Knechte und Küche: Konrad Schwiger wird auf 4 Jahre als Koch angenommen, seine Söhne Gallus und Jakob auf 2 Jahre. Er erhält jährlich 8 lb., 8 Ellen Hoffleid,  $1\frac{1}{2}$  Maß Pfründwein, 2 Gast- und 2

Weißbrote. Gallus erhält 3 lb., Jakob 2 lb. und jeder 4 Ellen Zwisch, 4 Ellen Rogentuch (grobes Wollentuch), ein Paar Stiefel im Sommer und im Winter, ein Paar Halbstiefel, Gallus 4, Jakob 3 Gastbrote, der Vater 2, die Söhne ein Essen aus der Küche des Abtes. Wenn sie in der Küche essen, müssen sie ihr eigenes Brot dazu legen. Michel Erfrank erhält 4 fl., Sommer- und Winterkleid, Jörg Tanager 20 fl., Sommer- und Winterkleid, Anton vom Hut 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> lb., der Fischträger Hans Decker 4 lb. 5 β, der Schulmeister Jakob Murer 12 fl., der Scherer Simon Federlin eine Pfründe und für das Bad und die Eier jeweils 18 β, Paul Nieß 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> lb., Sommer- und Winterkleid, Thomas Muder 7 lb., Hans Clossmer 7 lb., Sommer- und Winterkleid, der Bannwart Heinrich Barchatter 6 lb. 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> β, der Unterkoch Hans von S. Ottilgen Schuhe und Kleider, Hans Hoptman 12 fl., der Metzger Peter Wiest, der die Metzg versehen und Vieh kaufen soll, 7 lb., Sommer- und Winterkleid, 6 Paar Schuhe und ein Paar Stiefel. Der Fährmann Hans Clossmer zu Unteruhldingen muß Abt, Konvent, Klosterbeamte und Klosterknechte und alle Boten des Klosters, sowie den Fischträger und Salz und Schmalz umsonst über den See führen; dafür empfängt er 16 lb., 3 Malter Spelz und 8 Karren Holz. Der Unterkoch Leonhard Wiest erhält 4 lb., 2 Paar Schuhe und Brot aus dem Revental, Martin Schoch 7 fl., der Arzt und Scherer Benedikt Tubenäger für jedes Bad 10 β, für die Eier dazu 8 β, für die Arznei d. h. die Ausübung der Heilkunde 2 Malter Spelz und 8 Eimer Wein. In die Apotheke erhält er 1 lb.

13) Knechte im Schweinhaus: Der Sauhirt Wilhelm Fürholzer erhält 3 lb. und 4 Gastbrote, Rudolf Diethart 3 lb. 10 β, der Schweinemeister Kunz Lang 5 lb. 5 β, Hans Niederer 3 lb.

14) Knechte im Kuhstall: Hartmann erhält 3 lb. 15 β und 4 Gastbrote, Hans Stähli 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> lb., Hans Send alle Fronfasten 5 β.

15) Kaspar Cung soll nach Wälde oder Madach geschickt werden. Er erhält 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> lb.

16) Knechte im Rinderhaus: Der „Mener“ Heinz Vogelsang erhält 5 lb. 15 β, desgleichen Hans Schudermann, Michel Schlegel und Martin Ruch.

17) Zimmerleute: Meister Stoffel Zimmermann erhält 12 lb., 6 Ellen Tuch und 1 Quart Pfründwein, Jörg Nißli 7 lb., Ulrich Rott 10 lb., 3 Gastbrote, 1 Weißbrot und 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Maß Wein, Bartholome Tischmacher 11 fl., Peter Humel und Hans Klencker je 11 lb., Konrad Becha 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub> lb. Eine Reihe von Zimmerleuten, sowie der Schindelnspalter arbeiteten kürzere oder längere Zeit im Taglohn. Heinz Müller empfängt für den Wirtshausbau in Neufrach 20 lb., 5 Malter Spelz, 1 Malter Roggen, <sup>1</sup>/<sub>2</sub> Fuder Wein, 2 Viertel Salz, 40 Pfund Schmalz, 2 Viertel Mus, 1 Viertel Erbsen.

18) Rebknechte: Konrad Winter erhält 4 lb. 10 β, Jos Bart 3 lb.

19) Friesenknechte: Meister Crista erhält 20 fl., 6 Ellen Hofkleid, im Sommer „ain barchat“, 3 Malter Spelz, 10 Eimer Wein, ein Paar Schuhe, 4 Bleze, 2 Pfund Schmer, im einen Jahr ein Paar Reittiefel, im andern ein Paar Wasserstiefel oder statt dessen 1 fl., Hans Buman 5 lb. 15 β, Michel Schmid und Konrad Kräß von Steinfeld 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> lb., Martin Robuß 7 lb., 1 Maß Brauchwein und ein Essen aus der untern Küche, Georg Schnider 7 lb., 1 Maß Wein, 4 Gastbrote und ein Essen aus der untern

Küche, Hans Schmid 8 Jahre lang jeweils  $8\frac{1}{2}$  lb., 1 Malter Spelz, ein Paar Halbfriesel, im Sommer täglich 5, im Winter 4 Gastbrote. Fremde Friesenknechte arbeiteten einige Zeit im Taglohn.

20) Den Krautgarten besorgen Jakob Murer und seine Frau um 7 lb., täglich 8 Gastbrote, 1 Maß Brauchwein, 1 Viertel Erbsen, 1 Viertel Gerste, 2 Viertel Haferkernen, ein Mäßchen Salz; damit sie Schmalz haben, gibt man ihnen 2 Kühe, von denen die eine dem Kloster gehört, und 2 Schweine, die sie zu mästen und von denen sie eines an das Kloster zu geben haben.

21) Wagen- und Karrenknechte: Peter Walch erhält  $5\frac{1}{2}$  lb. und 4 Gastbrote, Hans Ochsenhuser 4 lb. 13  $\beta$ , Jörg Eugisland 5 lb. 15  $\beta$ , Michel Arnolt  $5\frac{1}{2}$  lb., Hans Stöckly 5 lb. 5  $\beta$ , Ulrich Biderman 4 lb. 15  $\beta$ , Hans Burckman  $4\frac{1}{2}$  lb., Reinhard Bugglin 5 lb. 15  $\beta$ , Thomas Michel, Oswald Engelin, Bartholome Tuler, Bastian Kieger, Hans Krez und Jakob Gindelin  $5\frac{1}{2}$  lb., Konrad Stainlin 4 lb. und Jörg von Wurzach 5 lb.

22) Gemeine gedungte Knechte: Paul Schur erhält als Wächter 4 lb. 5  $\beta$ , Ulrich Arnolt 5 lb.  $7\frac{1}{2}$   $\beta$ , Klaus von Lindau 5 lb., der Marstaller Hans Marß 3 lb. 10  $\beta$ ; als er nach 10 Wochen weglief, sein Nachfolger Martin Gasner 3 lb. 15  $\beta$ , Jäck Funk 3 lb. 5  $\beta$  (ging nach 36 Wochen weg), Hans von Forst 5 lb. 15  $\beta$  (soll tun, was man ihn heißt und gegebenenfalls Meister sein), Peter Käger, Stoffel Ürendorf 3 lb., Hans Kraker 4 lb. und ein Maß Brauchwein, Ulrich Riser 5 lb., Hans von Wangen 3 lb. 5  $\beta$ , Hans Golmer  $5\frac{1}{2}$  lb., Hans Stainlin 5 lb. 5  $\beta$ , Hans Huslitter 5 lb., Kunz Mezlin  $5\frac{1}{2}$  lb., Peter Schöpplin 3 lb. 15  $\beta$ , This Wagenknecht  $5\frac{1}{2}$  lb., Martin Högerlin 4 lb., Ulrich Schutz 7 fl., Martin Hagenbach (muß mit einem Rosfarren fahren und andere Arbeit verrichten) 4 lb. und 4 Gastbrote, Johann 3 lb. 10  $\beta$  und Hans Winzirn 3 lb.

23) Ziegler: Klaus Fry erhält 11 lb.,  $\frac{1}{2}$  Fuder Wein, 4 Malter Spelz,  $\frac{1}{2}$  Malter Roggen, 2 Viertel Erbsen, 3 Viertel Haferkernen, 1 Scheibe Salz und 6 Ellen Hoffleid. Zur Speisung seiner Knechte gab man ihm ferner 6 lb., 2 Viertel Mus, 2 Viertel Erbsen, 2 Viertel Gerste, 6 Imi Salz und jede Woche 3 Pfund Schmalz. Die beiden 1489 gedungen erhalten 4 bzw. 5 lb., die drei im folgenden Jahr gedungen  $6\frac{1}{2}$  lb., 6 lb. 15  $\beta$  und 4 lb.  $17\frac{1}{2}$   $\beta$ . 1489 arbeitet außerdem ein weiterer Knecht längere Zeit in der Ziegelei.

24) Schwandorferhof: 2 Mägde erhalten 3 lb. und 3 lb. 15  $\beta$ , 3 Knechte  $5\frac{1}{2}$  lb., 4 lb. 10  $\beta$  und 5 lb., ein anderer vom 30. Mai bis 2. Februar 1 lb. 12  $\beta$ .

25) Forst: Eine Magd erhält 2 lb. 15  $\beta$  und ein Paar Schuhe, geht aber nach 18 Wochen weg, eine andere 3 lb. und ein Paar Schuhe, 4 Knechte 5 lb. 5  $\beta$ , 5 lb. 15  $\beta$ , 5 lb. 2  $\beta$ ; 3 andere arbeiteten nur einige Zeit. Hans Kunz und seine Frau, die als Pfründner dort leben, empfangen alle Fronfasten 15  $\beta$ .

26) Maurach: 4 Knechte erhalten 3 lb., 4 lb. 15  $\beta$  und 6 lb., ein anderer im Winter wöchentlich 4  $\beta$ , im Sommer  $5\frac{1}{2}$   $\beta$ , der Nebknecht  $7\frac{1}{2}$  lb., 2 Hirten 1 lb. 5  $\beta$  bzw. 1 lb. 8  $\beta$ , 2 Mägde 3 lb. 10  $\beta$  bzw. 3 lb. 14  $\beta$ .

27) In Wälde werden Michel Heß und seine Frau auf 4 Jahre angenommen. Sie dürfen dort 2 eigene Kühe halten; dazu gibt ihnen das Kloster 2 weitere Kühe.

Dafür müssen sie den Hirten und den Heu- und Erntearbeitern Milch und Schmalz verabreichen. Als Lohn erhalten sie jährlich  $3\frac{1}{2}$  lb., jeden Sonntag ein Quart Brauchwein, alle Tage 6 Gastbrote und ein Weißbrot.

Dazu gab es aber noch eine Reihe von Arbeiten, die besonders verdingt wurden. Hierher gehören vornehmlich die 8 Nebwerke: 1) das Ausziehen und Spitzen, 2) das Schneiden, 3) das Stoßen und Binden, 4) das Graben, 5) das Erbrechen, 6) die Maienfalge, 7) das Hefen, 8) die Augustfalge, das Überheften und Behauen. Die ersten 4 und die 6. Arbeit kosteten je 14 lb., die 5. und 7. je 7 lb., die 8.  $17\frac{1}{2}$  lb. Das Mähen im Heuet und Schindet kostete mehr als 54 lb.; dabei wurde noch das Essen teilweise geliefert. Für die Mannsmahd zahlte man 10 s. Der Schnitterlohn in der Ernte betrug 172 lb. Die Hilfskräfte für das Garbenbinden kosteten 44 lb. Die Männer empfingen täglich einen Schilling, die Frauen  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  Schilling. Der Herbst- und Hüterlohn belief sich auf 120 lb.; der Drescherlohn auf 10 lb., die Besoldung der Bannwarte erforderte 45 lb. An Tagelöhner, Holzhauer, Tuchwirker, Spinnerinnen usw. wurden über 100 lb. an Löhnen verausgabt.

Nimmt man all das zusammen, so wird man begreifen, daß viel darauf ankam, ob mehr oder weniger sparsam gewirtschaftet wurde. In einem Betrieb, der im Jahre mehr als 144 Zentner Schmalz kaufte, war es auch nicht gleichgültig, wie man in der Küche mit dem Schmalz umging. Von den 25 Zentnern Unschlitt, die man kaufen mußte, wäre dasselbe zu sagen.

### Sparvorschläge.

Des ersten so sollen becher gemacht werden in unsers gnädigen herren huß, da ainer behalt vollenklich ain halb maß win. Den selben becher sol man ainem yeden knecht, so im huß ysset, zû ymbis ainest vol schenken und zû dem nacht mal auch ainest und nit mer. Zû dem nach tisch sollen die knecht gehalten werden mit ainem becher win, wer die sind, wie obstaut. Den knechten sol man geben zway zimliche essen und gemuß ongevarlich.

Item zû dem morgen brot sol man den knechten geben ainen zimlichen kopf mit win, darnach ir ist.

Zû ndern noch schlauf trunk sol man in nütz geben weder win noch brot.

Item vor essen und das geprautes sollen uf die nächsten tisch geben werden, es sie von visch oder flaisch, das yederman davon geeret werd und nit alles hindern essen; das ist von alter herkömen.

Das die knaben, wer die sind, so in unsers gnädigen herren huß essen by den knechten, zu dem ersten tisch essen und mit gemuß, auch mit dem abprot gespißt werden. Waf von visch, flaisch über werd, das sol in die kuchin geantwurt werden und nit den knaben für gesetzt. Wenn ouch die knaben geessend, sollen sy gan, yeder da er hin beschaiden ist oder wirdt.

Item das niemand in unsers gnädigen herren huß esse one haissen des selben unsers gnädigen herren. Besonders sollen die hußwirdt und amptlüt im obern gasthus, wie vor angesähen ist, versorgt werden mit essen und trinken und ander im under gasthus als von alter. Dardurch wúrd das huß nit yederman so gemain, als yetz ist.

Das ain diener schlüssel hab zû dem win und den haisse holen, wenn im zyt oder noturft bedunkt, och den knechten ir pfacht, wie geordnet ist, ingebe und inschenk und nit mer, darnach das ander versorg und beschliesse, dann der win bißher yderman gemain und unbeschlossen gewesen ist. Der diener sol och kainen knaben nach win schicken, besonder ain knecht.

Item Jörig Schöch sol zû dem mörgen prot das ufgehept prot geben, och den knaben alle maul abbrot und kain gantz. Wann ouch unser herr ysset, so sol Jörig Schöch darob sin, das nütz von win, prot noch kost ustragen werd, dann bisher underm essen sölichs vil beschähen ist. Er sol ouch das prot ordenlich zû samem halten und wer nit in das huß gehör, tugenlich hin weg wisen.

Das prot soll man nit mer beschlahen mit brügeln als bisher, besonder uf unsers gnädigen herren tisch beschniden und sust niemend, es sien denn frömd gest im huß; darinn sol allweg underschaid gehalten werden mit allen dingen. Wenn nit frömd lût in unsers gnädigen herren disch und huß essen und er nit anhaimsch ist, sol man dhain schnitprot darauf geben.

Der kuchi halb ist also von geredt uf verbesserung unsers gnädigen herren: Der maister koch sol allweg mit dem nachtisch essen und mit win gehalten, wie vorstaut von den raisigen knechten. Wil er win zû dem morgenbrot, mag er ouch mit in essen und trinken, wie vorstet.

Item dem underkoch sol man geben us dem huß zû imbis und zû nacht alle maul ain becher mit win als ainem raisigen knecht und nit mer, desglich Ach vischer und den andern sol man kain win geben.

Item wenn Lanngenstain metzget, sol im der diener geben ain becher win, dann zû maul sol er in der kuchi essen und sust nit besonder im beschaid.

Dem visch trager sol man kain win geben.

Item was die köch wins notturftig sind zû sulzen oder anderm köcht, den sol ain kuchi keller selbs beschicken und darob sin, das er noch nutz geprucht werd, den übrigen in das hus oder ker tragen.

Das niemand in der kuchi esse, noch zû kainer zyt darin wone, unser gnädiger Herr verschaff denn sölichs.

Item vil knaben sind im kloster, welcher man gerauten mag; das die hinweg gewißt werden, damit nit kost unnützlich geprucht werd.

Das der wagner noch nement dhainen lerknecht anstelle, unser gnädiger herr verschaff dann das selbs, dann maister Hans Stainmetz und der wagner haben bißher lerknecht gehept mit merklichem schaden unsers gotzhus.

Das die knecht kuchi mit brüder Lienharten und ainem starken knaben versorgt werd. Damit das schmalz und anders ordenlich geprucht werd, darob sol ain kuchi keller sin und alltag zû im besähen, das der brüder recht hus hab.

Das der winkeller niemand kain win geb in das siechhus noch sust und beschaidenlich der herren fründ halte und och sy, wie im des vor ain regiment gegeben ist, dann vil win zû unzyten und unnützlich bißher in das siechhus und andre ort geprucht ist. Dort sol allzyt die erberkait und noturft bedacht werden.

Das in dem knechthus ain kamer geordnet werd und brüder Lienhart ain schlüssel darzû hab. Darin sol man versorgen axen, pickel, howen, schuffen,

furgen, messer und anders, so zû gemainen werchen gehört und was er morges us der kamer gibt, sol er daran sin, der das pruch, im nachtes wider geb, oder was die verlieren, den sölichs geschirr geben wirdt zû pruchen, sol in an irem lon abgezogen werden und ane verzug an die burfê gesagt.

Item ob maister Hannsen vergönnen wûrd von unserm gnädigen herren, diener oder lerknecht zû haben, daß man den kain win gebe, auch sich an gemüss und gastbrot benügen lassen uf der beschaid kuchin.

Das der schülmaister dhainen frömden knaben lere oder inziech one vergunstung unsers gnädigen herren und im hus esse, sust niendert, och nütz uf dem huß trage oder tragen lausse.

Das die zimerlüt in der beschaidstuben essen; dann bißher vil red und unpruch darufê ensprungen ist von gesten und andern, die sich in dem stúblin enthalten haben gaistlich und weltlich, bedunk uns durch sölichs gewendt werd.

Wann die wägen und karren nach korn oder habern varen, das sy mit ain ander varen und in ain knecht allweg zû geordnet werd, der mit in gang und in füter gebe, ouch mit essen zimlich versorg und daran sy, das sy zû rechter zyt ufavaren.

Item das ain knecht zû vällen und laussen geordnet werd, die in zû pringen, dann der vil hin gaund und unnützlich gesamlet werden. Der selb knecht sol mit den wägen und karren gon als obstaut und wenn es not ist, korn verkofen, schmaltz koufen und war zû er geschickt ist, sol man in pruchen.

Der vassnacht hennen ist vil und ain große zal; werden unnützlich gesamlet und kom halb. Vermainen wir, das nach allen amptlúten allenthalb geschickt sölt werden und yer yettlicher by sinem aid angäb sin undersassen und ain rodel also gemacht wûrd; darnach in yedem dorf dem banwarten bevolhen wûrd, wenn er die vaßnacht hennen pringen sölt. Wann er die præchte, so schrib ain kuchikeller di ufê, die sy geben hetten, und ging minder ab denn sust, so sy hût und morn allweg ain núwer knecht inpringen sol.

Item das der siechmaister allain den schlüssel zû dem brot habe und sust niemand und darvor sy, das kain unzucht im siechhus beschähe, besonder die ordenlich zucht darin gehalten werd, als sich gepürt, und weltlich knecht, wer die sind, uftrib, als lieb im unsers gnädigen herren huld sy.

Das die brüder und frater Mathias sich des brüderknechts benügen lassen und gänzlich sust niemend inziehend.

Item von Costentz wegen so ist ain großer unnützlischer pruch mit allerlay lúten. Mainen wir, derselb pruch wurd also gemindrot und der werdt minder, wenn yederman, knecht und herren, da gehalten wúrden wie von alter. Dem ist also: wer gen Costentz kam, pracht er nit prot, so müßt er es kouffen; darzû gab man im gemuß und sust nütz. Wollt ainer win trinken, den mocht er koufen. Was er kouft von flaisch oder visch, die kocht man im. Des wißt sich yedermann ze halten.

Das die banwarten im pfisteramt und ennend der Ach alle in die burfê dienen und was frävel oder schad beschicht, darin angegeben.

Das VI oder VIII werchknecht gedingt werden und yedem sin axt und messer



gegeben werd. Was er verlúrt, sol im abgon an sinem lon und die ander unnútzten knecht sol man laussen gon und kainen anstellen dann in höwet oder ärnd.

Das yetlicher wagenknecht zwen wäggen habe, und was dar zú gehört, sol man im geben, und was er verlúrt, sol im an sinem lon abgon; was im pricht, sol er die stuck dem brúder geben.

Desglichen sol gehalten werden mit den karren knechten. Sy sollen wägen und karren under die schöpf vieren.

Das sy winters zyt zwúschen VII und VIII ufñaren und sumers zyt umb die VI stund.

Das die thorwarten nach den ächten niemand uf noch in laussen, es sy dann not.

Das die köch allenthalb das holz schyten und nit so schädlich brennen, ouch das schmalz nit so uberflússig bruchen.

Item das die wachter allenthalb zú dem für sähen, besonder in den höfen und wa sy liechter sähend nach der núnnden stund, sollen sy sagen uf die burf, dann vil unschlit unnútzlich geprucht wúrdt.

Die nächst ordnung, so gemacht ist und dem aman, dem diener, kuchin und winkeller gegeben, sol in ir kreften belyben.

Item wyter ist angesähn und beschlossen, das man in der knecht kuchin alltag, so man flaisch ysset, schwini schmalz und sust kains pruchen solle.

#### Ain überschlag und ordnung zú vermyden überflússigen kosten uf bestátung unsers gnädigen herrn.

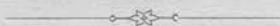
Item von maister Hansen Stainmetz und siner gesellen wegen laßt man in für sin person beliben inhalt sins bestell briefs; aber die, so er bißher in unserm costen und merklichem schaden gelert und den sumer uf wenig geprucht und im winter in das gotzhus zogen, darumb große red uf erstanden, das er die selben all biß an sinen brúder hin weg wiß und sin brúder mit múß und ärssen gespißt werd.

Item von maister Ludwigs wegen und siner gesellen lausst man in belyben by sinem bestell brief, ouch die knecht, wie sy gedingt sind, biß zú irm zyl. Wöll man sy dann wyter dingen, das man sy ouch uf múß und brot dinge.

Item von des wagners wegen, das man dem selbigen ain essen geb. Nun ist der kúnftig wieder mit essen und trinken bestellt; wie man das zum besten fürnâme, das geschähe.

Item von des gärwers wegen, dem git man zway essen und ist nit mer denn uf ains gedingt. Wie sich der halt, wird ewer gnad durch den botten bericht.

Item von der schmidknecht wegen ist uf unsern gnädigen herren gesetzt, ob man in ain essen gebe oder nit.



# Zur Geschichte des Buchdrucks in Konstanz.

Von

Dr. Hermann Baier.

Ueber die Buchdruckereien in Konstanz hat schon Ruppert im fünften Hest der Konstanzer geschichtlichen Beiträge (S. 70—84) mancherlei Nachrichten beigebracht. Im folgenden möchte ich einige Ergänzungen dazu bieten, hauptsächlich soweit die Hochstiftsdruckerei, die Meßbücher und Stiftskalender in Betracht kommen. An die Spitze stelle ich jedoch den Vertrag über die Gründung einer Genossenschaftsdruckerei im Jahre 1593. Leider ist die Überlieferung so unzureichend — wir besitzen nur eine Abschrift; alle zugehörigen, früher bestimmt vorhandenen Akten gingen verloren —, daß wir weder die Namen sämtlicher Beteiligten kennen, noch auch wissen, ob das Unternehmen je in Tätigkeit trat. Fast will mir scheinen, als ob die Verhandlungen sich schließlich doch noch zerschlugen.

Der Vertrag lautet:

Demnach sich der ernvest und fürgeacht herr Abraham Gemperlin von Rottenburg am Neger ain lange zeit hero buochdruggerr herr in Freyburg in der Eydtgnoschafft gewesen und willens, sein intent und mainung, der druggerey füröhin meniglich zuo guotem, jedoch in ander weyß, weg und orth zuo continuirn, hat er mit rath, hilf, beystand und zuothuen etlicher seiner befreindten sich in das burgerrecht der statt Costantz so weit eingelassen, das ihme auf den faal er seines verhaltens und in ander weeg gebreichige und gebürige urkunden erweise, von hiesiger statt Costantz obrigkeit willfaherige bescheid erfolgen solle etc., auf welchen faal er herr Gemperlin als für ain ungezweifflete sach mit herrn Leonhardt Strauben, buochdruggern allhie zuo Costantz, in gewisse puncten zwayer drugger pressen halb verglichen und verainbart, wie hernach folget:

Articul und Punkten,

welchermassen der truggerey in der statt Costantz halben herr Abraham Gemperlin und herr Leonhardt Straub sich mit ainandern einzulassen entschlossen:

Fürs erst so soll und will er herr Gemperlin ihne herrn Strauben mit zwayen druggerpressen bestendiglich verlegen, darzuo er das papeyr zuo geben und iede wochen nach liferung gedruggtter bögen ihme Strauben nach laut des verdings jedes werks auszuorichten und bezahlen.

Zum andern wa er herr Gemperlin ihme herrn Strauben auf künftige arbeit fürstendig und behilfflich nach notturft sein werde, es were an schriften, farben, leder und andern zuo der druggerey oder nit gehörig, solle er Straub zuo ersetzung wöchiglichem abzug an zahlung der arbeit abgezogen und verglichen werden.

Hergegen begert gedachter Herr Gemperlein, das Herr Straub ohne sein vorwissen und bewilligung ainichs werks, es sey klain oder groß, darvon nichts ausgenommen, weder bogen noch halben, nit druggen solle noch wölle. Wa aber ihme Gemperlein solche presentirte werk klain oder groß in kosten zuo druggen anzunemen bedechtlich, als dann mag er Straub nach seinem bedunken und wolmainung in seinem aigenen kosten und namen zuo druggen fürnemen mit lauterm vorbehalt, wa doch er Gemperlein ihme zuo solcher zeit zuo druggen geben hette, solle er schuldig und verbunden sein, ohne alles hindern solches zuo verfertigen und zue liferen.

Dieweil nun er Straub bis anhero allerhand gattung calender verfertigt und gedruggt, sollen auch dise under gedachtes Gemperlins verlag und kosten begriffen sein und ausserhalb solchs pacts im wenigsten nichts verhandlet, verkauft, auch noch laut baiden überkommen weiter nit gedruggt, sonder allein seines des Gemperlins henden und gewalt zuogestellt werden.

Den tax der calender belangende solle von ainfachem drugg 12 fl., was von doppeldrugg 18 fl., ausserhalb des papeyrs bezahlt werden und solle diser contract auf schieristkünftigen Michaelis anno 1593 — mit göttlicher hilf — sein fortgang gewünnen, hierzwischen aber, bis zue aufrichtung diser puncten in ain offnen brief gefertigt, haben baide partheyen sich mit aigenen handen hie zuo end unterschriben und underzogen.

Dieses Abkommen vom 6. Juli 1593 wurde am 25. durch folgende Bestimmungen ergänzt:

Dieweil aber erzelte puncten nit wenig erfordern und ihme zuo zwayen pressen der gewerb eben stark sein wellen, hat er sich mit etlich seiner verwandten, vettern und schwägern dahin verglichen, das diser gewerb in sechs unterschiedliche thail separirt und abgethailt werden solle, deren zwen thail er Gemperlin für sich selbst oder seinen bruoder Hans Geörg Gemperlein, jetziger zeit des gottshaus Guotenzell hofmaistern, oder [bey] dessen recusation etwan ain andern verwandten, so mit ietzigen interessenten gemainer verwilligung ieder zeit auf und angenommen werden möcht, vorbehalten und die andern vier thail die übrigen vier consorten, so sich hie mit aigenen handen unterschriben, gutwillig tragen und geniessen sollen dergestalt, wie folgende vergleichnus puncten mitbringen, bewandtlich und erstlich: So würdt der gewerb der druggerey, so allhie zuo Costantz angericht, in 6 unterschiedliche heupter gethailt jeden thail 416 fl. 10 b. betreffen, bringt summamim, so in gedachten gewerb gelegt werden soll, 2500 fl.

Zum andern solle jeder diser interessenten bis auf schier künftig Michaelis den halben thail seines gelts, so sich 208 fl. 5 b. erlaufft, erstatten und erlegen,

wie auch den übrigen halben thail auf zuokünftige pfingsten anno 1584 unverhinderlich folgen sollen mit disem austruggelichen geding, welcher under den interessenten sich an solchem saumpte, der soll den daraus erwachsenden schaden allein abzuothuon schuldig sein.

Und sollen die bücher, so gedruggt werden, hinder herr Abraham Gemperlein als dem principal interessenten hinderlegt werden, welche auch under seinem namen verkauft, verführt und verraithet werden.

Item solle ihme Gemperlein von jeder ballen, so gedruggt würdt, ausserhalb was bistumbs buecher belangen, 4 fl. für zehrung, ladenzins, fuorkosten in seiner raitung passiert und zuogelassen werden.

Und solle ain jedes buoch nach angeschlagner tax zu verrechnen schuldig sein, darvon doch ihme der ordenlich abzug der buochführern, namlich von hundert zehen fl. nachgelassen werden.

Wa sach, das sich ungefahr durch abthrettung aines unrichtigen buochführers, so in disem seinem register auch begriffen sein wurde, wa er das selbig notturftiglich erzaigen kan, ungefart werden [so!].

Weil auch ain großer unterschidt, was jederzeit gedruggt werde und jeder weilen wol ain tractat in gemainer verlag ungefahr eiuschleichen, der im vertrib zuo langsam sein wurde oder möchte, ist deme fürzuokomen beredt, daß kain tractat, kain patent und gar nichts überal zuo druggen bevohlen werde, es sey dan jeder interessenten insonderhait daruber angereedt und angefragt und was dann das mehr gibt, beim selbigen soll man endlich verbleiben.

Wa sich dann letztlich begäbe, das gott der almechtig ainen oder mehr aus disen interessenten aus diser zeit abfordern werde, sollen dessen erben, wa sy in verlegung dieses gewerbs bedenken haben möchten, solche ihre ansprach den andern interessenten fail zuo bieten schuldig sein und außerhalb deren bewilligung kain frömbden oder auch nit angenehmen verwandten einzudringen macht haben. Wa sy aber zuo kainer vergleichung aines bestendigen kaufs kommen möchten, solle dero erben allweg nach rato, was sye in solchem gewerb ligen haben, so lang bis dise buecher, so aus irem mitverlag und kosten gedruggt worden, distrahiert und genzlich verkauft erlegt werden.

Eine bischöfliche Druckerei<sup>1</sup> gab es in Konstanz seit dem Jahre 1636. Der Buchdrucker Leonhard Straub stand damals im Begriffe, sein gesamtes Corpus an den Abt von St. Gallen zu verkaufen. Im Domkapitel hätte man es ungern gesehen, wenn die Druckerei nach auswärts verlegt worden wäre — namentlich der Domherr Pappus zeigte Interesse — und drang in den Bischof, er möge in Kaufsverhandlungen eintreten. Schon am 10. Oktober war die Angelegenheit bereinigt. Am Kaufpreis von 1350 fl. zahlte der Bischof 300 fl. und 6 Fuder Wein sofort, den Rest binnen zwei Jahren in Geld, Wein oder Früchten. Das Kapitel beteiligte sich mit der halben Kauffsumme. Im folgenden Jahre erwog man, ob man die Mayersche Druckereieinrichtung in Dillingen erwerben oder zum Preise von 1000—1100 fl. ein neues Werk beschaffen und dann

<sup>1</sup> Zu Rupperts Angaben sei nachgetragen, daß 1594 der Buchdrucker Straub ein Gebetbuch des Überlinger Kaplans Magister Konrad Sager verlegte (Akten Überlingen Konv. 47).

mit einem Aufwand von etwa 4000 fl. ein neues Missale drucken lassen wolle. Ob man sich mit Mayer einigte oder nicht, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls ließ der Bischof in Zürich 2000 fl. aufnehmen, um seinen Beitrag zum Druck der Messbücher leisten zu können; denn auch hier war das Domkapitel mit der Hälfte beteiligt. Das Kapitel ließ je 1000 fl. in Schaffhausen und Zürich. Der Bischof wollte zunächst auf der Reichenau Platz für die Druckerei schaffen, verlegte sie aber, nachdem der Versuch einer Vereinigung der bischöflichen und städtischen Druckerei am Verlangen der Stadt nach der Jurisdiktion über den Buchdrucker gescheitert war, in die Pfalz, wo bisher die weltliche Kanzlei untergebracht gewesen war. Da verblieb sie nur kurze Zeit, wurde dann doch auf einige Monate mit der städtischen vereinigt und schließlich in das Haus gebracht, wo die jungen Grafen von Montfort einige Zeit gewohnt hatten. Bischöflicher Buchdrucker war Johannes Gäng, der am 23. Dezember 1639 die Kalender und die Direktorien überreichte. 1642 geriet der Bischof abermals mit der Stadt in Streit und wollte nun die Druckerei im Meersburger Schloß unterbringen. Aber da wollte zunächst niemand die benötigten Zimmer räumen, und unterdessen einigte sich der Bischof wieder mit der Stadt Konstanz.

Aus den neuen Missalien<sup>1</sup> hatte man schon 1639 Geld erwartet; aber erst 1645 war man so weit, daß man die ungebundenen Exemplare zu 4 fl. verkaufen konnte. Nun kam eine Enttäuschung nach der andern. 1649 ließ der Buchdrucker David Haut aus Luzern sagen, sie seien wegen der durch den Drucker verschuldeten Mängel nicht abzusetzen. Etwa 30 Bogen, namentlich aber der erste, müßten umgedruckt werden. Er sei jedoch bereit, wenn man ihm das Stück zu einem Dukaten überlasse, 1000 Stück in Abteilungen von nicht mehr als 200 zu übernehmen. Unter welchen Bedingungen man zu einer Einigung kam, ist unklar; jedenfalls hatte Haut noch 1664 die übernommenen Exemplare nicht bezahlt. In den nächsten Jahren suchte man den vorhandenen Mängeln abzuweichen; namentlich ließ man die neuen Feste beifügen. 1740 übernahm Dr. Andermatt den Verschleiß, als man ihm das Stück um 1 fl. 30 *sr* überließ. 1744 hatte er alle Exemplare, in denen auch die festa propria gedruckt waren, bis auf zwei abgesetzt, und nun stand man vor der Frage, was man mit dem Rest, nach der einen Angabe waren es beiläufig 3000, nach einer andern gar 6000 Stück, beginnen sollte. Der Buchhändler Bez, mit dem man in Verhandlungen trat, erklärte, man müsse zum mindesten 200 Bogen neu drucken; aber selbst wenn man die alten Exemplare wieder in einen brauchbaren Zustand bringe, sei in geraumer Zeit kaum an einen Absatz von 100 Stück zu denken, abgesehen davon, daß das Papier nicht viel besser sei als Makulatur. Wenn man bereit gewesen wäre, ihm ein kaiserliches Druckprivileg zu verschaffen, wenn man ihm ferner gestattet hätte, Breviere und Missalien in jeder Größe zu drucken und ihm auch die Wahl des Druckers freigestellt hätte, wollte er den ganzen Bestand übernehmen. Da sich das Kapitel darauf nicht einlassen konnte, nahm er nur 500 Stück um 30 *sr* und verpflichtete sich, die Ergänzungen in der bischöflichen Druckerei herstellen zu lassen.

Die Druckerei befand sich, wie wir sahen, zunächst in den Händen des Johannes Gäng, später, wie Kuppert nachgewiesen, in denen des David Haut. Aus dessen Gant-

<sup>1</sup> Die bis dahin gebräuchlichen waren 1579 eingeführt worden. Drucker war David Sartorius von Ingolstadt. Der Preis betrug 4 fl.

masse scheint sie der Buchdrucker Köberlin erstanden zu haben. Er behielt sie jedoch nur kurze Zeit; denn die unter Beizug des Buchdruckers Parcus und des Buchdruckers zu Überlingen 1701 vorgenommene Visitation fand sie in einem so liederlichen Zustand, daß sie ihm abgenommen werden mußte. Leonhard Parcus übernahm sie zunächst, auch mit dem Recht des Zeitungsdrucks, was dem 1697 unter österreichischer Vermittlung mit der Stadt getroffenen Vergleich widersprach, auf vier Jahre und sodann dauernd. Ende 1736 beabsichtigte der Bischof, die Druckerei ganz in seinen Besitz zu bringen, und nun mußte das Kapitel, das über seine Anrechte keinerlei Bescheid wußte, in den Akten nachforschen lassen, ob und welche Rechte es überhaupt an die Druckerei habe. Da stellte es sich heraus, daß das Kapitel 6920 fl. 20 *sr* auf die Druckerei verwendet, aber nur 1807 fl. 42 *sr* aus dem Verkauf der Missalien empfangen hatte. Zunächst war man in Verlegenheit, weil unbestimmten Verlautbarungen nach ein Buchdrucker jährlich 3000 fl. Pacht zu zahlen bereit war; aber man erinnerte sich auch wieder der vergeblichen Hoffnungen, die man auf den Druck der Missalien gesetzt hatte, und beschloß endlich, zunächst dem Bischof gegenüber sich zu stellen, als ob man großen Wert auf die Druckerei lege, sobald aber der Bischof ernstliche Bemühungen mache, mit Freuden zu verzichten; denn man befürchtete, der Bischof könnte künftig die Drucksachen für den schwäbischen Kreis und für den Klerus lediglich zu eigenem Nutzen herstellen lassen. Schließlich kam die erwartete Auseinandersetzung doch nicht zustande; die Druckerei wurde nicht nach Meersburg verlegt, und Parcus wurde auch nicht durch den Buchdrucker Neyher ersetzt. Parcus war unterdessen alt und kränklich geworden. Als nun 1750 die Druckerei visitiert werden sollte, hat seine mit einem Labhart verheiratete Tochter, nicht den Buchdrucker Neyher, der sich unter vielen Schmähungen auf ihren alten Vater um die Druckerei beworben hatte, als Sachverständigen beizuziehen. Es seien ja noch die Buchdrucker Waibel und Benedikt Hertner aus Weingarten da. Das Kapitel fand das Verlangen billig und zog Hertner bei. Bei der Visitation zeigte es sich, daß erheblich mehr Buchstaben da waren, als Parcus 1701 übernommen hatte und daß fünf Zentner weitere Schriften demnächst zu erwarten seien. Die Presse sei in gutem Zustand. Das Fiskalat habe in den letzten 14 Jahren an den Direktorien, die Parcus in einer Auflage von 3600 Stück jährlich gegen ein Entgelt von 100 fl. zu drucken hatte, insgesamt 500 fl. verdient. Als Parcus 1753 starb, ging die Druckerei an den jungen Labhart über, der das Geschäft noch 1781 innehatte.

Für den Bogen wurden 1774 3 fl. verlangt. 1775 wurden 4000 Direktorien versandt.

Die Kalender und Direktorien für das Jahr 1636 wurden von der Buchdruckerei Straub und Wolgemueth gedruckt. Da sie erst am 18. Januar eingingen, ließ man ihnen sagen, wenn die Lieferung künftig wieder so spät erfolge, werde man ihnen die Wappen abfordern. 1712 zahlte man, um nicht ins Gerede zu kommen, an den Maler Sing in München, der einen neuen Entwurf zu einem Kalender gezeichnet hatte, 200 fl., obwohl die Arbeit gänzlich unbrauchbar war. Alsdann ließ man durch den Augsburger Chorvikar Zeidler mit dem dortigen Kupferstecher Sterklin verhandeln, der 1714 zum Preis von 550 fl. einen neuen Stich lieferte. 1745 entwarf der Maler Wolfgang Baumgarten in Augsburg eine Zeichnung für einen neuen Hochstiftskalender. Für Stich und Druck forderte der Kupferstecher Klauer in Augsburg 1500 fl. Das

schien dem Kapitel reichlich viel; denn so wäre der einzelne Kalender auf 24 *ax* statt wie bisher auf 16 *ax* zu stehen gekommen. Ob aber Klauber seine Forderung ermäßigte, weiß ich nicht. Jedenfalls sah man aus Besorgnis vor der Beschädigung der Kupferplatte auf einer Versendung nach Konstanz davon ab, an letzterem Ort drucken zu lassen, obwohl die Kosten weit geringer gewesen wären.

Zu dieser Zeit erhielt jeder Domherr jährlich 6 Kalender, der Stadtkommandant, der Fabrik- und Spitälepfleger je einen, die Pfarrvikare beider Religionen alle 3 Jahre einen. In der Folgezeit (1766) mußten sich die Domherren mit 4, später (1785) sogar mit nur 3 Exemplaren begnügen. Den Pfarrern schickte man zwei Jahre jeweils einen Almanach, erst im dritten Jahre wieder einen Kalender. Alte Stiche verwendete man in der Weise, daß man auf die Wappen der abgegangenen Domherren die der neu eingetretenen aufpappte.

Zu Anfang 1781 machte Klauber die Mitteilung, die Platte des bisherigen Hochstiftskalenders sei so abgenützt, daß sie unumgänglich einer Erneuerung bedürfe, deren Kosten sich auf 1500 fl. belaufen würden. Da aber die alte Zeichnung ziemlich schlecht und fehlerhaft sei, wäre vielleicht die Anfertigung einer neuen geraten, die zwei Jahre Arbeit erfordere und auf 3000 fl. zu stehen käme. Als Muster könnte der neue Basler Hochstiftskalender dienen. Da man den Preis sehr hoch fand, ließ man zunächst für 1782 überhaupt keinen Kalender drucken und zog Erkundigungen ein, was andere Kupferstecher fordern würden, zumal der Buchdrucker Labhart äußerte, in Winterthur könne man den Stich ebenso gut und wohlfeiler erstellen als in Augsburg. Als ernstlicher Bewerber kam aber nur noch der Kupferstecher Johann Rudolf Holzhalb in Zürich in Betracht, der lange bei Kilian in Augsburg gearbeitet hatte. Seine Forderung belief sich nur auf 1200 fl.; aber letzten Endes traute man ihm nicht die Fähigkeit zu, eine wirklich künstlerische Arbeit zu liefern. So ließ man nach langen Verhandlungen die von Maler Müller in Konstanz gelieferte Skizze durch die Gebrüder Klauber, die ihre Forderung auf 1600 fl. ermäßigten und 4000 Abzüge von einer Platte in Aussicht stellten, in Kupfer stechen. Schon im Februar 1784 sandten sie einen Probedruck, der den vollen Beifall des Kapitels fand.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Herrn Stadtrat Leiner in Konstanz verdanke ich die Mitteilung, daß das dortige Rosgartenmuseum neuerdings folgende Druckchrift, die älteste nunmehr im Rosgartenmuseum befindliche Konstanzer, erworben hat: „Die sieben Cürs zu Teutsch auf ainem yetlichen tag d. Wochen ain mit vil andern schönen gebetten.“ Am Schluß: „Getruckt und sägigklich volendet in der loblichen Statt Costenz durch Johannem Schäßeler Auf den 27. tag des Brachmonats So man zalt 1517 Jahr.“ Kl. 8° mit Titelformen und 8 Holzschnitten (einer mit „1515“). 172 Blätter und 13 Blätter Register.

## Bücheranzeigen.

**Die von Hornstein und von Hertenstein.** Erlebnisse aus 700 Jahren. Ein Beitrag zur schwäbischen Volks- und Adelskunde von Edward Freiherrn von Hornstein=Grüningen. 240 Seiten in Quart. Druck der Aktiengesellschaft Preßverein Konstanz. 2 Mk. 50 Pf.

Zu den verhältnismäßig wenigen mittelalterlichen Geschlechtern des niederen Adels in Schwaben, die sich aus der bekannten, durch vielfach verkehrte Wirtschaft, Erbteilungen, Zerfall des Rittertums u. a. verursachten, im ganzen für ihn verhängnisvollen Krisis bis zur Gegenwart in lebensvoller Blüte erhalten haben, zählen die von Hornstein, deren Stamme die von Hertenstein angehörten, ursprünglich, soweit sich ersehen läßt, Dienstmannen der Grafen von Behringen. Das Geschlecht ist jetzt in zwei Hauptlinien geteilt: die H.-Grüningen (Württ. OA. Riedlingen) und die H.-Binningen und H.-Bietingen im Hegau. Viele derselben treffen wir bis heute auch am Bodensee, besonders in Konstanz wohnhaft.

Was der Verfasser uns jetzt vorlegt, erweist sich schon auf den ersten Blick nicht etwa als einer der vielen genealogischen Versuche dilettantenhafter Geschichtsliebhaberei, sondern als die Frucht ernster, sorgfältiger und langjähriger Forscherarbeit. Statt der Bezeichnung „Erlebnisse“, die mehr einer Einzelperson zukommt, hätte vielleicht eine andere, etwa „Geschichte“ oder dergl. gewählt werden dürfen. Bis jetzt haben wir die eine Hälfte vor uns, welche die erste bis zehnte Generation (Anfang) von 1213 bis 1583 umfaßt; die zweite wird die 10. bis 20. Generation nebst einer Einleitung und hauptsächlich viele Abbildungen von Personen, Burgen u. a., auch das Register bringen. Den Schwerpunkt dieses Teils wird die Einleitung ausmachen, welche die aus dem zusammengetragenen Material herausgearbeiteten und gewonnenen Ergebnisse mitzuteilen hat, und zwar stets im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, „in Beziehung nicht allein zu den Fürsten, sondern mehr noch zu den Bauernschaften, mit denen die Familie in steter Berührung lebte.“ Mit wahren Eifer hat der Verfasser alle Fundstellen aufgesucht, wo er eine Ausbeute erhoffte. Es sind vornehmlich, außer den Hornsteinschen Familienarchiven zu Grüningen und Binningen, die Staatsarchive in Stuttgart und Ludwigsburg, das Generallandesarchiv in Karlsruhe, das Fürstenbergische Hauptarchiv in Donaueschingen, das bayerische Reichsarchiv in München, das Statthaltereiarchiv in Innsbruck, einzelne Stadtarchive, so die zu Riedlingen, Augsburg, Ueberlingen; reichen Ertrag ergaben die gedruckten Urkundenbücher von Fürstenberg, der Abtei Salem, das württembergische, die schwäbischen Nekrologien der Monumenta Germaniae u. a.

Zur Erzielung möglichster Uebersichtlichkeit teilt der Verfasser das gesammelte, außerordentlich umfangreiche Material bei jedem Geschlechtsangehörigen in Form von nummerierten, kleingedruckten Regesten mit und zwar in löblicher Weise mit jedesmaliger Angabe des Fundorts. Da, wo es sich bloß um die Anwesenheit eines Hornstein als Zeugen handelt, dürften manche Regesten etwas kürzer gefaßt sein. Das für eine Person besonders Bemerkenswerte wird in kräftigerer Schrift als gewonnenes Ergebnis an die Spitze der Regestenreihe gestellt. Die überall beobachtete strenge Sachlichkeit, die auch die Schattenseiten nicht verdeckt, verdient volle Anerkennung. Käufe, Verkäufe, Pfandschaften des vielfach wechselnden Besitzes der Einzelnen, der Edelitze mit ihren Güterkomplexen, Vermächtnisse, Eheabreden, Verträge über die mannigfaltigsten Gegenstände, Zeugen-



aussagen, richterliche und schiedgerichtliche Entscheide bilden den Hauptinhalt der zahlreichen in Urkunden und Akten überlieferten Rechtshandlungen; ausführliche Inventare über die bewegliche Habe einer Person gewähren ein anschauliches Bild von den Lebensverhältnissen des mittelalterlichen Landadels bis ins einzelne (so S. 131—133, 236 f.). In der langen Reihe der auftretenden Gestalten finden sich gar verschiedenartige Charaktere, die meisten biedere, schlichte Edelmänner, aber auch manche kühne Reden, die im Ritterdienste von Kaiser und Reich, von Fürsten und mächtigen Herren mit Speer und Schwert ihr Leben aufs Spiel setzten, oder in erbitterter Privatfehde für sich oder ihre Freunde die Entscheidung durch das Machtwort der Waffen zu erkämpfen suchten; einer — es war Jos v. H. zu Hohenberg — tat dies in offener Gegnerschaft zu Oesterreich, während sonst feststand, „niemals sei ein H. vom Hause Oesterreich gewichen“ (S. 159 ff.). Erscheint Georg II. v. H. als Typus eines verschwenderischen Abenteurers (S. 188 ff.), so lernen wir in Sigmund v. H., dem Deutschordenskomtur zu Rainau und späteren Landkomtur zu Altschauzen († 1577), das Muster eines klugen Haushalters und Diplomaten kennen (S. 214 ff.). Fromme Wohltätigkeit für Kirchen und Klöster, die sich in zahlreichen Vergabungen und Stiftungen äußert — so zu Heiligkreuztal bei Riedlingen, wo uns manche Edle v. H. als Abtissin oder einfache Konventfrau begegnet — ist von Anfang an ein bemerkenswerter Zug dieses Geschlechts.

Nicht geringen Nutzen wird aus dem Werk die Rechts- und Kulturgeschichte ziehen. Wir verweisen z. B. auf die Seiten 74 (Freidorf), 80, 113 (Achttagakern), 89, 118 (Entwertung der Güter), 89 (Landesverweisung wegen Gotteslästerung), 36, 100 (Vorkamprecht der Schwaben), 198 (gerichtliche Folter), 149, 152 („swaigen“ der Frösche durch die Bauern), 238 (Zajilie v. H. als Here verdächtigt).

Die vielen eingestreuten Siegel- und Wappenbilder, die ganze Druckausstattung verdienen alles Lob. Druckversehen finden sich selten, so S. 83 unten 1509 statt 1409, daselbst Mitte: dem Entel statt des Entels, S. 229: Hornsain statt Hornstain, S. 238: Jansen statt Janssen. Bemerkenswert sei noch, daß es jetzt allgemein üblich ist, bei der Wiedergabe mittelalterlicher Texte die Eigennamen groß zu schreiben.

Wer sich mit der Geschichte Schwabens, insbesondere des schwäbischen Adels, beschäftigt, wird künftig das vortreffliche Werk Eduard von Hornsteins, dessen zweiter Teil doch wohl in nicht allzugroßer Ferne ebenfalls vorliegen wird, nicht entbehren können. Möge sein Muster in weiteren Kreisen, zumal bei seinen Standesgenossen, Nachahmung erwecken.

Ueberlingen.

Dr. Rober.

**Neujahrsblätter des Museumsvereins Lindau i. B. Nr. 1.** Das gesellige Leben in Lindau während des 19. Jahrhunderts, von Dr. R. Wolfart, Pfarrer und Stadtarchivar. Lindau 1911, Kommissionsverlag von F. Th. Stettner. 21 S. 60 Pf.

Der Museumsverein Lindau will künftig in regelmäßiger Folge ein Neujahrsblatt herausgeben. Die Veranlassung dazu gab die von Dr. Wolfart im Verein mit mehreren andern literarischen Kräften 1909 zu Ende geführte Bearbeitung der reich ausgestatteten Geschichte der Stadt Lindau (3 Bände). Manche Gegenstände konnten dort keine Stelle finden, weshalb man sich entschloß, sie in Vorträgen den Mitgliedern nahe zu bringen. Den Anfang dazu machte der verdiente, rührige Verfasser der vorliegenden Arbeit. Der im Winter 1908 gehaltene Vortrag behandelt die Wiedererneuerung des gesellschaftlichen Lebens in Lindau seit dem Beginn des 19. Jahrhundert, nachdem in der bayerisch gewordenen Stadt auch in dieser Beziehung eine neue Ordnung Platz gegriffen hatte. Es seien nur genannt: Die „Nadli“, Frauenkränzchen, „Stubeten“, die Harmonie und Lesegesellschaft (seit 1814), die Sängergesellschaft Viederkranz, die politischen Vereine (seit 1848), die Schützengesellschaft, die Gesellschaften zur Pflege der Musik und des Theaterspiels. Wer darüber näheren Aufschluß haben will, findet ihn in dem flott geschriebenen ersten Neujahrsblatt. Beigegeben ist ein Jahresbericht über die Tätigkeit des Museumsvereins Lindau bis zum Herbst 1910.

Dr. Rober.

**Ellwanger Jahrbuch 1911.** Ein Volksbuch für Heimatpflege im Birngrund und Ries. Herausgegeben vom Geschichts- und Altertumsverein Ellwangen in Verbindung mit dem Raachheimer Geschichts- und Altertumsverein. Preis geh. Mk. 1. 50, geb. Mk. 1. 80. (Für Mitglieder des Vereins Mk. 1. — bzw. Mk. 1. 30.) 134 Seiten Text.

Als der junge Verein im vorigen Jahr (vergl. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 39 (1910 S. 159 f.) sein erstes Jahrbuch herausgab, stellten die Herausgeber es dem Urteil der Leser anheim, ob das Unternehmen eine Fortsetzung verdiene. Der günstige finanzielle Erfolg des Jahrbuches, die nicht zuletzt durch das Erscheinen des Jahrbuches vermehrte Mitgliederzahl des Vereins (421 gegenüber 333 im Vorjahr!) ermutigte dazu, das Unternehmen fortzusetzen. So haben wir auch in diesem Jahre eine reichhaltige, mit vielen Abbildungen versehene Jahresschrift erhalten, die dem ersten Jahrgang an Umfang und Wert nicht nachsteht.

Neben der Fortsetzung von Dr. Gust. Vossers Abhandlung über die Gründung des Klosters Ellwangen finden wir diesmal namentlich einen Aufsatz von Dr. S. Göhler über die Vorzeit des Ellwanger Bezirks auf Grund der kürzlich daselbst vorgenommenen Ausgrabungen. Von den verschiedenen Rubriken des Jahrbuchs verdienen besonderes Interesse die Beiträge zur Baugeschichte (Restauration der Ellwanger Stiftskirche), Dunkle Blätter in den Ellwanger Jahrbüchern (die Gegenschreiberin, von F. Braun, Domkapitular, ein Bild aus der Zeit der Hexenverfolgungen). Die Bücherschau orientiert über die dieses Jahr besonders bedeutsamen Neuererscheinungen zur Ellwanger Geschichte. Der Bericht über die ersten 7 Vereinsjahre (von dem Herausgeber, Landrichter D. Haeder in Ellwangen) zeigt, in welcher vorbildlicher, musterhafter Weise die Aufgaben des Vereins in diesen Jahren gelöst worden sind. Mehrere Vorträge wurden jedes Jahr gehalten; die Altertümerammlung wird aus kleinen Anfängen zu einer der bedeutendsten in Württemberg (die Ankäufe von Altertümern beliefen sich 1908/09 auf Mk. 318. 10, 1909/10 sogar auf Mk. 1186. 50). Besonders beachtenswert ist aber die „literarische Abteilung“, die der Verein in diesen Jahren schon sehr gefördert hat und worin er für andere Vereine, namentlich lokale Altertumsvereine, die diese Seite der Heimatkunde gegenüber den eigentlichen, bloßen Sammlungszwecken (von Altertümern) vielfach ganz vernachlässigen, vorbildlich sein dürfte. Der Verein beschränkt sich nämlich neben der Altertümerammlung nicht auf die Anschaffung von gedruckten Schriften, die in sein Heimatgebiet einschlagen, sondern er sammelt auch Handschriften aller Art ortsgeschichtlichen Inhalts, legt eine binnen 3 Jahren die Zahl von 1000 Zetteln überschreitende Bibliographie zur Ellwanger Geschichte an, läßt Abschriften von seltenen, nicht käuflichen ortsgeschichtlichen Druckschriften machen, sammelt handschriftliche biographische Notizen über bemerkenswerte, mit Ellwangen in Beziehung stehende Personen, Notizen über die Geschichte einzelner Gebäude („Häuserbuch“), photographische Ansichten von Kunst- und Altertumsdenkmälern aus Ellwangen und Umgebung, legt ein Ellwanger Zeittafelbuch (Sammlung ortsgeschichtlicher Gedenktage), eine Ansichtskartenammlung von Ellwangen und Umgebung, eine Landkartenammlung, eine Klichee- und Lichtbilderammlung an. Zeitungsausschnitte und sonstige kleine Druckschriften werden in Klebebüchern vereinigt und so vor dem Verderben bewahrt. Und alle diese viel Mühe und Zeit kostende Arbeit wird von Vereinsmitgliedern unentgeltlich geleistet.

Möge dem rührigen Verein ein stetiges Gedeihen auch fernerhin beschieden sein!

R. Otto Müller.

**Frey Karl, Wollmatingen.** Beiträge zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte eines alamannischen Dorfes. Mit drei Tabellen, sechs Urkundenbeilagen und einem Gemarkungsplan. (= Deutschrechtliche Beiträge. Forschungen und Quellen zur Geschichte des Deutschen Rechts. Herausg. v. Dr. Konrad Beyerle, ord. Prof. an der Universität Göttingen. Bd. V, Heft 2.) Heidelberg, Winter 1910. 8°. 6 Mark.

Ein ungemein willkommener Gast kommt uns in diesem Buche über die Schwelle. An Vorgeschichten haben wir ja gegenwärtig allerdings keinen Mangel mehr; denn jeder Geschichts-

dilettant, der da glaubt, er müsse seinen literarischen Konjungenossen etwas aus der Vergangenheit einer ländlichen Ansiedelung erzählen, klittert seinen Lesern allerhand archivalische und andre Nachrichten in chronologischer Folge zusammen, die zwar einen vielleicht lustigen Kram, aber keine Geschichte bilden. Das vorliegende Werk ist keine solche Dorfchronik, sondern eine wirkliche Geschichte, allerdings mit der Einschränkung des Stoffes auf Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, deren Probleme für die Zeit des spätern Mittelalters durch eindringende Untersuchungen auf räumlich enge begrenztem Gebiete weiter gefördert und jetzt schärfer ins Klare gestellt werden können. In dem einzelnen Dorfe, worin die verwickelte niedere Gerichtsbarkeit im spätern Mittelalter an Stelle der ältern größern Dingverbände getreten ist, liegt der Brennpunkt jener gegenwärtig besonders gepflegten Gegenstände der Forschung.

Das Dorf Wollmatingen liegt ungefähr 3 km nördlich von Konstanz im Großherzogtum Baden auf einer Landzunge, der sogenannten Bodanhalbinsel. Westlich von dieser Halbinsel befindet sich die schöne Mainau, westlich davon die Insel Reichenau mit ihrem einst weithin bis nach Scandinavien berufenen Kloster, dessen Zinsassen sich anfänglich mit Aufbesserung des Landbaues, später auch mit Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft abgaben. An der Straße, die heute von der Reichenau nach der Mainau hinüberführt, liegt, zwischen Nebenhügel eingebettet, das Dorf Wollmatingen, etwa 300 Wohnhäuser mit nahezu 1900 Einwohnern (darunter 207 Protestanten) umfassend, die sich fast ausschließlich mit dem Anbau des Landes abgeben, indem sie sich der Fabrikarbeit abhold erzeigen. Den ungefähren Umfang des Dorfsbanns ersieht man aus der Zeichnung der Topographischen Karte des Großherzogtums Baden, Bl. 52 (Konstanz) 1849 1 : 50 000; oder Bl. 161 (Reichenau) 1893 1 : 25 000; oder aus dem Topogr. (Siegfried-) Atlas der Schweiz, Bl. 51 (Lägerweilen) 1883 1 : 25 000. Wollmatingen, welches der Verfasser pleonastisch als ein Hauptdorf bezeichnet (denn *τύρρη*, lat. turba, germ. thorp bezeichnet ohnehin eine zusammengeklärte Häusermenge), wurde bei der deutschen Ansiedelung dem Hegau in der Namensform Wolmötungen zugeschrieben, jedoch durch die Reichenauische Zmmunitätsbildung im 9. Jahrhundert von diesem öffentlichen Verbands wieder gelöst. Das Kloster Reichenau hatte im frühern Mittelalter einen in summa ungeheuren Grundbesitz und barg in seinem Archiv demgemäß auch großen Urkundenbestand; durch die planmäßigen Fälschungen, welche der Abt des Klosters Nodalrich um die Mitte des 12. Jahrhunderts an diesem Vorrat verübte (worüber Karl Brandi eine genaue Untersuchung geliefert hat, Heidelberg 1890. 4<sup>o</sup>), ist die Feststellung der frühern Verhältnisse erschwert; jedoch ergibt die Urkunde Karl Martells vom 25. April 724 (Brandi, *Exkurs I*, S. 89 f.) soviel, daß das Kloster von dem fränkischen Missionar Pirmin unter dem Schutze des kerklingischen Hauses auf königlichem Boden gegründet wurde, wobei Karl Martell der neuen Stiftung fünf Orte am Untersee, außerhalb der Insel: Marcholtingas, Alaholfespach, Caltaprunno, Uualamotingas und Alahmonteseurt, außerdem Erfmotingas auf dem jenseitigen Ufer des Untersees im Thurgau überließ. Außerdem darf angenommen werden, daß schon im 9. Jahrhundert W. eine Gerichtsstatt des Klostersvogts war, und daß von W. aus dem neuen Kloster Leistungen in Fischereigeräten zuzamen; auch ist nicht zu übersehen, daß W. um 1200 eine eigene Pfarrei war. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts faßte auch der Deutschorden am Bodensee festen Fuß, wo die Mainau fortan der Sitz der Deutschherren war.

Da das vormals so reiche Gotteshaus durch schlechten Haushalt in seinen Vermögensverhältnissen seit der Mitte des 14. Jahrhunderts zurückgekommen war, mußte es darnach streben, seine Finanzen durch neue Einnahmen oder Verpfändungen ins Gleichgewicht zu bringen, was ihm zeitweilig gelang. Zweimal ward das Dorf W. verpfändet und wieder eingelöst.

Mit dem zweiten Abschnitt (S. 280 f.) beginnt der umsichtige Verfasser seine historischen Untersuchungen über Siedelung und Flurverteilung. Zunächst macht er einen Versuch, in die drei topographisch abgegrenzten Zelgen („über Haffner“, „ob Kirchen“, „über Herdli“), deren jede einen besondern Eigennamen führte, die zahlreichen, im Gemeindeflur zerstreuten und herumliegenden Gewanne so einzuverleiben, wie sie tatsächlich bei der jährlichen Bewirtschaftung den Zelgen zugeteilt waren. Das Wort Zelge hatte bekanntlich im alten Betrieb des Landbaues eine doppelte Bedeutung: eine topographische, deren Name als Flurname eines einheitlich bepflanzten Feldgebietes stets an ihr haftete, und eine wirtschaftliche (Roggen- oder Kornzelge, Haberzelge, Brache), die sie nur in dem Jahre trug, in welchem die Rotation es erheischte. Nachdem nun

der Dreifelderbau wohl auch in W. seit längerer Zeit untergegangen und vergessen und durch andre Betriebsweisen, die das Individuum nicht genieren sollen, aus dem Gedächtnis entfallen ist, bereitet es jetzt schon große Schwierigkeit, die Zuteilung der Gewanne zu den Zelgen, wie sie damals jedes Kind kannte, wieder aufzufrischen; wir sind daher dem Verfasser sehr dankbar, daß er dieses glattweg zustande gebracht hat.

Ueber das Zaunwesen hätte sich der Verfasser (S. 284 f.) etwas ausführlicher äußern dürfen. Das Dorf selbst war durch einen Eiter (d. h. einen mit Weidenruten geflochtenen Zaun) eingefast, der durchbrochen war von geflochtenen Gattern oder Hurden, durch welche einzelne Personen aus dem Dorfe ins Feld zu ihren Grundstücken gelangen konnten. Jede Zelge, mit Ausnahme der Brachzelge, war mit einem Stangenzaun zum Schutze gegen das Vieh eingefast, und wo die Straße zwischen zwei Eichelzelgen (angefasteten Zelgen) durchging, da war sie durch ein Fallentor geschlossen, welches, nachdem es geöffnet worden war, von selbst wieder zufiel. Die Dorfoffnungen (es ist lobenswert, daß der Verfasser diese Art Rechtsquellen so und nicht mit der Wortform „Öffnungen“ (S. 374) bezeichnet; denn obwohl es das gleiche Wort ist, so hat sich doch die Form „Öffnungen“ bei den süddeutschen Rechtshistorikern eingelebt und ist gleichsam terminus technicus geworden) sind besonders mit Vorschriften über das Zaunwesen angefüllt, und wo solche unvollständig sind wie bei Wollmatingen (§ 56. 57), da darf daraus nicht der Schluß gezogen werden, das Zaunwesen habe dort gefehlt, sondern man muß diese Vorschriften einfach aus den Öffnungen der Nachbardörfer oder vielmehr aus den Öffnungen der Dörfer, welche der gleichen Grundherrschaft unterlagen, substituieren.

Herr Dr. Frey setzt den Uebergang des Grundeigentums vom Kollektiveigentum der Marktgenossenschaft in das Privateigentum der Dorfgemeinde bei den Süddeutschen wohl mit Recht in die fränkische Zeit; aber man hätte sehr gerne die Beweise dafür auch von ihm, dem gründlichen Forscher, entgegengenommen oder wenigstens einmal ausführlich zusammengestellt gesehen (vgl. S. 295). In diesem Abschnitt verbreitet sich der Verfasser in dankenswerter Weise über die Ueblichkeiten in der Weise der Bewirtschaftung des Feldes und der Wiesen, sowie auch über die Nutzung der Hansbeunden, der Wälder und Weiden, der Fischerei und Jagd, sowie über das Zugrecht (Vorkaufsrecht) der Gemeindegemeinden. Alsdann (S. 306) tritt er auf eine sehr verdienstliche Untersuchung der Frage ein, ob die in der germanischen Ansiedelung geschaffene Wollmatinger Mark später noch Spuren ihrer vormaligen Ausdehnung an sich getragen habe. Es ist das wiederum eine Frage von weiter reichendem historischem Belang, da ja viele unserer noch bestehenden Dörfer aus altgermanischen Marken hervorgegangen sind. Als Ueberbleibsel des frühern Marktbestandes betrachtet Frey die noch später geltende Berechtigung der Gemeindegemeinden zu W. an Wald- und Weidenutzungen außerhalb ihrer heutigen Gemarkung im Dettinger Forst, die Ausdehnung des Jagdbezirkes über den Bann von Allmannsdorf und Hegne, die gleiche Berechtigung der Mainauer Untertanen an Holz und Weide auf der Bodanhalbinsel wie der reichenauischen Klosterleute. Von daher besaß W. neben den der Dorfgemeinde eigentümlichen Ämtern eine Anzahl von Stellen, welche noch in jüngerer Zeit als marktgenössische zu bezeichnen sind: so die sieben Untergänger (Markengericht), die drei Feldschauer, den Förster, den Holzmeister und die beiden Christäffel (Constasler) und die Dreier. Auch die Kirchspielsgemeinde deckte sich anfänglich mit der Mark; später löste sich das Kirchspiel Allmannsdorf davon los.

Die Berechtigung einzelner Einwohner des Dorfes an den innerhalb der Mark gelegenen Güternutzungen und die Nichtberechtigung anderer begründeten allmählich den Unterschied zwischen nutzungsberechtigten Bürgern und nichtberechtigten Hinterlassen. Erstere bildeten die politische Gemeinde. Im Folgenden werden dann die Dorf- und Dorfmarktbeamten und Behörden geschildert (S. 314—327), die z. T. vorhin bereits genannt sind.

Die Bewirtschaftung des Grundeigentums durch die Grundherrschaften erlitt schon im Laufe des Mittelalters mancherlei Aenderungen. Der Selbstbetrieb, den die geistlichen Grundherren mittelst eigenen Gesindes aus dem Altertum herübergenommen hatten, schränkte, wie aus Ekkehardi cas. cap. 38 hervorgeht, allmählich an dem Uebermut, womit die Bediensteten sich ihrer Pflichten zu entledigen bestreben. Darum wurden von den Grundherrschaften der einheitlichen Wirtschaftsgestaltung wegen und zum Zwecke besserer Güteraufsicht größere Betriebe begründet, in denen die Kleingüter in organische Abhängigkeit zu dem Haupthofe gestellt waren. Leider müssen wir es

uns verjagen, auf diesen Teil der Untersuchung, der viel Neues enthält, näher einzutreten und erlauben uns, den Leser auf die Einsichtnahme dieser Darlegung zu verweisen. Die Auseinandersetzung des Inhalts der W. Öffnung ist geradezu musterhaft und ebenso die reinlichen Abdrücke der Archivalien, welche der Verfasser als Belege seiner Darstellung vor Augen stellt. Bei dem Glossar, das hinten angehängt ist, vermißt man die Erklärung der verdunkelten Wörter, wie der Name Glossa es verlangt; denn  $\gamma\lambda\omega\sigma\sigma\alpha$  ist ein ungewöhnlicher, veralteter Ausdruck, und das  $\gamma\lambda\omega\sigma\sigma\acute{\alpha}\rho\iota\omicron\nu$  (ein Deminutiv), soll solche dunkle Wörter nicht bloß in einem Register aufschreiben, sondern sie auch erklären und zwar gerade deshalb, weil sie oft neuhochdeutschen Wortklang, aber nicht neuhochdeutsche Bedeutung haben, den Leser also irreführen. Zu ändern wären wohl auch in dem sonst blank gehaltenen Texte: S. 314 Einleitend wurde schon es in es schon. S. 308 durchwegs in durchweg. S. 361 Kernabgabe in Abgabe an Kernen; die alte Scheidung der beiden Wortformen Kern (ein einzelner Getreidekern) und Kernen (aus der Spreu enthaltener Dinkel oder Spelt) sollte von süddeutschen Schriftstellern festgehalten werden; in Norddeutschland wird der Dinkel nicht gebaut. S. 303 das Wort Zuchart (bei dessen Ableitung immer noch das Suffix *art*, Grimm, Gramm. 2, 340, in Erwägung fällt) hat vom Femininum aus alle drei Geschlechter durchgemacht und ist jetzt bei den Delonomen glücklich als masc. in Mode gekommen. Die nicht mund- und febergerechte Form Zuchart verweist den Ursprung des Wortes nach Süd- oder Hochdeutschland, wo das fem. überwiegt. S. 268 willfuhr der Papst ihren Bitten in willfahrte; wenn auch die Etymologie noch unsicher ist, so ist doch die schwache Konj. sicher, und diese weist auf ein Denominativ, vielleicht mittelhochdeutsch *vagen*, althochdeutsch *fagōn*, zustimmend, willfährig sein.

Dr. Johannes Meyer.

**Langenargen und seine Geschichte**, dargestellt von Johann B. Richler, Oberlehrer in Langenargen. Im Verlag der Gemeinde Langenargen 1911. 220 Seiten Oktav, elegant gebunden 3 Mk. 50 Pf.

Den in den letzten Jahren erschienenen Lokalgeschichten von Bodenseestädten, deren hervorragendste die zweibändige Stadtgeschichte von Lindau ist, hat sich erfreulicherweise eine weitere angereicht, die von Oberlehrer Johann B. Richler in Langenargen verfaßte Ortsgeschichte von Langenargen, Marktsteden im württembergischen Oberamt Tettnang. Der Verfasser wollte keine Lokalgeschichte im engeren Sinn veröffentlichen, sondern seinen Mitbürgern eine möglichst erschöpfende Heimatkunde in die Hand geben, welche alles nur irgendwie Wissenswertes enthalten sollte über die Schicksale der liebgewordenen heimattlichen Scholle. Richler hat die sich gestellte Aufgabe vortrefflich gelöst; er hat mit Fleiß und Verständnis die wechselvolle Geschichte von Langenargen von der Urzeit bis auf die Gegenwart in 27 Kapiteln niedergelegt und das in den Archiven von Stuttgart, München und Innsbruck sowie anderweitig erreichbare archivalische Material in geschickter Weise zu einem stattlichen Werke vereinigt und daselbe dem Sohn und Ehrenbürger Langenargens, Herrn Oberlandesgerichtsrat Dr. Johann Baptist von Kiene, I. Vizepräsident der württembergischen Abgeordnetenkammer, gewidmet.

Von den einzelnen nach Jahrhunderten geordneten Kapiteln interessiert uns vor allem dasjenige über das erste Auftreten Langenargens (Arguna) in Urkunden (770); dann der kurze Abriss über die Geschichte der Grafen von Montfort, der einst mächtigen Argengaugrafen, in deren Hände Jahrhunderte lang die Geschichte Langenargens gelegt waren; bei der Herleitung des Ursprungs der Grafen von Montfort und des Namens Montfort stützt sich der Verfasser lediglich auf die vorhandenen Urkunden und verweist die angeblich römische Abstammung der Montforter mit Recht ins Reich der Fabel. Besondere Beachtung verdienen die Kapitel über die Selbstbesteuerung, die Feststellung der Fronen, die Belehnung des Grafen Hugo mit dem Recht, aus Langenargen eine Stadt zu machen (1453), ferner die Montfortische Landesordnung vom Jahre 1574, die Regesten vom 16. Jahrhundert und die Schifferordnung vom Jahre 1753. Eine dankbare und verdienstliche Aufgabe hat sich der Verfasser mit der Feststellung und Erklärung der Langenarger Flurnamen gestellt; er hat damit zugleich der Bitte der Vereinsleitung im Vereinsheft Nr. 35 vom Jahre 1905 um Aufzeichnung der Flurnamen im Bodenseegebiet entsprochen. Von allgemeinem

Interesse sind noch die Abhandlungen über die Münztätigkeit und den Münzhof der Grafen von Montfort in Langenargen, über Burg Argen und Schloß Montfort, das Wahrzeichen von Langenargen. Geschmückt ist das fließend geschriebene Werk mit 11 Abbildungen, wovon eine ganz besonders interessiert; dieselbe ist am Kopfe eines Meisterbriefes vom Jahre 1780 angeordnet und stellt Langenargen von der Schussen bis zur Argen dar; diese Abbildung ersetzt eine topographische Karte, welche wir im vorliegenden Buche vermissen. Der Zweck, dem das Buch dienen soll, und der Leserkreis, für den es bestimmt ist, veranlaßten den Verfasser, von ausführlichen Literaturnachweisen abzusehen, so wünschenswert diese für uns gewesen wären. Möge dasselbe unter den einheimischen und auswärtigen Langenargern die verdiente weite Verbreitung finden; denn ein jeder wird in dieser vorbildlichen Heimatkunde etwas entdecken, das ihn fesselt. Aber auch über die Grenzen Langenargens hinaus verdient das Buch Verbreitung; namentlich sollte es in den städtischen Archiven und Bibliotheken am See nirgends fehlen. Nur mit der sehr schätzenswerten finanziellen Unterstützung der Gemeindeverwaltung, in deren Verlag die Ortsgeschichte erschienen ist, war die Herausgabe möglich. F. Ruhn.

---

## Erklärung.

Herr Anton Strigel, Dr. phil., von Freiburg i. Br. bemerkt in seinem im 39. Heft dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz: „Die Fischereipolitik der Bodenseeorde“ 2c. S. 95, Fußnote 4: „Die frühere Schreibung Bodmann ist heute nicht mehr gebräuchlich. Das Großh. Bad. Staatsministerium verfügte am 9. Mai 1884, daß die Gemeindenamen Bodman und Hohenbodman fortan nur mit einem n zu schreiben seien. Diese Schreibweise wurde dann auch von der Familie dieses Namens angenommen. Vergl. die Geschichte der Freiherren v. Bodmann, bearbeitet von Joh. Leopold Freiherrn von und zu Bodmann. Lindau im Bodensee 1894, S. 486 (28. Heft). — Der Titel des Werkes und die Unterschrift des Verfassers zeigen jedoch deutlich, daß der Verfasser noch an der alten Schreibweise des Namens mit doppeltem n festgehalten hat. Dieses Verfahren kann ich mir nur so erklären: Entweder hat die Familie noch an der alten Schreibweise des Namens festgehalten — dann ist auch die obige Behauptung (S. 486) nicht berechtigt — oder aber der Verfasser hat es nicht verstanden, die Konsequenzen zu ziehen.“ Ueber die letztere Bemerkung beschwerte sich Freiherr Leopold von Bodman in einem Brief d. d. München 14. Dezember 1910 an unsern Vereinspräsidenten Schützinger, in dem er erklärte, daß er in seiner Geschichte „von Anfang an daran festhielt, die so oft wechselnde Schreibweise genau so wiederzugeben, wie sie sich in den betreffenden Urkunden zeigt.“ Herr von Bodman bat Herrn Schützinger, Herrn Dr. Strigel zu einer Berichtigung seiner durchaus grundlosen Behauptung zu veranlassen. Das tat in Schützingers Auftrag der Redakteur unserer Zeitschrift, Herr Dr. Meyer, durch ein Schreiben vom 31. Mai 1911 an Dr. Strigel. Aber das Schreiben kam von der Post als in Freiburg unbestellbar zurück. Der Ausschuß hält es deshalb für seine Pflicht, die obige Bemerkung Dr. Strigels als durchaus unberechtigt zu bezeichnen, indem der Verfasser Freiherr von Bodman in seiner quellenmäßigen Geschichte lediglich die von jedem wissenschaftlichen Forscher eingehaltene Gepflogenheit befolgte.

**Der Ausschuß des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.**

---

III.

Vereinsnachrichten.







## Personal des Vereins.

**Präsident:** Heinrich Schüzinger, rechtsk. Bürgermeister, fgl. bayr. Hofrat, Lindau.  
**Vizepräsident und erster Sekretär:** Hofrat Dr. Christ. Roder, Realschuldirektor, Überlingen.  
**Zweiter Sekretär:** Pfarrer und Stadtbibliothekar Dr. Karl Wolfart, Lindau.  
**Schriftleiter:** Dr. Johannes Meyer, Kantonsbibliothekar, Frauenfeld.  
**Bibliothekar und Archivar:** F. Kuhn, Postsekretär, Friedrichshafen.  
**Kassier und Kassos:** Karl Breunlin, Kaufmann, Friedrichshafen.

### Ehrenmitglieder des Vereins:

Dr. ing. Graf Ferdinand v. Zeppelin, General der Kavallerie, Etzelenz, Friedrichshafen.  
Dr. F. A. Forel, ordentl. Prof. emer. für Naturgeschichte an der Universität Lausanne, in Morges.  
Dr. Gerold Meyer v. Knonau, ordentl. Professor für Geschichte an der Universität Zürich.  
Dr. Albr. Penk, k. k. Hofrat und ordentl. Prof. für Geographie am Institut für Meereskunde,  
Berlin NW 7, Georgenstraße 34/6.  
Med.-Rat Th. Lachmann in Überlingen.

### Ausschuß-Mitglieder:

Für Baden: Otto Leiner, Apotheker und Stadtrat, Konstanz.  
" Bayern: A. Bertle, Pfarrer, Sigmarszell.  
" Oesterreich: Dr. med. Th. Schmid, k. k. Sanitätsrat und Altbürgermeister, Bregenz.  
" die Schweiz: Dr. Johannes Meyer, Kantonsbibliothekar, Frauenfeld.  
" Württemberg: Fr. Krauß, Fabrikant, Ravensburg.

### Pfleger des Vereins:

Arbon: Adolf Stoffel, Fabrikant.  
Bregenz: Winkel, P., Bürgerschullehrer.  
Friedrichshafen: K. Breunlin, Kaufmann.  
Isny: Karl Pfeilsticker, Kaufmann.  
Konstanz: Otto Leiner, Apotheker und Stadtrat.  
Lindau: Karl Stettner, Buchhändler.  
Meßkirch: Dr. med. Gagg.  
Nadolfzell: Alb. Moriel, Buchdruckereibesitzer.  
Ravensburg: Otto Maier, Verlagsbuchhändler.  
St. Gallen: Dr. Henne am Rhyn, Staatsarchivar.  
Tuttlingen: Adolf Schäd, Fabrikant.  
Überlingen: Ernst Lachmann, Privat.



## Mitglieder=Verzeichnis.

- Seine Majestät König Wilhelm II. von Württemberg.  
Seine Majestät König Karl von Rumänien.  
Ihre Königliche Hoheit Großherzogin-Witwe Luise von Baden.  
Seine Königliche Hoheit Prinz Ludwig von Bayern.  
Ihre Königliche Hoheit Prinzessin Theresie von Bayern.  
Ihre Königliche Hoheit Gräfin Marie von Flandern in Brüssel.  
Seine Großherzogliche Hoheit Prinz Maximilian von Baden.  
Ihre Kaiserliche Hoheit Prinzessin Wilhelm von Baden.  
Seine Durchlaucht Fürst Max Egon von Fürstenberg.  
Seine Durchlaucht Fürst Maximilian von Waldburg-Wolfegg-Waldsee in Wolfegg.  
Seine Durchlaucht Fürst Georg von Waldburg-Zeil-Trauchburg in Schloß Zeil.  
Seine Durchlaucht Fürst und Altgraf Alfred von Salm-Reifferscheid und Dyck auf Schloß Dyck bei Glehn (Rheinpreußen).  
Seine Durchlaucht Prinz Gustav von Thurn und Taxis, k. k. Kämmerer und Hofrat in Bregenz.  
Seine Erlaucht Graf Franz von Königsegg-Aulendorf in Aulendorf.  
Seine Erlaucht Graf Max von Waldburg-Zeil-Hohenems, k. k. Kämmerer in Hohenems.

### Baden.

- Herr Dr. Abegg, Professor, Konstanz.  
„ Ackermann, Ernst, Hofbuchhändler, Konstanz.  
„ Allweiler, Ferd., Fabrikant, Radolfzell.  
„ Amann, Eduard, Pfarrer, Denkingen, N. Pfullendorf.  
„ Armbruster, Hermann, Hotelier z. „Löwen“, Überlingen.  
„ Bantlin, Hugo, Fabrikant, Konstanz.  
„ Bauer, Benedikt, Pfarrer, Wollmatingen.  
„ Baumann, F. J., Dekan, Bodman.  
„ Bär, C., Reallehrer, Konstanz.  
„ Bayer, L., Privatier, Überlingen.  
„ Belzer, Otto, erzbischöflicher Bauinspektor a. D., Baden-Baden.  
„ Benz, Gemeinderat und Weinstubenbesitzer, Meersburg.  
„ Berni, Hermann, Professor, Konstanz.  
„ Bez, Bürgermeister, Überlingen.  
„ Beyerle, Rechtsanwalt, Konstanz.  
„ Dr. Blesch, Erhard, Professor, Überlingen.  
Freiherr v. Bodman, Sigmund, kgl. preuß. Major a. D. in Schloß Langenrain, Post Allensbach.  
Freiherr v. Bodman, Rich., großh. bad. Forstmeister, Lahr.  
Freiherr Heinrich v. Bodman, großh. bad. Minister des Innern, Erzell., Karlsruhe.  
Herr Graf v. Bodman-Bodman, Othmar, in Bodman.  
„ Bosh, Moriz, Privatier, Konstanz, Mainaustr. 21.  
„ Braun, F., fürstl. fürstenberg. Kammerrat, Heiligenberg.  
„ Brunner, Hermann, Bankier, Konstanz.

- Herr Bächeler, Posthalter und Hotelier, Heiligenberg.  
 „ Dr. Böhlingen, Th., Besitzer der Kuranstalt „Konstanzer Hof“, Konstanz.  
 „ Dr. Cathiau, Rektor a. D., Architekt, Überlingen.  
 „ Delisle, Adolf, Privatier, Konstanz.  
 „ Delisle, Alfred, Kaufmann, Konstanz.  
 „ Derndinger, Joh., Oberdomäneninspektor, Karlsruhe.  
 „ Dr. Deyle, Emil, Rechtsanwalt, Konstanz, Bahnhofstr. 6.  
 Fräulein Dietsche, Berta, Privat., Konstanz.  
 Herr Dr. Dietrich, Ernst, Rechtsrat, Konstanz.  
 „ Dr. Dorn, Johann, Forbach in Baden.  
 „ Graf Friedrich Douglas, Villa Rosenau bei Konstanz.  
 „ Duzi, Ludwig, Pfarrer, Markelfingen, Amt Konstanz.  
 „ Eckert, Joseph, Pfarrer, Elgersweiler bei Ortenberg, Amt Offenburg.  
 „ Ehrhardt, Albert, Apotheker, Radolfzell.  
 „ Einhardt, Rudolf, Hofgärtner, Salem.  
 „ Emerich, Erwin, Porträtmaler, Markdorf.  
 „ Fehsenmaier, Bezirksärzter, Radolfzell.  
 „ Fenter, Fridolin, Zeichenlehrer an der Kunstgewerbeschule, Karlsruhe.  
 „ Fierz, Albert, Kunstmaler, Radolfzell.  
 „ Flink, Karl, Privatier, Villa Eden, Meersburg.  
 „ Dr. Frey, Bezirksassistentenarzt, Radolfzell.  
 „ Gagg, Notar, Konstanz.  
 „ Dr. Gagg, Rob. Ferd., prakt. Arzt, Mestrich.  
 „ Gasmann, Georg, Obersteuerinspektor, Karlsruhe.  
 Geographisches Institut der Universität Freiburg.  
 Herr Geh, Karl, Hofbuchhändler, Konstanz.  
 Frau Gräfin M. von der Goltz, Villa Douglas bei Konstanz.  
 Herr Greiner, Otto, Baumeister, Konstanz.  
 „ Dr. Gröber, Konrad, Stadtpfarrer, Konstanz.  
 „ Dr. E. Gruber, Freiburg i. Br., Deutsch-Ordenstr. 22.  
 „ Gruber, Reg.-Baumeister, Konstanz.  
 „ Guldin, Sparassier, Bullendorf.  
 „ Gutmann, Forstmeister, Stausen i. Br.  
 Großh. bad. Gymnasium in Konstanz.  
 Herr Häcker, Landwirtschaftsinspektor, Radolfzell.  
 „ Hämmerle, Bürgermeister, Meersburg.  
 „ Hamm, Forstmeister, Karlsruhe.  
 Freiherr v. Hardenberg, herzogl. Sachsen-Altenburg. Kammerherr, Karlsruhe.  
 Herr Heilig, Paul, Privatier, Uhltingen.  
 „ Herosé, Kurt, Privatier, Konstanz.  
 „ Herosé, Walter, Privatier, Konstanz.  
 „ Dr. Hekhöhl, Eugen, Professor a. D., Konstanz.  
 „ Hörle, Eugen, Privatier, Villa Friedensau, Staad bei Konstanz.  
 Großh. Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe.  
 Herr v. Hofer, Albert, Bankier, Konstanz.  
 Hohentwiel-Verein Singen.  
 Frau Baronin v. Hornstein in Hohenstoffeln-Binningen.  
 Herr Dr. Hornung, Besitzer der Kuranstalt Schloß Marbach bei Radolfzell.  
 „ Hübsch, Felix, Forstmeister, Konstanz.  
 „ Hund, Fridolin, Obersteuerinspektor, Überlingen.  
 „ Jäggle, Reallehrer, Überlingen.  
 „ Imbach, Aug., Fabrikdirektor, Arlen bei Singen.  
 „ Kah, Fritz, Apotheker, Freiburg i. Br.

Herr Raizenmaier, Theodor, Pfarrer, Sentenhart, Amt Meßkirch.

„ Kempter, Friß, Privatier, Konstanz.

„ Kern, Notar, Radolfzell.

„ Kirchner, Privatier, Karlsruhe, Kochstr.

„ Kist, Ernst, Baurat, Konstanz.

„ Kneitel, Oberförster, Heiligenberg.

Großh. bad. Konservatorium der Altertümer, Karlsruhe.

Herr Lachmann, Ernst, Privatier, Überlingen.

„ Lachmann, Th., Medizinalrat, Überlingen.

„ Leiner, Otto, Apotheker und Stadtrat, Konstanz.

Leopold-Sofien-Bibliothek, Überlingen.

Leseverein in Singen.

Herr Dr. Leube, Wilhelm, Frauenklinik in Konstanz.

„ Leuthner, Pfarrer, Singen.

„ Leutwein, Generalmajor z. D., Überlingen.

„ Leuther, Friedrich, Amtsregistrator, Triberg.

„ Levinger, Oberamtmann, Überlingen.

„ Dr. Maier, Gustav, Professor, Überlingen.

„ Mamier, Joseph, Stadtpfarrer, Konstanz.

„ Mannhardt, Emil, Privatier, Konstanz.

„ Manz, Ingenieur, Überlingen.

„ Marrendt, Fr., Stadtrat, Überlingen.

„ Dr. Martens, Wilhelm, Gymnasiumsdirektor, Donaueschingen.

„ Martin, Bürgermeister, Heiligenberg.

„ Mayer, Florentin, Oberreallehrer, Überlingen.

Meersburg, Stadtgemeinde.

Herr Melling, Gustav, Privatier, Überlingen.

„ Merk, Leo, Kulturtechniker, Staad bei Konstanz.

„ Menzinger, M., t. t. Oberst, Überlingen.

„ Mezger, Viktor, Kunstmaler, Überlingen.

Meßkircher Bürgermuseum, Meßkirch.

Herr Moricell, Albin, Buchdruckereibesitzer, Radolfzell.

„ Müller, Karl Joseph, Pfarrer, Röhrenbach, A. Pfüllendorf.

„ Müller, Karl, Weinhändler, Radolfzell.

„ Müller, Gottfried, Kaufmann, Überlingen.

„ Müller, Wilhelm, Inspektor des Oberbadischen Zuchtviehverbandes, Radolfzell.

„ Munding, F., Landhaus Seefried, Hagnau a. See.

Museums-gesellschaft in Konstanz.

Museums-gesellschaft in Überlingen.

Herr Nagel, Pfarrer, Seefeld, A. Überlingen.

„ Nägele, Karl, Brauereidirektor z. „Hölle“, Radolfzell.

„ Koppel, Konstantin, Kaufmann, Radolfzell.

Großh. bad. Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus in Karlsruhe.

Herr Osterwalder, Albert, Privatier und Stadtrat, Konstanz.

„ v. Preen, Paul, Privatier, Konstanz.

„ Prym, Gust., Kommerzienrat, Konstanz.

„ v. Radeck, Privatier, Deßeln, A. Waldshut.

Radolfzell, Stadtgemeinde.

Großh. bad. Oberrealschule, Konstanz.

Großh. bad. Realschule Radolfzell.

Großh. bad. Realschule Singen.

Großh. bad. Realschule Überlingen.

Herr Reiff, Philipp, Privatier, Überlingen.

- Herr Kemy, fgl. preuß. Leutnant a. D., Villa Kemy bei Konstanz.  
 „ Keuß, Otto, Buchdruckereibesitzer, Konstanz.  
 „ Kieber, Karl, Landgerichtsrat, Konstanz.  
 Herr Ries, Fr., Gutsverwalter, Schloß Mainau.  
 „ Rihm, Dekan, Singen.  
 „ Ringf, Emil, Gasdirektor, Konstanz.  
 „ Dr. Roder, Realschuldirektor, großh. bad. Hofrat, Überlingen.  
 „ Dr. med. Röger, prakt. Arzt, Markdorf.  
 Rosgartenmuseum in Konstanz.  
 Herr Rosenlacher, Landgerichtsrat, Konstanz.  
 „ Rotzchild, Stadtrat, Konstanz.  
 „ J. Rübsamen, Professor, Billingen.  
 Freiherr v. Ruppilin, Karl, Dr., großh. bad. Landgerichtsdirektor, Konstanz.  
 „ Ruf, Joseph, Ratschreiber, Oppenau, A. Oberkirch.  
 Sanct Johann-Bereinshaus A.-G., Konstanz.  
 Herr Dr. Sauer, Universitätsprofessor und großh. bad. Konservator, Freiburg i. Br., Rempartstr.  
 „ Sauer, Peter, Pfarrer, Allensbach a. Untersee.  
 „ Schellinger, Leop., Architekt, Überlingen.  
 „ Scheu, Karl, Konsignore, Divisionspfarrer a. D., Konstanz.  
 „ Schmal, Fr., Bauunternehmer, Überlingen.  
 „ Schmalz, Hauptlehrer, Dehningen.  
 „ Dr. Schmid, Heinrich, Bezirksarzt, Mefstkirch.  
 „ Schmid, A., Hauptlehrer, Markdorf.  
 „ Schmidle, Direktor der Oberrealschule, Konstanz.  
 „ Schmidt-Pecht, Kunstmaler, Konstanz.  
 „ Schmitt, Friedr., Oberamtsrichter, Karlsruhe.  
 Dr. v. Scholz, Erzellenz, fgl. preuß. Staatsminister a. D., in Schloß Seeheim bei Konstanz.  
 Großh. bad. Lehrerjeminar in Meersburg.  
 Herr Schwab, Gewerbeschulvorstand a. D., Überlingen.  
 „ Schwarz, Ad., Stadtpfarrer, Überlingen.  
 „ v. Senger, Oberamtman, Geh. Regierungsrat, Offenburg.  
 „ Sernatinger, Senes, Gemeinderat, Radolfzell.  
 „ Simon, Eugen, Zahnarzt, Konstanz.  
 „ Speck, Fabrikant, Mühlföfen bei Meersburg.  
 „ Stadler, Fr., Buchdruckereibesitzer, Konstanz.  
 „ Steinhäuser, Julius, Oberbauinspektor, Konstanz.  
 Stockach, Stadtgemeinde.  
 Herr Stocker, K., Großh. bad. Rechnungsrat, Waldshut.  
 Freiherr v. Stözingen, Roderich, Steißlingen.  
 Herr Dr. Strauß, Wilhelm, Privatier, Villa Gebhardsbrunn bei Konstanz.  
 „ Dr. Strauß, W. Lukas, Oberamtman, Donaueschingen.  
 „ Stromeyer, Ludwig, Fabrikbesitzer und großh. bad. Kommerzienrat, Konstanz.  
 „ Dr. Tumbült, fürstl. fürstenb. Archivrat, Donaueschingen.  
 „ Dr. Vischer, Oskar, prakt. Arzt, Konstanz.  
 „ Volk, Karl, Professor, Freiburg i. Br., Bismarckstr. 4.  
 „ Volk, Wilhelm, Dr. med., Konstanz.  
 „ Waag, Pastorationspfarrer, Salem.  
 „ Wannenmacher, Unterlehrer, Reichenau.  
 „ Walter, Jaf., Baumeister, Konstanz.  
 „ Wasmer, August, Seminaridirektor a. D., Pfarrer, Oberweier bei Raftatt.  
 „ Dr. Weber, Franz, Oberbürgermeister, Konstanz.  
 „ Weiß, Karl, Stadtpfarrer, Meersburg.  
 „ Welsch, Bernh., Stadtrat, Konstanz.

Städtische Wessenberg-Bibliothek, Konstanz.

- Herr Dr. Wiedersehheim, Geh. Hofrat und Professor der Universität in Freiburg i. Br.  
 " Dr. Wingenroth, Max, Professor, Konservator der städt. Sammlungen, Freiburg i. Br.,  
 Colombischlöfle, Kotteckstr. 2.  
 " Winter, Hotelier, Heiligenberg.  
 " Winterer, Albrecht, Rechtsanwalt, Konstanz.  
 " Dr. Winterer, Oberbürgermeister, Freiburg i. Br.  
 " v. Wolbeck, Landgerichtsdirektor, Karlsruhe.  
 " Wolf, Karl, Fabrikant, Radolfzell.  
 " Dr. med. Wörner, Bezirksarzt, Überlingen.  
 " Würtz, Hotelier, Überlingen.  
 " de Wuille, Arnold, de Ville, Gutsbesitzer, Rickelshausen bei Radolfzell.  
 " Dr. Zeiß, Roderich, Konstanz, Werderstr. 5.  
 " Zwick, Sparkassier, Meersburg.

### Bayern.

- Herr Aubele, Defan und Geisil. Rat, Lindau.  
 " Dr. Bantlin, Aug., München, Georgenstr. 47.  
 " Bauer, Bruno, Oberzollinspektor, Lindau.  
 " Dr. Baumann, Direktor des kgl. bayr. Reichsarchivs in München.  
 " Dr. med. Beuer, kgl. bayr. Hofrat, prakt. Arzt, Aischach bei Lindau.  
 " Bertle, Anton, Pfarrer, Sigmarszell.  
 Freiherr v. Bodman, Leopold, kgl. preuß. Major a. D., München.  
 Herr Bopp, Redakteur, Zweibrücken, Pfalz.  
 " Branz, Subrektor, Lindau.  
 " Brougier, Adolf, Kommerzienrat, Aischach bei Lindau, Villa Haldereggen.  
 " Brosche, Brauereidirektor, Lindau.  
 " Brüller, Max, Bezirkstierarzt, Lindau.  
 " Brüller, Ernst, f. Reallehrer, Lindau.  
 " Bühler, Eugen, Gutsbesitzer, Senftenau bei Aischach.  
 " Bürklin, Johannes, Kaufmann, München, Blumenstr. 6.  
 " Dr. Bumiller, Joh., Pfarrer, Aufhausen, Post Schiltberg, Oberbayern.  
 " Caselmann, Kirchenrat, Aischach.  
 " P. Hugolin Dach, D. St. Aug., Würzburg.  
 " Egg, Wilhelm, Gymnasialprofessor, Regensburg (altes Gymnasium).  
 " Egg, Jakob, Großhändler, Lindau.  
 " Eibler, Ed., kgl. bayr. Kommerzienrat, Lindau.  
 " Frommüller, Paul, Stadtpfarrer, Lindau.  
 " Friedl., Pfarrer und geistl. Rat, Oberreitnau.  
 " Gebel, Ed., Pfarrer, Unterreitnau bei Lindau.  
 " Gentner, Franz, kgl. bayr. Hofrat und Bürgermeister, Augsburg.  
 " Ritter v. Gerngroß, geh. Kommerzienrat, Nürnberg.  
 " Gloggenzießer, J. U., Privatier, Lindau.  
 " Gözger, Karl, Rentier, Lindau.  
 " Gritscher, Hans, Kaufmann, Lindau.  
 Freiherr v. Grobois, Edler v. Brückenau, k. k. österr. Hauptmann a. D., Reutin.  
 Herr Dr. Gruber, Aug., Hofrat, Universitätsprofessor, Villa Lindenhof bei Bad Schachen.  
 " Gruber, Adolf, Kaufmann, Lindenhof.  
 " Dr. Gwinner, Otto, Wasserburg a. B.  
 " Dr. Hagen, Stadtpfarrer, Nürnberg.  
 " Henneberg, G., Kommerzienrat, Schachen bei Lindau.  
 " Graf v. Hirschberg, kgl. Regierungsrat, Lindau.

Freiherr v. Hornstein, Ferd., München, Kaulbachstr. 96/4.

Herr Rick, Ludwig, Rentner, Aischach.

„ Dr. Rittler, Christ., fgl. Gymnasialprofessor, Nürnberg (Realgymnasium).

„ Rinkelin, Raimund, Rentner und Magistratsrat, Lindau.

Herr Dr. med. Kimmerle, prakt. Arzt, Lindau.

„ König, kaij. russ. Staatsrat, Gzellenz, Schachen.

„ Dr. Lau, Alois, f. Gymnasiallehrer, München (Theresiengymnasium).

Kgl. Lateinschule in Lindau.

Herr v. Le Feubure, Friedrich, Apotheker in Oberstdorf i. Allg.

„ Lehle, Heinrich, Bankvorstand a. D., Lindau.

Freiherr Lochner v. Hüttenbach, Max, Rittergutsbesitzer, fgl. bayr. Kammerherr, Lindau.

Herr Lunglmayr, Alfred, fgl. Oberlandesgerichtsrat, München, Tengstr. 5/III.

„ Dr. v. Leube, fgl. bayr. Geh. Hofrat, Professor der Medizin an der Universität Würzburg.

„ Munt, Postamtsdirektor, Lindau.

„ Müller, geistl. Rat, Wasserburg.

„ Dr. jur. Nördlinger, Max, Rechtsanwalt, Lindau.

„ Dr. med. Oberreit, prakt. Arzt, Lindau.

„ Pasquay, fgl. bayr. Oberamtsrichter, Lindau.

„ Pfaff, Andr., f. Professor, Lindau.

„ v. Pfister, Otto, fgl. geh. Kommerzienrat, München.

„ Primbs, Privatier, Wasserburg.

„ Raith, Franz, Pfarrer, Weiskensberg bei Lindau.

Kgl. bayr. Realschule in Lindau.

Herr Reith, Fritz, fgl. bayr. Hoflieferant, Lindau.

Kgl. bayr. Reichsarchiv, München.

Frau Schindler, Friedr., Fabrikbesitzerswitwe, Rentin.

Herr Schleicher, prakt. Zahnarzt, Lindau.

„ Schreiber, Friedr., fgl. Gymnasiallehrer, Rothenburg o. Th.

„ Schützinger, fgl. bayr. Hofrat und rechtskundiger Bürgermeister, Lindau.

„ Dr. Sensburg, Waldeemar, Kustos an der fgl. bayr. Hof- und Staatsbibliothek in München, Veterinärstr. 8/I.

„ Sontheim, Seb., Pfarrer, Wohmbrechts bei Lindau.

„ Späth, Wilhelm, Hotelier, Lindau.

„ Dr. med. Spuhn, prakt. Arzt, Lindau.

„ v. Seutter, Emil, Rentier, Lindau.

Stadtgemeinde Lindau.

Stadtbibliothek in Lindau.

Stadtbibliothek in Memmingen.

Herr Stettner, Karl, Buchhändler, Lindau.

„ Stettner, Thomas, Buchhändler, Lindau.

„ Thalhofer, Norb., resign. Pfarrer, Wohmbrechts.

„ Thoma, Dr. jur., Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Augsburg.

Freiherr v. Troeltsch, Karl, f. Postsekretär a. D., Aischach.

Herr Wacker, Alex., geh. Kommerzienrat, Schachen bei Lindau.

„ Dr. Wagner, Bez.-Amtsassessor, Lindau.

„ Welzel, Hans, Syndikus der f. techn. Hochschule in München, Kaulbachstr. 75/2.

Frau Wiedemann, Kath., Oberin vom Institut der Engl. Fräulein, Lindau.

„ Dr. med. et phil. Wiedersheim, Walter, Schachen bei Lindau.

„ Dr. Wolfart, Pfarrer und Stadtbibliothekar, Lindau.

### Im übrigen Deutschland.

Kgl. Bibliothek in Berlin.

- Herr Dr. Beyerle, Konrad, Professor an der Universität in Göttingen.  
 „ Graf Brühl, Erzjellenz, kgl. preuß. Regierungspräsident, Sigmaringen.  
 „ Dr. med. Bumm, Erzjellenz und Geheimrat, Professor an der kgl. Universität in Berlin NW, Gerhardtstr. 5.  
 „ Demelius, Amtsgerichtsrat, Neuhaldensleben.  
 „ Dr. Ficker, Johannes, Professor, Straßburg i. E.  
 „ Gaupp, Geh. Regierungsrat, Berlin W, Eichhornstr.  
 „ v. Gödecke, Hans, k. preuß. Major, Köln a. Rh., Hanjaring 79.  
 Freiherr Heyl zu Herrnsheim, Reichstagsmitglied in Worms.  
 Herr Dr. Heymann, Ernst, o. ö. Professor der Rechte an der Universität in Marburg.  
 „ Dr. Hergesell, o. ö. Professor an der Universität Straßburg i. E.  
 Fürstl. hohenzoll. Sigmaring. Hofbibliothek in Sigmaringen.  
 Herr Dr. Hoppe-Seyler, Professor in Kiel, Niemannsweg 33.  
 Fräulein Kiesel, Maria, Privat., Frankfurt a. M./Oberrad, Gruneliusstr. 4.  
 Herr Dr. phil. et jur. Kethwisch, Ernst, Berlin-Wilmersdorf, Ringbahnstr. 19 I.  
 „ Schmalholz, Adolf, Professor a. d. Baugewerbeschule in Barmen, Rheinland.  
 „ Dr. v. Seyfried, großh. bad. Major a. D., Wiesbaden, Dambachtal 28 p.  
 „ Ulrich Kurt, Chemnitz, Heinrich Beckstr. 32.  
 „ Dr. Bollmüller, Karl, Professor, Dresden A 3, Wienerstr. 9.  
 „ v. Wedel, Oberleutnant 2. Garde-Ulanenregiment i. d. Zelten Nr. 22, Berlin NW 40.  
 „ v. Wedel, Hasso, Rittmeister, Berlin W.

### Italien.

- Herr Flaig, Heinrich, Mailand.  
 „ Reichsteiner, Fr., kais. deutscher Konsul in Venedig.

### Amerika.

- Herr Lohr, Ernst, Sekretär am deutschen Hospital, New-York, U. S. A. City 112 East 77<sup>th</sup> Str.  
 „ Lohr, Otto, Redakteur der New-Yorker Staatszeitung, New-York, P. O. Box 1207.

### Oesterreich.

- Herr Ballmann, Heinrich, k. k. Bezirksrichter, Feldkirch.  
 „ Baumeister, Georg, Architekt, Bregenz.  
 „ Dr. Beck, Joseph, Stadtarzt, Feldkirch.  
 „ Benger, Karl, Fabrikbesitzer, Bregenz.  
 Bibliothek des Kapuzinerklosters, Bregenz.  
 Herr Bröll, J. G., prakt. Arzt, Ulmerfeld, Nied.-Oesterreich.  
 „ Braun, Franz, Stadtrat, Bregenz.  
 „ Deeg, Louis, Hotelier, Bregenz.  
 „ Diem, Martinus, Buchhalter, Dornbirn.  
 „ Dr. Dietrich, Hermann, Advokat, Bregenz.  
 „ Ettenberger, Georg, Hotelier und kais. Rat, Bregenz.  
 „ Dr. Graf Enzenberg, Artur, k. k. Kämmerer, Innsbruck.  
 „ Dr. Felder, Hermann, Bezau.  
 „ Fehler, Theodor, Kaufmann, Bregenz.  
 „ Findler, Ferd., Buchhändler und Lithograph, Bregenz.  
 „ Dr. Fussenegger, Karl, Advokat, Dornbirn.  
 „ Fröhauß, Joseph, Kaufmann, Bregenz.



- Herr Gekner, Albert, Nenzing.
- „ Dr. Ritter v. Haberler, Franz, k. k. Ministerialrat und Sanitäts-Referent im Ministerium des Innern, Wien XIX, Döbblingerhauptstr. 54.
- „ Hämmerle, Otto, Fabrikbesitzer, Dornbirn.
- „ Hämmerle, Viktor, Fabrikbesitzer, Dornbirn.
- „ Hauber, Georg, Hotelbesitzer, Lochau bei Bregenz.
- „ Dr. Hirn, Ferd., k. k. Realschulprofessor, Dornbirn.
- „ Hueter, Heinrich, k. k. Postkontrolleur, Bregenz.
- „ Dr. jur. Hueter, Oskar, Bregenz.
- „ Hueter, Rich., stud. phil., Bregenz.
- „ Kelz, Karl, k. k. Landgerichtsrat, Feldkirch.
- „ Dr. Kinz, Ferd., Bürgermeister, Bregenz.
- „ Kleiner, Viktor, Landesarchivar, Bregenz.
- „ Lienert, Anton, Apotheker, Bregenz.
- „ Dr. Graf v. Meran, Rudolf, k. k. Statthaltereirat, Bregenz.
- Freiherr Walter v. Merhart-Bernegg, k. k. Hauptmann i. d. E., Bregenz.
- Verwaltung des Klosters Mehrerau bei Bregenz.
- Herr Michalek, Zivilingenieur, Bregenz.
- „ Dr. Müller, Julius, prakt. Arzt, Bregenz.
- „ Graf Friedrich Oberndorff, k. k. Kämmerer und Rittmeister a. D., Bregenz.
- „ Pedenz, Albert, Alt-Bürgermeister, Bregenz.
- „ Prutscher, Georg, geistl. Rat, Dekan und Stadtpfarrer, Bregenz.
- „ v. Raß, Kaspar, Landesrat, Bregenz.
- „ Rhombert, A., Fabrikant und Landeshauptmann, Dornbirn.
- „ v. Samwald, Karl, kgl. württb. Kommerzienrat, Bregenz.
- Frau v. Salvini, Emmy, k. k. Majorsgattin, Bregenz.
- Herr Graf Schaffgotsch, Levin Gotthard, k. k. Landespräsident, Salzburg.
- „ Dr. Schmadl, Ludwig, Advokat, Bregenz.
- „ Dr. Schmid, Th., prakt. Arzt und k. k. Sanitätsrat, Bregenz.
- „ Schwärzler, Kaspar, Kaufmann, Bregenz.
- „ Schwärzler, Karl, Kaufmann, Bregenz.
- „ v. Schwerzenbach, Karl, k. k. Konservator, Bregenz.
- R. k. Staatsgymnasium Bregenz.
- Stadtbibliothek in Wien.
- Herr Trübinger, Karl, Fabrikbesitzer, Steinbüchel bei Bregenz.
- Verein der Vorarlberger in Wien VIII, Lerchenfeldstr. 14 (Grünes Thor).
- Herr Weiß, Anton, Spediteur, Bregenz.
- „ Winkel, Bürgerschullehrer, Bregenz.
- „ Wunderlich, Holzhändler, Bregenz.
- Vorarlberger Landesmuseum.
- Herr Zösmair, Schulrat, Innsbruck.

### Schweiz.

- Herr Ammann, Aug. F., in Renens sur Roche bei Lausanne.
- „ Dr. phil. Arbenz, Emil, Professor der Kantonschule in St. Gallen.
- „ Benz-Meißel, Gemeinderat, Rorschach.
- „ Dr. Binswanger, Direktor der Heilanstalt „Bellevue“, Kreuzlingen.
- „ Bischofberger, J., Zementier, Rorschach.
- „ Buß, C. A., Direktor, Arbon.
- „ Dätwyler, Besitzer des Hotel „Bär“ in Arbon.
- „ Dr. Dierauer, Professor und Stadtbibliothekar, St. Gallen.
- „ Dr. jur. Engenperger, Gemeindevorstand, Rorschach.

- Freiherr v. Fabrice, Max, Schloß Gottlieben.  
 Herr Dr. med. Felder, prakt. Arzt, Rorschach.  
 " Simmel-Näf, Ernst, Arbon.  
 " Glinz, Joh. Kaspar, Rorschach.  
 " Smür-Kreil, Eduard, Schifffahrts-Inspektor, Rorschach.  
 " Gull, Ferd., Kaufmann, St. Gallen.  
 " Günther, Gemeindeammann, Arbon.  
 " Hasenfranz, Bankdirektor, Frauenfeld.  
 " Hausnecht, Werner, Privatier, Villa Grünstein, Wienerberg 5, St. Gallen.  
 " Huber, Rudolf, in Firma Huber & Co., Frauenfeld.  
 " Dr. Kolb, Arzt, Güttingen.  
 " Dr. med. Koller, Herisau.  
 " Labhardt, Pfarrer, Romanshorn.  
 " Lang, Bezirksammann, Rheineck.  
 " Luz, Gebhard, Fürsprech, zum Trüetterhof in Thal (St. Gallen).  
 " Dr. Meyer, Johannes, Kantonsbibliothekar, Frauenfeld.  
 " Dr. Meyer v. Knonau, Gerold, Professor an der Universität, Zürich.  
 " Michel, Alfred, Pfarrer, Märstetten, Thurgau.  
 " Mühlebach, A., Direktor der landw. Winterschule, Schloß Arenenberg.  
 " Müller, Jos., Stiftsarchivar, St. Gallen.  
 " Dr. Nägeli, Ermatingen.  
 " Dr. Pauly, Otto, Rorschach.  
 " Bischl, Karl, Apotheker, Steckborn.  
 " Rapp, Landschaftsgärtner, Rorschach.  
 Frau Gräfin v. Reichenbach-Desjoniz, Amalie, auf Schloß Eugensberg am Untersee.  
 Herr Dr. med. Rippmann, C., Stein a. Rh.  
 " Dr. Roth, O., Professor am eidg. Polytechnikum in Zürich.  
 " Rothenhäusler, C., Apotheker, Rorschach.  
 " Saurer, Adolf, Fabrikant, Arbon.  
 " Schärer, Konrad, Privatier, Arbon.  
 " Schaltegger, Fr., Pfarrer, Frauenfeld.  
 " Steigerwald, Hans, Kaufmann, Arbon.  
 " Stoffel, Alfred, Fabrikant, Arbon.  
 " Stoffel-Benziger, Beat, Steinach bei St. Gallen.  
 Stiftsbibliothek in Einsiedeln.  
 Stiftsbibliothek in St. Gallen.  
 Herr Dr. Thürlings, Adolf, Professor an der Universität in Bern.  
 " v. Toppelskirch, Schloß Salenstein bei Mannenbach.  
 " Uhler, Ernst, Baumeister, Emmishofen.  
 " Dr. Ullmann, Oskar, Besitzer der Kuranstalt in Bad Mammern, Thurgau.  
 " Dr. Better, Ferd., Professor an der Universität in Bern.  
 " Dr. Wartmann, Hermann, Präsident des historischen Vereins St. Gallen.  
 " Walli, J., Pfarrer, Kurzdorf bei Frauenfeld.  
 " Wellauer, Eduard, Zahnarzt, Stein a. Rh.  
 " Wiget-Sonderegger, Institutsdirektor, Rorschach.  
 " Willi, F., Lehrer, Rorschach.  
 " Witta, Hotelier, Rorschach.

### Württemberg.

- Herr Nichele, C., Hofapotheker, Friedrichshafen.  
 " Alber, Friedrich, Verlagsbuchhändler, Ravensburg.  
 " Aldinger, Baurat, Ravensburg.

- Herr Arnold, Ludwig, Kaufmann, Friedrichshafen.  
 „ Autenrieth, Landgerichtsdirektor, Ravensburg.  
 „ Baier, Karl, Pfarrer, Oberehsach.  
 „ Baier, A., Pfarrer, Reute bei Waldsee.  
 „ Barth, Gustav, Kaufmann, Stuttgart, Augustenstr. 9<sup>1/2</sup>.  
 „ Baumgärtner, Kaspar, Hauptlehrer, Haslach, OA. Lettnang.  
 „ Braungart, Kameralverwalter, Tuttlingen.  
 „ Dr. Baur, Ludwig, Universitätsprofessor, Tübingen.  
 „ Beck, Max, Direktor der Maschinenfabrik Escher Wyß & Co., Ravensburg.  
 Freiherr Benze v. Benzenhofen, Marquis von Monglat, Benzenhofen.  
 Herr Berger, F., Schultheiß, Eschach, OA. Ravensburg.  
 „ Berger, Paul, Postsekretär, Friedrichshafen.  
 „ Bihrer, Adolf, Kaufmann, Tuttlingen.  
 „ Biesinger, Augustin, Pfarrer, Dietingen bei Ulm.  
 „ Blechschmidt, A., Apotheker, Dunningen, OA. Rottweil.  
 „ Böckeler, Gymnasialprofessor, Ravensburg.  
 „ Bockner, Hermann, Fabrikant, Friedrichshafen.  
 „ Bockshammer, Igl. Oberamtmann, Lettnang.  
 „ Böller, Th., Hofbuchdrucker, Friedrichshafen.  
 „ Bopp, Max, kais. Geh. Rechnungsrat, Ravensburg.  
 „ Breunlin, Karl, Kaufmann, Friedrichshafen.  
 „ Brinzinger, Stadtpfarrer, Oberndorf a. N.  
 „ Dr. med. Brudi, Stuttgart, Kanzleistr. 22.  
 „ Bucher, S., Pfarrer, Kehlen bei Lettnang.  
 „ Dr. Bühler, Oberingenieur, Tuttlingen.  
 „ Butscher, Stadtpfarrer, Friedrichshafen.  
 „ Deufel, Karl, Pfarrer, Tuttlingen.  
 „ Dr. med. Dillen, prakt. Zahnarzt, Ravensburg.  
 „ Dick, Friedr., Fabrikbesitzer, Eßlingen.  
 „ Diehl, Hauptmann, Weingarten.  
 „ Dorner, Max, Fabrikant, Tuttlingen.  
 „ Drexler, Eugen, Kaplan, Weingarten.  
 „ Dunder, Max, Pfarrer, Belsen, OA. Rottenburg.  
 „ Dürr, Ludwig, Oberingenieur am Luftschiffbau-Zeppelin, Friedrichshafen.  
 „ Ege, Dombefehl und Generalvikar, Rottenburg a. N.  
 „ Eggmann, Pfarrer und Schulinspektor, Bergatreute, OA. Waldsee.  
 „ Dr. Ehrle, Sanitätsrat, Isny.  
 „ Ehrle, W., Bankier und k. Kommerzienrat, Isny.  
 „ Eisenhans, Karl, Lehrer, Azenweiler, OA. Ravensburg.  
 „ Dr. Enderle, Oberstabsarzt, Weingarten.  
 „ Dr. Enge, prakt. Arzt, Hohenthengen, OA. Saulgau.  
 „ Eßig, Privatier, Friedrichshafen.  
 Eßlinger Samstags-Regelgesellschaft, im Saalbau Kugel, Eßlingen, Bahnhofstr., zu Händen des  
 Herrn Kaufmann Herm. Eisenstück, Eßlingen, Bahnhofstr.  
 Herr Faigle, Ernst, Referendar am k. Landgericht, Ravensburg.  
 „ Fiesel, Karl, Pfarrer, Renhartweiler, OA. Saulgau.  
 „ Dr. med. Findh, Oberamtsarzt, Lettnang.  
 „ Dr. Fischer, Professor an der Universität Tübingen.  
 „ Freudigmann, Karl, Bauwertmeister, Friedrichshafen.  
 „ Friser, Verwaltungsaktuar, Friedrichshafen.  
 Frau Fried, Witwe, Gasthofbesitzerin zum „Seehof“, Friedrichshafen.  
 Stadtgemeinde Friedrichshafen.  
 Freiherr Friedrich v. Gaisberg, Schödingen, OA. Leonberg.

- Herr Gaßmaier, Karl, Kaufmann, Ulm.  
 „ Gastpar, Ludwig, Kaufmann, Friedrichshafen.  
 „ Ganzenmüller, Oberreallehrer, Vorstand der höhern Mädchenschule, Ravensburg.  
 Freiherr Karl v. Gemmingen-Gutenberg, kgl. Kammerherr und württ. Staatsrat, Stuttgart.  
 Freiherr Max v. Gemmingen-Guttenberg, Hauptmann im Generalstab des 13. kgl. württ. Armeekorps in Stuttgart.
- Herr Geisinger, Matth., Pfarrer, Weiskau bei Ravensburg.  
 „ Gerol, Theodor, Amtsrichter a. D., Langenburg.  
 Frau Gessler, M., Witwe, Redaktion des Seeblattes, Friedrichshafen.
- Herr Dr. phil. Gmelin, Hugo, Stuttgart.  
 „ Gminder, Gustav, Fabrikant, Fischbach am See.  
 „ Gottert, Oberamtman, Tuttlingen.  
 „ Dr. Greiner, Gymnasialprofessor, Ulm a. D.  
 „ Grieser, prakt. Arzt, Friedrichshafen.  
 „ Dr. jur. Gut, Rechtsanwalt, Leutkirch im Allgäu.  
 „ Hader, Privatier, Altshausen.  
 „ Häfele, Felix, Weingarten, Ravensburgerstr. 13.  
 „ Härtlin, Gutsbesitzer, Allenwinden bei Ravensburg.  
 „ Hahn, Oberlehrer, Ravensburg.  
 „ Dr. Hafner, Otto, Stadtpfarrer an der Liebsfrauenkirche, Ravensburg.  
 „ Hailer, Landrichter, Ravensburg.
- Handels- und Gewerbeverein Ravensburg.
- Herr Haller, Jakob, Schuhfabrikant, Tuttlingen.  
 „ Dr. Hammer, Oberpräzeptor, Friedrichshafen.  
 „ Hauber, Herm., Hotelier, Friedrichshafen.  
 „ Haug, Lorenz, Professor, Ravensburg.  
 „ Hauser, pens. Pfarrer, Friedrichshafen.  
 „ Dr. phil. Hell, C. M., Professor, Stuttgart.  
 „ Hermann, Pfarrer, Ravensburg.  
 „ Hermann, k. Kameralverwalter, Saulgau.  
 „ Hetsch, Rudolf, Buchhändler, Biberach.  
 „ Hiltenbrand, Gustav, Hotelier zum Bahnhofshotel, Ravensburg.  
 „ Hiller, Baurat, Leutkirch.  
 „ Hinderer, Verwaltungsaktuar, Tuttlingen.  
 „ Honer, Adr., Fabrikant, Ravensburg.  
 „ Höfer, Adolf, Tuttlingen.
- Höhere Mädchenschule, Ravensburg.
- Herr Dr. Holz, Eugen, Rechtsanwalt in Tuttlingen.  
 „ Dr. med. Huber, Franz Xaver, Leutkirch im Allgäu.  
 „ Huber, Phil., jun., Kaufmann, Weingarten bei Ravensburg.  
 „ Jetter, Direktor bei der Württ. Metallwarenfabrik, Geislingen.  
 „ Jung, Oberreallehrer, Friedrichshafen.  
 „ Dr. Kah, Redakteur, Ravensburg.
- Katholischer Leseverein Stuttgart.
- Kaufmännischer Verein Ravensburg.
- Herr Dr. Kay, Hofrat, prakt. Arzt, Friedrichshafen.  
 „ Keller, Robert, Stuttgart, Augustenstr. 25.  
 „ Keller, Franz, Handelslehrer an der städtischen Handelsschule in Ravensburg.  
 „ Kichler, Lehrer, Langenargen.  
 „ Kiderlen, Hermann, Architekt, Ravensburg.  
 „ Kiderlen, Apotheker, Tettnang.  
 „ Dr. Kiderlen, prakt. Arzt, Friedrichshafen.  
 „ Kirn, Obersteuerrat, Friedrichshafen.

- Herr Kleiner, Kameralverwalter, Stuttgart, Neckarstr. 80.  
 „ Dr. Kleinschmidt, Vorstand der meteorol. Drachenstation, Friedrichshafen.  
 „ Kießling, Karl, Tuttlingen.  
 „ Dr. Klunzinger, Professor, Stuttgart, Sattlerstr.  
 „ Knapp, C., Professor, Stuttgart, Alexanderstr. 162.  
 Kgl. Gymnasium Ravensburg.  
 Herr Kosi, B., Landwirtschaftsinspektor, Ravensburg.  
 „ Krauß, Friedr., sen., Fabrikant, Ravensburg.  
 Kunst- und Altertumsverein in Ravensburg.  
 Herr Kremmler, Kameralverwalter und Finanzrat, Tettnang.  
 „ Kresser, Professor, Rottweil.  
 „ Kuhn, F., Postsekretär, Friedrichshafen.  
 „ Dr. Lampert, Kurt, Professor, Konservator der geologischen Abteilung des kgl. Naturalienkabinetts, Stuttgart.  
 „ Landenberger, Paul, Fabrikdirektor, Schramberg.  
 „ Dr. Landerer, Hofrat, Direktor der Heilanstalt in Reinenburg bei Eßlingen.  
 „ Lang, A., Direktor der höheren Handelschule, Ravensburg.  
 „ Laur, k. k. hohenz. Landeskonservator und Architekt, Friedrichshafen.  
 Landkapitel des kathol. Dekanats, Ravensburg.  
 Lehrerlesegesellschaft des kath. Schulinspektorats Ravensburg.  
 Lesegesellschaft Langenargen.  
 Herr Dr. Leube, Fabrikant, Ulm.  
 „ Leuthi, Rud., Rechtsanwalt, Tettnang.  
 „ Leuthold-Hüni, Jak., Privatier, Friedrichshafen.  
 „ Leuthold, Jakob, Friedrichshafen.  
 „ Lobmiller, Th., Hauptlehrer und Chordirektor, Friedrichshafen.  
 „ Locher, A., Landtagsabgeordneter, Tettnang.  
 „ Locher, Kameralverwalter, Leutkirch im Allgäu.  
 „ Lupberger, Pfarrer, Deuchelried, M. Wangen.  
 „ Lüönd, Anton, Pfarrer, Oberzell bei Ravensburg.  
 „ Dr. Luz, Rechtsanwalt, Tuttlingen.  
 „ Maier, Otto, Verlagsbuchhändler, Ravensburg.  
 „ Maier, Pfarrer, Einsingen bei Ulm.  
 „ Malang, J. B., Stuftateur, Nonnenbach.  
 „ v. Maur, Paul, kgl. Hofspediteur, Stuttgart.  
 „ Maurer, Wilhelm, Fahrradhandlung, Tuttlingen.  
 „ Mayer, Wilh., kgl. Kommerzienrat, Stuttgart, Rotebühlstr. 119 B.  
 „ Mayer, Adolf, Fabrikant, Stuttgart, Rotebühlstr. 119 B.  
 „ Mayer, Adolf, Stadtschultheiß, Friedrichshafen.  
 „ Merk, Gust., Archivar, Thunau bei Nonnenbach.  
 „ Dr. Miller, W., prakt. Arzt, Friedrichshafen.  
 „ Dr. Miller, Konrad, Professor, Stuttgart.  
 „ Moll, Landgerichtsdirektor, Stuttgart, Reinsburgstr. 32/2.  
 „ Möhrlein, Gg., senior, Kaufmann und Stadtrat, Ravensburg.  
 „ Mörike, Rechnungsrat, Friedrichshafen.  
 „ Morhardt, Ferd., Kaufmann, Stuttgart, Alleestr. 4.  
 Freifrau v. Mühlen auf Niesenhof bei Ravensburg.  
 Herr Dr. jur. Müller, R., Otto, Referendar, Ravensburg, Gartenstr. 1.  
 „ Müller, Karl, Stadtschultheiß in Viberach.  
 „ Müller, Wilhelm, Hotelier, Friedrichshafen.  
 Frau Kommerzienrat Müller, Ravensburg.  
 Herr Müller, Franz, Pfarrer, Neu-Trauchburg, Post Isny.  
 „ Müller, Joseph, Dekan und Stadtpfarrer, Saulgau.

- Herr Müller, Rektor, Tuttlingen.  
 „ Munz, Verwalter, Tuttlingen.  
 Naturkundeverein in Ravensburg.  
 Kgl. Oberrealschule in Ravensburg.  
 Herr Ostermaier, Julius, Kunst- und Kirchenmaler, Ravensburg.  
 Freiherr v. Ow-Wachendorf, Hans, kgl. württ. Staatsrat, Stuttgart, Replerstr. 5.  
 Kgl. württ. technische Hochschule in Stuttgart.  
 Herr Pfaff, Stadtpfarrer, Weingarten.  
 „ Pfeffer, Stadtwir, Balingen.  
 „ Pfeilsticker, Karl, Kaufmann, Isny.  
 Frau Pomer, Privatier, Ravensburg.  
 Herr Preshmar, Oskar, Fabrikbesitzer, Friedrichshafen.  
 „ Pusahl, Schultheiß, Fischbach.  
 „ Rapp, A., Pfarrer, Schneckenhausen bei Friedrichshafen.  
 „ Dr. Rauch, Runo, Amtsrichter, Ravensburg.  
 „ Reich, Joseph, Stadtschultheiß, Weingarten.  
 „ Reichert, Stadttierarzt, Friedrichshafen.  
 „ Reichle, Oberbürgermeister, Ravensburg.  
 „ Dr. phil. Reinhardt, W., Kaplaneiverweser, Munderkingen.  
 „ Rembold, Rechtsanwalt, Ravensburg.  
 „ Kettenmeier, Kaufmann und Stadtrat, Friedrichshafen.  
 „ Rettinger, C., Rektor der Oberrealschule in Ravensburg.  
 „ Rieber, Stadtpfarrer, Ulm a. D.  
 „ Riehm, Professor a. d. Oberrealschule in Ravensburg.  
 „ Rigger, Pfarrer, Gernhofen bei Ravensburg.  
 „ Dr. med. Röcker, Ravensburg.  
 „ Römer, Direktor, Ravensburg.  
 Freiherr v. Rupperecht, Otto, kgl. württ. Staatsanwalt, Stuttgart, Olgastr. 127.  
 Herr Ruile, W., Brauereidirektor, Ravensburg.  
 „ Rueß, F., Verwalter, Baienfurt.  
 „ Ruther, Franz, Kaufmann, Weingarten.  
 Stadtgemeinde Ravensburg.  
 Herr Sautter, Schultheiß, Hirschlatt.  
 „ Dr. Schab, Oberreallehrer, Ehingen.  
 „ Schab, Julius, Kaufmann, Tuttlingen.  
 „ Schab, Adolf, Fabrikant, Tuttlingen.  
 „ Schäfer, kgl. württ. Hauptmann, Weingarten.  
 „ Schatz, H., Privatier, Ravensburg.  
 „ Scheerer, Chr., Fabrikdirektor, Tuttlingen.  
 „ Scheerer, Wilhelm, Privatier, Tuttlingen.  
 „ Schiller, Gottfried, Kunst- und Kirchenmaler, Ravensburg.  
 „ Dr. Schmidt, Aug., Professor am kgl. stat. Landesamt, geh. Rat, Stuttgart.  
 „ Dr. Schmidt, M., kgl. württ. Landesgeologe, Stuttgart, Büchsenstr. 56.  
 „ Schnell, Theodor, Bildhauer, Ravensburg.  
 „ Dr. Schöttle, Poststr. a. D., Tübingen.  
 „ Schneider, Redakteur, Ravensburg.  
 „ Schreitmüller, Ober-Präzeptor, Friedrichshafen.  
 „ Schobinger, Eugen, Oberlehrer, Ochsenhausen bei Biberach.  
 „ Schobinger, Othmar, Privatier, Ravensburg.  
 „ Schöllhorn, Ferd., Weinhändler und Stadtrat, Friedrichshafen.  
 „ Dr. jur. Schorpp, Rechtsanwalt, Ravensburg.  
 Schulbibliothek der kath. Volksschule in Ravensburg.  
 Kgl. württ. Pflege- und Heilanstalt Schussenried.

Schwäbischer Albverein z. H. des Herrn Prof. Nägele in Tübingen, Gartenstr. 25.

Herr Schwarz, Alb., Fabrikbesitzer und fgl. württ. Kommerzienrat, Ravensburg.

„ Schwarz, Fr., fgl. Amtsrichter, Lettnang.

„ Schwarz, Ed., Buchbinderei, Friedrichshafen.

„ Schwarzkopf, Rob., fgl. württ. Hofspediteur, Friedrichshafen.

Redaktion des „Schwarzwälder Boten“, Oberndorf a. N.

Herr Sieber, Oberpostsekretär, Friedrichshafen.

Herr Dr. Souchan, fgl. Staatsanwalt, Ravensburg.

„ Sonntag, Georg, fgl. Hoflieferant, Friedrichshafen.

„ Speth, Emil, Kaufmann, Lettnang.

„ Spohn, Jul., Fabrikbesitzer und fgl. württ. Kommerzienrat, Neckarsulm.

„ Dr. Spohn, G., Baubeuren.

„ Sprinthardt, Landrichter, Ravensburg.

„ Stapp, fgl. Oberbaurat, Ravensburg.

„ Steinbacher, fgl. bayr. Leutnant a. D., Friedrichshafen, Villa Verta.

„ Steenglen, Apotheker, Tuttlingen.

„ Sterkel, Gust., Fabrikant, Ravensburg.

„ Sterkel, Wilhelm, Fabrikant, Ravensburg.

„ Strohm, Oberlehrer, Tuttlingen.

„ Ströhmfeld, Gustav, Kanzleirat, Stuttgart, Reinsburgstr. 91.

Frau v. Tafel, Majoröwitwe, Emmelweiler bei Ravensburg.

Herr Thommel, Aug., Privatier, Ravensburg.

„ Teufel, Baumeister, Tuttlingen.

Kgl. württ. Universitätsbibliothek in Tübingen.

Herr Uhl, Adolf, Fabrikdirektor, Ravensburg.

„ Urnauer, Stadtpfarrer, Lettnang.

„ Ulrich, Aubert, Buchdruckereibesitzer, Ravensburg.

Verkehrsverein Ravensburg.

Herr Vollenweider, Fl., Kaufmann, Friedrichshafen.

„ Bölder, Staatsanwalt, Stuttgart.

„ cand. rer. nat. Dr. Wagner, Geologe, Ravensburg.

„ Dr. med. Weinland, A., Oberarzt in der fgl. Heilanstalt Schuffenried.

„ Weiß, Adolf, Partikulier, Tuttlingen.

„ Weiger, Domänendirektor, Schloß Zeil.

„ Wilhelm, Franz, Fabrikant, Stuttgart, Kotebühlstr.

„ v. Wider, Landgerichtsrat, Ravensburg.

„ Witzigmann, Gutsbesitzer in Loderhof bei Laimau, OA. Lettnang.

„ Wörle, Rechtsanwalt, Ravensburg.

„ Zbinden, C. Kaufmann, Friedrichshafen.

„ Zeller, Pfarrer, Brochenzell.

„ Graf Ferdinand v. Zeppelin-Girsberg, Erzjellenz, General der Kavallerie, Friedrichshafen.

„ Dr. med. Zengerle, Max, Ravensburg.

„ Zimmerle, Forstmeister, Wolfegg.

„ Dr. Zimmerle, Landgerichtsrat, Heilbronn a. N.

„ Zimmermann, August, Baumeister, Ravensburg.

„ Dr. Zisterer, Pfarrer, Criskirch a. See.

„ Dr. Zorell, Professor, Ravensburg.

„ Dr. Zwiejele, Professor, Stuttgart, Albertstr. 1 B.

## Anzahl der Mitglieder.

Stand im September 1911.

Baden . . . . .	204	Mitglieder
Bayern . . . . .	84	"
Belgien . . . . .	1	"
Deutsches Reich (übriges) . . . . .	23	"
Italien . . . . .	2	"
Oesterreich . . . . .	59	"
Rumänien . . . . .	1	"
Schweiz . . . . .	58	"
Württemberg . . . . .	265	"
Amerika U. St. . . . .	2	"
Zusammen	699	Mitglieder





# Statistik der Mitgliederzahlen des Vereins.

(Zusammengestellt von Dr. R. Otto Müller, Ravensburg.)

Jahr		Baden	Bayern	Österreich	Schweiz	Württemberg	Übriges deutsches Reich ic.	Gesamtzahl
1. Sept	1869	77	24	29	38	106	5	279
2. "	1870	100	43	40	51	173	7	414
3. "	31. XII. 1871	125	46	68	56	199	7	501
4. "	15. VII. 1873	119	49	78	60	229	13	548
5. "	1874	117	54	88	61	265	16	601
6. "	1875	124	58	86	65	326	14	673
7. "	1876	160	64	84	87	339	18	752
8. "	1877 <sup>1</sup>	—	—	—	—	—	—	—
9. "	1878 <sup>2</sup>	196	66	78	82	317	19	758
10. "	1880	176	61	76	92	325	18	748
11. "	1. III. 1882	196	73	68	85	296	14	732
	1. I. 1883	211	70	78	85	297	17	758
	15. VIII. 1884	198	71	84	83	300	24	760
	1. VII. 1885	203	72	84	82	280	19	740
	20. IX. 1886	194	67	92	89	275	17	734
	15. VIII. 1887	190	68	96	89	264	14	721
	1. XII. 1888	201	72	87	88	262	13	723
	20. VIII. 1889	201	70	83	80	245	14	693
	3. X. 1890	200	64	75	77	243	17	676
20. Sept	1. IX. 1891	195	62	73	75	236	17	658
	XII. 1892	208	66	77	72	225	17	665
	15. X. 1893	229	61	82	69	237	18	696
	1. IX. 1894	231	58	76	67	239	18	689
	15. VIII. 1895	246	56	78	72	225	17	694
	1. II. 1896	245	58	74	71	205	17	670
	15. X. 1897	238	57	72	70	206	21	664
	1. XI. 1898	238	54	71	64	210	19	656
	1. XI. 1899	244	56	67	63	211	19	660
	1. IX. 1900	249	54	64	58	200	20	645
30. Sept	1. VII. 1901	240	53	62	72	200	19	646
	15. V. 1902	233	63	62	75	191	21	645
	1. X. 1903	239	64	62	85	190	29	669
	Ende VII. 1904	222	57	64	78	188	27	636
	VIII. 1905	216	57	58	68	189	28	616
	VIII. 1906	210	59	60	67	188	23	612
	VII. 1907	222	65	61	65	198	27	638
	VII. 1908	208	60	61	65	199	31	624
	IX. 1909	206	60	60	66	208	31	631
	IX. 1910	196	69	62	58	264	26	675
40. Sept	IX. 1911	204	84	59	58	265	29	699

<sup>1</sup> 1877 wurde kein Verzeichnis ausgegeben.

<sup>2</sup> Hier ist nicht die Mitgliederzahl angegeben, nur die neu eingetretenen und die ausgetretenen Mitglieder; daraus wurde die Mitgliederzahl berechnet.

Zählt man die bisher erreichten höchsten Mitgliederzahlen der einzelnen Staaten zusammen, so erhält man

$$(1900) \quad (1882) \quad (1887) \quad (1880) \quad (1876) \quad (1908 \text{ bzw. } 1909) \\ 249 + 73 + 96 + 92 + 339 + 31 = 880 \text{ Mitglieder.}$$

Rechnet man die niedersten, bisher „erreichten“ Mitgliederzahlen der einzelnen Staaten zusammen, wobei natürlich die ersten 5 „Gründerjahre“ (bis 1873 einschließlich) außer acht gelassen werden müssen, so ergeben sich

$$(1874) \quad (1901) \quad (1905) \quad (1911 \text{ bzw. } 1900) \quad (1904 \text{ bzw. } 1906) \quad (1888) \\ 117 + 53 + 58 + 58 + 188 + 13 = 487 \text{ Mitglieder.}$$

Demgegenüber ist der Stand von 1911:

Baden	Bayern	Österreich	Schweiz	Württemberg.	Sonstige	
204	84	59	58	265	29	= 699 Mitglieder,

ein minus von 181 Mitgliedern gegenüber dem Höchstbestand der Mitglieder in den einzelnen Staaten.

Der Gesamtbestand war besser als 1911: 1876 bis einschließlich 1888. Seit 1889 ging der Verein stetig mit geringen Schwankungen zurück.

Den niedrigsten Stand seit 1874 (5 Jahre nach der Gründung) stellt das Jahr 1906 dar; seitdem ist erfreulicherweise ein Aufsteigen zu verzeichnen, so daß zu hoffen ist, daß wenigstens der höchste Gesamtmitgliederstand von 760 Mitgliedern, der im Jahre 1884 erreicht wurde, in Bälde und diesmal dauernd und für immer erreicht und überschritten werde. Dazu ist allerdings eine Werbetätigkeit erforderlich, die namentlich gelegentlich der Vereinsversammlungen einzusetzen hat und, wie das Beispiel der letzten Jahre gezeigt hat, von nicht unerheblichem Erfolg begleitet ist. Die Mitgliederzahlen von Oesterreich und insbesondere der Schweiz sollten wenigstens den bereits früher erreichten Stand von 96 bzw. 92 Mitgliedern in Bälde wieder erreichen; Bayern, das sich bereits sichtlich gebessert hat, hat seinen bisher merkwürdigerweise von allen Uferstaaten am niedrigsten gebliebenen Höchstbestand von 73 Mitgliedern (1892) erstmals 1911 überschritten. Auch Baden und Württemberg dürfen sich aber von der Werbetätigkeit angesichts des frühern Höchstbestandes ihrer Mitglieder nicht dispensieren.



# Darstellung

des

## Rechnungs-Ergebnisses für das Rechnungsjahr 1910.

### I. Einnahmen.

	Mk.	Pfg.
A. Reste. Aktiv-Restant am 31. Dezember 1909 . . . . .	273.	95
<b>B. Laufendes.</b>		
1. Für Aufnahmegebühren und laufende Beiträge Neueintretender . . . . .	312.	95
2. Erlös aus ältern Vereinschriften . . . . .	—.	—
3. Verkauf von Vereinschriften im Kommissionsverlag . . . . .	112.	80
4. Erlös aus Vereinszeichen . . . . .	8.	—
5. Inlasso des Jahresbeitrages gegen Verjand des 39. Vereinsheftes . . . . .	2678.	82
6. Erlös aus Eintrittsgeldern der Sammlung, abzüglich Wartegelder . . . . .	18.	—
<b>C. Außerordentliches.</b>		
1. Von Sr. Majestät König Wilhelm II. von Württemberg für Lokalmiete . . . . .	400.	—
2. Von Sr. kgl. Hoheit dem Großherzog Friedrich II. von Baden . . . . .	50.	—
3. Von Ihrer kgl. Hoheit der Frau Großherzogin-Witwe Luise von Baden . . . . .	25.	—
4. Von Herrn Kommerzienrat G. Brym, Konstanz . . . . .	250.	—
5. Vom kgl. bayr. Kultusministerium . . . . .	250.	—
6. Von Herrn Rechnungsrat Simon, Ravensburg . . . . .	5.	—
Summe der Einnahmen	4384.	52

### II. Ausgaben.

A. Reste. Keine.

#### B. Laufendes.

1. Kosten der Jahresversammlung in Ravensburg . . . . .	64.	95
2. Beiträge an Vereine . . . . .	30.	—
3. Diverse laufende kleinere Ausgaben (insgemein) . . . . .	182.	45
4. Allgemeine Spejen und Porto-Auslagen der Verwaltung . . . . .	134.	44
5. Kosten des 39. Vereinsheftes:		
a) Druckkosten . . . . .	1430.	09
b) Autorenhonorare . . . . .	218.	15
c) Expedition . . . . .	217.	50
6. Auslagen und Neuanschaffung für Bibliothek und Sammlung . . . . .	745.	—
7. Auslagen im Schriftenaustausch mit Korporationen und Vereinen . . . . .	19.	56
Uebertrag	3037.	14

	Mk.	Pfg.
	Uebertrag	3037. 14
8. Miete der Sammlungs- und Bibliothek-Lokale . . . . .	500.	—
9. Vergütung an den Bibliothekar und den Kassier . . . . .	200.	—
19) Anwesenheitsgelder für die Vorstandsmitglieder an den Ausschusssitzungen . .	155.	—

### C. Außerordentliches.

Fertigung der Ehrenurkunde für das neuernannte Ehrenmitglied des Vereins, Herrn Sanitätsrat Theodor Lachmann, Überlingen . . . . .	50.	—
Summe der Ausgaben	3942. 14	

### Gegenüberstellung.

Summe der Einnahmen . . . . .	4384. 52
Summe der Ausgaben . . . . .	3942. 14
Kassenvorrat am 31. Dezember 1910	442. 38

Geldgrundstock: Reserven Mk. 1200. —

Friedrichshafen, im Juli 1911.

Karl Breunlin, Vereinskassier.

## Schriften-Austausch.

Mit nachstehenden Vereinen und Behörden ic. steht unser Verein im Schriftenaustausch. Seit Erscheinen des letzten Vereinsheftes sind uns die folgenden Veröffentlichungen zugekommen. Für die freundliche Uebersendung derselben statten wir hiemit unsern besten Dank ab und bitten, den Schriftenaustausch auch künftig fortzusetzen. Gleichzeitig ersuchen wir, folgendes Verzeichnis als Empfangsbescheinigung entgegennehmen zu wollen.

Sendungen für die Bibliothek wollen entweder direkt durch die Post, franko gegen franko, an die „Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees u. s. A. in Friedrichshafen a. B.“ oder an die internationale Zentrale für Schriftenaustausch von

Karl Beck, Buchhandlung in Leipzig, Inselstraße 18

gerichtet werden.

- Aachen. Aachener Geschichtsverein. 32. Band der Zeitschrift des A. G. V. 1910.
- Aarau. Historische Gesellschaft des Kantons Aargau. Taschenbuch, Jahrg. 1910.
- Augsburg. Historischer Verein für Schwaben und Neuburg. Zeitschrift, 36. Jahrgang 1910.
- Bamberg. Historischer Verein für Oberfranken. 68. Bericht und Jahrbuch 1910.
- Basel. Historische und antiquarische Gesellschaft. Zeitschrift, 10. Band, Heft 1 und 2.
- Bayreuth. Historischer Verein für Oberfranken. Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken. 25. Band 1910.
- Berlin I. Der „Herold“, Verein für Heraldik und Genealogie. Der deutsche Herold, Zeitschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie, 41. Jahrgang 1910. Vierteljahrschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, 38. Jahrg. 1.—4. Heft 1910.
- Berlin II. Gesamtarchiv der deutschen Juden. Mitteilungen des Gesamtarchivs der deutschen Juden, 1. Jahrg., 1. und 2. Heft 1908/09; 2. Jahrg., 1. und 2. Heft 1909/10.
- Berlin III. Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Korrespondenzblatt 1910, 7.—12. Heft; 1910 1.—7. Heft.
- Berlin IV. Verein für Geschichte der Mark Brandenburg. Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. 23. Band, 2. Hälfte; 24. Band, 1. Hälfte.
- Bern I. Eidgenössische Zentralbibliothek.
- Bern II. Historischer Verein des Kantons Bern. Archiv XX. Band, 1910.
- Bern III. Schweizerische Landeshydrographie. 1) Rheingebiet von den Quellen bis zur Tamina-mündung. Die Minimalwassermengen und die Minimalwasserkräfte der fließenden Gewässer, sowie ihre Wasserführung an den Hauptpegelstationen.  
2) Die Wasserkraftverhältnisse im Puschlav. Gutachten erstattet an die Gemeinde Puschlav und die Kraftwerke Brusio von Ing. Dr. J. Epper, Chef des eidg. hydrometrischen Bureaus.  
3) Hydrographische Karte der Schweiz.  
4) Tabellarische Zusammenstellung der Hauptergebnisse der schweiz. hydrometrischen Beobachtungen, Jahrgänge 1905, 1906 und 1907.  
5) Graphische Darstellungen der schweiz. hydrometrischen Beobachtungen, Jahrgänge 1905 bis 1908 inkl.
- Bonn. Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande. Jahrbücher, 119. Heft mit 27 Tafeln und 47 Textfiguren.
- Bregenz. Vorarlberger Museumsverein. 47. Jahresbericht für 1910 und 1911.

- Breslau I. Schlesiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur. 87. Jahresbericht 1910.
- Breslau II. Verein für Geſchichte und Altertum Schleſiens. 1) Stamm- und Ueberſichtstafeln der ſchleſiſchen Biſtöfen von R. Wutke. 2) Zeitschrift des Vereins, 44. Band 1910. 3) Darſtellungen und Quellen zur ſchleſiſchen Geſchichte, 10. Band, Friedrich Theodor von Merkel im Dienſte fürs Vaterland, Teil II von O. Linke. II. Band, die reichsgräfllich von Hochberg'sche Majoratsbibliothek in den erſten drei Jahrhunderten ihres Beſtehens 1609—1909. 12. Band, Agrarfrage und Agrarbewegung im Jahre 1848.
- Brünn. Deutiſcher Verein für die Geſchichte Mährens und Schleſiens.
- Chur. Hiſtoriſch-antiquariſche Geſellſchaft von Graubünden. 40. Jahresbericht 1910.
- Darmſtadt. Hiſtoriſcher Verein für das Großherzogtum Heſſen. 1) Archiv, neue Folge, 7. Band 1910. 2) Quartalblätter, Jahrgang 1910, 1.—4. Heft; 3) Beiträge zur heſſiſchen Kirchengelchichte. 5. Band 1911, 1.—3. Heft.
- Dillingen. Hiſtoriſcher Verein. Jahresbericht, 22. Jahrgang 1909 mit 19 Tafeln.
- Donaueshingen. Fürſtlich von Fürſtenbergiſches Hauptarchiv.
- Donaueshingen. Verein für Geſchichte und Naturgeſchichte der Baar und angrenzender Landesteile. Schriften, 12. Jahrgang 1909.
- Dorpat. Gelehrte Eſtmiſche Geſellſchaft zu Dorpat.
- Dresden. Kgl. Sächſiſcher Altertumsverein. Neues Archiv für ſächſiſche Geſchichte, 31. Band und Jahresbericht 1909/10.
- Elberfeld. Bergiſcher Geſchichtsverein, Zeitschrift, 43. Band 1910 (der neuen Folge 33. Band).
- Erfurt. Verein für Geſchichts- und Altertumskunde. Mitteilungen, 32. Heft 1911.
- Feldkirch. Vereinigte Staats- und Mitteliſchulen. 56. Jahresbericht 1910—11.
- Frankfurt a. M. Verein für Geſchichts- und Altertumskunde.
- Frauenfeld. Hiſtoriſcher Verein des Kantons Thurgau. Thurgauische Beiträge. 50. Band 1910.
- Freiberg (Sachſen). Freiburger Altertumsverein. Mitteilungen, 45. Band 1909.
- Freiburg i. Br. I. Alemannia, Zeitschrift für alemanniſche und fränkische Geſchichte, Volkskunde; Kunſt und Sprache, zugleich Zeitschrift für Geſchichtskunde zu Freiburg i. Br. Dritte Folge, Band 3, 1.—3. Heft.
- Freiburg i. Br. II. Breisgauverein „Schau ins Land“, 37. Jahrlauf, II. Halbband 1910.
- Freiburg i. Br. III. Geſellſchaft zur Beförderung der Geſchichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg i. Br. und den angrenzenden Landſchaften. Zeitschrift, 26. Band 1910 (Alemannia neue Folge 1911).
- Freiburg i. Br. IV. Kirchengelchichtlicher Verein für das Erzbistum Freiburg i. Br. Diözeſanarchiv, neue Folge, 11. Band 1910 (d. g. Reihe 38. Band).
- Freiburg (Schweiz). Deutiſcher geſchichtsforschender Verein des Kantons Freiburg. Geſchichtsblätter, 17. Jahrgang 1910.
- Fulda. Fuldaer Geſchichtsverein.
- Genf. Institut National Genèveois. Mémoires, Tome XIX 1901—1909.
- Genf. Société d'histoire et d'Archéologie de Genève, Bulletin, Tome III, Livr. 5 1910.
- Glarus. Hiſtoriſcher Verein des Kantons Glarus. Jahrbuch, 37. Heft 1911.
- Graz. Hiſtoriſcher Verein für Steiermark. Zeitschrift, 8. Jahrgang 1910.
- Greifswald. Rügisch-pommeriſcher Geſchichtsverein. Pommeriſche Jahrbücher, 11. Band 1910.
- Hall, ſchw. Hiſtoriſcher Verein für das württembergiſche Franken. Württembergiſch Franken, Neue Folge, X. Band 1910.
- Halle a. S. Thüringisch-Sächſiſcher Verein für Erforſchung des vaterländiſchen Altertums und Erhaltung ſeiner Denkmale: Jahresbericht 1910/11. Neue Mitteilungen aus dem Gebiete hiſtoriſch-antiquariſcher Forſchungen. Band 24, Heft 3. Thüringisch-Sächſiſche Zeitschrift für Geſchichte und Kunſt, I. Band, 1. Heft 1911.
- Hamburg. Verein für Hamburgiſche Geſchichte, Mitteilungen, 30. Jahrgang 1910. Zeitschrift, Bb. XVI, 1. Heft 1911.
- Hannover. Hiſtoriſcher Verein für Niedereſachſen. Zeitschrift, Jahrgang 1910, Heft 1—4.
- Heidelberg. Hiſtoriſch-philophiſcher Verein. Neue Heidelberger Jahrbücher. 17. Jahrgang 1910.
- Hermannſtadt. Verein für ſiebenbürgiſche Landeskunde. Archiv 37. Band, 2. Heft 1911.

- Jena. Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde. Zeitschrift, 20. Band, Heft 2.
- Innsbruck. K. k. Statthalterei-Archiv. Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs. VIII. Jahrgang 1911, Heft 1, 2 und 3.
- Innsbruck I. Ferdinandeum für Tirol und Vorarlberg. Zeitschrift, 53. Jahrgang 1909; 54. Jahrgang 1910.
- Karlsruhe i. B. Badische historische Kommission. Badische Neujaahrblätter, Jahrgang 1911.
- J. Sauer, Die Anfänge des Christentums und der Kirche. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Band 25, Heft 3 und 4, Band 26, Heft 1—3, und ein Separat-  
abdruck über die 29. Plenarsitzung.
- Karlsruhe i. B. Zentralfureau für Meteorologie und Hydrographie. Niederschlagsbeobachtungen, Jahrgang 1910, 1. und 2. Heft.
- Kassel. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Zeitschrift, 34. Band 1910.
- Kassel. Verein für Naturkunde.
- Kaufbeuren. Verein „Heimat“. Verein zur Förderung der Heimatkunde, Kunst und Sitte in Bayern. Deutsche Gaue, Zeitschrift für Heimatforschung, Band VI, 1904 und 1905; Band VII 1906; Band VIII 1907; Band IX 1908; Band X 1909; Band XI 1910.
- Kempten. Historischer Verein zur Förderung der gesamten Heimatkunde des Allgäus. Allgäuer Geschichtsfreund, Jahrgang 1910, Heft 1 und 2.
- Kiel. Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. Zeitschrift, 40. Band 1910.
- Köln a. Rh. Historischer Verein für den Niederrhein. Annalen, 88. Heft 1910; 89. Heft 1911.
- Landsküt. Historischer Verein für Niederbayern. Verhandlungen, 46. Band 1910.
- Lauingen. Altertumsverein. Altlauringen, Organ des Altertumsvereins, 5. Jahrgang 1910.
- Linz. Museum Francisco-Carolinum. 69. Jahresbericht nebst der 63. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde 1911.
- Lübeck. Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Zeitschrift, 12. Band, Heft 2, 13. Band, Heft 1.
- Luzern. Historischer Verein der fünf Orte: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. 65. Band des Geschichtsfreundes 1910.
- Magdeburg I. Museum für Natur- und Heimatkunde zu Magdeburg. Abhandlungen und Berichte, Band I, Heft 4; Band II, Heft 1.
- Magdeburg II. Verein für Geschichte und Altertumskunde des Herzogtums und Erzstiftes Magdeburg. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg, 45. Jahrgang 1910, 1. und 2. Heft.
- Mainz. Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer. Mainzer Zeitschrift, VI. Jahrgang 1911.
- Mannheim. Mannheimer Altertumsverein. Mannheimer Geschichtsblätter, 11. Jahrg. 1909, Nr. 9—12; 12. Jahrgang 1910, Nr. 1—9.
- Mühlhausen i. Thür. Mühlhäuser Altertumsverein. M. Geschichtsblätter, Jahrgang XI, 1910/11.
- München I. Bibliothek der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften. Sitzungsberichte der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften; philosophisch-philologische und historische Klasse. Jahrgang 1910 Nr. 1—14, Jahrgang 1911 Nr. 1—4.
- II. Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Korrespondenzblatt, 40. Jahrgang 1909; 41. Jahrgang 1910.
- III. Deutscher und österreichischer Alpenverein. Zeitschrift, Jahrgang 1910, 41. Band; Mitteilungen Nr. 1—16, 1911.
- IV. Geographische Gesellschaft. Mitteilungen, VI. Band, 1. und 2. Heft 1911.
- V. Historischer Verein für Oberbayern. Altbayerische Monatschrift, 10. Jahrg. 1910, Heft 1—6. Oberbayerisches Archiv. 55. Band 1910, Heft 1—4.
- VI. Kgl. bayr. Kriegsarchiv. Darstellungen aus der bayrischen Kriegs- und Heeresgeschichte, Heft 19 (1910).
- VII. Kgl. bayr. Nationalmuseum.
- VIII. Münchener Altertumsverein.

- Neuburg a. D. Historischer Filialverein. Neuburger Kollektaneenblatt. 73. Jahrgang 1909.
- Nürnberg. Germanisches Museum. Anzeiger, Jahrgang 1910, Heft 1—4. Mitteilungen, Jahrgang 1910, 1. Band.
- Nürnberg. Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg. Mitteilungen, 19. Band 1911.
- Prag. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Mitteilungen, 48. Jahrgang 1910, 49. Jahrgang 1911.
- Ravensburg. Schwäbisches Archiv. 29. Jahrgang 1911, Nr. 1—9.
- Regensburg. Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg.
- Riga. Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands.
- Salzburg. Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Mitteilungen, 50. Band 1910, zugleich Festschrift zur Feier ihres halbhundertjährigen Bestandes. 1. Band, Inhaltsverzeichnis zum 49. und 50. Band.
- St. Gallen. Historischer Verein des Kantons St. Gallen.
- Schaffhausen. Historisch-antiquarischer Verein. 17. Neujahrsblatt 1911.
- Schwerin. Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. 75. Jahrbuch mit Jahresbericht 1910.
- Sigmaringen. Verein für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern.
- Speyer. Historischer Verein der Pfalz. Mitteilungen, 31. Band 1911.
- Stettin. Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde. Baltische Studien, Band XIV, 1910.
- Strasbourg i. G. Historisch-literarischer Zweigverein des Vogesenklubs. Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens. 26. Jahrgang 1910.
- Stuttgart. I. Kgl. Geheimen Haus- und Staatsarchiv.
- II. Kgl. Württ. Statistisches Landesamt. Deutsches meteorologisches Jahrbuch 1910; Nachrichten von der Hohenheimer Erdbebenwarte 1910; Ergebnisse der Arbeiten der Drachenstation im Jahre 1910.
- III. Württembergischer Anthropologischer Verein. Fundberichte, 28. Jahrg. 1910.
- IV. Württembergische Kommission für Landesgeschichte. Württ. Vierteljahrshefte, 19. Jahrgang, Heft 3 und 4; 20. Jahrgang Heft 1 und 2.
- V. Württembergischer Verein für vaterländische Naturkunde. Jahresheft, 66. Jahrgang 1910 mit 14 Tafeln und 1 Beilage, 67. Jahrgang 1911 mit 7 Tafeln und 1 Beilage.
- Ulm a. D. Verein für Kunst und Altertum.
- Vaduz. Historischer Verein für das Fürstentum Liechtenstein. Jahrbuch, 10. Band 1910.
- Washington. Smithsonian Institution. Classified List of Smithsonian Publications 1908. Annual Report 1909. Smithsonian Report for 1909. Nr. 1955. 1960. 1961. 1962. 1963. 1964. 1965. 1966. 1967. 1968.
- Wernigerode. Harzverein für Geschichte und Altertumskunde. Zeitschrift, 43. Jahrg. 1910, 2.—4. Heft; 44. Jahrgang 1911, 1., 2. und 3. Heft.
- Wien I. Altertumsverein. Berichte und Mitteilungen, Band XLIII, mit 9 Textillustrationen und 7 Tafeln. Monatsblatt IX. Band 1910.
- II. K. k. heraldische Gesellschaft „Adler“. 21. Jahrbuch 1911. Monatsblätter 1910, Nr. 356—360; Jahrgang 1911, Nr. 361—367.
- III. Verein der Geographen an der Universität Wien. Bericht über 35. und 36. Vereinsjahr 1909/1910.
- IV. Verein für Landeskunde von Niederösterreich. 1) Topographie von Niederösterreich, 7. Band 1910. 2) Monatsblatt, 9. Jahrgang 1910 Nr. 1—12. 3) Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, neue Folge 8. Jahrgang 1909; 9. Jahrgang 1910.
- Wiesbaden. Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Mitteilungen. Annalen, 39. Band 1909; Mitteilungen 13, Jahrgang 1909/1910.
- Winterthur. Stadtbibliothek. Neujahrsblatt von der Bürgerbibliothek in Winterthur, 246. Heft. Schloß Widen von Emil Stauber, II. Teil 1910. Mitteilungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Winterthur, VIII. Heft, Jahrgang 1909/1910.



- Worms. Wormser Altertumsverein. Monatschrift „Vom Rhein“, 9. Jahrgang 1910.
- Würzburg. Historischer Verein von Unterfranken und Aschaffenburg. Archiv, 51. Band 1909 und Jahresbericht 1908.
- Zürich I. Allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz. Jahrbuch, 35. Band 1910.
- II. Antiquarische Gesellschaft (kantonale Gesellschaft für Geschichts- und Altertumskunde).  
Neujahrsblatt Nr. 75, das römische Kastell Jegenhausen.
- III. Schweizerisches Landesmuseum. Jahresbericht, 18. Band 1909; 19. Band 1910.  
Anzeiger für schweizerische Altertumskunde, 12. Band 1910, Heft 1—4.
- IV. Schweizerische meteorologische Zentralanstalt der naturforschenden Gesellschaft. Annalen,  
46. Jahrgang 1909.

Friedrichshafen a. B., im August 1911.

Der Bibliothekar: Fr. Kuhn.

## Schenkungen an die Vereinsbibliothek.

Vom Bodenseeverkehrsverein durch Vermittlung des Vereinspräsidenten Herrn Hofrat Schützinger in Lindau i. B.:

- 1) Der Bodensee, Sonderdruck der „Illustrierten Zeitung“ Leipzig, illustriert von Manuel Wielandt (Bodensee-Nummer 1910).
- 2) Der Bodensee, illustrierter Führer, herausgegeben vom Bodenseeverkehrsverein, 1., 2. und 3. Auflage.

Von Herrn Adolf Brinzinger, Stadtpfarrer, in Oberndorf a. N.:

- 1) Die Insel Reichenau in ihren Beziehungen zur Wissenschaft und Kunst von Adolf Brinzinger, Oberndorf a. N., Buchdruckerei „Schwarzwälder Bote“ 1909.
- 2) Die Wandgemälde der Reichenauer Malerschule in Oberzell, Niederzell, Burgfelden und Goldbach von Stadtpfarrer Adolf Brinzinger in Oberndorf a. N. Separat-Abdruck aus dem „Archiv für christl. Kunst“, Organ des Rottenburger Diözesankunstvereins 1911, Nr. 4—9. Stuttgart, Druck der Aktiengesellschaft „Deutsches Volksblatt“.

Von Herrn E. Drexler, Kaplan in Weingarten:

Festgruß zum Blutfreitag in Weingarten, 26. Mai 1911, mit einer Beschreibung der Deckengemälde des Münsters in Weingarten in Württemb.

Von Herrn Dr. Hamma, kais. Musikdirektor in Mez:

Die Hohenburge und ihre Abzweigungen. Eine historisch-kritisch-genealogische Studie zur Grundlegung einer Familienchronik der „Hamma“ in Fridingen a. d. Donau. Mez 1910.

Vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen in St. Gallen:

Die Darlehen St. Gallens an schwäbische Städte beim Ausgange des 30 jährigen Krieges. Dem Verein für Geschichte des Bodensees u. s. U. zur 42. Jahresversammlung zu St. Gallen 3. und 4. September 1911 gewidmet vom historischen Verein des Kantons St. Gallen.

Vom Kreisverband Konstanz:

- 1) Protokoll über die Verhandlungen der 46. Kreisversammlung des Kreises Konstanz im Stadthausjaale zu Konstanz am 28. und 29. April 1911.
- 2) Vorlagen des Kreisauschusses an die 46. Kreisversammlung zu ihrer ordentlichen Sitzung am 28. und 29. April 1911.

Von der Kungl. Vitterbets Historie och Antikuitetsakademien in Stockholm:

Sophus Bugge: Der Runenstein von Rök in Östergötland, Schweden.

Von Herrn Prof. Dr. Robert Lauterborn in Ludwigshafen a. Rh.:

- 1) Cystenbildung bei *Canthocamptus microstaphylinus* von R. Lauterborn und E. Wolf, Sonderabdruck aus dem „Zoologischen Anzeiger“, Bd. 34, Nr. 5.
- 2) Eine neue Gattung der Schwefelbakterien (*Thioploca* Schmidlei). Sonderabdruck aus den Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft, Jahrg. 1909, Heft 5, Band 25.
- 3) Die Vegetation des Oberrheins von R. Lauterborn. Sonderabdruck aus: Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg. N. F. X. Band, 4. Heft. Heidelberg 1910.

Von Herrn Medizinalrat Th. Lachmann in Überlingen:

Hohenfels, Alt- und Neuhohenfels. Burg und Landschaft. Geschichte und Lage. Mit sechs Illustrationen. Von --. Vom Kurkomitee in Überlingen herausgegeben. 1910.

Von Herrn Apotheker Mehl in Konstanz:

2 Exemplare „Offizielles Programm zum Schwäbischen Überlandflug“ unter dem Protektorat Sr. M. des Königs von Württemberg, Eßlingen-Friedrichshafen 10./13. September 1911.

Von Herrn Dr. R. D. Müller, Justizassessor, in Ravensburg:

Die Beziehungen des Ravensburger zum Ulmer Stadtrecht im 14. Jahrhundert von R. D. Müller. Separatabdruck aus den Württ. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, N. F. Bd. XVIII 1909.

Vom Museumsverein in Lindau i. B.:

Neujahrsblätter, Nr. 1. Das gefellige Leben in Lindau während des 19. Jahrhunderts von Dr. R. Wolfart, Pfarrer und Stadtarchivar in Lindau i. B. Lindau 1911.

Von Herrn W. Schmidle, Direktor der Oberrealschule in Konstanz;

- 1) Postglaziale Ablagerungen im nordwestlichen Bodenseegebiet von W. Schmidle in Konstanz mit 2 Textfiguren. Separatabdruck aus dem neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Jahrgang 1910, Band II, Stuttgart 1910.
- 2) Ueber den Rückzug des Würmgletschers im nordwestlichen Bodenseegebiet von W. Schmidle, Meersburg. Separatabdruck aus dem Zentralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Jahrg. 1907, Nr. 9, Stuttgart 1907.
- 3) Ueber Nibel- und Talbildungen am nordwestlichen Bodensee von W. Schmidle, Separatabdruck aus den Mitteilungen der Großh. Bad. Geologischen Landesanstalt, VI. Band, 1. Heft 1908. Verlag Winter, Heidelberg.

Von der Firma Siemens & Halske, Kabelwerke in Berlin:

- 1) Ein Album mit Ansichten von der Verlegung des ersten Fernsprechkabels nach dem Pupinsystem in den Bodensee 1906.
- 2) Ueber das im Bodensee verlegte Fernsprechkabel mit Selbstinduktionsspulen nach dem Pupinschen System von Dr. Ebeling, Berlin 1907.

Vom Stadtmagistrate zu Lindau i. B.:

Verwaltungsbericht des Stadtmagistrates Lindau i. B. für das Jahr 1908/09.

Vom Stadtschultheißenamt Ravensburg:

Führer durch die Naturalien-, Kunst- und Altertumsammlungen in Ravensburg 1910.

Vom Verkehrsbeamtenverein Friedrichshafen a. B.:

Nr. 33 der deutschen Eisenbahnbeamtenzeitung vom 17. August 1911 mit einer Abhandlung „Zur Frage der Schaffung einer württembergisch-schweizerischen Dampffahrverbindung auf dem Bodensee.“

Von der Volksschule in Konstanz:

Jahresbericht über das Schuljahr 1910/11 mit einem Rückblick auf die „Entwicklung der Konstanzer Volksschule und Fortbildungsschule in den letzten 100 Jahren.“ Konstanz 1911.

Von Herrn Geheimrat Dr. Ernst Wagner in Karlsruhe:

Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden, bearbeitet von Dr. Ernst Wagner. Zweiter Teil. Das badische Unterland. Tübingen 1911.

Von Herrn Dr. Karl Wolfart, Pfarrer, in Lindau:

Illustrierter Führer durch Lindau im Bodensee, klimatischer Kurort und Seebad, von Herrn Dr. Karl Wolfart. Lindau 1911.

Den freundlichen Spendern sei hiemit herzlich gedankt für diese reichlichen Zuwendungen mit der höflichen Bitte, auch fernerhin unserer Vereinsbibliothek wohlwollend gedenken zu wollen.

Friedrichshafen, im November 1911.

Der Bibliothekar: **Fr. Aufr.**

# Erwerbungen für die Bibliothek.

## a) Durch Kauf.

- 1) Dr. Konrad Beyerle, Grundeigentumsverhältnisse und Bürgerrecht im mittelalterlichen Konstanz. Eine rechts- und verfassungsgeschichtliche Studie mit einem Urkundenbuche und einer topographischen Karte. I. Band 1. Teil, Das Salmannenrecht. II. Band, Die Konstanzer Grundeigentumsurkunden der Jahre 1152—1371. Heidelberg 1902.
- 2) Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch. Auf Grund der von Adelbert von Keller begonnenen Sammlungen und mit Unterstützung des württembergischen Staates bearbeitet. 31.—35. Lieferung (Schlußlieferung des dritten Bandes). Tübingen 1911.
- 3) Dr. Konrad Gröber, Geschichte des Jesuitenkollegs und Gymnasiums in Konstanz. Konstanz 1904.
- 4) Illustrierte Zeitung Leipzig, Sondernummer „Der Bodensee“, Kulturbilder aus Deutschland 1910.
- 5) J. B. Richter, Langenargen und seine Geschichte, dargestellt von —. Im Verlage der Gemeinde Langenargen 1911.
- 6) Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg von Dr. Eugen Gradmann. Inventar 42.—44. Bfg. Donaukreis, Oberamt Blaubeuren. Bearbeitet von Julius Baum, Ehlingen. 1911.
- 7) Dr. A. Schütz, Urgeschichte Württembergs, eine kurzgefaßte Darstellung mit einer erdgeschichtlichen Einleitung von Prof. Dr. C. Fraas, mit 54 Textillustrationen. Stuttgart 1911.
- 8) Wilh. v. Scholz, Der Bodensee, Wanderungen, mit 8 Vollbildern. Stuttgart 1910.
- 9) Dr. Georg Lumbült, Das Fürstentum Fürstenberg von seinen Anfängen bis zur Mediatisierung im Jahre 1806.
- 10) P. Peter Zierler, Das Kapuzinerkloster in Ravensburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation in Oberschwaben. Ravensburg 1910.

## b) Durch Tausch.

Von der Schweizerischen Landeshydrographie in Bern: Die Entwicklung der Hydrometrie in der Schweiz. Im Auftrage des Eidgenössischen Departements des Innern bearbeitet und herausgegeben vom Eidgenössischen hydrometrischen Bureau. Großfolio. Bern 1907.

Friedrichshafen a. B., im September 1911.

Fr. Fuhr, Bibliothekar.

## Schenkungen an das Zeppelinkabinett.

- 1) Von Ihrer Kgl. Hoheit Frau Prinzessin Therese von Bayern in München:  
1 gerahmtes Bild, darstellend eine eigenhändige photographische Aufnahme der Begrüßung des Prinzregenten Luitpold von Bayern durch Graf Zeppelin nach der glücklichen Landung des Z I in München am 2. April 1909.
- 2) Vom Deutschen Museum in München:  
1 gerahmtes Triptychon: Reproduktion des vom Prinzregenten von Bayern dem deutschen Museum gestifteten Oelgemäldes „Landung des Z I in München in Gegenwart Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern.“ 35 : 55.
- 3) Vom Kunstverlag Gustav Eyb in Stuttgart:  
Reproduktionen von Kunstmaler Zeno Diemer in München:
  - a. 1 gerahmte Kupfergravüre mit Widmung, darstellend: Fahrt der Reichstagsmitglieder mit dem Z III über dem Bodensee, 4. September 1909.
  - b. dasselbe Bild ungerahmt in Kohledruck 75 : 71.
  - c. 1 Bild „Graf Zeppelins historische Luftfahrten“ in Kohledruck 165 : 64.
  - d. dasselbe in Farbendruck 65 : 40.
  - e. 1 Gravüretintodruck „Z II im Gewittersturm über dem Rhein“ 48 : 36.
  - f. 1 Kohledruck „Ueber den Wolken“ 41 : 33.
  - g. 1 Gedendblatt „Die Pioniere der Luftschiffahrt“, zusammengestellt und bearbeitet von Hermann W. A. Mödebeck, Oberstleutnant z. D. in Berlin 99 : 79.
  - h. 1 Speisekarte für das Luftschiff Schwaben mit kolorierter Bignete „Luftschiffstation Manzell.“ 35 : 25.
- 4) Von Freifrau A. v. Freydorf geb. Freiin von Kornberg in Karlsruhe:  
1 Album „Zeppelingeächte“ aus bedeutungsvollen Tagen dem genialen Erfinder in hoher Verehrung zugeeignet.
- 5) Von Kunstglasermeister A. Hohl in Friedrichshafen a. B. ;  
2 Glasgemälde „Graf Zeppelin“ und „das Luftschiff über dem königlichen Schlosse“ 40 : 40.
- 6) Vom Verlage G. Hirth, G. m. b. H. in München:  
12 Nummern der Zeitschrift „Jugend“, Karikaturen und Satyren über Graf Zeppelin enthaltend.
- 7) Von Gebr. Hirsch, großh. Hofphotographen in München und Karlsruhe:
  - a. 1 Photographie in Mappe „Prinz Ludwig von Bayern und Graf Zeppelin in der Parvevalballonhalle.“ 16 : 23.
  - b. desgleichen „Prinz Ludwig und Graf Zeppelin in dem Parvevalluftschiff.“ 16 : 23.
- 8) Vom Verlage der „Luftigen Blätter“ in Berlin:  
20 Nummern der „Luftigen Blätter“, Karikaturen und Wize über Graf Zeppelin enthaltend.
- 9) Von Herrn Kaufmann Eduard Schwarz in Friedrichshafen:  
1 Maschinenteil vom Z IV mit Schmelzspuren von der Echterdinger Brandkatastrophe.
- 10) Vom Verlage des „Simplicissimus“ in München:  
14 Nummern der Zeitschrift „Simplicissimus“ mit Zeppelinkarikaturen und Wizen.

- 11) Von Herrn Hermann G. Stachow, Hamburg 39:  
2 Zeitungsausschnitte aus dem „Hamburger Fremdenblatt“ und dem „Berliner Tageblatt“ über „Sturmfahrt und Schiffbruch des LZ 7“, sowie 10 Ansichten von diesem Luftschiff.
- 12) Von der Firma Margarete Steiff, G. m. b. H. in Giengen a. Br.:  
a. 1 Steiff-Koloplan (Flugdrachen) mit Aufschrift „Hurra Zeppelin“.  
b. 1 Karikaturpuppe „Onkel Zeppelin“.
- 13) Von Herrn R. Wehrhan, Frankfurt a. M.:  
1 Sonderabdruck aus der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 24. Jahrgang, 6. Heft 1910. „Kinderlieder und Kinderreime über Zeppelin und seinen Ballon von R. Wehrhan.“
- 14) Von Sr. Excellenz Herrn Dr. ing., Dr. phil. General Graf v. Zeppelin, Friedrichshafen:  
1 Ölporträt des Grafen v. Zeppelin in ganzer Figur, gemalt von Kunstmaler Emerich in Markdorf.

Allen den freundlichen Spendern, die in freigebiger Weise mitgeholfen haben, den Grundstock für ein Zeppelimumuseum zu legen, sei hiemit herzlichst gedankt. Möge sich die neue Sammlung auch fernerhin der Gunst der Zeppelin-Verehrer erfreuen!

Friedrichshafen, im September 1911.

Bibliothekar **F. Kuhn**, Postsekretär.

---

## Erwerbungen für das Zeppelinkabinett.

1 Sammelmappe mit 64 photographischen Aufnahmen von Luftschiffen aus den Jahren 1901—1911, zusammengestellt und beschrieben von Postsekretär F. Kuhn, Friedrichshafen.

Friedrichshafen, im September 1911.

Bibliothekar **F. Kuhn**, Postsekretär.

# Verzeichnis der Versammlungen

des

## Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.

1.	Versammlung in Friedrichshafen . . . . .	am 19. Oktober	1868.
2.	" " Lindau . . . . .	" 13. September	1869.
(Im Jahre 1870 fand wegen des deutsch-französischen Krieges keine Versammlung statt.)			
3.	Versammlung in Konstanz . . . . .	am 3. und 4. September	1871.
4.	" " St. Gallen . . . . .	" 29. " 30. "	1872.
5.	" " Bregenz . . . . .	" 14. " 15. "	1873.
6.	" " Ravensburg . . . . .	" 20. " 21. "	1874.
7.	" " Überlingen . . . . .	" 26. " 27. "	1875.
8.	" " Korschach . . . . .	" 24. " 25. "	1876.
9.	" " Meersburg . . . . .	" 2. " 3. "	1877.
10.	" " Radolfzell . . . . .	" 15. " 16. "	1878.
11.	" " Arbon . . . . .	" 14. " 15. "	1879.
12.	" " Friedrichshafen . . . . .	" 5. " 6. "	1780.
13.	" " Lindau . . . . .	" 11. " 12. "	1881.
14.	" " Meersburg . . . . .	" 3. " 4. "	1882.
15.	" " Stein am Rhein . . . . .	" 23. " 24. "	1883.
(Im Jahre 1884 wurde die nach Bregenz geplante Versammlung infolge der Eröffnungsfeierlichkeiten der Aribergbahn verschoben.)			
16.	Versammlung in Bregenz . . . . .	am 13. und 14. September	1885.
17.	" " Konstanz . . . . .	" 12. " 13. "	1886.
18.	" " St. Gallen . . . . .	" 4. " 5. "	1887.
19.	" " Überlingen . . . . .	" 16. " 17. "	1888.
20.	" " Konstanz-Reichenau . . . . .	" 1. " 2. "	1889.
21.	" " Bodman-Überlingen . . . . .	" 31. August und 1. September	1890.
22.	" " Lindau . . . . .	" 16. und 17. August	1891.
23.	" " Korschach . . . . .	" 4. und 5. September	1892.
24.	" " Friedrichshafen . . . . .	" 15. und 16. Juli	1893.
(Feier des 25. Stiftungsfestes.)			
25.	" " Singen-Hohentwiel . . . . .	am 5. und 6. August	1894.
26.	" " Konstanz . . . . .	" 16. September	1895.
27.	" " Bregenz . . . . .	" 6. und 7. September	1896.
28.	" " St. Gallen . . . . .	" 18. und 19. Juli	1897.
29.	" " Ravensburg . . . . .	" 31. Juli und 1. August	1898.
30.	" " Überlingen . . . . .	" 6. und 7. August	1899.
31.	" " Radolfzell . . . . .	" 19. und 20. August	1900.
32.	" " Lindau . . . . .	" 16. September	1901.
33.	" " Arbon . . . . .	" 31. August und 1. September	1902.
34.	" " Friedrichshafen . . . . .	" 30. und 31. August	1903.
35.	" " Konstanz . . . . .	" 31. Juli und 1. August	1904.

36.	Verammlung in Stein am Rhein . . . . .	am 6. und 7. August	1905.
37.	" " Bregenz . . . . .	" 9. und 10. September	1906.
38.	" " Schloß Heiligenberg . . . . .	" 1. und 2. September	1907.
39.	" " Weingarten . . . . .	" 30. und 31. August	1908.
	(Feier des 40. Stiftungsfestes.)		
40.	" " Lindau . . . . .	am 5. und 6. September	1909.
41.	" " Ravensburg . . . . .	" 25. und 26. September	1910.
42.	" " St. Gallen . . . . .	" 3. und 4. September	1911.

(In Verbindung mit der Gesellschaft für Erhaltung schweizerischer Kunstwerke.)





W. Persch

10 3. 70

0136.1719.75

